EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch

V

EGON ERWIN KISCH

Der rasende Reporter
Hetzjagd durch die Zeit
Wagnisse in aller Welt
Kriminalistisches Reisebuch



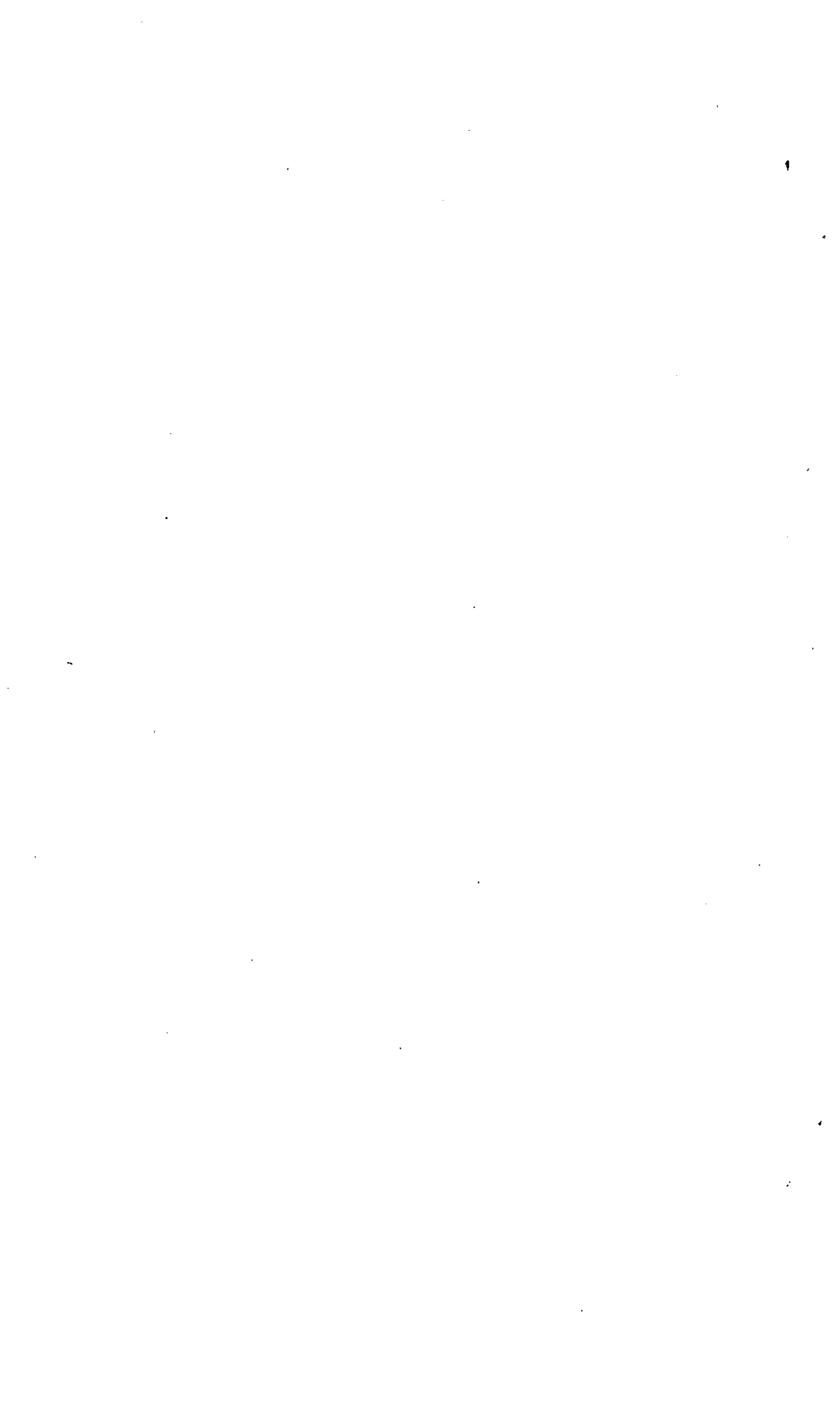
Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1978

3. Auflage 1978

Einbandgestaltung Erich Rohde
Satz Karl-Marx-Werk, Grafischer Großbetrieb, Pößneck V 15/30
Druck und Binden Grafischer Großbetrieb Sachsendruck Plauen
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/99/78
Bestellnummer 610 791 1
DDR 12,– M

DER RASENDE REPORTER



UNTER DEN OBDACHLOSEN VON WHITECHAPEL

Auch die Männer und Burschen, die in schmutzigen Fetzen in den Haustoren und Fenstern der Lumpenquartiere Ostlondons zu sehen sind, sind schon bedauernswert genug. Aber sie haben wenigstens ihre Schlafstelle, sie haben doch das Glück, sich in den niedrigen Stuben mit einigen andern Schlafgenossen auf den Fußboden betten zu dürfen, sie haben also immerhin ein Heim. Sie sind reich gegen die Obdachlosen, die sich müde durch die Schlammdistrikte schleppen; hoffnungslos hoffen sie, von den anderen Armen einige Pence zu kriegen, damit sie nicht auf dem Embankment an der Themse im Froste nächtigen müssen.

Und diese Allerelendsten der Elenden sind noch in Gesellschaftsschichten geteilt, noch unter diesen Obdachlosen bestehen Vermögensunterschiede. Wer sieben Pence erbettelt hat und sie für das Nachtlager zu opfern bereit ist, kann in einem der fünf Lord Rowton Lodging Houses oder in einem der vom Londoner County Council errichteten Bruce Houses ein Kämmerchen mit Bett und Stuhl mieten; wem der Tag nur sechs Pence beschert hat, kann im Volkspalast Logis beziehen und sich bei etwas Phantasie in einen Klub versetzt glauben. Allein wer selbst diese spärliche Zahl von Pfennigen am Abend nicht beisammen hat und gar nicht daran denkt, in den „Casual Wards" das bißchen Nachtquartier am Morgen mit harter Steinklopfarbeit zu bezahlen, der zieht in eines der acht Londoner Heilsarmee-Nachtasyle, von denen natürlich das Whitechapler die traurigsten Gäste beherbergt. Allabendlich wankt ein Zug mühselig, schmutzstarrend, frierend, altersschwach und notgebeugt in die Middlesex Street, die am Sonntag der Tandelmarkt mit lautem Gewoge erfüllt. Hier steht an einer Straßenecke das Asyl der Heilsarmee. Mein Kostüm war mir fast übertrieben zerfetzt erschienen, als ich es angelegt hatte. Ein Blick auf meinen Nachbar belehrte mich eines Besseren. Der Mann,

der hier vor der Eingangstür in seinen Lumpen den Dienst eines Heilsarmee-Funktionärs versah, hielt mich auch noch der Frage wert: „Bett oder Pritsche?"

„Um drei Pence."

„Also Pritsche. Die Treppen hinunter."

So steige ich denn die Stufen zur Unterwelt hinab, während die Reichen, die im Vermögen von fünf Pence waren, es sich oben im Schlafsaal gut gehen lassen können. Am eng vergitterten Schalter, wo mein Name in das Logierbuch eingetragen wird, bezahle ich meine Miete und erhalte eine Quittung darüber mit der Bettnummer 308 zugewiesen. Dann trete ich in den Versammlungssaal ein: ein dreieckiger, großer Kellerraum, von Reihen grob gezimmerter Bänke erfüllt. An der Wand ein Podium mit einem von Wachsleinwand bedeckten Harmonium – anscheinend ist der Abendgottesdienst schon vorbei. Die Kellerdecke ist von sechs Eisenträgern gestützt, längs der Wand verlaufen Heizröhren.

Was die Stadt in ihren tiefsten Abgründen nicht mehr zu halten vermochte, was selbst Whitechapel, dieses Asyl der Desperados aller Weltteile, nicht mehr aufzunehmen gewagt hatte, was zu Bettel und Verbrechen nicht mehr geeignet ist, scheint hier abgelagert worden zu sein. Da sitzen sie und verderben die warme Luft. Der eine schnallt seinen Holzfuß ab und lehnt ihn an die Bank. Der andere macht Inventur, einige hundert Zigaretten- und Zigarrenstummel neben sich ausbreitend. Einer holt aus seinem Schnappsack die Dinge hervor, die er wahllos aus dem Rinnstein aufgelesen: Stücke alten Brotes, den Rumpf einer Puppe, zusammengeballte Zeitungen (er glättet sie sorgfältig), den Rest einer Brille, das Rudiment eines Bleistiftes. Einer bindet sein Bruchband zurecht, einer wickelt seine Fußlappen ab, einer verdaut hörbar – alle Sinne werden gleichzeitig gefoltert.

Die Mehrzahl der Gäste sind Greise, mit grauen Haarsträhnen, zerzaustem Bart und Augen, die sich nicht mehr zu der Arbeit aufraffen können, einen Blick zu tun. Teilnahmslos starren sie ins Leere. Nur wenn ein Essender oder etwas Eßbares in den Bannkreis dieser Augen kommt, flackert in den matten Pupillen Leben auf, und sie richten sich gierig, neidisch, sehnsüchtig auf den Schmaus.

Am Schalter der Kantine hängt ein Zettel, auf dem steht, zu welcher Stunde Mahlzeiten erhältlich sind, jedoch man kann die Schrift nicht lesen, denn eine Armee von Mauerasseln hockt auf dem Papier. Der Kantineur ist einäugig. Vielleicht ist er – wie die meisten Funktionäre der Heilsarmee – früher selbst ein Obdachloser gewesen und hat in einer der blutigen Schlachten, die im Bereich des einstigen Jago Court noch heute manchmal entbrennen, sein Auge verloren. Nun reicht der bekehrte Polyphem den Hungrigen Speise und Trank. Ein Stück Brot kostet einen Farthing – die Scheidemünze, die man im übrigen England gar nicht mehr kennt, hat hier ihren Geldwert. Jede der übrigen Speisen ist für einen halben Penny zu haben. Auf Tassen aufgeschichtet, liegen geräucherte und gesalzene Heringe, aus einem Kessel wird ein Blechgefäß mit Suppe gefüllt, aus einer Schüssel reicht man dem Käufer eine Portion Haferschleim, und aus einem an der Wand stehenden Kupfersamowar strömt beim Aufdrehen des Hahnes fertiger Tee. Von Zeit zu Zeit schreitet ein Asylbediensteter die Bankreihen ab, um die geleerten Schalen zu sammeln.

Ich hatte schon gehofft, auf meiner Bank angekleidet schlafen zu können. Aber es sollte schlimmer kommen. Um halb neun Uhr abends schrillt ein Pfiff, und es wird verkündet: „In die Schlafsäle." Barfüßig, die zertrümmerten Stiefel in der Hand, verlassen alle das Lokal. Der Einbeinige macht sich nicht erst die Arbeit, seinen Holzfuß wieder anzuschnallen: mühselig hüpft er auf einem Bein hinaus. An der Stiege müssen wir einem Kontrolleur unsere Zettel vorzeigen. „Beds No. 211–321" steht auf einer Tür. Wir sind also zu Hause. Der Raum, den wir betreten, ist genau über unserem bisherigen Aufenthaltsort gelegen und diesem vollständig kongruent. Jetzt aber haben wir nicht mehr das Gefühl, in der Hölle zu sein; jetzt sind wir in einer Gruft. Vom Gewölbe brennen zwei oder drei Lämpchen düster und gespenstisch auf lange Reihen schwarzer Särge herab, die auf niedrigen Katafalken ruhen. Das sind – um sich des auf die Türe geschriebenen Euphemismus zu bedienen – die „Betten". (Der Mann am Eingang hatte mir von Pritschen gesprochen.) Ich rechne im Kopfe: 321–211 = 110. Hundertzehn enge Truhen, mit einem Überzug aus schwarzer Wachs-

leinwand bedeckt. Darunter ein Bettuch und ein Polster aus Drelleinen, dessen unheilvolles Grau möglicherweise nur davon herrührt, daß es zu oft gewaschen wurde.

Und schon beginnt der Totentanz. Meine Zimmerkollegen haben ihre Lumpen von sich geworfen, nun stehen die vielen, vielen Gerippe nackt oder in Totenhemden an ihren Särgen und lupfen ihr Bahrtuch zurecht. Dann schlüpfen sie in ihre Ruhestätte.

Manche suchen erst mit einem brennenden Streichhölzchen ihr Lager ab. Haben diese von tausendfältigen Bissen und Stichen des Lebens zerfleischten Leiber noch aus längst vergangenen besseren Tagen den Abscheu vor dem Ungeziefer gerettet? Oder aber wollen sie diese Empfindlichkeit nur vortäuschen? Es wird kaum mehr als „Hochstapelei" sein. Denn alle die Suchenden legen sich schließlich in die ihnen zugewiesene Schachtel zur Ruhe, und es bliebe ihnen ja doch auch dann nichts anderes übrig, wenn ihr Suchen von noch so großem Erfolg begleitet gewesen wäre.

Ich möchte gern warten, bis das Licht verlöscht, damit ich unbemerkt in Kleidern und Stiefeln ins Bett schlüpfen kann. Aber leider hat sich zwischen meinem Nachbar zur Linken, einem ungefähr zwanzigjährigen Rowdy, und einem etwas älteren Kollegen ein Gespräch entsponnen, das sich neben meinem Bette abspielt.

„Woher kenne ich dich?" fragt der Ältere. „Ich kann mich nicht erinnern."

„Aus Pentonville." Der Junge sagt das ostentativ laut. Anscheinend will er, es mögen auch andere vernehmen, daß er schon im Zuchthaus war.

„Bist du schon lange draußen?"

„Oh, seither war ich wieder im Police Court."

„Wie kamst du heraus?"

„Danny Rowlett stood bail for me."

„Weshalb?"

„Er brauchte mich." Das ist noch stolz gesagt, und mehr verrät der Junge nicht.

Der Ältere gibt sich keineswegs mit der Auskunft zufrieden, daß Danny Rowlett sein Vorrecht, steuerzahlender Bürger Londons zu sein, zur Bürgschaft für den jungen Kriminellen nur verwendet habe, weil er diesen brauchte. Das hatte auch

ich mir schon gedacht, obwohl ich nicht die Ehre habe, den Mister Danny Rowlett zu kennen, dessen Diminutivtaufname darauf schließen läßt, daß er in den Kreisen derer von Pentonville eine gewisse Popularität genießt. Wozu jedoch hat er meines Bettnachbarn so dringend bedurft? Ich werde es nie erfahren. Wohl aber erfährt es der Zuchthauskollege. Mein Anrainer hat ihn wichtigtuerisch mit einem längeren Blick geprüft, und nun beginnen sie zu tuscheln. Ich sehe mich gleichermaßen um die Fortsetzung des Gespräches wie um meine Nachtruhe in Kleidern betrogen. Warten kann ich nicht gut, denn das Geschäft am Nebenbett mag noch lange dauern. Wahrscheinlich hat Danny Rowlett durch seine Bürgschaft den jungen Mann aus der Zelle im Polizeigefängnis nicht deswegen befreit, um ihn hier, im Massenquartier von Whitechapel, nächtigen zu lassen. Der opferwillige Bürge hätte ihm doch leicht auch ein schöneres Nachtlager verschaffen können. Der Grund, weshalb der gute Boy zur Armee des Heiles zu Gaste kam, wird also ein geschäftlicher sein. Er sucht einen Kompagnon.

Ich muß mich dazu bequemen, dem älteren der Burschen den Tausch unserer Lagerstätte vorzuschlagen, damit er besser mit seinem Associé verhandeln könne und mich nicht weiter störe. Der Mann nimmt an, ohne meine Freundlichkeit besonders zu quittieren – er empfindet sie zweifellos als einen Akt des Respekts, der ihm, dem Absolventen von Pentonville, von Rechts wegen zukommt. Mit einer knappen Handbewegung zeigt er mir sein Bett, das von nun an meines ist.

Meine neuen Nachbarn sind längst in den Chor des Schnarchens eingefallen, der den Saal hundertstimmig erfüllt. Der eine hat die schwarze Wachsleinwanddecke über den Kopf gezogen, des andern zerzauste Gehirnschale lugt aus dem grauen Groblinnen schaurig hervor. Die Lichter verlöschen, und nur das schwerfällige Knarren von hundert Särgen sagt mir, daß ich in Gesellschaft bin. Manchmal dringt ein Anfall von verzweifeltem Husten zu der Truhe herüber, in der ich, auf meinen Arm gestützt, gerne einschlafen möchte.

Früh um sechs Uhr: ein Pfiff. In den Särgen zuckt es, dann tauchen Schädel auf, Knochen recken sich empor, von Strah-

len des Morgens fahl beleuchtet. Wie Lebende reiben sich diese Toten die Augen und strecken sich. Dann stehen sie auf und ziehen die Lumpen an, die sie abends über den Stuhl gelegt haben. „In den Waschraum", heißt das Aviso. Nur wenige leisten der Aufforderung Folge. Sie sind keine Gecken mehr, sie haben beim Fechten ums Dasein die menschlichen Eitelkeiten abzulegen gelernt. Im Waschsaal, an den braunirdenen Wasserbecken, stehen meist nur jüngere Kollegen, die der kosmetischen Wirkung des Waschwassers in ihrem Berufe als Geliebte ihrer Geliebten nicht entraten können. An Rollen hängen lange hellgraue Handtücher für viele. Nun geht es wieder hinunter in den Kellerraum, woher wir abends gekommen sind. Ein Mann von der Heilsarmee liest ein Gebet, es folgt eine kurze fromme Ansprache und wieder ein Gebet. Jetzt kann man um einen Halfpenny Tee und um einen Farthing Brot erhalten, und das Tor öffnet sich. Endlich, denke ich und atme der Luft entgegen. Die andern aber ducken sich vor dem ersten Hieb der Kälte.

EIN SPAZIERGANG AUF DEM MEERESBODEN

Die Taucherplätte fährt, gefolgt vom Ambulanzwagen für Taucherunfälle, auf dem die Dekompressionskammer ist, zur Suchstelle. Dort wird das Lot ausgeworfen. Siebzehn Meter zeigt die Senkschnur.

Ich bin abergläubisch, und siebzehn ist – wie ich schnell ausrechne – die Summe von dreizehn und der an sich bedeutungslosen Zahl vier. Die „Dreizehn" stört mich – kein gutes Omen. Aber jetzt ist nichts mehr zu machen. Ich bin nicht schuld, wenn es schlecht ausgeht. Der Taucher von Schiller ist schuld mit seiner Wichtigtuerei und seinem ewigen Abraten: „Da unten aber ist's fürchterlich, und der Mensch versuche die Götter nicht ..." und so weiter. Ich lasse mir aber nun einmal nicht abraten. Justament nicht.

Und den Gürtel werf ich, den Mantel weg und auch Gamaschen, Stiefel, Rock und Hosen. Es waren keine Ritter da und Frauen, den kühnen Jüngling verwundert zu schauen. Und wennschon: meine Wäsche habe ich ja anbehalten. Darüber kommen noch eine Unterhose und zwei Hemden aus Trikot und außerdem der Taucheranzug. Er ist aus gummigetränktem Stoffe und aus einem Stück geschnitten und paßt für alle Körpergrößen mehr oder weniger. (Mir: weniger.) Über die Schenkel bis zu den Hüften kann man ihn noch selbst hinaufziehen, dann muß man aufstehen, mit angezogenen Ellenbogen die Hände auf den Bauch pressen, und zwei Henkersknechte zerren das Gewand so hoch hinauf, daß der Kautschukkragen den Hals umschließt. In die engen, allzu engen Kautschukmanschetten hilft dir ein Tauchergehilfe mit zwei schuhlöffelartigen Dehnern. Man bedenke: Trikotwäsche, Kautschukmanschetten! Es ist doch gut, daß keine Ritter da sind. Ein gestreifter Zwillichanzug wird übergezogen, das Gummikostüm zu schonen. Na, ich muß ja fein aussehen! Um den Hals und über die Schultern stülpt man mir den metallenen Koller, den kugelrunden

Kupferhelm hebe ich mir selbst auf das Haupt. Der Gummikragen des Anzuges, der Helmkragen und der Helmkopf werden nun von eifrigen Händen und mächtigen Schraubenschlüsseln zu ewiger Einheit geschmiedet. Zum Glück ist das mittlere der drei Rundfenster (ein viertes, ungefähr in Stirnhöhe, ist vergittert) noch offen, so daß ich auf normalem Wege atmen, hören und sprechen kann. Inzwischen sind meine Füße zu Blei geworden, denn riesige Rindlederschuhe mit Sohlen aus diesem Metall wurden mir umgeschnallt, jeder sechs Kilo schwer.

Ich schleppe mich, unfreiwillig die Gangart des Golems kopierend, zur Taucherstiege, die vom Deck ins Meer führt. Allein auf der dritten Stufe habe ich, das Gesicht gegen das Boot gewendet, stehenzubleiben. Ich bin also nur bis zu den Hüften im Wasser und muß meinen Kopf auf das Deck legen – die Schwere des Helmes würde mich sonst umwerfen. Das Bleigewicht der Füße spüre ich nicht so sehr, da sie im Wasser sind. Man hängt mir einen stolzen Orden um den Hals, wie ein Lebkuchenherz aussehend und ebenso groß. Er ist aber keineswegs aus Lebkuchen, sondern aus Blei und wiegt zehn Kilogramm. Das Rückenblei – mir bleibt doch nichts erspart auf dieser Welt! – wiegt sieben. Indes ich, die Stirne reuig auf den Erdboden gepreßt, alles mit mir geschehen lassen muß, schnallt man auf meinem Rücken auch noch den Lufttornister an. Der ist durch den Luftschlauch mit der vierzylindrigen Luftpumpe an Bord der Taucherplätte verbunden und führt durch ein Rohr im Helm und den kleinen Atmungsschlauch in meinen Mund. Guter Tornister, du wirst da unten mein einziger Freund sein, nicht wahr, du wirst für mich sorgen? Du weißt doch: für je zehn Meter Wassertiefe schenkst du mir Luft von einer Atmosphäre mehr. Braver Tornister! (Ich streichle ihn geradezu mit meinen Gedanken.)

Noch ist die Ausrüstung nicht vollendet, die zum „Skafander" – so nennt die Marine den Tauchapparat Rouquayrol-Denayrouze – gehört. Ein Hanftau, die Führungsleine, schlingt man mir mittels eines Leibstiches um die Hüften, Handschellen aus Kautschuk preßt man mir über die Gelenke, damit die Gummimanschetten noch fester anliegen und meine Hand sich blutig rötet, und einen Dolch in bron-

zener Scheide reicht man mir, und ich stecke ihn in den Gürtel. Ha, jetzt sollen sie nur kommen, die Haifische und Delphine – oder die Seeschlange!

Der Tauchermeister dämpft meine kriegerische Stimmung etwas herab. Er ist ein erfahrener Mann, hat schon manches Schiff auf dem Meeresgrund betreten und wurde oft geholt, in Seen und Flüssen des Binnenlandes zu tauchen; unter anderem hat er im Veldeser See nach der versunkenen Glocke gesucht. Er ist ein erfahrener Mann, und auf sein Wort muß man hören, solange das Mittelfenster des Helmes noch offen ist. O weh, wie viele Lehren gibt er mir! Ich muß, um Gottes willen, immer das Mundstück des Atmungsschlauches schön im Munde behalten und kann, um Gottes willen, ja nicht durch die Nase atmen und soll, um Gottes willen, ja nicht die Führungsleine loslassen und darf, um Gottes willen, die Orientierung nicht verlieren, und wenn ich Nasenbluten oder Ohrensausen bekomme, so macht das gar nichts, und ein Ruck an der Führungsleine bedeutet, daß ich den Grund erreicht habe, zwei Rucke, daß ich zuwenig Luft habe und daß man daher oben rascher pumpen müsse, drei Rucke bedeuten Gefahr, vier, daß ich nach rechts, fünf, daß ich nach links, sechs, daß ich zurückgehen will, und ähnliche Dinge. Das hätte er mir früher sagen sollen, der Herr Tauchermeister, dann hätte ich mir's wohl überlegt ...

Aber schon wird an der Luftpumpe gearbeitet, ich habe das Mundstück, das vor mir einige hundert wackere Taucher in den Mund genommen haben, zwischen Zähne und Lippen gepreßt, und das letzte Fenster wird mit erschreckend großen Schlüsseln festgeschraubt. Ade, schöne Luft, die man da oben nach Gutdünken einatmen kann, durch Mund oder Nase, in x-beliebigen Atmosphären ... Ich bin hermetisch von dir abgesperrt, ich sehe dich, aber ich fühle dich nicht mehr! Ade!

Es geht die Treppe abwärts, meine rechte Hand umklammert die Führungsleine, die linke ist frei. Ein paar Stufen, dann hört die Treppe auf, und ich schwebe, schwebe tief hinab. Ich segne das verfluchte Gewicht auf meinen Stiefeln – das bewirkt jetzt, daß ich meine Abwärtsfahrt in aufrechter Haltung zurücklege und mit den Füßen zuerst auf den Meeresboden komme. Nun, ehrlich gesprochen, ich

segne meine Bleisohlen derzeit nicht, ich habe ganz andere Dinge im Kopf.

In Augenblicken der Erregung pflege ich mir vor allem eine Zigarette anzuzünden – daran ist jetzt nicht zu denken. Ich denke zwar doch daran, aber ich weiß, daß es nicht möglich ist, und so verzichte ich. Ich denke also an andere Dinge, an die ich in meinem Leben noch nicht gedacht habe: daß du mir nicht durch die Nase atmest, Kerl, und daß du das Mundstück um Gottes willen nicht aus dem Maul fallen läßt, der Helm, zum Teufel noch mal, ist der Helm schwer! Nein, das ist nicht der Helm, das wird der Wasserdruck sein, siebzehn Meter, keine Kleinigkeit. Nein, auch der Wasserdruck ist es nicht, es ist der Kautschukanzug, der drückt das Blut aufwärts gegen den Kopf und schröpft mich; wie war das doch, was der Tauchermeister sagte, ein Ruck heißt hinaufholen, zwei Rucke heißen, daß ein Haifisch da ist, drei Rucke bedeuten Kautschukmanschetten, vier Rucke, daß ich nach links will ... Aber schließlich gewöhne ich mich daran, auf dem Meeresgrunde zu sein. Ich trete meine Wanderung an und komme mir wie ein Kind im Storchenteiche vor. Nun, da bin ich eigentlich doch schon weiter: Die Nabelschnur fehlt mir nicht, und sogar einen Gummilutscher habe ich im Mund. Nicht verlieren, Bubi, sonst kommt der böse Tauchermeister!

Nur meine Hände sind nackt und greifen in die Nässe, es ist keine Feuchtigkeit zu spüren, bloß zu sehen. Rings um mich überall Wasser, blaues Wasser. Ich gehe trockenen Fußes durch das Meer: Das Wunder, das der Gesamtheit der Kinder Israels widerfahren war, vollzieht sich nun an mir einzelnem. Ich tappe schweren Schrittes über kalkige Steine, Austernmuscheln und Muschelkalk, überwachsen mit Seegras, Algen, Tang, Moos oder Gott weiß was. Dort die Muschel will ich aufheben, sozusagen als Edelweiß des Meeres; ich lege sie mir dann zu Hause auf den Schreibtisch als Andenken für mich, und wenn mich Besucher nach der Besonderheit dieser Muschel fragen, so bemerke ich leichthin: „Ach nichts, die habe ich einmal so vom Meeresgrund aufgelesen, siebzehn Meter unter der Oberfläche."

Ja, hat sich was mit „aufgelesen". Ich knie nieder, um sie „aufzulesen". Aber erstens kann ich sie nicht packen, denn bald greift meine Hand viel zu nahe, bald viel zu weit. Ich

habe zwar in der Schule einmal etwas von der Brechung des Lichtes im Wasser gehört, ohne es zu glauben. Es ist doch so – ich kann die Muschel nicht finden, die ich vor mir sehe. Schließlich finde ich sie. Sie ist aber so fest angewachsen, daß ich sie nicht loskriege. Ruhig fasse ich eine andere – ganz vergeblich, auch die bewegt sich nicht. Na, liegt auch nichts dran, ich kaufe mir morgen irgendeine Muschel und lege sie auf meinen Schreibtisch. Nach ein, zwei Jahren werde ich schon selber steif und fest glauben, daß ich sie vom Meeresgrunde aufgelesen habe.

Ich stehe auf und gehe weiter. Also, dieser Schillersche Taucher, das war ein Lügner: Es wallet nicht und siedet nicht und brauset nicht und zischt nicht, und kein dampfender Gischt spritzt bis zum Himmel, und von Salamandern und Molchen und Drachen, die sich laut Aussage des Mauldreschers der Ballade hier in dem „furchtbaren Höllenrachen" regen sollen, habe ich nichts bemerkt, geschweige denn von einem grausen, zu scheußlichen Klumpen geballten Gemisch des stachlichten Rochens, des Klippenfischs und des Hummers greulicher Ungestalt, auch wies mir nicht dräuend die grimmigen Zähne der entsetzliche Hai, des Meeres Hyäne. Schiller ist da einem Hochstapler tüchtig aufgesessen. Oder hat sein Taucher in submariner Angst in den braven Sardinen so grimmige Meeresungeheuer gesehen? Die schwimmen nämlich wirklich in großen Mengen umher, kommen bis an mein Visier und schauen mir treuherzig in die Augen. Sie halten mich wohl für irgendeines der seltsamen leblosen Dinge, die ihnen in den Kriegsjahren von freundlicher Seite als Spielzeug auf den Meeresgrund gesandt wurden. Da ich mir ein solches Fischlein haschen will, springt es schnell davon. Nach einem mehr als halbstündigen (dreiunddreißig Minuten, um präzis zu sein) Spaziergang komme ich ohne irgendein Corpus delicti an das Tageslicht. Und doch habe ich das Meer von Grund auf gesehen und ein Erlebnis gehabt, das mir nirgends vorgekommen ist, außer heute auf dem Meeresgrunde. Auf die Gefahr hin, daß man mich für einen noch größeren Aufschneider halten werde, als ich den Taucher Schillers, will ich es verraten: Ich bin während der ganzen Promenade keinem Bekannten begegnet.

WIE DER EINBRECHER BREITWIESER ERSCHOSSEN WURDE

Die Verfolger haben Angst vor dem Verfolgten.

Dabei kann es sein, daß die fünfeinhalb Leute, die mit der Bahn zur Jagd hinausfahren, zu spät kommen, erst zum Halali. Denn eine Partie der Jäger und Treiber ist mit dem Auto voraus ins Revier.

Die fünfeinhalb sind der Sukkurs und sollen ganz unauffällig folgen. Vor der Halle des Franz-Joseph-Bahnhofes stehen sie auf den Stufen und warten, bis sich die linke der drei Türen öffnen wird. Sie haben nichts zu tun als so, als ob sie einander nicht kennen würden.

Solcher Müßiggang fällt ihnen sicherlich schwer: In Reichweite sind Burschen, die sich – unbefugterweise – zum Koffertragen anbieten und auf ihren Militärkappen ein Flügelrad angeheftet haben, damit sie dem Reisenden Vertrauen einflößen. Die könnt man so schön schnappen, in flagranti, „Beilegung falschen Amtscharakters".

Wär eh g'scheiter, als da rausfahren, Jagd machen auf aan, was ka Faxen macht ...

Friedliche Passagiere mit Rucksäcken lassen in ihren Gesprächen Namen von Dörfern und Adressen von Bauern fallen, bei denen man gegen Wäsche oder Schmucksachen oder gar bloß Geld Butter eintauschen kann und Kartoffeln und Eier. Sonst würden solche Angaben auch die fünfeinhalb interessieren, denn auch Detektive der Polizeidirektion Wien haben eine Frau, die es ihnen unter die Nase reibt, wenn der Nachbar Lebensmittel nach Hause bringt ...

Wär eh g'scheiter, als da rausfahren ...

Sie lassen es sich nicht anmerken, daß sie Jagdfieber haben, Angst vor dem Wild. Aber man erkennt ihre Angst daran, daß sie sich nichts anmerken lassen wollen. Die Virginia in ihrem Munde verlöscht nicht ...

Endlich öffnet sich die Tür – „Aber net drängeln, meine Hörrschaften, wer wird denn a soo drängeln." – „Oha, Sö

Pimpf, Sö!" –, und man ist vor dem Kassenschalter: „Fahrkartenausgabe zu Lokalzügen bis Tulln". Auf einem Zettel stehen die Abfahrtszeiten, und gegenüber der Herr Göd des Bahnhofs, der selige Franz Joseph im Krönungsmantel, und hält eine halb eingerollte Staatsbeamtenlegitimation in der Hand, bei deren Vorweisung er nur den halben Fahrpreis bezahlen muß. Zu seinem Glück ist er aus Gips und wird nicht nervös von der öden Drängerei und Warterei, auf die alle schimpfen – bis auf die fünfeinhalb, die einander noch immer nicht kennen und riesig phlegmatisch sind. „I? Gor ka Spur!"

Gerät man zu guter Letzt doch in den Waggon, so ist er gespickt voll, und die Füße frieren. Es ist kein Vergnügen, mit der Bahn nach Sankt Andrä-Wördern zu reisen. Ein Verbrecher wird sie kaum benützen, um so weniger, wenn er Radrennpreise errungen hat. Sicherlich setzt er sich, nachdem er in Wien seine Geschäfte erledigt hat, einfach aufs Rad und fährt entlang der Donau oder über Neuwaldegg, an keine Abfahrtszeit gebunden (keinem Gequetsche und keiner kalten Eisenbahnzugluft ausgesetzt, den Fahrpreis ersparend), nach Hause, nach Andrä-Wördern.

Ob er tatsächlich in Andrä-Wördern wohnt?

Hinter Kahlenbergerdorf, in Klosterneuburg, in Kierling, auf den Dünen von Kritzendorf, in Höflein und Greifenstein ist die Mehrzahl der Hamsterer ausgestiegen, der Eisenbahnwagen ist halb leer, die fünfeinhalb kennen einander schon ein wenig, und man kann den Nachbarn leise fragen: ob's auch wirklich ganz gewiß ist, daß ††† in Andrä-Wördern steckt? Ob's nicht ein Aprilscherz ist? (Wir schreiben heute den 1. April 1919.)

Nein, nein, kein Aprilscherz, wie alle gedacht haben, als sie es heute hörten ... Diesmal ist es sicher. Vor drei Wochen hatte man erfahren, daß ††† in der Atzgersdorfer Mühle sei; in der Scheuer hatte er seine Werkstätte. „Wie wir hineinkommen in die Scheune – ist sie leer. Wohin er sich gewendet hat, hat niemand gewußt, trotzdem er alle seine Apparate mitgenommen hat. Wir haben in der Umgebung nachgeforscht nach neuen Mietern – umsonst." Der Waggon hat sich ganz geleert, nur fünfeinhalb Menschen sind noch darin. Man kann einander wieder kennen und un-

geniert sprechen. „Erst gestern haben wir erfahren, daß der Breitwieser" – heraus ist das Wort! – „in einer ganz anderen Gegend steckt. In Sankt Andrä, wo das Haus schon hergerichtet worden ist, wie er noch in Atzgersdorf war."

Und ist das zuverlässig?

„Total zuverlässig! Wir haben schon alles recherchiert. Es ist die sogenannte Käferlsche Villa. Vor zwei Monaten hat sie der Rudolf Schier gekauft, als ‚gewesener Holzhändler' hat er sich ausgegeben. Achtundzwanzigtausend Kronen war der Kaufpreis. Schier hat sie gleich bar bezahlt, ohne zu handeln, hat alles ausmalen lassen, Möbel sind aus Wien angekommen, und zuletzt ist ein verdeckter Streifwagen abends im Hof abgeladen worden. Es ist klar, daß da die Instrumente darin gewesen sind. Na, vielleicht werden wir's heute schon wissen!" An der Virginiazigarre wird fest gesaugt, obwohl sie gar nicht auszugehen droht.

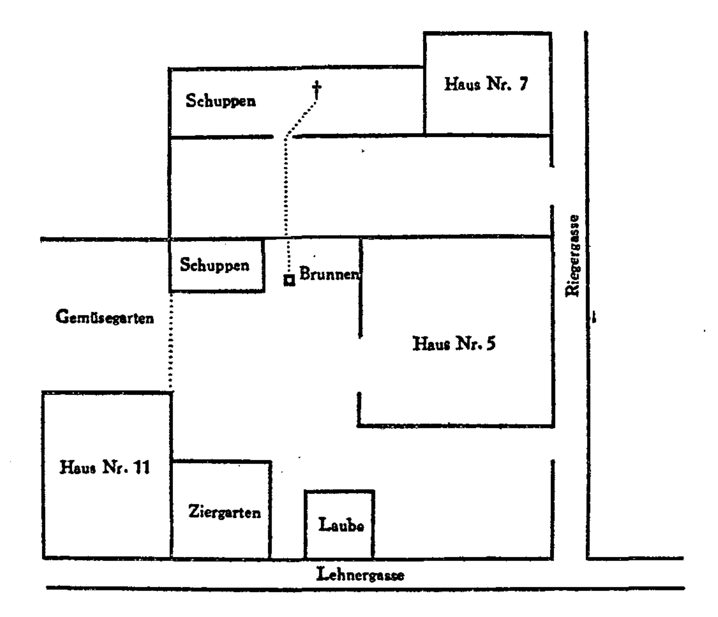
Glauben Sie nicht, daß er Wind bekommen hat und auf und davon ist?

„Heute früh war er noch da, und die Villa ist bewacht – in allen Nachbarhäusern sind unsere Leute. Wenn er jetzt entwischt ist, muß das viel Blut gekostet haben. Schießen tut er gleich!"

Ja, schießen tut er gleich. Zwei von den fünfeinhalb zeigen Wunden, die sie von Breitwieser haben. „Bevur i hin bin, müssen no a paar Kiwerer hinwern." Dies sei sein stereotyper Schwur. Beteuern die Kiwerer hier im Zug.

In Wördern steigen fünfeinhalb Leute aus, die einander anscheinend noch nie gesehen haben. Ein Soldat lungert am Bahnhof und kommt mit einem von ihnen ins Gespräch, wobei er ihm so en passant mitteilt, daß er mit einem anderen im Garten des Hauses Lehnergasse Nummer elf Wache zu halten habe. Dann muß der Soldat mal austreten und trifft auf dem Pissoir zwei Zivilisten, die durch ihn erfahren, daß sie sich an den beiden Ecken der Riegergasse zu postieren haben.

Einzeln geht man vom Dorfe Wördern entlang den Weiden, die die Donau und dann den Hagenbach umsäumen, bachaufwärts bis zum Marktflecken Sankt Andrä. Dort oben ist das Wild, ahnungslos, obwohl die Fallen bereits aufgestellt sind.



Von der Lehnergasse biegt als erste Seitenstraße die Riegergasse ab, eine Linie von Villen, durch Staketenzäune zu einer freundlichen Fassade verbunden. Nummer fünf ist die hübscheste: ein Einfamilienhaus. Die Veranda nimmt die ganze Frontseite ein, durch blaue Glastafeln kommt ihr Licht zu, ohne daß man hineinsehen kann. Wer in das Haus will, muß durch die Türe, die in den Hof führt: das Haustor ist auf der Rückseite. In der Mitte des Hofes steht ein Schwengelbrunnen, an den ein Fahrrad angelehnt ist, links eine Laube und ein Ziergärtchen, rechts ein Holzschuppen. Neben dem Schuppen eine kaum zwei Meter breite Verschalung, mannshoch – der Zaun, der die Breitwieser-Villa vom Haus Riegergasse sieben trennt.

Gegen den Hintergrund zu: eine hohe Planke, hinter der der Gemüsegarten von Lehnergasse elf ist, wohin der Bahnhofssoldat zwei Mann des Sukkurses beordert hat – der Stand, von wo man die Haustüre im Auge hat, den Bau, aus dem man das Wild hervorkommen lassen will, um es zur Strecke zu bringen.

Eindringen, hineinschießen, offen belagern will man nicht. Es würde viele Opfer kosten und viel Zeit, wenn Gefahr gewittert würde.

Desto fester ist das Gehege von der Treiberkette umschlossen. Am Zaun lauern sie, in den Nachbarhäusern, an den Straßenecken. Ein Jagdhund ist dabei. Sie warten, bis das Wild wechseln wird. Ein Mädchen geht in den Schuppen und kehrt, Holzscheite auf dem Arm, ins Haus zurück. Die Verfolger lauern, die den Verfolgten fürchten. Karl Breitwieser, der jüngere Bruder des großen, war schon dreimal im Hof, auch zwei Frauen – Luise Schier und Anna Maxian, ein siebzehnjähriges Mädchen, die Geliebte Johann Breitwiesers, des Einbrecherkönigs.

Nur er selbst, er selbst ist noch nicht ein einziges Mal aus dem Haus getreten. Zwei Uhr wird es, drei Uhr, vier Uhr, drei Viertel fünf . . .

Da – da: „Hände hoch!"

Breitwieser, der sich am Fahrrad zu schaffen machen wollte, zuckt auf. Von hinten, vom Garten schallt die Aufforderung. Er dreht sich um: Auch vom Hoftor her sind Revolvermündungen auf ihn gerichtet. Bleibt nur die Flucht flankenwärts. Ohne Rock, ohne Hosenträger ist er, aber nicht eine Sekunde lang denkt er an Übergabe, jagt davon, mit einem Sprung ist er über dem mannshohen Zaun, die Wirtschafterin der Nachbarsleute, die Wäsche aufhängt, rennt er über den Haufen, will durch das Nachbarhaus auf die Straße, auch hier die Kiwerer, Revolverschüsse krachen, der Verfolgte fürchtet die Verfolger nicht, er reißt seinen Browning aus der Hosentasche, taumelt getroffen; einen Blutstrom verspritzend, springt er in den Schuppen von Nummer sieben und schießt von dort. Von allen Seiten feuert man in die Holzwand, Polizeihund „Ferro" jagt in die Hütte, wirft sein Opfer zu Boden, nun wagen sich auch die Verfolger mit erhobener Waffe hinein. Breitwieser streckt die Hände aus: „Net schießen, i tu eh nix mehr."

Man nimmt seinen Browning, der neben ihm im Stroh liegt. Schmerzverzerrt tastet Breitwieser nach seinen Wunden. Sie schmerzen, obwohl er weiß, daß er jetzt sterben wird.

Karl Breitwieser, der Bruder, hat sich inzwischen ohne

Gegenwehr ergeben. Auch er war im Hof, als das Hands-up-Signal erscholl, sprang in den Holzschuppen, kam aber sofort mit erhobenen Händen hervor. „Nicht schießen!" bat er und ließ sich fesseln, während sein Bruder noch schoß. Die beiden Frauen hatten das Haus von innen versperrt, doch öffneten sie, als die Detektive an den Fenstern erschienen und zu schießen drohten. Einen Überfall aus dem Innern des Hauses befürchtend, schoben die Polizisten den Knaben Karl als Schild vor sich her. Luise Schier und Anna Maxian wurden festgenommen.

Johann Breitwieser wird in die Laube getragen und von dort, da ihn fröstelt, in seine Wohnung; er wird auf den Diwan gebettet, vom Gemeindearzt verbunden und – schon in Agonie – dreifach bewacht im Auto nach Wien gebracht. Die Beute. Halali!

Hausdurchsuchung. Als man in den fensterlosen Teil des Kellers trat, erstarrte man vor Staunen. Hier standen fünf mächtige Kassenschränke – Versuchsobjekte für die streng wissenschaftliche Arbeit in diesem vollkommenen Laboratorium der Technologie; hier lagen Stahl- und Eisensorten, etikettiert und sortiert, zur Materialprüfung; hier waren Hefte und Papiere mit Formeln und Bemerkungen von Breitwiesers Hand; hier hingen in transportablen Schränken Werkzeuge nach der Reihenfolge ihrer Verwendung: Wachstabletten, Schlüsselbunde, Dietriche, Feilen, Schraubenzieher, Brecheisen, Bohrer für Handbetrieb und Schwachstrom, in allen Ausführungen, Größen – Werte von vielen Tausenden. Das meiste: eigenes Fabrikat. Maschinen, Drehbänke, Schraubstöcke, eine Feldschmiede fehlten dem Atelier nicht. Ein autogener Schweißapparat für Hitzeentwicklung von dreitausendsechshundert Grad war vollständig aufmontiert, gebrauchsbereit, die zwei Meter hohe Flasche mit fünftausend Liter komprimierten Sauerstoffs stand daneben.

Oben im Bücherschrank: die technische Bibliothek Breitwiesers; das dreibändige Werk „Der Maschinenbau" von R. Georg, „Das Buch der Technik" von G. Neudeck, Bände der autotechnischen Bibliothek, „Räder und Felgen" von Schmidt und die Bücher „Die autogene Schweißung", „Stahl und Eisen" ...

Diese sachlichen Werke hatte Johann Breitwieser, Einbrecher, Gewalttäter und gewesener Markthelfer, ununterbrochen gelesen und nach ihnen seine exakten chemischen und technologischen Versuche gemacht. Ein Mann der Tat, des Mutes, des Ernstes und der Intelligenz – schade, schade, daß er ein Gewerbe gewählt hatte, das schwierig und gefährlich ist und letzten Endes nichts einbringt als den Tod von der Hand der Verfolger, die den Verfolgten fürchteten!

DIE WELTUMSEGELUNG DER „A. LANNA 8"

I. Von Prag nach Preßburg über die Nordsee

An Bord der „A. Lanna 8", auf hoher See, 8° 30′ ö. L.; 53° 58′ n. B.; 6. Okt. 1920

Preßburg liegt südöstlich von Prag. Also muß man, wenn man von Prag nach Preßburg will, zuerst nördlich fahren, immer nördlich, bis dorthin, wo der europäische Kontinent aufhört, Kontinent zu sein, hinter Hamburg, hinter Cuxhaven, noch immer nördlicher bis in die Nordsee. Und dann nach Westen, auf Kanälen und Flüssen unausgesetzt nach Westen, über die Weser bis zur deutsch-holländischen Grenze und weiter bis zum Rhein ... Das ist so die Logik der Wasserstraßen ...

Preßburg liegt 350 Kilometer von Prag entfernt, etwa 250 von Budweis. Die Moldau hat (bei Hohenfurt) einen Abstand von bloß 35 Kilometern von der Donau (bei Linz). Aber will man von der Moldau auf die Donau, so muß man 2170 Kilometer fahren, „bis Babitz", sechs Wochen lang, acht Wochen lang – ich weiß noch selbst nicht, wie das alles werden soll. Moritzl, wo hast du dein linkes Ohr?

Der Tender „A. Lanna 8", der bisher beschaulich im Holleschowitzer Hafen oder am Frantischek lag oder Elbkähne für die Moldauregulierung schleppte oder Kohlenkähne aus Aussig am Gängelband schleifte, ward plötzlich zu Höherem ausersehen: Zu Baggerungsarbeiten muß er nach Bratislava. Dort soll ein Hafen für zwei Millionen Tonnen ausgebaut werden, und für die Arbeiten braucht man die Moldauflottille. Wie sie hinkommt? Die tschechoslowakischen Eisenbahnbehörden gaben die Auskunft: „Per Bahn geht das nicht." So fuhr „A. Lanna 8" – als erstes Schiff der Republik, das von Prag nach Preßburg auf dem Wasserwege abgeht – am Donnerstag, dem 23. September

1920, um sieben Uhr früh, vom Holleschowitzer Hafen mit sechs Tonnen Kohle ab. Es ging bis Mirschowitz, dann Lobositz und weiter nach Aussig, wo vier Tage Aufenthalt war, bis wir endlich am 30. einen Waggon Kohle von Petschek nehmen konnten. Auch ein Haupter kam hier an Bord, der um 1400 Mark unser Schiff nach Dresden, Coswig, Werben, Lauenburg führte. Am 4. Oktober, um zehn Uhr vormittags, legten wir in Hamburg am Zollkanal an.

Vom Kai des Dowenfleth und von der Wandrahmbrücke schauten die Mädchen in kurzen Röcken interessiert auf den niedrigen Dampfer mit den neuen Farben. Und wir, wir schauten vom niedrigen Dampfer mit den neuen Farben nicht minder interessiert zu den Mädchen in kurzen Röcken auf dem Kai des Dowenfleth und auf der Wandrahmbrücke hinauf.

Ein neuer Lotse kam an Bord, der uns für 1300 Mark über das Wattenmeer nach Wilhelmshaven führen soll, und an der Landungsbrücke stand wieder ein Flußlotse, der uns in Wilhelmshaven erwarten und durch die Kanäle und über Rhein und Main auf die Donau bringen wird; der kriegt 8000 Mark. Der Seelotse besah unsern Kasten mit unverhohlenem Mißtrauen. Aber schließlich (1300 Mark sind viel Geld!) sagte er, es werde schon gehen, und traf einige Sicherheitsmaßnahmen. Eine Abflußgatte für Meerwasser, das bei Seegang auf Deck schlagen könnte, müsse hergerichtet werden; der herbeigeholte Schlosser verlangte dafür 300 Mark, woraufhin wir uns die Abflußgatte selbst in die Bordwand hackten. Das Rettungsboot, bisher frei auf den Klampen ruhend, wurde mit Ketten seefest gemacht. Der Kamin wird durch Trossen gestützt werden müssen, aber vorläufig schieben wir diese Arbeit noch auf, da wir Elbbrücken zu passieren haben. Wir nahmen vier Tonnen Steinkohle, ein Kompaß wurde eingeschifft, die große Seekarte auf dem Kapitänsstand aufgespannt.

Mittwoch, den 6. Oktober, zehn Uhr fünfunddreißig Minuten vormittags, stachen wir, erstes Schiff tschechoslowakischer Flagge, von Hamburg aus in See. Durch den Binnenhafen und den Niederhafen fuhren wir, rechts Sankt-Pauli-Landungsbrücken, die Hallen des Elbtunnels, der

Riesen-Bismarck schaut vom Postament auf den Tender mit der rot-blau-weißen Flagge, dann sind wir en face der Davidstraße, Altona, gestern abend waren wir darin, in ihren Seitenstraßen, Heinrichstraße, Marienstraße, Friedrichstraße bis zur Reeperbahn, Lupanar an Lupanar, eine Welt, in der sich unter dem Schreien von Musikautomaten in Riesenschaukeln und Karussels und Kinos und Hippodromen und Schenken und Schaubuden und Tanzrädern der tollste Weltgroßhandel der Sexualität vollzieht. Steuerbords bleibt hinter unserem Schiff der Steinwärder zurück mit dem verödeten Hapaghafen; die Schiffe sind abgeliefert, davor aber sehen wir gleichzeitig ein eisernes Firmament von tausendfach ineinandergeschobenen Gerüsten und Gestängen, die Werft „Blohm und Voß", Hellinge und Docks sind besetzt, Krane fahren aufwärts und seitwärts, Hämmer dröhnen, und auf der Vulkanwerft ist es nicht anders.

An Heringsloggern aus Rügen fahren wir vorüber, an Islandfischern von Cuxhaven, an Segelschiffen, die das weiße Kreuz auf rotem Grund tragen, wenn sie aus Dänemark, und das gelbe Kreuz auf blauem Feld, wenn sie aus Schweden sind, ein amerikanischer Kargodampfer überholt uns bei Blankenese, fast immer eilen die Matrosen an die Reling, rufen ihre Offiziere herbei und zerbrechen sich sichtlich die Köpfe über das Liliputanerschiff mit unbekannten Farben.

Von einem deutschen Dreimastschoner werden wir durch das Sprachrohr angepreit: „Hallo! Was haben S' da für Flaggen?"

Wir haben leider kein Sprachrohr an Bord, können keine Antwort geben, und der Dreimaster fährt mit unbefriedigter Neugier von dannen.

Auf Finkenwärder arbeitet die Deutsche Werft, weit rückwärts ist ein Komma auf dem Horizont: der Kirchturm von Buxtehude; dort übt ein Schmied von alters her sein Gewerbe aus und ist so populär, daß temperamentvolle Frauen ihren schlappschwänzigen Ehegatten die Verwünschung zuzurufen pflegten, sie mögen sich vom Buxtehuder Schmied eine Eisenstütze zur Stärkung ihrer Energie anschmieden lassen. Aus dieser ehelichen Verwünschung ist

dann die Redensart „Geh nach Buxtehude" geworden und in Gegenden gedrungen, von wo der Weg in dieses „Eisenach" (dieses Wort ist in Analogie zu „Steinach" gebildet) zu weit wäre! Backbords und steuerbords wird das Land immer kahler und flacher, es paßt sich gleichsam in seiner Form dem Meere an, und schließlich sieht die Heide nicht bloß wie erstarrte See aus, sondern sie ist noch wellenloser als diese. Nur hie und da dreht eine Windmühle ihr Hakenkreuz, als winke sie uns zu, „hier ist noch deutscher Boden". Punktiert sind schmale Sandbänke von rastenden Möwen. Unsere Straße ist von roten und schwarzen Bojen markiert – wir brauchen den Kompaß nicht zur Steuerung.

Hinter den Kegelschloten der Brunsbütteler Zementfabrik („Hier sieht's wie in Podol aus", sagt Struha, der alte Maschinist.) fahren wir an der Mündung des Kaiser-Wilhelm-Kanals vorüber, er führt nach Kiel, in die Ostsee. Links Hannover. Rechts rückt die schleswig-holsteinische Küste immer weiter und weiter. Mit dem Glas luge ich nach den Helgoländer Felsen aus. Aber ein Moldautender ist kein Aussichtspunkt.

Die Elbe ist hier schon meerhaft. So weit sind die Ufer! Grünlich wird das Wasser. Der Nordwestwind läßt das Schiff rollen. Der Tag macht seine Polster zurecht und blinzelt schläfrig.

Gasflammen auf Leuchtbojen, die auch tagsüber brennen, werden sichtbar. Die Flut schlägt uns entgegen, verzögert das Tempo der „A. Lanna 8". Salzig und naß ist die Kälte, die sich uns in Mund und Poren drängt. Manche Leuchttürme sind ruhigen Blicks, andere zucken ununterbrochen mit den Wimpern. Um sechs Uhr fahren wir den großen Kai von Cuxhaven entlang. Vor sechs Jahren habe ich ihn auch gesehen, den großen Kai von Cuxhaven. Da war er schwarz von Menschen, von jubelnden Zehntausenden, die den größten Dampfer der Welt sehen wollten. Ich stand oben auf dem Promenadendeck, elf Stockwerk hoch, und nur durch den Zeiß konnte ich die Gesichter da unten unterscheiden. Die Bordkapelle spielte: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus . . .", unsere schwimmende Stadt fuhr ab, Tücherschwenken.

Wehmütiger als damals die Abfahrt muß mich heute die

Ankunft stimmen. Von unten blicke ich zum Molo empor. Und kein Mensch ist auf dem herbstabendlichen Steinwall zu sehen. Nein, es ist nicht mehr das größte Schiff der größten Flotte, auf dem ich da bin. 8 Tonnen hat „A. Lanna 8", 55 000 hatte die „Vaterland". Keines ihrer Rettungsboote war so klein wie unser heutiges Vehikel. 1200 Mann Besatzung und 4080 Passagiere – unser Dampfboot hat drei Mann Besatzung für seine Seefahrt und nur einen Passagier, mich.

Und für den Zeugen dieser beiden Ereignisse von gleicher Begriffskategorie und ungeheurem Dimensionsunterschied ergibt sich bei den Vergleichen, die er unsinnigerweise anstellt, nichts anderes als das, was jedem Menschen unserer Zeit überall und stündlich einfällt: daß es nie einen größeren Divisor gegeben hat als diese sechs Jahre.

II. Der Moldaudampfer im Seesturm des Wattenmeeres

An Bord „A. Lanna 8", Ems-Jade-Kanal, am 8. Oktober 1920

Schon am Abend der Ankunft in Cuxhaven war der Lotse, den wir in Hamburg für die Fahrt übers Meer geheuert hatten, an Land gegangen und gleich darauf an Bord zurückgekehrt: Er habe eben aus Hamburg die telegrafische Nachricht bekommen, sein Schwiegervater sei gestorben. Hoffentlich finde er einen Kollegen, der uns von der Elbmündung über das Meer führen werde.

Als wir morgens aus den allzu eng in die Wand geschnittenen Kojen der „A. Lanna 8" krallten, brachte er den Kollegen und empfahl sich von uns, „zum Begräbnis des Schwiegervaters". Dem Stellvertreter hatte er allerdings dieses Märchen nicht aufgebunden, sondern ihm aufrichtig gesagt, er traue sich nicht mit unserem Süßwasserkasten über eine bewegte See. Weniger ehrlich war er in seiner Auskunft über den Führerlohn gewesen; nach langem Zögern hatte er für die Stellvertretung 400 Mark bewilligt und hinzugefügt, jetzt bleibe ihm nichts mehr als das Reisegeld für die Rückfahrt nach Hamburg. (Wir erfuhren dies freilich erst auf hoher See von dem Ersatzmann, der nicht

wenig ungehalten darüber war, nun von uns zu hören, daß sein Kollege morgen in Hamburg für die Führung 1300 Mark einstreichen wird.)

Unser neuer Lotse, ein Krabbenfischer, kennt sich auf dem Wattenmeer so genau aus wie in den Taschen seiner trangetränkten Hose – jedoch kann er nicht in diese Taschen, da seine Wasserstiefel bis zum Schritt reichen. Auch er besieht unsern Maschinenraum nicht besorgnislos, denn einen Dampfer ohne Süßwasserreservoir und ohne Destillator für Salzwasser hat er wohl noch nie in seinem langen Seeleben gesehen. Mit dieser Nußschale soll man über den Ozean? Er lugt auf Ventilator und Glasständer, klopft Röhren und Kondensator ab; auf unserer Fahrt durch das Brackwasser hat sich noch nicht viel Salz angesetzt, und unsere Kessel könnten auch drei Tage durch Salz aushalten, entscheidet er. Die Trossen, mit denen Kamin und Rettungsboot festgemacht sind, prüft er nochmals.

Um neun Uhr morgens (7. Oktober) stach T. M. S. „Lanna 8“ in See, die „Alte Liebe“, den Molokopf von Cuxhaven, rundend. Fort Kugelbake, sozusagen der Grenzstein zwischen Elbe und Weltmeer, liegt erst vor uns, aber wir spüren das Jenseits schon jetzt. Luft ist wie Meer: salzig und naß. – Und der Wind läßt uns taumeln. – Der alte Maschinist Struha, seit sechzehn Jahren haust er da unten im Kesselraum von „A. Lanna 8“, hat kein Vertrauen zu dem flüssigen Salz, das auch den Speiseröhren seines Kessels gar nicht schmecken will. Podskal hat keinen Molo und Pelc-Tirolka keinen Leuchtturm – hier aber steckt alles voll von solchen Kinkerlitzchen (sracicky), und Kompaß und Riesenseekarte sind auch nicht dazu angetan, beruhigend zu stimmen: Wie soll man sich auf dem Wasser auskennen, wo keine bekannten Ufer, ja überhaupt keine Ufer und keine bekannten Gasthäuser, ja überhaupt keine Wirtshäuser sind? Beim Wenza Kucera im Hafenwirtshaus in Holleschowitz wäre uns allen wohler, obwohl der ein alter Grobian ist.

„Wenn's sakramentisch wird“, so macht der alte Struha sein Testament, „wenn's sakramentisch wird, dann verkriech ich mich im Maschinenraum, daß es mich nicht hinauswerfen kann ...“

Der Kommandatore von „A. Lanna 8", Herr Jirsch, war Zugführer bei den Pionieren und hat die Tagliamentomündung befahren, und der Bootsmann, der Franta Cihlarík, ist sehr stolz auf seine Karriere bei der k. u. k. Kriegsmarine. „Já byl Bootsmannsmaat-Torpedoinspektor pane!"

An „Elbe V" kommen wir vorüber, dem ersten der fünf Leuchtschiffe, die die Hafenausfahrt flankieren; die Bemannung dieser Signalschiffe ist sechs Wochen an Bord, dann vierzehn Tage auf Urlaub an Land, jahraus, jahrein. Ein Motorboot jagt hinter uns her und preit uns an: „Reichswasserschutz! Halt!" Die Polizisten springen auf Deck und lassen sich unsere Papiere vorweisen; es ergibt sich, daß wir keine Schieber sind, die unter fremder Flagge ein deutsches Schiff ins Ausland verschachern wollen, wir haben bloß in Unkenntnis der Verhältnisse es unterlassen, das Duplikat der Ausfahrtsbewilligung, vom Reichsverkehrsministerium (Schiffahrtsabteilung) ausgestellt, abzugeben.

Gut brennt die Sonne, aber die Luft ist mistig. Rechts ist ein Leuchtturm zu sehen, es scheint, als rage er direkt aus dem Wasser. Jedoch er steht auf einer Insel, zu der man bei Ebbe vom Festland aus im Wagen fahren kann: Insel Neuwerk, Schlupfwinkel und Flottenstützpunkt Klaus Störtebekers, des heiligen Seeräubers und Feindes der Hansaschieber. Jedes Watt, jedes Tief, jedes Riff birgt hier die Erinnerung an ihn und seine Taten. Von Duhnen aus hatte Klaus Störtebeker einen unterirdischen Gang angelegt bis in seine Feste Rützebüttel, die wir gestern in Cuxhaven sahen. Die heutigen Bewohner Neuwerks, fünf Bauern, ein Schullehrer und zwei Leuchtturmwächter, so erzählt unser Lotse, fühlen sich als Störtebekers Erben: Sie räubern, was das Zeug hält, stecken Massen von Strandgut ein (überall sehen wir Wracks, und wenn uns nicht ohnehin schon übel zumute wäre, diese Mementa mori könnten uns das Gruseln lehren!) und scheren sich den Teufel um die Obrigkeit. Die Bauern sind allesamt schwere Millionäre, zwei oder drei sind auch adelig; das Hotel „Zur Meereswoge" hat saftige Preise, die Schule wird von neun Kindern besucht. Die gesamte männliche Bevölkerung von Neuwerk, der Schulmei-

ster einbegriffen, bildet die Bemannung des Rettungsbootes. Bei den Signalraketen bleiben nur die Frauen.

Vor Hunde-Balje, elf Uhr vormittags, ist ein Seehundfischer verankert; bereits vorher haben wir etliche Seehunde auftauchen und die neue Flagge anglotzen sehen. Scharf dreht der Wind nach Süd. Er reißt rücksichtslos unser Schraubendampferchen herum. Der Wind schaukelt, und das Wasser schaukelt – wie wir schaukeln, mag man sich denken! Hochauf schlagen Wellen, sie geißeln Deck und Deckaufbau; bevor wir die Kajütenluken geschlossen haben, ist schönste Überschwemmung darin, und sogar in das Kaminloch springt eine Woge.

Der Kamin! Er ist lebensüberdrüssig. Bald neigt er sich steuerbords, bald will er sich auf der linken Seite in die feindliche Flüssigkeit schmeißen. Die Trossen zerren ihn, reißen ihn zurück und stöhnen ob der Anstrengung.

Schwer balanciert man auf Deck. Backbords sieht man auf dem Watt von Scharhörn Menschen sich placken; sie bergen Balken. Vor drei Wochen ist hier ein Floß im Werte von 40 000 000 Mark gestrandet, das größte Floß der Welt. Von Schweden her kam es, von vier Schleppern gezogen, über das Wattenmeer und wollte nach Amsterdam; 13 500 Baumstämme, manche 15 Meter lang, in einer Breite von 16 Metern nebeneinander und in einer Höhe von 6 Metern übereinander geschichtet, von Ketten zusammengehalten. In Splitter aber rissen die Wellen diese Stahlketten. 3000 Balken wurden in Cuxhaven ans Land geschwemmt, 3000 auf die Insel Neuwerk, 5500 hierher nach Scharhörn. Jeder Balken war auf 160 Mark versichert, und wer der Assekuranzgesellschaft in Cuxhaven einen der Stämme liefert, erhält 100 Mark. Wir sehen die Armen von Cuxhaven sich mühen, die Stämme gegen die See zu rollen. Kommt unversehens die Flut, können die Leute nicht mehr vom Meere zurück, sind verloren ... Unser Lotse spuckt seine Prieme weit über Bord: „Böse Arbeit, das!"

Wird es uns wie dem Floß ergehen? Der Magen nickt Bejahung ... Das Wasser wäscht unsere Kleider und das Deck wieder rein und spült unsere Gesichter ab. – Dankbar werfen wir unsere Galle in die See.

„A. Lanna 8" fährt mit Volldampf voraus. Mühselig ist

das Vorwärtskommen, schwieriger als bei Klecan und Kralup. Früher machten wir sieben Meilen die Stunde. Jetzt stemmt sich uns der Wind entgegen.

Zwischen Scharhörn-Riff und „Elbe I", dem letzten der fünf Leuchtschiffe an der Elbeausfahrt, sind wir um vier Uhr zwanzig Minuten nachmittags, und schon wenden wir backbord, nehmen westlichen Kurs gegen den Leuchtturm „Roter Sand", das am schwersten erbaute Merkzeichen der Wesereinfahrt. Auch am Leuchtschiff der Wesereinfahrt müssen wir vorbei, obwohl wir nicht nach Bremerhaven wollen, sondern gleich hinüber in den Jadebusen. In Wilhelmshaven, an der Mündung der Jade, wollen wir heute noch landen.

Wird es glücken? Immer dunkler tönen sich die unendlichen Flächen über uns und unter uns. Wellen und Wolken sind eins. Sterne und Leuchtfeuer sind eins. Wir sind auf gleicher Höhe mit den Nordseeinseln, aber nicht einmal Wangeroog, die östlichste (geschweige denn Norderney!), ist sichtbar. Ostfrieslands Küste erkennen wir erst, da wir auf drei Seemeilen an sie herangerückt sind. Unser Kamin qualmt, die Schraube arbeitet, trotzdem auf dem Ventilator des Kessels und auf den Saugpumpen sehr starke Salzstalaktiten von fünfzehn Zentimeter Länge wachsen, die Kolben schlagen auf und nieder, aber es scheint, als ob wir stehen.

Da, bei Minsener Sand, kommt das Glück, „ergriff mich die Flut und riß mich nach oben". Ergriff uns die Flut, rasch schwemmt sie uns in den Jadebusen, fast bis in den Hafen, fast bis an den Kai. Kreidebleich stehen wir auf Deck, einundfünfzig Seemeilen auf einem Moldauschiffchen, in stürmischer See – c'est trop. Ach, arme „A. Lanna 8", Don Quichotte des Wassers, du siehst ramponiert aus! Morgen heißt es, alles Seewasser auspumpen, die Salzkristalle abschlagen, die Rohre reinigen und Süßwasser nehmen.

Rings um uns der riesige Kriegshafen, Wilhelmshaven. Jung ist das Gesicht dieser Stadt, riesig ihre Figur, aber scharf tritt ihr hippokratischer Zug hervor. Gesprengte Schiffe, ein versenkter Hulk, auf dem deutsche Modelle waren, ablieferungsbereite, zum Transport zurechtgemachte Docks, verödete Bassins. Die Stadt stirbt.

Von unseren neuartigen Wimpeln angelockt, kommen friesische Schulknaben zu unserem Schiff, um Briefmarken zu erbetteln. Sie wollen wissen, woher wir kommen. Der alte Struha ist aber nicht zu Auskünften aufgelegt: „Reknou tem parchentum, ze jsme z Maniny, aby to vedeli!"

So sage ich den Kindern, daß wir von der Manina kommen, damit sie's wissen. Aber die haben keine Ahnung davon, daß die Maninaheide hinter Prag liegt, und glauben, wir seien aus Manila.

III. Die Fahrt auf den Kanälen

16. Okt. 1920

Seit einer Woche fahren wir unaufhörlich westwärts.

Vor uns Horizont oder eine Biegung des Kanals oder eine Brücke oder ein Schleusentor. Rechts ein Damm, links ein Damm – ein ew'ges Parallelogramm. In dessen Mitte wir sind.

Ist eine Drehbrücke in Sicht, unter der wir auch mit geneigtem Kamin nicht durchfahren können, oder eine Schleuse, dann ziehen wir die Dampfpfeife: „Ein großer Kahn ist im Begriffe, auf dem Kanale hier zu sein!" (Man entschuldige das jämmerliche Deutsch dieses Satzes; der ist von Goethe.)

Das Wasser ist ruhig, wie der Teich eines fürstlichen Parkes. Wenn der Damm aus Stein ist, so weiden oben Ziegen, ist er sanft abfallendes, grasbewachsenes Erdreich, so kommen auch Kühe bis an den untersten Rand und spiegeln sich im Kanal. Pufft unsere Luftpumpe zufällig gerade Dampf aus – die Luftpumpe der „A. Lanna 8", nebbich! –, so jagen die blöden Kühe in äußerst komischen Sprüngen erschrocken davon.

Manchmal nennt sich das Parallelogramm, in dem wir uns befinden, zwei Tage lang „Ems-Jade-Kanal". Nachdem wir uns aber siebzig Kilometer lang an diesen Namen gewöhnt haben, führt es wieder wochenlang den Namen „Dortmund-Ems-Kanal", und von übermorgen an, hinter Münster, ist es als „Rhein-Herne-Kanal" zu signieren. Bald heißt das Land zu beiden Seiten „Ostfriesland", bald wieder

„Oldenburg", dann heißt rechts „Holland" und links „Hannover" und dann wieder „Westfalen" und dann „Rheinprovinz". Aber es ist eigentlich immer dasselbe. Nur die holländische Landschaft ist von entschieden freundlicherer Valuta.

In meiner Brieftasche habe ich schon dreißigerlei Notgeld. Nur holländisches nicht.

Manchmal heben uns die Schleusen in die Höhe, manchmal senken sie uns. Manchmal müssen wir bloß eine Viertelstunde in diesem flüssigen Lift bleiben, aber manchmal, ja, manchmal eine halbe Stunde. Hinter Bevergern mündet der Mittellandkanal, der von Berlin kommt, in unsern, und dann geht es ein Stückchen entlang dem Teutoburger Wald.

Manchmal fragt uns der Schleusenwärter, was denn das für eine Fahne sei, die rot-blau-weiße. Aber es gibt wieder Schleusenwärter – so verschieden ist nun mal die Menschheit! –, die schauen die Flagge an und fragen, aus welchem Lande wir kommen.

So jagt eine Sensation die andere. Man kommt gar nicht zu Atem!

Überall wird hier Torf geschürft. Wenn einen der Leute bei der Arbeit unversehens der Schlag trifft, so sinkt er ins Moor und bleibt uns mumifiziert erhalten. Eine solche Frau, zweitausend Jahre alt und ganz aus Torf, ist in Emden zu schauen. Im Museum für Kunst und Gewerbe. Hätte sich's jene Frau vor zweitausend Jahren gedacht, daß sie etwas mit den Museen zu tun haben werde, mit der Kunst oder mit dem Gewerbe?

Übrigens ist Emden eine sehr liebe Stadt – sicherlich weitaus die netteste, die wir auf dem Ems-Jade-Kanal durchgenommen haben. Sie hat wahrscheinlich nach dem bekannten Kriegsschiff „Emden" ihren Namen. Wie sie früher hieß, weiß ich nicht. Aber jedenfalls muß sie schon früher dagewesen sein und einen Namen gehabt haben. Denn sie hat einen „Fußballklub von 1902". Die Leute haben hier eine Vorliebe für die Niederlande, was sich darin ausdrückt, daß sie zumeist holländische Namen haben: „Hinrich van Tjater", „ter Bjöch" und so; sogar „Ihlsen" steht auf einer Firmentafel – bekanntlich der feinste Name Skandinaviens,

der Name, mit welchem Redakteur Lynge in Kristiania für seine Zeitung krebsen geht.

Ad vocem: Zeitung. Was ist denn los in der Welt? Zeitungen haben wir schon lange nicht mehr gelesen. Man legt abends vor irgendeiner Brücke an oder auf offener Strecke. Weit und breit kein Haus, nicht einmal eine der verfallenen Windmühlen, die noch immer klappern, weil sie nicht leben und nicht sterben können. Sie klappern sogar noch lauter als die, die in Betrieb sind. Landen wir in einer Stadt, wie zum Beispiel in Aurich, so haben wir nur so viel Zeit, ein Telegramm an die Firma in Prag aufzugeben, daß „A. Lanna 8" hier eingetroffen, an Bord alles wohl. Zuweilen können wir uns einen geräucherten Aal und Batscharizigaretten zu fünfzig Pfennig das Stück kaufen und nach Brot fragen. Aber wir kriegen keines, weil wir keine Brotmarken haben.

In Düthe, das heißt bei Düthe, wo wir eben angelegt haben, gibt's überhaupt außer einem Briefkasten kein öffentliches Gebäude. Nicht einmal ein Geschäft, nicht einmal ein Wirtshaus. Ein Zeitungsblatt war nicht zu haben, nicht einmal ein ganz altes. (Und ich hätt's doch so gebraucht!)

Zu Dykhausen, hinter Wilhelmshaven, wo wir Kessel und Pumpen vom Meerwasser und seinen Rückständen zu befreien und Süßwasser zu nehmen hatten, war auch ein Gasthaus vorhanden, und zwei Zeitungen lagen auf dem Tisch: „Anzeiger für Harlingerland", amtliche Zeitung für den Kreis Wittmund, und „Der Gemeinnützige", fortschrittliches Tageblatt für Oldenburg und Ostfriesen, 113. Jahrgang, in Varel erscheinend. Das Blatt ist entschieden schwer zu lesen, wenigstens für Zugereiste. An der Spitze der Tagesnachrichtenrubrik stand in fetten Lettern die große Sensationsnachricht von Oldenburg und Ostfriesland: „125 *Enter* waren gestern in Varel zum Verkauf aufgeführt." Nicht minder wichtig scheint die Meldung zu sein, daß beim Klootschießen und Bosseln des Vereins „Lat 'n susen" in Brockhorn der Bredemann Klaas den Best für einen Wurf von 80,10 Metern errang. – Übrigens ist Dykhausen kein gewöhnliches Dorf, es hat auch eine Deckstation. Die beiden Hengste heißen „Exzellenz II" und „Eduard". In jedem Bauernhaus, in dem ich schüchtern anfragte, ob ich ein paar Eier bekommen könnte, hängen die Photographien von

„Exzellenz II“ und „Eduard“ eingerahmt an der Wand. In der Wirtsstube wird das Porträt Hindenburgs von denen der beiden Hengste flankiert. Gegenüber ist das Wappen Frieslands mit dem Spruch: „Eyala freya fresena!“ („Willkommen, freies Friesenland!“), rechts davon der Stammbaum von „Eduard“, links der Stammbaum von „Exzellenz II“.

In Emden meldeten wir uns in der Bunkerzentrale Am Ratsdelft, um Kohle zu nehmen. Dort sagte man uns, daß deutsche Schiffe 380 Mark für die Tonne zu zahlen haben, ausländische aber 94 Gulden – holländische Gulden nämlich. Das war uns zuviel, und wir mußten uns entschließen, schleichzuhandeln. Von einem Bagger, der die beim Löschen und Bunkern an Kohlenplätzen ins Meer gefallene Kohle gefördert hatte, kauften wir unterderhand eine Tonne um 190 Mark. Aber es war kein gutes Geschäft. Die Kohle war ausgewässert, machte viel Schlacke, der Rost unserer Kessel ist ohnedies für Steinkohle nicht eingerichtet, und der alte Struha hatte viel Plage.

Den ganzen Tag schaufelte und kratzte er im Maschinenraum unten, und wenn er heraufkam, setzte er sich auf einen umgestülpten Kübel und starrte vor sich hin. Ich habe den alten Struha im Verdacht, daß er ein Philosoph ist.

Wenn man ihn zum Beispiel auf einen Riesenkran aufmerksam macht oder auf einen der Bagger, die das Wasser in einem ungeheuren, ununterbrochenen schwarzen Wasserfall über Deck schwemmen, äußert er phlegmatisch: „Das ist alles ein Scheißdreck im Vergleich zur Allmacht Gottes.“

Von mir pflegt er zu sagen: „Der ist wie ein Greißler – wenn er aufs Schiff kommt, so sitzt er schon auf seinen vier Buchstaben.“ Ich habe mir dieses Bild erklären lassen und erfahren, daß sich eben ein „hokynář“, wenn er auf eines der Passagierdampferchen der Moldau kommt, nicht erst nach einem freien Sitzplatz umschauen muß: Er stellt seinen Rückenkorb nieder und setzt sich darauf.

Der alte Struha spricht wenig, nur mit dem Kessel hört man ihn manchmal zanken, aber alles, was er spricht, ist voll solcher Beobachtungen und Vergleiche.

Er wohnt vorne in der Kajüte mit dem Kapitän. Achtern, in der Kombüse von zwei Metern im Quadrat, leben der

Lotse, der Bootsmann Franta Cihlarik und ich. Bis Wilhelmshaven haben die Lotsen an Land geschlafen, und ich hatte Schlafraum in einer der beiden Kojen, die so niedrig in die Wand geschnitten sind, daß ich nicht einmal die Nase rümpfen dürfte, ohne sie an den „Plafond" anzustoßen. Ich mußte mich also vor jeder derartigen Emotion hüten ... Ein Sarg war ein Dom dagegen! Seitdem wir aber den Dollartmeerbusen passiert haben und immerfort nur durch den Kanal dampfen und nicht bei Städten nächtigen können, sondern dort, wo uns die polizeiliche Sperrstunde der Schleusen eben überrascht, seither schlafe ich – noch ärger. Auf dem Fußboden der Kombüse nämlich, weil der Flußlotse gekommen ist, der von Wilhelmshaven bis Preßburg 8000 Mark kriegt und Anrecht auf eine Koje hat. Also bin ich sozusagen aufs Pflaster geworfen, auf den Fußboden. Morgens schmerzt mich dann das Rückgrat so, daß ich glaube, gar nicht aufstehen zu können. Aber wenn unter mir die Schraube zu rattern beginnt, muß ich entsetzt aufspringen. Dann koche ich Kaffee. Das ist die einzige häusliche Tätigkeit, zu der mich Franta noch zuläßt. Nur einmal hat er mich auch die Suppe kochen lassen, doch das wird ihm, wie er ehrenwörtlich versichert, bis zu seinem Tode leid tun.

Der Franta hat überhaupt ein Kreuz mit mir. Zu seinen Obliegenheiten gehört es unter anderm, Deck und Wohnräume rein zu halten. Es fällt mir jedoch schwer, meine Schlafstelle, meinen Manuskriptenschrank, meinen Schreibtisch, mein Badezimmer und dergleichen in der zwei Quadratmeter großen Kombüse so zu verstecken, daß es die gewohnte Ordnung nicht stört.

Auf den Kanälen hat Franta viel zu tun. Ununterbrochen kommen Brücken in Sicht, dann hat er zu schätzen, ob wir unter dem Brückenbogen durchfahren können oder das Signal zum Aufziehen, Drehen oder Auseinanderschieben der Brücke geben müssen. Können wir durchfahren, so stellt er sich auf den Maschinenaufbau und zerrt den Schlot des Schiffes herab. Mindestens vierhundert Brücken sind wir auf der Kanalfahrt begegnet, und vor jeder hat er den schwarzen Zylinder tief gezogen.

Fährt uns ein Dampfer entgegen, so läuft er, den Frei-

halter, den umflochtenen Korkballen, wie ein Lasso in der Hand, um ihn dort dazwischen zu werfen, wo ein Anprall zu befürchten steht. Legen wir an, springt er in weitem Bogen ans Land und rammt die Eisenpflöcke in den Boden und schlingt das Tau um sie und die Belegspöller, die stählernen Spulen, die auf Deck geschmiedet sind. Stößt er mit den spitzigen Stangen vom Ufer oder vom Kanalrand ab oder eine schwimmende Schilfinsel aus unserem Wege und ich rufe ihm zu: „Franto, pichej vodu!", so wird er wütend und erklärt mir, er sei kein Flößer, steche also kein Wasser.

Der Bootsmann hat einen Wochenlohn von 240 Kronen und während der Prag–Preßburger Weltumsegelung freie Verpflegung sowie für jede Überstunde, welche außerhalb der achtstündigen, wöchentlich 48 Stunden betragenden Arbeitszeit geleistet wird, 7 Kronen 50 Heller; der Kapitän und der Maschinist bekommen 264 Kronen pro Woche und 8 Kronen 25 Heller per Überstunde. Am Sonntag werden die Überstunden doppelt bezahlt.

Unser Kapitän hat hellblaue Augen, hellbraunes Gesicht, hellblonde Haare und hellklingendes Lachen. Er lacht beständig und steht den ganzen Tag am Steuer, nur wenn der Lotse oben ist, sitzt er in der Kajüte und schreibt den Rapport, und am Abend kümmert er sich darum, wo wir Kohle kriegen könnten; und wenn man unverschämte Preise nennt, so lacht er sich schief darüber, weil es uns ja gar nicht einfällt, so viel zu bezahlen!

Wenn ich oben auf dem Kapitänsstand stehe, so erzähle ich ihm Witze, daß er Tränen lacht, auch wenn das Ausweichen im Kanal noch so schwierig ist und gerade ein plumper Kartoffelschleppzug uns entgegenkommt. Die Situation ist ernst, aber meine Witze sind eben so gut, daß er wohl oder übel lachen muß. Das begreife und billige ich. Aber von der Drehbrücke bei Lingen rief uns der Brückner „2 Mark 30 Pfennig" zu und streckte uns auf einer fünf Meter langen Stange einen Klingelbeutel zu, in dem schon die unterschriebene Quittung lag, die wir herauszunehmen und dafür 2 Mark 30 Pfennig hineinzulegen hatten, ohne auch nur eine Sekunde zu stoppen. Und über diesen Klingelbeutel lacht Kapitän Jirsch noch mehr als über meine Witze. Das finde ich unbegreiflich!

Ein Spalier riesiger Betriebe und Speicher flankiert beinahe seit Münster unsern Weg bis in das Industriereich der Ruhr. Schon dort begann die Welt der Schwerindustrie: das Pumpwerk an der Lippe, die Überbrückungen (auf Brückenkanälen fuhren wir zwanzig Meter hoch über Flüssen), das Kanaltor der nach Dortmund führenden Abzweigungen bei Henrichendorf und das kolossale Schiffshebewerk ebendort sind Weltwunder. Bei Schleuse 7 von Herne hatten wir die Scheitelhöhe des Kanals erreicht, wir wurden nun nicht mehr gehoben, sondern auf der kurzen Strecke von 42 Kilometern, die wir bis Ruhrort zurückgelegt haben, um 42 Meter gesenkt. Auf sechsgleisigen Brücken donnerten Eisenbahnzüge oberhalb unserer Köpfe, sechzig Meter über uns, so daß Franta Cihlarik unser zwei Meter hohes Kaminchen eigentlich nicht hätte ducken müssen. Er tat es aber doch. „Nech' me, ich bin's schon so gewohnt, unter einer Brücke den Schlot einzuziehen!" Elektromobile auf Schienen ziehen die Schleppzüge, oft sechs Zillen von je 1000 Tonnen Erz oder Steinkohle, in und aus den Kammern. Auf Fördertürmen der Zechen, auf Kranen von 40 000 Kilogramm Tragkraft (4000 Kilogramm hat der größte Kran im Holleschowitzer Hafen) und dreißig Meter Spannweite, auf Kandelabern und Petroleumreservoiren und Essen und Schloten ruht der rußige Himmel wie ein schwarzer Baldachin. Bergehoch über dem Schiffchen kreuzen sich auf einer Seilbahn hinter Herne Kohlenwaggons, entlang dem Kanal fahrend; dort, wo das Drahtseil über den Kanal führt, ist unter die Waggons ein Schutznetz gespannt. (Unerhörte Filmmöglichkeiten: Versteck des Verbrechers im Greifer eines Krans, er wird in den Bunker einer Seilbahn entladen, man bemerkt und verfolgt ihn im nächsten Seilwagen, Sprung auf das Schutznetz und so weiter.)

IV. Auf dem Rhein

Köln, 28. Okt.

Die direkte Strecke Prag–Preßburg läuft ab Ruhrort auf dem Rhein.

Das ist aber nicht der Rhein der Idylle, nicht der rebenumsponnene Rhein des Volksliedes von Trunk und Liebe.

Der fängt erst oben bei Bonn an. Auch nicht der Rhein des Schlachtgesanges, der Kriegsgeschichte von 1870, nicht der Rhein, über den ich – genau zwei Jahre sind es her – gekommen war, als es dort in der größten Menschenmauer aller Zeiten zu rieseln begann. *Der* Rhein liegt Tagereisen weiter südlich, im Elsaß.

Verlangst du in Duisburg oder in Düsseldorf einen Reiseführer vom Rhein, so schaut man dich groß an. Ja, eine Schiffahrtskarte mit Tiefenzeichen, Klippen und Leuchtfeuern – die kannst du haben. Aber ein Touristenweg ist hier nicht.

Keine Ruine, keine Lorelei, kein Felsen, kein Passagierdampferchen mit gurrenden Hochzeitspärchen verirrt sich hierherunter, kein Liedersänger pries den Preis des Niederrheins, kein Feuilletonist seine Reize. Das Mädchen, dessen Denkmal man sehen kann, ist keineswegs ein minnigliches Lieb, kein Nixchen, das sich mit goldenem Kamme das goldene Haar kämmt, kein Ännchen von Tharau, im Gegenteil, „Jeanne Sebus, jeune fille de 17 ans" (so steht es auf dem Monument, das ihr Napoleon 1809 setzen ließ), die bei resolutem Rettungswerk den Tod fand. Und auch diese Individualaktion, diese Personalverherrlichung hat kein Gegenstück. Die hier vollbrachten Werke sind Massenaktionen des Alltags, und Klio hätte sie in ihrer (stark vernachlässigten) volkswirtschaftlichen Rubrik zu verzeichnen. Keinen oder alle Namen hätte sie zu nennen, keinen oder alle Namen der Hunderttausende, die in den Hochöfen und Kohlengruben und Werften und Kanzleien schuften. Keinesfalls bloß die Namen der Nutznießer der Konjunktur, die sich dann als die Initiatoren aufspielen, die Krupp, die Thyssen, die Stinnes! Selbst die Natur, die hier ihre Kohlenspeicher innehat, darf nicht allzusehr überschätzt werden. Sie ist nicht mehr als eine einflußreiche Rohmateriallieferantin und hat privat einen Kunstgeschmack, der mit Unrecht lange genug als Standard der Ästhetik angenommen wurde.

Die Wolken und Wälder und Wiesen zu preisen, die (sagt man) die Allmacht Gottes beweisen – nie hab ich's getan! Die Alpen der Arbeit, die schwärzesten Nächte der Tunnels und Docks und Stollen und Schächte, die Äste im Kran,

Grotten aus Eisen und Felsen aus Ziegeln! Aus Drähten und Leinen wachsen dir Flügel, aus Glas und Gas wird Sonne und Mond, eherne Drähte mit kupferner Spitze fangen wie Tennisbälle die Blitze, während uns Gummi von Plagen verschont. Die Forste der Schlote, erschaffen vom Willen, der Dampfsirene befehlendes Schrillen, die Wolken des Rauches, die Gletscher der Kraft, der Lasten tiefstürzende Lawinen, die Strömung der Räder und der Turbinen: alles das, was der Mensch sich selber erschafft, *das* zeugt von Allmacht! Hierher sollen wir treten, hier sei unsere Andacht, hier laßt uns beten, den Namen des *Menschen* benedeien, hier lasset uns beten, daß mehr er vollbringe, daß ihm auch das Schwerste, das Letzte gelinge: sich selbst zu befreien.

Vorläufig steht allerdings auf Schleuse Nr. 1 des Herne-Rhein-Kanals ein belgischer Soldat und notiert jede Tonne, die in den Ruhrorter Hafen einläuft.

Ruhrort ist der größte Binnenhafen der Welt. Selbst wir, doch geradenwegs aus Hamburg kommend, selbst wir müssen staunen über die Zahl und Größe der Schiffe, die sich in den sechs Hafenbecken und im Hafenmund aneinanderquetschen. Sie kamen alle der Fahrt wie wir: aus dem Kanal, vom Ruhrrevier. Und müssen auf den Rhein und den hinauf bis nach Straßburg, wo der Franzose ihre Frachten übernimmt, zwei Millionen Tonnen als Lösegeld, nein, es heißt jetzt moderner: „Kriegsentschädigung", nein, noch moderner: „Wiedergutmachung". Auch viele belgische Schiffe sind hier und Holländer. Das war aber bereits im Frieden so, und die alten Aufschrifttafeln im Hafen sind komisch mit ihren fast gleichlautenden Übersetzungen ins Holländische; so liest man unter dem Aviso „Anker schleppen verboten" die Worte: „Anker slepen verboden".

Es ist für einen Moldaudampfer ein Kunststück, im Hafen von Ruhrort-Duisburg Kohle zu nehmen. Zuerst versuchten wir's an der Schütte, einer schiefen Ebene, auf deren einer Seite man den Kohlenwaggon umstülpt, damit die Kohle auf das unten im Rhein verankerte Schiff etwa fünf Meter tief hinunterrutscht. In der starken Strömung so zu verankern, daß unsere Bunkerlöcher genau in die Verlängerung der Schütte kamen – schon das war ein schwieriges

Manöver. Aber als es soweit war, half uns das gar nichts. Unser Deck ist viel zu niedrig, viel zu weit von der Mündung der Schüttfläche entfernt, die Bunkerlöcher viel zu klein, das Gangbord zu schmal, als daß die herabfallende Kohle gerade hineinfallen würde. Mehr als die Hälfte ginge über Bord. Läßt man aber die Kohle auf die Mitte des Schiffes fallen, um sie gegebenenfalls dann in die Bunkerlöcher zu kehren, so prallt das herabfallende Material so heftig auf das Kesseldach, daß es von dort auch wieder in das Wasser springt, und wenn man die Bordwand noch so sehr durch Bretter erhöht.

Beinahe ein Vormittag vergeht mit diesen Versuchen. Endlich geben wir sie auf, lichten Anker und fahren zu einem Ladekran, daß dieser uns das Heizmaterial an Bord reiche. Doch auch hier hindert die Schmalheit unseres Gangbordes den Greifer daran, sein Maul aufzusperren, um auf uns zu kotzen. Deshalb läßt man ihn auf das Kesseldach baumeln und öffnet ihn dann ganz langsam. Ganz langsam – denn sonst bräche unter dem Gerölle das Blechdach zusammen. Sticht doch auch so der Steinschlag heftig genug gegen unsere Körper und Gesichter, und die Splitterchen fliegen in unsere Augen und in die Poren unserer Wangen. Schön sehen wir aus!

Aber nachdem der eiserne Rachen des Krans zweimal ausgespuckt hat, also zehntausend Kilogramm (dreitausend Mark) an Bord sind, ist unsere Fütterung vollendet. Wir können die Rheinfahrt beginnen.

Sofort nach den ersten Schritten auf dem Rhein ist unserem braven Moldaudampfer ein Malheur geschehen.

Unter der großen Ruhrort-Homberger Brücke war das. Links von uns war ein Schleppzug mit breiten Kohlenkähnen, „Hugo Stinnes", der gleichfalls rheinaufwärts fuhr, rechts von uns der mächtige Brückenpfeiler, an dem sich die Strömung in wuchtigem Strudel brach. Dem Schleppkahn ausweichend, gerieten wir in das wilde Wasser, und unser Steuer hatte im Kampfe mit diesem so viel zu tun, daß es den Rissen des Lotsen am Steuerrad nicht mehr zu gehorchen vermochte.

Ein Ruck –! und „Lanna 8" stieß mit dem Bug auf den Kohlenkahn an. Es war ein furchtbarer Krach. Wir alle

stürzten zu Boden. Die Fensterscheiben am Kapitänsstand zersplitterten. Das Trinkwasserfaß sauste in weitem Sprung auf die Bordwand und prallte von dort aufs Deck zurück. Der Eisenherd in der Kombüse fiel um wie ein Stück Holz, die Kaffeetöpfe sausten spritzend auf die Erde. Von Stühlen und Tischen gar nicht zu reden.

Mit „Volldampf rückwärts!" wichen wir aus, taumelten noch etwas, aber bald richtete sich unser Schiff wieder gerade und konnte von neuem vorwärts, das Fluchen auf dem Kohlenkahn überhörend. Ein Arbeiter in blauer Bluse und mit schwarzem Vollbart drohte uns fürchterlich. Ob es wohl Herr Hugo Stinnes selbst war ...?

An Bord der „A. Lanna 8" sah es arg aus, alles drunter und drüber. Gar übel war der Anblick, der sich uns bot, als wir die Niedergangsluke zum Freiraum im Steven öffneten. Die Farbtöpfe verschüttet und ineinandergeflossen. Die Scheiben der Laternen und der Zylinder zerschlagen. In diesem Raum, der die Rumpelkammer des Schiffes ist, aber doch seine Ordnung hatte, war jetzt ein Tohuwabohu, Ölkannen, Werkzeuge, Drahtseile, alles durcheinander.

Das Schlimmste jedoch wußten wir noch nicht: daß wir ein Leck hatten. Erst etwa eine Stunde später, als wir schon mit voller Kraft und halber Wirkung die Rheinströmung zu überwinden suchten und von unserem Schiffszusammenstoß als von einer glücklich abgewendeten Gefahr und einem überstandenen Abenteuer unserer Vergangenheit sprachen, bemerkte der Bootsmann, die Kajüte auskehrend, zwischen Bretterritzen des Fußbodens ein verdächtiges Schimmern. Er machte große Augen, hob eines der Bretter empor.

„Uz jó!" Und laut rief er es auf Deck: „Deláme vodu." Ja, wir machten Wasser.

Es stand schon über den Traversen, bis an den Fußbodenrand der Kajüte, dreißig Zentimeter hoch. Der Lotse ließ stoppen, der Maschinist brachte die Pumpe, die bisher, festgeschraubt, zum Kesselfüllen ein seßhaftes Leben geführt hatte, der Bootsmann trug den Schlauch unter Deck, und sie begannen zu pumpen. Der Kapitän und ich krochen in den Freiraum, das Leck zu suchen. Es war bald gefunden. Der Bug hatte sich stark gekrümmt, der ganze Steven war infolge des Anpralls nach rechts verbogen, und dadurch waren

die Nieten und das Blech gesprungen. Aus vier Löchern der Bordwand strömte das Wasser des Rheins in dickem Strahl in unser Schiff, und durch die Ritzen floß es auch, wie ein Wasserfall.

Während achtern nach Leibeskräften gepumpt wurde, verstopften wir vorne die Löcher mit Werg, so gut es ging. Es ging ganz gut. Bald war die Bordwand einigermaßen dicht gemacht, und statt des Sees unter unsern Füßen war es jetzt bloß eine Pfütze. Nun fuhren wir wieder mit Vollkraft stromaufwärts, mit einer Geschwindigkeit von acht Kilometern, und abends im Hafen von Köln trat an Stelle der provisorischen Restaurierung eine definitive.

Denn aufs Trockendock brauchte unser Schiff nicht zur Reparatur. „A. Lanna 8" behält ihre Schramme, ihren Renommierschmiß, bis an ihr dereinstiges seliges Ende zur Erinnerung an ihre Weltumsegelung im September, Oktober und auch November 1920.

V. Der entdeutschte Rhein

Mainz, 2. Nov. 1920

Zu Aachen ist das Kommando der belgischen Besatzungstruppen, in Buderich bei Wesel ihre Rhein-Kontrolle, und belgische Schiffe kamen uns schon in Duisburg in die Fahrt. Bei Reisholz nächst Düsseldorf hatten wir uns einem englischen Motorboot, das vor eleganten Baracken verankert lag und uns nonchalant zu sich heranwinkte, zu legitimieren und zu erklären, wer unser Staat ist.

In Köln selbst sitzen zwölftausend englische Soldaten, „vorläufig für fünf Jahre". Im Hotel Excelsior vor dem Dom ist das „General Headquarter, British Forces of the Rhine"; ein Doppelposten von Hochländern läuft in einem vorschriftsmäßigen Trippelschritt auf und ab; auf zwei Meter einander entgegengekommen, machen die beiden Riesen in Ballettröckchen eine scharfe Wendung und laufen voneinander weg. Das Ganze sieht wie ein neuer Foxtrott aus. Das Trottoir vor dem Hotel darf abends niemand betreten. Auch die meisten andern Hotels in Köln sind für englische Kommandos und Institutionen reserviert, das Bismarckdenkmal

auf dem Augustinerplatz hat eine große Orientierungstafel und ein großes Gebäude mit der gleichen Aufschrift hinter sich: „Rhine Forces Officers' Club". Über die Straße sind Reklamen gespannt, auf die Kantine hinweisend, der „Amusement Officer" hat einen Laden mit Riesenauslagescheiben inne, die Church army und die Salvation army sind in Hotels untergebracht, unverschämt große Tafeln weisen die keuschen Krieger Großpuritaniens „To the Blue Lamp Houses", die bisher in den Seitengassen ein stilles Leben gefristet haben und vielleicht vielen Einheimischen unbekannt waren, geschweige denn den Fremden. Jetzt deuten die englischen Wegweiser jedem den Weg. Ganz praktisch.

Im Deutschen Theater haben die Engländer das Vorkaufsrecht auf alle Plätze. Erst zwei Tage vor der Aufführung wird vom britischen Kommando die Erlaubnis zum Kartenverkauf an die Bevölkerung gegeben. Die besten Plätze, besonders bei Opernaufführungen, sind den Briten reserviert. Die meisten Plakate in den Straßen sind englisch: „Army Amusement Scala Theatre", „Army Cinema", Promenadenkonzerte im „Flora Garden", sogar im Deutschen Theater wird manchmal englisch gespielt. „The British Rhine Army Dramatic Co. represents ‚Pygmalion', a Play in Five Acts by G. B. Shaw; Mrs. Patrick Campbelle as Eliza Doolittle."

Köln war schon im Frieden keine nette Stadt, die Gehsteige sind so schmal, daß man nicht gehen, die Glocken der elektrischen Straßenbahn so schrill, daß man nicht fahren kann, der Dom von wilhelminischen Händen so „kolossal" verkitscht, daß von seiner mittelalterlichen Schönheit nicht mehr allzuviel übrigblieb, und überhaupt gab der Aufenthalt in Köln dem Fremden bei seiner Rückkehr immer zu Verdruß Anlaß, weil man doch nicht jeder zu Hause gebliebenen Auserwählten des Herzens eine Flasche Farina oder No. 4711 mitbringen konnte. Nun aber, durch die Requisition der Hotels und die Invasion der Engländer und Engländerinnen, ist die Wohnungsnot noch unerträglicher, als sie war.

Weiter stromaufwärts, am Fuße des Siebengebirges, dort, wo das wilde Baumzeug und das Gestrüpp des Ufers aufhört, dort, wo der Rhein anfängt, „ach, wü üdüllüsch" zu werden, mit seinen penetrant trauten Häuschen und den

garantiert echten Lindenwirtinnen und einem Rheingold-Diorama auf dem Drachenfels und ornamentartig-regelmäßigen Windungen und sorgfältig eingepitzelten Inseln und restaurierten Burgen (Deutscher Burgen-Erhaltungsverein e. V.) und den scharf ausgerichteten Rebenstöcken – dort haust nun der böse Franzmann. In Bonn, wo man einst mit einem Monatswechsel von tausend Emmchen und einigen einwandfreien Ahnen das Recht erwerben konnte, im Korpshause der „Borussia" den edlen Kantus singen zu dürfen: „Laßt uns den Verstand versaufen! Wozu brauchen wir Verstand?", ist jetzt ein französisches Kommando, und die Fuchsentafel schrumpft zusammen. Man kann ja jetzt nicht mehr so auftrumpfen, nicht mehr die Alleinherrschaft über den „Philister" ausüben. Unter der Brücke von Bonn-Beuel, deren einen Torbogen vier steinerne Flachköpfe mit Cerevis und Vollwichs tragen, kreuzt uns ein französisches Patrouillenboot, erhält unsre Papiere zu Gesicht und eine kleine Geographielektion.

In Koblenz herrscht schon der Dollar, und auf Feste Ehrenbreitstein weht der Union Jack. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, die geographische Notwendigkeit sind endlich erfüllt: der Rhein, ohne den New York vom Wasser abgeschnitten und San Franzisko überhaupt nicht lebensfähig gewesen wäre, ist – vorläufig wenigstens teilweise – amerikanisch. Die Tommies rasen auf ihren Zyklonetten, den dreirädrigen Automobilen, wie toll durch die Koblenzer Straßen, und es ist ein wahres Wunder, daß niemals ein Unglück geschieht. Alkohol darf an die Amerikaner nicht ausgeschenkt werden, sechs Monate Zwangsarbeit stehen darauf, und es dürfen keine Frauen nach Koblenz kommen, um aus ihrer Liebe zur Entente unbefugt ein Gewerbe zu machen. Aber Liebe ist stärker als Tod und Valuta stärker als Zwangsarbeit. Man trifft Spanierinnen, Italienerinnen und Pariserinnen. Auch Ungarinnen.

Die Lorelei ist auch so eine. In St. Goar, im Pleinair-Boudoir dieser Jungfrau, die natürlich gar keine Jungfrau mehr, sondern ein tunnelierter Felsen ist, sind gleichfalls Franzosen. (Hier ist das Ende des Koblenzer Brückenkopfes, und der Mainzer Brückenkopf beginnt erst wieder bei Aßmannshausen. Was dazwischen liegt, ist neutral oder, wenn man

will, deutsch.) Die Lorelei steht natürlich unter strenger Kontrolle. Der Lotse, der das Schiff für vierundzwanzig Mark von der Lotsenstation St. Goar bis Kaub führt, ist ein verheirateter Mann, und kein Kämmen, kein Singen einer fremden Frau kann ihn mit wildem Weh erfüllen. Und der Wahrschauer (unter welchem Ausdruck nicht etwa ein Pole, sondern ein Rheinländer zu verstehen ist, der an der Strombiegung seinen Auslug innehat und den Schiffen auf Bergfahrt durch Herausstecken einer Fahne meldet, wenn ein Schleppzug talwärts fährt und den Weg versperrt), der Wahrschauer lebt viel zu lange Wand an Wand mit dem Felsenmädchen, um auf ihre Lockungen hineinzufallen.

Gefährlicher ist das Binger Loch, das schon immer die ärgste Stelle europäischer Binnenschiffahrt war; jetzt aber ist die Enge nicht bloß durch die Mäuseinsel des sündigen Erzbischofs Hatto, sondern auch durch das Wrack eines mit Salz beladen gewesenen Schleppkahns verstellt, der vor vier Wochen beim Anblick des Niederwalddenkmals hier gesunken ist. Schiffe mit größerer Breite und größerem Tiefgang können gar nicht durch, und von Bad Salzig bis Bacharach liegt seit Wochen eine ganze Schlepperflotte vor Anker, die der Beseitigung des Hindernisses harrt, um dann die Bergfahrt bis zu der Ablieferungsstelle im französischen Elsaß fortzusetzen.

Mainz: Sitz der Interalliierten Kommission des Hohen Rates, also einiger hundert Stäbe. Besatzung: angeblich zehntausend Franzosen, aber es müssen schon bedeutend mehr sein. Es wimmelt von Pioupious, das Gymnasium ist als Schule für die Kinder der Besatzungstruppen adaptiert, ein anderes Schulgebäude als französisches Internat, im Justizgebäude amtieren Stäbe, in jeder größeren Wohnung sind französische Offiziere einquartiert, auf dem Schillerplatz ist eine „Office de la Presse", ein unentgeltlich betretbarer Lesesaal, eingerichtet, wo französische Revuen, Tagesblätter und Broschüren die Notwendigkeit einer unabhängigen Rheinrepublik von Köln bis Mainz auseinandersetzen, über deutsche Greuel und über französische Kultur berichten. Aber das nützt nichts. Hier, wie überall am Rhein, ist die Abneigung gegen den „Erbfeind" groß, der Revanchekrieg im chronischen Zustande zu diagnostizieren. Ob er

akut wird, wann er akut wird, ist nicht das Entscheidende. Es ist auch so traurig genug. Ganz Westdeutschland gleicht einem Pulverfaß, dem das Faß fehlt.

VI. Warum jetzt geht's ...?

10. Mai 1921

Von Frankfurt an konnten wir nicht weiter – der Main stand zu seicht, selbst für den geringen Tiefgang unseres Schiffchens. Man hätte ihn noch verringern können, indem man die Maschinen demontierte; das sollte geschehen und die „A. Lanna 8" von einem Dampfboot ins Schlepptau genommen werden. Bevor es soweit war, sank der Mainspiegel noch mehr, so daß auch der verminderte Tiefgang nicht ausgereicht hätte. Schließlich fror der Main ganz zu.

Zuerst fuhr ich auf Urlaub, dann der Steuermann, dann der Kapitän. Der Bootsmann blieb. Und die „A. Lanna 8". Aber nicht mit Zubehör. Als der Kapitän zurückkam, fand er, daß alles fehlte, was nicht niet- und nagelfest gewesen war: Anker, Trossen, Seile, Vorräte, Küchengeräte, Kleider, Lacke, Werkzeuge, Stanzen, Korkballen, Maschinenbestandteile, ja sogar das Steuerrad. Der Bootsmann gab an, alles sei gestohlen worden.

Im Tarifamt erkundigte man sich nach den Kosten eines Eisenbahntransportes für die zu demontierende Maschine nach Preßburg.

„Warum verladen Sie denn eigentlich nicht den ganzen Kasten auf die Bahn?"

„Das geht nicht."

„Was heißt denn hier, das geht nicht?! Alles geht."

„Aber in Prag hat die Eisenbahnbehörde erklärt, daß die Verladung des Schiffes auf die Eisenbahn unmöglich ist."

„Ach, Unsinn! M. W. (Machen wir!) Wenn Sie das Schiff aufgeben wollen, brauchen Sie bloß dieses Formular hier auszufüllen."

Und so wurde das Formular ausgefüllt, und die brave „A. Lanna 8", die sich vier Wochen lang unter schweren Gefahren, Mühen und Leiden auf fremden Strömen, Meeren und Kanälen umhergetrieben hatte und dann ein halbes Jahr

lang im Frankfurter Hafen gelegen hatte, dem Raube preisgegeben, setzte sich nun in einen Eisenbahnzug, um nach vier Tagen in Preßburg zu sein.

Acht Monate nach ihrer Abreise war sie am Ziel. Hätte man sie in Budweis auf die Bahn geladen, so wäre sie binnen zwei Stunden auf der Donau gewesen.

EXPERIMENT MIT EINEM HOHEN TRINKGELD

Der Passagier zahlt in Berlin den Fahrpreis und weiter nichts. Vielleicht macht es ihm zuviel Mühe, noch ein Nickelstück aus der Münzenfülle seiner Tasche herauszusuchen. Zeigt sich ausnahmsweise doch jemand so splendid, einen Sechser zuzulegen, so streckt er die zwanzig Pfennig dem Schaffner hin, ohne sie ihm gleich zu geben, und sagt: „Fünfzehn – ist schon gut." Der Schaffner salutiert angesichts der in Aussicht stehenden Überzahlung, reicht dem Fahrgast höflich den Schein, nimmt die zwei Groschen entgegen und legt zum zweitenmal die Hand an die Mütze. Die dritte Ehrenerweisung erwartet der munifizente Herr, wenn er sich später zum Aussteigen von der Elektrischen bereit macht. Drei Respektbezeigungen für fünf Pfennig! Das wären bei einem Trinkgeld von zehn Pfennig sechs Grüße, bei einem Trinkgeld von ... Mir fiel ein, daß man empirisch feststellen müsse: Wie reagiert die Psyche des Straßenbahnkondukteurs auf ein Douceur von ungewöhnlichem Ausmaße, das zum Beispiel mehr als dreimal so groß ist als der Fahrpreis und siebenmal so groß als das Normaltrinkgeld? Auf meinen diesbezüglichen Entdeckungsreisen ins Land der Berliner Schaffnerseele war festzustellen, daß sich erstens eine einheitliche Reaktion nicht ergeben hat, daß zweitens – aber nein: es seien hier nur schlicht die nackten Ergebnisse der Fahrten aufgezählt und alle Deduktionen dem Leser überlassen.

1. Ich stieg an der Ecke Potsdamer und Lützowstraße in die nach dem Westen fahrende „76". Dem Schaffner, der eine Brille trug, reichte ich ein Fünfzigpfennigstück, wobei ich ihm mit der nachlässigen Gebärde des noblen Schenkers bedeutete, den Rest zu behalten. Hätte ihm jemand statt des Fahrpreises von fünfzehn Pfennig zwei Groschen mit dieser Handbewegung überreicht – er hätte sie nicht übersehen. Aber für ein Geschenk von fünfunddreißig Pfennig war sie

doch nicht nachdrücklich genug. Er kramte also noch in seiner Ledertasche. Ich mußte zu einer sprachlichen Unterstützung meiner Geste Zuflucht nehmen und bemerkte mit Nonchalance: „Es ist gut." Der Mann mit der Brille stutzte kaum einen Augenblick. Dann dankte er. Wie dankte er? Er dankte ganz gewöhnlich, er dankte kaum für fünf Pfennig! Anscheinend vermutete er, einen zerstreuten Menschen vor sich zu haben ... Er ging während der Fahrt noch oft an mir vorbei, aber die Brillengläser würdigten mich keines Blickes. Als ich an der Gedächtniskirche ausstieg, gab er das Abfahrtssignal, ehe ich das Trittbrett verlassen hatte.

2. Von der Uhlandstraße fuhr ich zum Belle-Alliance-Platz. Auf der hinteren Plattform blieb ich stehen. Ich zahlte mit einem Markstück. Der Schaffner tropfte in meine ausgestreckte Hand fünf Groschen und wollte mir rasch weitere drei Zehnpfennigstücke hinzählen, um erst dann, bei dem letzten Sechser, die aus dem Unterricht der Physik und vom Zahlkellner her bekannte gleichmäßig verzögerte Bewegung eintreten zu lassen. Ich begnügte mich, nach Erhalt der fünfzig Pfennig die Hand zur Faust zu ballen und in die Tasche zu stecken. Der Schaffner wartete eine Sekunde. Als jedoch meine Hand nicht hervorkam, sagte er (mit etwas mürrischem Unterton): „Sie haben noch zu kriegen." – „Es ist gut." Aber er war beharrlich: „Sie bekommen noch fünfunddreißig Pfennig." Ich nickte und winkte ab. Da trat er einen Schritt zurück, straffte seinen Körper in Achtungsstellung, legte die linke Hand an seine Hosennaht und die rechte an seine Mütze. Dann rief er mit lauter Stimme (als ob er mindestens die Haltestelle „Potsdamer Platz" auszurufen hätte): „Danke sehr!" Die Mitfahrenden wurden auf mich aufmerksam. Ich aber machte, ohne eine Miene zu verziehen, ein unsagbar dummes Gesicht, um nicht zu verraten, daß mich diese Ovation berühre. Von diesem Moment an war für den Schaffner nur ich auf der Welt. Nie ging er an mir vorbei, ohne in seinen Blicken Devotion, Dankbarkeit und Demut auszudrücken, und als ich mir eine Zigarette anstecken wollte, rannte er aus dem Wageninnern heraus, um mir Feuer zu geben. Am Belle-Alliance-Platz half er mir aus dem Wagen wie einem Krüppel.

3. Ob ich im E-Wagen der ABOAG eine so auszeichnende

Behandlung erfahren würde, wußte ich nicht, zu viele Kavaliere fahren kurfürstendammwärts. Daher entschloß ich mich, die Versuchssumme zu erhöhen. Unter den Linden, Ecke Friedrichstraße, stieg ich ein. Im Fond des Autobusses nahm ich Platz, dos à dos mit dem Chauffeur. Neben mir saß ein hübsches Mädchen mit Pagenfrisur und ebensolchen Beinen. Bei der Kurve am Brandenburger Tor stieß ich sie ein wenig an und entschuldigte mich. „Bitte", sagte sie sehr nett, „nichts geschehen." Anknüpfungsmöglichkeit war also gegeben. Im selben Augenblick kam der Schaffner, ich gab ihm einen Einmarkschein und ließ mir – trotzdem er mich laut darauf aufmerksam machte, daß es ja eine Mark gewesen – nichts zurückgeben. Was geschah? Er dankte zwar, allein mit einem sarkastischen, verständnisinnigen Lächeln, das auch das Mädel an meiner Seite streifte, als ob sein Dank mehr diesem als mir gelte. Die Leute gegenüber lächelten gleichfalls maliziös, und nur meine Nachbarin blickte halb unwillig, halb verächtlich vor sich hin. In allen war derselbe Gedanke: Der Esel glaubt der Dame zu imponieren, wenn er achtzig Pfennig Trinkgeld gibt. Und die Kleine dachte noch dazu: Wenn man nicht anders imponieren kann! Und außerdem freute sie sich im voraus darauf, daß sie abends ihrem Gustav von dem dummen Kerl erzählen wird, der auf sie Eindruck zu machen glaubte, indem er im Autobus achtzig Pfennig Trinkgeld gab. Und der Gustav wird sie noch heißer lieben, weil er sieht, zu welchen Mitteln die Herren greifen, um sie zu gewinnen. Mich wird er verachten und sich vor seinen Kameraden brüsten, ihnen die Geschichte von dem Fatzken im Omnibus zum besten gebend. Die werden den Spaß weiterverbreiten, und morgen kann ich nicht mehr auf die Straße gehen, denn sonst zeigt jemand mit den Fingern auf mich und ruft: „Das ist der Fatzke aus dem ABOAG." Fürwahr, ich habe mich um achtzig Pfennig unsterblich lächerlich gemacht! Eigentlich für fünfundachtzig Pfennig – denn ich schämte mich so, daß ich sofort ausstieg. Hinter meinem Rücken, das fühlte ich, verstärkte sich das Lächeln zu einem Lachen.

4. Um halb sieben Uhr früh fuhr ich aus der Seestraße im Norden, aus der Gegend, wo die Arbeiterhäuser stehen, der Friedrichstadt zu. Greise, Männer, Burschen in blauen

Blusen, nur durch mehrfach um den Hals geschlungene Flanellschals vor der Kälte geschützt, Frauen und Mädchen mit Kopftüchern saßen mit mir in der Tram. Die Gesichter waren verschlafen, Unwille lag auf ihnen, der Unwille, aus dem wenigstens animalisch erwärmten Bett in den Frost der Straße, aus der Ruhe in harte Fron zu müssen. Der Wagen war vollgepfercht, alle Fahrgäste kannten einander, sie waren aus derselben Straße, manche vielleicht aus demselben Haus, und allmorgens fahren sie gemeinsam in die Fabriken. Die Blicke, die mich streifen, gelten einem Fremden, der hier nichts zu suchen hat, einem Eindringling. Und nun kommt die Szene mit meinem Fünfzigpfennigstück, von allen beachtet: Der Schaffner, der vielleicht auf dieser Strecke zu dieser Stunde noch nie einen Pfennig Trinkgeld erhalten hat, dankt mir vernehmlich, und ich zweifle nicht daran, daß er mich mit seinem Leben verteidigen würde, wollte man mich als mehrfachen Raubmörder festnehmen. Aber die Menschen im Wagen flüstern und tuscheln mit Seitenblicken auf mich, vielleicht fassen sie mein Experiment als Verhöhnung auf, vielleicht beneiden sie mich, weil sie glauben, daß ich, nicht ganz bei Besinnung, nach einer tollen Nacht eben heimkehre, während sie in die Werkstätte fahren, vielleicht hassen sie mich als einen Reichen, dem das Geld nichts bedeutet, während sie es mühsam erwerben müssen. Und mein Scherz kommt mir hier selber besonders deplaciert und töricht vor.

DER FLOHMARKT VON CLIGNANCOURT

Der Flohmarkt? Also sozusagen: Schauspielerbörse der Flohtheater? Suchen hier Flöhe ein Engagement, Dompteure ihr Personal, Bühnenagenten Gelegenheit zur Vermittlung?

Nein! Niemals kam Fernando Méstèque de Podsqualle, der große Flohtheatermanager, zeit seines Lebens her, seine Protagonisten und Primadonnen anzuwerben, niemals einer seiner Kollegen.

Kämest du, veranlaßt vom Namen „marché aux puces", am Sonntagmorgen zum Festungstore Clignancourt, nur um Flöhe zu erstehen, du müßtest unvollzogenen Kaufes wieder heimkehren. Allerdings ist die Möglichkeit durchaus zuzugeben, daß du in einem oder dem anderen Wäschestück, das hier feilgeboten wird, einen springlebendigen Floh finden könntest, auch in den Fetzen von Vorhängen, Teppichen und Tüchern, vor allem in den Decken, die der Verkäufer auf der Erde vor sich als Unterlage für seine Schätze, als Auslagsschrein, Verkaufstisch und Warenmagazin ausgebreitet hat. Sicherlich fändest du sie in den Kleidern der Händler und Händlerinnen, und davon hat wohl der Markt seinen beißenden Spitznamen, aber suche dort nicht nach, wenn dich nicht dein Fell juckt – die Chiffonniers sind ein bissiges Volk.

Weh dem, der den Pariser Lumpensammlern auf den Leib zu rücken wagt! Sie haben ihre eigene große Revolution hinter sich, fast eine so große wie die Damen der Halle, sie haben im Jahre 1832 Barrikaden gebaut, und viel fehlte nicht, so hätten sie den Bürgerthron Louis-Philippes in den Müllkasten gestürzt. Damals hat die Cholera gewütet, und man wollte, sie einzudämmen, den Schmutz und Abfall, der sich tagsüber vor den Häusern ansammelte, unverzüglich von Amts wegen auf Karren verladen und vor die Stadt schaffen. Aber die Haderer haderten dagegen, wiesen darauf hin, daß jene Kehrichthaufen zwar vielleicht ein Choleraherd, für sie jedoch der Nährboden seien, den man ihnen

nicht entziehen dürfe. Der Unrat der Straße sei ihr Servitut. „Es ist sonderbar", berichtet Heine damals nach Deutschland, „daß die Beweistümer, die sie in dieser Richtung hervorbrachten, ganz dieselben sind, die auch unsere Krautjunker, Zunftherren, Gildemeister, Zehntenprediger, Fakultätsgenossen und sonstige Vorrechtsbeflissene vorzubringen pflegen, wenn die alten Mißbräuche, wovon sie Nutzen ziehen, der Kehricht des Mittelalters, endlich fortgeräumt werden sollen, damit durch den verjährten Moder und Dunst unser jetziges Leben nicht verpestet werde."

Der Vergleich ist so blendend, daß man übersieht, wie er hinkt. Denn immerhin ist noch ein Unterschied zwischen dem Vorrecht vornehmer Nichtstuer und jenem arbeitender Menschen; das Tätigkeitsfeld der Chiffonniers barg für andere den Tod, aber für sie das Leben. Und es ging nicht an, ihnen dieses Leben zu nehmen, ohne ihnen die Möglichkeit eines anderen zu weisen. Man muß für die Beseitigung des Kehrichts mitsamt den Kehrichtsammlern sorgen – auch verhungerte Leichen sind ein Krankheitsherd. Halbe Maßnahmen sind schlechter als gar keine, und es ist gut, daß Heine nicht noch drei Menschenalter gelebt hat, sonst wäre er schaudernd Berichterstatter eines sozialistisch-kapitalistischen Koalitionszeitalters geworden, das den Chiffonniers recht gegeben und die Erhaltung der Choleraherde beschlossen hätte, so wie es von der Aufhebung der Spielklubs, Pferderennen, Champagnersalons, reaktionären Buchdruckereien, Börsen, Wucherbanken und ähnlicher gemeinschädlicher Unternehmungen mit der Begründung Abstand nimmt, daß dadurch Arbeiter brotlos werden könnten!

Aber Anno Louis-Philippe waren die Lumpensammler noch Lumpenproletariat, und sie bildeten keine konservative Gewerkschaft, deren Oberbonzen im Ministerfauteuil saßen, man konnte sie also nicht beschwichtigen, und auf die Idee, ihnen einen anderen Broterwerb zu bieten, kam man damals ebensowenig wie heute. So gingen die Chiffonniers und die Revendeuses, die Verkäuferinnen der gesammelten Waren, auf die Straße, sie zerschlugen die Reinigungskarren, verbarrikadierten sich an der Porte St-Denis und fochten auf dem Châtelet. „Der Generalmarsch erscholl", erzählt Heinrich Heine, „Casimir Périer ließ seine

Myrmidonen aus ihren Butiken heraustrommeln, der Bürgerthron zitterte, die Rente fiel, die Karlisten jauchzten. Letztere hatten endlich ihre natürlichsten Alliierten gefunden: Lumpensammler und alte Trödelweiber, die sich jetzt mit denselben Prinzipien geltend machten, als Verfechter des Herkömmlichen, der überlieferten Erbkehrichtsinteressen, der Verfaultheiten aller Art."

Die Zeiten ändern sich, an Stelle von Cholera und Monarchismus treten demokratische Republiken, aber noch immer gibt es Leute, die aus dem Kot der anderen ihren Lebensunterhalt bestreiten müssen. Die Chiffonniers bilden nun eine Gilde, sie erfreuen sich der kommunalen Anerkennung, Blechnummern, wie sie Schutzleute, Bahnhofsträger oder Dienstmänner haben, geben ihnen die Legitimation, von acht Uhr abends bis Mitternacht und von fünf bis sieben Uhr früh die in den Häusern zur Abholung durch den Mistbauer bereitgestellten Unratkisten und Ascheneimer nach Schätzen zu durchwühlen. Das Gesetz von der Erhaltung der Quantität der Materie, allnächtlich steigt es in verschiedener Gestalt aus den Staubwolken des häuslichen Abfalls in den Rückenkorb des Lumpensammlers: Rien ne se perd! Der Haderngrossist zahlt für hundert Kilogramm schmutzigen Papiers oder hundert Kilo sackleinener Fetzen acht Franken, für hundert Kilo zerschlissenen Linnens vierunddreißig Franken, für feine weiße Leinwandlappen vierundvierzig; die reinwollenen Lumpen kaufen chemische Fabriken zentnerweise, um daraus Salmiaksalz zu erzeugen, sonst kehren die meisten der zu Ende gelebten Stücke wieder an ihren Ursprungsort zurück: zerbrochene Salben- und Konservenbüchsen in Metallwarenfabriken, Papierfetzen in Papiermühlen, Scherben in Glasbläsereien, Alteisen in Schmelzöfen, aus dem zerrissenen, vergilbten Wechselblankett wird wieder eine Banknote, aus dem abgenagten Knochen ein Hundekuchen, aus der verrosteten, verbogenen Ofentüre ein Offizierssäbel und aus dem Manuskript eines Dichters gar Klosettpapier.

Aber all das, was von der Beute des Chiffonniers eine noch so geringe Chance für individuellen Verkauf, die Möglichkeit der unmittelbaren Verwertbarkeit an sich trägt, all das, was sich irgendwie unter den Sammelbegriff „Trö-

del" subsumieren läßt, das taucht auf einem der Pariser Tandelmärkte auf, die Tabakreste und die Zigarrenstummel auf dem nächtlichen Mégotmarkt, die Bücherfragmente auf den Karren der Bouquinistes und alles andere, noch Schlimmere auf dem Marché pouilleux, dem „lausigen Markt" von Bicêtre, oder auf dem Marché aux puces.

Der „lausige Markt" von Bicêtre und der „Flohmarkt" von Saint-Ouen, sie weisen nicht soviel Unterschiede auf wie ihre beiden Paten aus dem Insektenreich. Da wie dort ist die bizarre Mischung der Armseligkeit, die Diskrepanz des Feilgebotenen das besondere Kennzeichen des Marktes. Auf dem Boden des umgestülpten Korbes, auf dem Glacis am Rande des Festungsgrabens und vor ihren Häusern, den mit Dachpappe gedeckten, unendlich wüsten Holzkabinen von schräger Basis, und auf den Bauplätzen an der Rue Michelet, deren Trottoirs für die Verkäufer von neufabriziertem Jahrmarktsschund reserviert sind, haben Hunderte von Chiffonniers ihr Vielerlei ausgebreitet, das Strandgut der Haushalte, das sie werktags gefischt haben, Hosenträger neben einem Damenhöschen, eine Grammophonplatte neben einem Kissen, ein Porträt Gambettas in Farbendruck neben einem Zahnbürstchen, einen Schlüssel neben einem Suspensorium, eine Kohlenschaufel neben einem Gummilutscher für Säuglinge, eine Kasserolle neben einem Katzenfell, einen zerbrochenen Spiegel neben einer Fußprothese, schweinische Ansichtskarten neben einem Stemmeisen.

An demselben Stand kauft ein Soldat eine Schnurrbartbinde, an dem eben ein fünfzehnjähriger Vorstadtfratz wegen des Preises eines Irrigators feilscht, dessen Blechgefäß eingetepscht und dessen Gummischlauch zerrissen ist. Pioupiou und Midinette kommen ins Gespräch und beraten einander beim Kauf... Zerlumpt sind die Verkäufer und Verkäuferinnen, zerlumpt die meisten der Käufer und Käuferinnen, Familiarität vereinigt die Gruppen, man duzt einander, lockt den Vorübergehenden an: „Eh, mon vieux, c'est-y des godasses, qu' tu veux? Prends-en un pair; j'te les laisse à six sous!"

„Laisse-les moi pour vingt centimes", erwidert der Angerufene nicht unwillig, denn er hat sich inzwischen die Schuhe gründlich angesehen, das durchbrochene Oberleder,

die schiefe Ebene der Absätze, die Reste der Sohlen, die aufgerissenen Ösen, die fehlenden Senkel. Aber der Schuhwarenhändler würdigt ihn keiner Antwort, und so sucht der Käufer dreißig Centimes aus seinen Taschen zusammen.

Nicht jeder Schuhhandel kommt so glatt zustande: Ein struppiger Rotbart hat ein Paar Zugstiefel ausgewählt, denen der Zug vollständig und die Stiefel fast vollständig fehlen. Sechzig Centimes will der Verkäufer. „Was? Sechzig Centimes? Du bist wohl toll? Für das Geld kriege ich sie in der Rue de la Paix!" Es ist ein Gedanke nicht ohne Phantasie, sich die zerfetzten Stiefeletten in einem Schaufenster der Rue de la Paix vorzustellen!

Eine reinliche Arbeiterfrau wird von ihrem vierjährigen Sprößling zu einer Schachtel gezerrt, in der rote und gelbe Bausteine durcheinandergeworfen sind, damit man nicht auf den ersten Blick sähe, wieviel davon fehlen. Sie fragt nach dem Preis: „Combien ça?" Die Verkäuferin (nachdrücklich): „Cette boîte de construction? Quatre sous." Die Arbeiterin entfernt sich, die Hände ihres Buben sind in ihren Rock gekrallt, sein Köpfchen ist nach hinten gewendet, seine Augen sind, gefeuchtet, noch in die roten und gelben Würfel und Prismen gebohrt. „Dis ton prix alors!" ruft die Händlerin der Frau nach. – „Deux sous." – „Emporte la, va!" Glückstrahlend greift ein Kind aus Saint-Ouen nach einem Baukasten, den ein Pariser Kind weggeworfen hat.

Ein anderes Weib kann seinem Kind nur eine Puppe kaufen, der die Schädeldecke fehlt; mit einem Sous ist sie überzahlt. Man stelle sich die Eleganz eines Damenhutes vor, der bereits „an Asch'n" war und jetzt für fünf Sous zu haben ist! Dort der Rosenkranz kostet bloß zwei Sous und findet keinen Liebhaber. Das Portemonnaie daneben – es ist zerrissen, zerschlissen – vier Sous, denn es trägt eine Freiherrnkrone. Für „Riflards", alte, total unbrauchbar gewordene Regenschirme, gibt es eigene Käufer; sie zahlen einen Franken für je drei solcher stangenloser, durchlöcherter Schirmkrüppel auf dem Lausmarkt oder dem Flohmarkt und stellen sie in ihren Werkstätten zu unschönen, schäbigen Schirmen zusammen, die sie für anderthalb Franken immerhin noch verkaufen können. Der Nachttopf ohne

Henkel, fünfundzwanzig Centimes sein Preis, ist schnell losgeschlagen. Der Vogel Phönix hat hier Konkurrenz: alles erwacht – so wie er – aus der Asche zu neuem Leben.

Streitigkeiten brechen los, ein betrunkener Mann will von seiner Frau einen Franken, den freien Sonntagvormittag weiterzechen zu können, die Gattin aber, wütend über den Lumpen von Lumpensammler, der von der Morgenernte noch nicht nach Hause gekommen ist, während sie sich mit dem Verkauf der „Brocante" abrackern muß, schreit: „Sale cochon ivre, va!" Als er bedrohlich auf sie zutorkelt, hebt sie den Hirschfänger, den er gestern im Kehricht aufgelesen hat, gegen ihn. Sie sind ein wüstes Volk, die Pariser Chiffonniers, und auch der gestern in den Müllkasten geworfene Hirschfänger kann heute wieder eine gefährliche Waffe sein. Deshalb flüchtet der besoffene Ehemann, so schnell er kann.

Heinrich Heine, der diese Zunft mitsamt den Großkopfeten aller Staaten in den Kehricht verdammen wollte, liegt nun nicht weit von der Porte Clignancourt. Oft hat er sich die Frage nach dem Ort seines Grabes vorgelegt:

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden,
Unter Ulmen an dem Rhein?

Das aber hat er sich doch nicht gedacht, daß er sie ganz nahe von den Pariser Lumpensammlern finden werde, die er so beschimpft hat!

ERKUNDUNGSFLUG ÜBER VENEDIG

Das Pferd sprengt über die blaue, nasse Steppe, der Wind spritzt mir den Schaum des Pferdemaules ins Gesicht, kühl treffen mich Klumpen der Reitbahn, von den Hufen aufgewirbelt.

Plötzlich bäumt sich das Roß, die Luft erbebt von seinem Wiehern, einige Sprünge auf den Hinterfüßen, und dann, dann hebt sich der ganze Leib des Hippogryphen von der Erde, seine Flügel straffen sich, und er schwebt mit mir dem Olymp zu.

Um wieviel herrlicher ist es im Flugboot als im Aeroplan! Kein Motor vor mir, der mir seine Auspuffgase in Nase und Augen bläst, kein Propeller verstellt die Aussicht. Weit hinter mir sitzt der Pilot, und über ihm rattert der Druckmotor, und wenn wir niedergehen wollen – wir hätten es nicht nötig, erst lange nach einem freien Feld zu suchen, unser Landungsplatz ist glatt und unendlich und immer bereit. Wo wir auch auf dem Meere niedergingen, das Fahrzeug sprengte weiter mit motorischer Kraft.

Wir fliegen niedrig, nur vierzehnhundert Meter. Ein geripptes Sprungtuch ist unter uns gebreitet: die See. Azurfarben, mit dunkleren Streifen durchwirkt. Über den Stoff jagt ein schwarzes Ungeziefer – unser Schatten. Am Rande liegt eine Landkarte, grell koloriert. Alles sieht beinahe wie wirkliches Land aus, nur vielhundertfach verkleinert, und die Kinderhände haben die nett ausgeschnittenen Kartons zu schräg aneinandergefügt, als daß die Illusion eine vollkommene sein könnte. Dargestellt ist eine Halbinsel von der Form eines gleichseitigen Dreiecks. Es erinnert ein wenig an Istrien; wirklich, so müßte die Karte von Istrien aussehen! Maßstab 1:1400. Die Ähnlichkeit ist so frappant, daß man auf die Projektion eines ins Meer vorgeschobenen elliptischen Städtchens hinuntersieht, ob nicht ein Kreis mit einem dicken Punkt darin und in Nadelschrift der Name „Rovigno" darunter steht. Dann müßte ja gleich die Mün-

dung des Kanals Leme kommen und dann die große Stadt Parenzo und dahinter, an der anderen Dreieckseite, der Tschitschenboden. Auf Ehre, da ist der Kanal, da liegt auch schon die große Stadt, und tief, tief unter uns sehe ich auch das Gebirge. Wahrhaftig, es ist Istrien!

Nur am dunklen Grün erkennt man, wo Zypressen sind, als Nuance bloß unterscheidet sich das Gelb des Kornackers vom Grün des Haferfeldes. Leuchtend durchschneidet die Helle der Landstraßen die Farben. Fischerkähne, an einem Landungsplatz vertäut, sind wie Korallen auf eine Schnur gereiht, das Torpedoboot in Fahrt schaut wie ein Perlhuhn aus mit einem Silberschweif, und nur ein kleiner Milchglassplitter scheint die Segeljolle. Das Schönste aber ist das smaragdene Band, das die Kontur der Küste bildet: Es ist das untiefe Meer, das so glänzt. Wir sehen bis auf den Grund. Der ist pointilliert, die Pünktchen sind Steine und Felsblöcke.

Links und höher fliegen wir. Sagten es uns nicht der Höhenmesser und die Schleimhäute der Nase, so müßten wir es an den Schiffen unter uns erkennen, die so klein waren und nun immer kleiner und kleiner werden. Die Insel San Giovanni di Pelago, ein Felsenriff, auf dem nur ein Leuchtturmwärter mit seiner Familie Platz hat, lassen wir backbords.

Jetzt ist die blaugrüne Grenzenlosigkeit vor uns, Windstreifen durchziehen die Fläche. Sind das Wolken, dort an der Grenze der Sehkraft, oder sind es schon die Gipfel des Apennin?

Unter dem Wasser schwanken Polypen. Wir wissen, daß es Minen sind, doch kümmern sie uns nicht. Nach Minen, U-Bomben und gefahrdrohenden Annäherungen zu spähen ist Sache der Nahaufklärung. Unsere Ziele sind heute weiter gesteckt, wir sind Fernaufklärer. Das Maschinengewehr ist drehbar vor mir und für dringende Verständigung der Radioapparat, dessen Antenne von Bord hinabhängt. Aber meine Hauptwaffe liegt zu meinen Füßen: die Kamera, dreizehn mal achtzehn. Wenn nur der Apparat klappt, ist meine Mission schon zur Zufriedenheit gelöst. Vorausgesetzt, daß ich zurückkomme. Oder wenigstens die belichteten Platten.

Der Pilot gibt Vollgas. Eigentlich noch nicht ganz, bis an

die äußerste Grenze des Möglichen schiebt er den Gashebel doch nicht vorwärts, der Motor wird noch für den Bedarfsfall gedrosselt. Wir fliegen mit eintausenddreihundertachtzig Touren per Minute, auf eintausendvierhundert kann man die Tourenzahl erhöhen. Die zwanzig Drehungen sollen uns herausreißen?

Vierzig Minuten lang steuern wir schon gegen Nordwest. Ein langes Eiland wird sichtbar und dahinter eine schöne, schöne Stadt.

Die schmale, waldumsäumte Insel ist der Lido, und auf dem Lido sind Forts. Wir sehen schiefe Stangen, und in der nächsten Minute sind aus ihnen kreisrunde Löcher geworden: senkrecht aufwärts gerichtete Kanonen, die Flugzeugabwehrgeschütze des Forts San Nicolò.

Zwanzig Reservetouren, unsere letzten, schalten wir ein.

Wir sind oberhalb der nördlichen Lidoeinfahrt, vor dem Wellenbrecher. Ein Kind hat Streichhölzchen nebeneinander auf das blaue Tischtuch gelegt. In Wahrheit sind es die Hafenbarrikaden, stattliche Klötze.

Fünfzig Schritt neben und sehr tief unter uns zerplatzt ein brauner Körper in viele, wie die Strahlen einer Fontäne sprühen sie nach allen Seiten. Ich beuge mich steuerbord aus dem Boot. Zehn solcher Springbrunnen wirbeln empor, und aus den kreisrunden Löchern von Nicolò zucken kurze Lichter auf.

Seltsam, kein Laut dringt zu uns. Unten donnern die Geschütze, die Morseapparate klappern das Aviso unserer Ankunft an alle Geschützstellungen, die Venezianer laufen durcheinander, manche verstecken sich vielleicht in bombensichere Unterstände, und Tausende, Tausende schauen zu uns herauf. Wir aber, wir sehen keinen Menschen und hören nichts als das Rattern unseres Motors.

Keine Betrachtungen! Zu solchen Dummheiten ist jetzt keine Zeit. Rechts das Arsenal, die Nordostspitze der Lagunenstadt. Selbst eine Stadt. Rings um das quadratische Bassin graue Särge, die Dächer der langgestreckten Werkstätten, im äußersten Winkel ein durchschnittener Seidenkokon mit der Puppe in der Mitte, ein Trockendock; die verpuppte Raupe ist ein Schlachtschiff, Typ Sardegna; im Becken vor den Scali da Construzioni vertäut: ein Kreuzer, drei Torpedoboote und ein Zerstörer – wahrscheinlich zur

klinischen Behandlung nach der Begegnung mit der „Balaton". Vor den Volksgärten, den Giardini, ankern auch zwei Torpedoboote.

Das krieg ich auf eine Platte. Ich neige die Kamera, ziele gegen Nordosten und exponiere, indem ich den revolverartigen Hahn knipse.

Und schon wendet der Flugzeugführer, der darauf gewartet hat, nach links. Es ist auch höchste Zeit! Vom Lido steigen Landflieger auf. Ein besorgter Blick nach unten: zwei Nieuports, sie sind noch weit und noch tief.

Abschiedsblick nach rechts. Winzige Borstenhärchen am Rande der Riva degli Schiavoni sind friedliche Gondeln, Bekannte aus vergangener Zeit. Vom Campanile sehe ich nur das Dach, aber er streckt mir mit Grandezza seinen Schatten weit ausladend entgegen. Markuskirche, Dogenpalast, Zecca, Bibliothek, Procurazien! Euch sehe ich nicht, ihr glockenschlagenden Riesen auf der Torre d'Orologio; Zwerge seid ihr! Oder habt ihr euch verkrochen? ... Ein S schlingt sich durch die Stadt: der Kanal.

Seit meiner Aufnahme sind schon fast zwei Minuten vergangen. Nun blitzen aus Fort Santa Elisabetta, ganz nahe an den Stabilimento Bagni, und weiter südlich aus Fort Alberoni die Mündungsfeuer gegen den Himmel, die braunen Wölkchen aus platzenden Raketen fallen ganz nahe. (Zu Hause werden wir sehen, daß die linke Tragfläche ein Loch abbekommen hat.)

Bei der südlichen Hafeneinfahrt in die Lagune, bei Malamocco, photographiere ich zum zweiten Male: Kriegsschiffe, die zwischen dem Littorale di Malamocco und der toten Lagune liegen.

Auf dem Bahnhof, im Bassin für Marinetransporte, ist nichts Besonderes festzuhalten. Ich hebe die linke Hand, und schon macht der Hydroplan eine kühne Kurve, wir flüchten noch tiefer ins Firmament, aber in anderer Richtung: gegen Südosten, heimwärts. Ein dienstlich forschendes Auge schaut nach Chioggia, ein privat besorgtes nach den beiden Eindeckern. Ich schiebe die Mitrailleuse zurecht. Allein die Landflieger dürfen nicht zu weit über das Meer ...

Nach zwei Stunden führt man das Pferd, dessen Nüstern noch ein wenig beben, in seinen Stall.

TOTENFEIER IN KOPENHAGEN

Gott gebe ihr den ewigen Frieden, der Witfrau Johanne Jörgensen! Er rechne es ihr nicht schlimm an, daß sie bereits um elf Uhr vormittags keifte, weil ich noch im Bett lag. Er verüble es ihr nicht, daß sie es nicht gern sah, wenn ich Besuche empfing. Sie hat es zu Lebzeiten schwer gehabt – möge ihr der Himmel leichter werden. Ihr Mieter war beileibe kein solider Herr, mit ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn, die im Stadtteil Nörrefaelled ein großes Fleischgeschäft innehaben, war sie seit Jahren verfeindet. Übrigens schmerzte sie das kaum, ich habe sie einmal gefragt, ob es ihr leid tue, mit den Enkelchen nicht verkehren zu können, da zuckte sie nur geringschätzig mit den Mundwinkeln. Auch den lieben Gott hat sie nie besucht und, soviel ich weiß, nie zu ihm gebetet. Vorgestern abend, als der Geistliche kam, lag sie schon in Agonie, sonst hätte sie ihn gewiß beschimpft und hinausgeworfen. Schimpfen war überhaupt ihre..., aber man soll doch nichts Übles von einer Toten sagen, über der sich noch nicht der Grabhügel wölbt.

Sie wurde ja erst heute beerdigt. Die Tochter und der Schwiegersohn haben seit vorgestern abend die Wohnung von oben bis unten durchsucht, den Auktionator überall herumgeführt und wegen jedes Möbelstückes – sogar in meinem Zimmer und in meiner Gegenwart – mit ihm gehandelt und gefeilscht. Von Trauer, von Pietät war nicht viel zu spüren. Trotzdem haben sie ihr ein Begräbnis ausgestattet, erstklassig, das muß man sagen.

Ich habe lange genug bei Frau Johanne Jörgensen gewohnt und bin daher zur festgesetzten Stunde in der Kapelle des Assistens-Kierkegaard gewesen. Der Schwiegersohn in umflortem Zylinder und Gehrock, erschüttert, aber gefaßt. Die Tochter ganz in Schwarz, das Gesicht verhüllt, der Körper in den üblichen Zuckungen des Schmerzes erbebend. Die Enkelkinder neigten folgsam ihre Gesichter. Auch sonst waren Leute zugegen, alle sichtlich bewegt, eine Deputation der Fleischerinnung und zwanzig bis dreißig

alte Frauen. Nie hätte ich gedacht, daß meine Zimmerwirtin so viele Freunde besessen hat! Kränze waren da, mit Schleifen. Sie lagen auf dem weißlackierten glatten Sarg, der in Dänemark viel getragen wird. Von der Galerie, die verhängt war, drang ein gemischter Choral:

Laer mig, o Skov, at visne glad
Som sent i Höst dit gule Blad
Et bedre Foraar kommer!

Ein langes Lied, es hat etwa acht sechszeilige Strophen, aber ich ließ es über mich ergehen – ich habe lange genug bei der Witwe Johanne Jörgensen gewohnt, um ihr dieses Opfer bringen zu müssen. Spät, sehr spät verstummte der unsichtbare Chorus, und ich dachte, es würde zu Ende sein. Fehlgedacht! Es erschien ein Geistlicher in schwarzem Talar, weißer Halskrause und gelbem Spitzbart und begann zu reden. Zuerst altbekannte Tatsachen vom Glück des Familienlebens, von der Unabwendbarkeit des Todes und dergleichen, dann Neuigkeiten: von der hingebenden Liebe der Verblichenen, von ihrer Güte und Fürsorge, von ihrem unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit Gottes und von vielem anderen Schönen und Edlen, was ich nicht gewußt hatte. Aber schließlich muß er es besser wissen, sonst könnte er es doch nicht so öffentlich behaupten vor Gott und der Welt. Wirklich dringt oftmals ein tiefer Seufzer der Bestätigung aus dem schwarzen Schleier der tiefgebeugten Tochter, wenn die erhabenen Herzens- und Geisteseigenschaften der Dahingeschiedenen besonders hervorgehoben werden. Ich bin dem Sprecher nicht böse, nicht eine Sekunde denke ich daran, daß man ihn und seinesgleichen, die da leeres Stroh dreschen, vor eine Abteilung Soldaten stellen und diesen den Befehl zum Feuern geben sollte. Nicht im Traum fiele mir so etwas ein. Ich habe eine Abneigung gegen die Phrase, ich bin ein Fanatiker der Sachlichkeit – doch auch der Mann auf der Kanzel ist ein Mensch, er will leben, er muß seines traurigen Amtes walten, er muß reden, und was soll er denn über meine Wirtin Johanne Jörgensen aussagen?! Wenn er sich nur etwas kürzer fassen wollte. Er spricht entschieden zu lang. Schade, daß man in einer Friedhofskapelle nicht rauchen darf.

Eigentlich habe ich gar nicht so lange bei Frau Johanne Jörgensen gewohnt. Also schleiche ich mich aus der Halle und gehe draußen spazieren, verliere mich in den Reihen der Gräber vom Assistens-Friedhof. Fast neben jedem Hügel steht ein Gartensessel, oft zwei. Auf manchem sitzt eine alte Frau und liest die Zeitung. Ich gehe vorbei und schaue die Grabsteine an. Merkwürdig, ein so großes Land, dieses Dänemark, und so wenig Namen: alle Toten heißen Hansen, Nielsen, Andersen, Larsen, Sörensen, Baggesen, Nansen, Michaelis, Jacobsen, Jensen, Petersen. Aber wie viele Träger dieser spezifisch dänischen Namen haben in der Welt Klang gewonnen, wie viele besondere Assoziationen rufen diese Wald-und-Wiesen-Namen hervor: bei „Andersen" denken wir an jenen feinen Satiriker, dessen vermeintliche Märchen wir den Kindern zu lesen geben, weil die Erwachsenen sie nicht verstehen, Baggesen hieß der göttliche Akrobat, der hundert Teller zerbrach und sich des Fliegenpapiers doch nicht entledigen konnte, Nielsen ist uns die schönste Vollenderin des miesesten Gewerbes, einer des Namens Nansen dichtete den „Gottesfrieden" (während sein norwegischer Namensvetter durch Nacht und Eis zum Nordpol zog), Karin Michaelis erfand die Ausrede des „Gefährlichen Alters", Sophus Hansen von København Boldklubben „Frem" zeigte uns, was ein Goalman alles können kann, Sörensen schrieb das beispiellose Abenteuerbuch „Die Fahrt der Jomsburg" (Verlag Erich Reiß), Inge Pedersen hieß das komische Mädchen in Berlin, das mich liebhatte, von Jacobsen ist „Niels Lyhne", und so weiter – übrigens weiß ich gar nicht, ob das alles Dänen sind, deren Namen mir da zwischen den Friedhofszeilen assoziiert auftauchen, und ich weiß auch gar nicht, ob sie tot sind. Aber ich kenne andere Menschen, die bestimmt aus Dänemark stammen und bestimmt tot sind und die auch außerhalb Dänemarks noch leben. Ich will gar nicht von Hamlet reden (der ein Reaktionär war und die Verabreichung von Kaviar fürs Volk verhöhnte), nicht von Ritter Oluf (dem Spießer, der an seinem Hochzeitstage nicht mit einer anderen tanzen wollte und deshalb von der verschmähten Elfkönigin mit einem Herzkollaps bedacht wurde) und nicht von Tycho Brahe (der ein glückliches Eiland gegen die dumpfe Hof-

luft des rudolfinischen Prag vertauschte und sich von der Lues seine Nase abfressen ließ); aber Holberg zum Beispiel ist liebenswert, weil er den Satz schrieb: „Alle Welt sagt, daß Jeppe trinkt – aber niemand sagt, *warum* er trinkt", und Hermann Bang, der mit den Fingerspitzen dichtete, und Thorvaldsen, der uns zwar heutzutage ein wenig langweilt, aber der doch immerhin ein nordischer Hellene war, und Holger Drachmann, der viel vertrug und nach dem deshalb hier eine Weinstube heißt, und Graf Bernsdorff, der dem vergessenen deutschen Klassiker H. P. Sturz (siehe „Klassischer Journalismus") hier eine Zufluchtsstätte bot, aber selbst aus dem Lande mußte, als Dr. Struensee mit der Königin ein Verhältnis anfing und darum geköpft wurde (siehe Film), und Gjellerup, der den Nobelpreis bekam – aber mir scheint es, daß ich ihn mit Geijerstam verwechsle, der ein Schwede ist, und so weiter und so weiter.

Ist es nicht wirklich erstaunlich, daß eine Gemeinschaft, ein Land von so wenig Namen der Welt so viele Namen schenken konnte? Wie starben sie? Ob ihnen auch ein Pastor mit weißem Stuartkragen, schwarzem Rockelor und gelbem Spitzbart eine so langatmige Rede auf den letzten Weg gegeben hat wie meiner seligen Hauswirtin, der Witib Johanne Jörgensen? Ob er noch immer in der Kapelle spricht, indes ich, eine Zigarette rauchend, durch Grabstraßen Dänemarks gehe, an Tote denkend und an Lebende? Ich stehe vor dem Grab einer Frau, die Kierkegaard heißt, das ist „Friedhof". Und Kierkegaard hieß auch der Größte dieses Landes. Richtig, auch er war ein Eingeborener dieser vom Kattegat gekühlten Insel, vielleicht dachte ich nicht an ihn, weil er so unnordisch glühend streiten konnte. Und er liebte die Bibel, da sie für ihn so war wie Shakespeares Dramen: „Dort fühlt man doch, daß es Menschen sind, dort haßt man, liebt man, mordet seinen Feind, verflucht dessen Nachkommen in alle Geschlechter, dort sündigt man." Sören Kierkegaard hat wegen einer Leichenrede die ganze dänische Kirche verflucht, wegen eines Satzes, in dem ein Niemand als Zeuge der apostolischen Wahrheit bezeichnet wurde – er hätte sich auch über den Mann erregt, der eben am Sarge der lieblosen Witwe Johanne Jörgensen seine Suada leuchten läßt. Während ich mich gar nicht aufregte

und einfach hinausging in die Avenuen der Kopenhagner Leichen. Und jetzt verstehe ich, warum er schwor, das Kommando zum Feuern geben zu wollen, wenn alle Journalisten füsiliert würden. Nicht wegen der Phrase, denn es gibt sachlichere Menschen unter uns als in anderen Berufen (welch ein ödes Geschwätz eines Universitätsprofessors habe ich doch heute nacht gelesen!), nein, aber wegen unseres Mangels an Haß, an Empörung, an Erregung. Wir sind ärger als Phrasendrescher, denn wir sind freiwillig zu Dienern der Phrasendrescher geworden, zu Knechten des Kompromisses, zu Leibeigenen des eitelsten Spießertums, zu Sklaven des Heute. Ich beginne den Bannfluch zu verstehen, hier vor dem Grabe der Frau Kierstine Nielsdatter Kierkegaard geborener Royon, gestorben 23. März 1796, achtunddreißig Jahre alt, das in einem Winkel liegt, etwas abseits von den Gräberstraßen, und zu dem mich der Zufall geführt hat. Übrigens liegt die Frau Kierstine nicht allein, es ist ein Familiengrab. Auf den Grabstein sind andere Tote dieses Kirchhofsnamens gemeißelt, und noch zwei Marmorplatten sind angelehnt mit eingehauenen Daten später verstorbener Familienangehöriger. Und unter Michael Pedersen Kierkegaard († 1838) und Anna Kierkegaard geborene Lund († 1834) finde ich Sören Michael Kierkegaard und Maren Kierstine Kierkegaard (geboren 1797, gestorben 1822) und ganz unten auf derselben Steintafel – Sören Aabye Kierkegaard, födt 5. Mai 1813, död 11. November 1855. Siehe da, ich stand also wirklich an seinem Grab, ohne daß ich es wußte. Unter seinen Namen ist noch ein Vers gezwängt von plumpen Reimen und billigem Inhalt:

Det er en Liden Tid
Saa har jeg vundet
Saa er den ganske Strid
Med eet forsvundet . . .

Nein, der ganze Streit ist nicht verschwunden. Noch lange nicht. Nur der Halskrausenmann hat eben in der Zeremonienhalle seinen Sermon beendet. Man trägt den Sarg hinaus, und ich eile, der Witwe Johanne Jörgensen drei Erdschollen ins Grab zu werfen, wie es sich für jemanden schickt, der lange genug bei ihr gewohnt hat.

VERSTEIGERUNG VON CASTANS PANOPTIKUM AM 24. FEBRUAR 1922

Ein Podium, auf dem der Auktionator, nach rechts gewendet, vor einem Tische agiert. Dahinter auf Postamenten die Wachsfiguren Goethes, Sternickels, Rothschilds und King Edwards VII.

Der Auktionator: ... Zum ersten, zum zweiten – bietet niemand mehr für Napoleon? – und zum dritten. (Mit dem Auktionshammer zuschlagend.) Verkauft! Der Name des Käufers, bitte?

Stimme: Schaubudenbesitzer Klein.

Der Auktionator (den Namen notierend): Danke. (Verkündend.) Die Auktion ist für heute beendet, die restlichen Figuren werden morgen versteigert. Beginn acht Uhr vormittags. (Er geht vom Podium und zündet sich eine Zigarette an.)

Der Prokurist des Hauses A. Rothschild (ein alter Herr mit Zylinder, weißen Handschuhen und Silberstock): Gestatten Sie die Frage, ob man noch eine der Figuren kaufen könnte?

Der Auktionator: Kaufen? Unmöglich! Aber Sie können sich doch morgen an der Versteigerung beteiligen.

Der Prokurist: Das wollte ich eben vermeiden. Es handelt sich, hm, um die Figur einer Persönlichkeit, die, hm, unserem Hause nahesteht. Und wir wünschen nicht, daß die Zeitungen darüber berichten, um welchen Preis sie losgeschlagen wurde. Wenn es ein zu geringer Betrag wäre, so wäre uns das, hm, peinlich. Sie begreifen: eine Persönlichkeit, die, hm, unserem Hause nahesteht. Andererseits, hm, möchten wir auch keinen allzu hohen Preis bezahlen.

Der Auktionator: Es handelt sich wohl hier um die Figur des seligen Herrn Sternickel?

Der Prokurist: Nein, ich kann leider nicht sagen, hm ...

Der Auktionator: Ach so, ich weiß schon; es handelt sich um den alten Rothschild?

Der Prokurist (etwas betroffen): Wie gesagt, hm, ich darf keinerlei ...

Der Auktionator: Ja, wenn sich's um Nummer 222 handelt, den alten Rothschild – da ist die Sache ganz anders!

Der Prokurist: Wieso?

Der Auktionator: Ja, da kann ich, hm, leider keinerlei Angaben machen, hm, Amtsgeheimnis, hm.

Der Prokurist (zieht die Brieftasche, entnimmt ihr eine Banknote und hält sie in der Hand): Wenn ich Sie, hm, aber bitte?

Der Auktionator (nimmt die Banknote): Na, wenn Sie mich so bitten, kann ich es Ihnen wohl sagen. (Flüsternd.) Also, die bisherigen Besitzer von Castans Panoptikum haben in Erfahrung gebracht, daß das Bankhaus Rothschild den Maier Anselm dahier kaufen will.

Der Prokurist: Verteufelt! Unser ganzes Unternehmen ist voll von Spionen. (Mit scheuem Blick auf die Figur Rothschilds schlägt er sich auf den Mund. Gleichsam zur Figur.) Das heißt: In *allen* Bankhäusern verraten jetzt die Angestellten die Beschlüsse und Tips an die Spekulanten ... Bei uns ist's noch verhältnismäßig besser ...

Der Auktionator: ... na, und da haben eben die bisherigen Besitzer von Castans Panoptikum beschlossen, den alten Maier Rothschild hinaufzulizitieren, damit sie recht viel Geld herausschlagen. Ich weiß sogar, bei welchem Betrage die Castan-Gesellschaft Ihnen die Figur in der Hand lassen will.

Der Prokurist: Nun? Bei welchem Preis denn?

Der Auktionator (achselzuckend): Amtsgeheimnis!

Der Prokurist (Brieftasche, Banknote): Wenn ich Sie aber bitte!

Der Auktionator (Banknote nehmend): Na, wenn Sie mich so bitten, kann ich's Ihnen wohl sagen: Sie haben beschlossen, den Preis bis auf dreißigtausend Mark hinaufzutreiben.

Der Prokurist: Verflucht! Und wieviel ist denn eine solche Wachspuppe de facto wert?

Der Auktionator: Das ist eine Liebhabersache, fünfzehnhundert bis fünftausend Mark etwa. Sehen Sie, für den Goethe da hat sich zum Beispiel noch gar kein Interessent gefunden. Der wird wahrscheinlich morgen an eine Seifenfabrik losgeschlagen. Der olle King Edward da ist auch schon keine Attraktion mehr für eine Schaubude. Seine Zeit scheint vorbei, aber eine Freundin interessiert sich für ihn, die war schon zweimal hier, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und wird ihn vielleicht kaufen. Viel wird sie ja dafür nicht bezahlen müssen. Na, und der Rothschild ist auch nichts mehr für ein Panoptikum. Den Stinnes hätten sie modellieren sollen; aber vor dem haben sie wohl Angst gehabt, daß er dann die ganzen Nummern verschiebt. Wenn sich nicht Ihr Bankhaus für den Rothschild interessiert hätte, so würden sich wohl schon nächste Woche ein paar Leute mit ihm die Hände waschen. Der Sternickel da, das ist ein anderer Kerl. Um den raufen sich die Panoptikums und die Schaubudenbesitzer ...

Die Besitzerin der Diele „Zur feschen Böhmin" (ist eingetreten): Guten Abend wünsch ich. (Sie knickst vor Edward VII.)

Der Prokurist (zum Auktionator): Also ich danke Ihnen vorläufig für die Informationen. Gute Nacht! (Ab.)

Der Auktionator (zum Prokuristen): Gute Nacht! (Zur feschen Böhmin.) Sie wünschen, mein Fräulein?

Die fesche Böhmin: Sie wissen ja, Herr Versteigerungspräsident, ich komm wegen Seiner Majestät, meinem goldenen Edi. (Sie streichelt die Figur Edwards.) Mein Schnuckichen, mein Bubi, mein Süßer! Kennst du noch deine kleine Inaff? Wie hat sie dich immer gestreichelt, deine süße Inaff!

Der Auktionator: Sie haben ihn wohl persönlich gekannt?

Die fesche Böhmin: Gekannt? Geliebt hab ich ihn. (Zur Figur.) Hab ich dich geliebt? Inaff, Inaff? Wissen Sie, so hat er mich nämlich immer genannt, wenn ich ihn abgebusselt hab. „Inaff, Inaff!"

Der Auktionator: Wie haben Sie ihn denn kennengelernt?

Die fesche Böhmin: In Marienbad hat er mich einmal angesprochen, ganz unvermutet hat er sich erlaubt, mich an-

zusprechen – mir nix, dir nix! (Zur Figur, drohend.) Du Schlankerl!

Der Auktionator: So? Er hat Sie angesprochen?

Die fesche Böhmin: Ja, denken Sie sich, ganz als ein Fremder spricht er da eine fremde Dame an! (Zur Figur.) Du bist mir ein Feiner!

Der Auktionator: Wie kam denn das?

Die fesche Böhmin: No, ich bin ihm eben ein bisserl nachgelaufen, eine Woche lang oder vierzehn Tage, sehr diskret, wissen Sie, ganz unauffällig bin ich so neben ihm gegangen oder zwei Schritte vor ihm und hab mich so hie und da ein bisserl nach ihm umgedreht – aber wissen Sie, ganz unauffällig, so zum Beispiel –, no, und eines Tages hat er mich einfach zu sich herangewinkt, mir nix, dir nix – bitte, eine ganz fremde Dame! Und nachmittags bin ich zu ihm hinaufgekommen ins Hotel Savoy – wissen Sie, *das* war ein feines Hotel, ich bin schon in meinem Leben in vielen Hotels gewesen, das können Sie mir schon glauben, aber so ein feines Hotel hab ich noch nicht gesehen! – Also ich bin zu ihm hinaufgekommen in das Hotel, und ich war sehr freundlich zu ihm, sehr leutselig, und schon nach einer halben Stunde hat er mich so gerne gehabt, daß er zu mir gesagt hat: Inaff!

Der Auktionator: Wissen Sie denn auch, was das heißt: enough!?

Die fesche Böhmin: Nein, das weiß niemand auf der ganzen Welt, das wird ein Wort aus Indien sein, (flüsternd) aus Hinterindien vielleicht – Sie entschuldigen schon – er war ja auch Kaiser von Indien, mein Bubi, mein Kleines! Damals, wie wir uns geliebt haben, war er noch nicht Kaiser, nicht einmal König, damals war er noch Prinz von Waaleß. Und wie er dann König geworden ist, ist er wieder nach Marienbad gekommen, no, und ich wollt ihn ansprechen und bin so um ihn herumgeschlichen beim Kreuzbrunnen, und er hat mich wiedererkannt, ich hab's ganz deutlich gehört, wie er gesagt hat „Inaff" – aber diese Gauner, diese Detektivs haben mich weggewiesen. Na, ich hab ihm aber einen Brief geschrieben –!

Der Auktionator: Auf den haben Sie wohl keine Antwort erhalten?

Die fesche Böhmin: Aber da täuschen S' Ihnen groß! Er hat mir fünfzig Dukaten geschickt, und dafür hab ich mir die Weinstube aufgemacht hier in Berlin, „Zur feschen Böhmin", eine Diele mit Sektzwang – inaff! –, Jägerstraße 14. Wenn S' amal zu mir kommen, Herr Auktionspräsident, kriegen S' Regiepreise, morgen abend können Sie zu mir kommen, ich lade Sie ein, da brauchen S' überhaupt nichts für den Sekt zu zahlen, und eine Kellnerin schick ich Ihnen ins Séparée, ein Mädel, sag ich Ihnen, bildhübsch und sehr geschickt.

Der Auktionator (geil und rasch): Also gut, ich komme! Morgen abend!

Die fesche Böhmin: Aber da müssen S' morgen schnell mit dem Hammer klopfen, daß ich ihn billig bekomme, meinen Bubi da. Ich will mir ihn nämlich neben mein Bett stellen, damit meine Freunde und meine Gäste sehen, was ich für noblichte Bekanntschaften hab.

Der Auktionator: Machen wir, machen wir! Und morgen abend komm ich zu Ihnen, Jägerstraße 14. (Er streckt ihr die Hand hin.) Gut?

Die fesche Böhmin: Aber, wie gesagt. (Zur Figur.) Gute Nacht, Königliche Hoheit (Hofknicks), mein Zuckerbubi (sie küßt die Gestalt). Inaff? Inaff?

Der Auktionator: Gute Nacht, mein Fräulein!

Die fesche Böhmin (abgehend): Gute Nacht. Und klopfen Sie nur recht schnell mit dem Hammerl.

Der Auktionator: Enough! (Er zieht den Paletot an, setzt den Hut auf, verlöscht das Licht, geht ab. Man hört, wie er die Tür abschließt. Die vier Figuren bleiben im Halbdunkel allein.)

Goethe: Mehr Licht!

Rothschild: Wie Sie wünschen, Herr Geheimrat! (Zu Sternickel.) Möchten Sie nicht die Freundlichkeit haben, Herr Sternickel, mir für e Augenblick die Blendlaterne zu borgen, damit ich den Schalter gleich finde.

Sternickel: Nee, oller Rothschild, een Juden jeb ick meene Instrumente nich in die la maing. Ick dreh mir meine Dinger lieber alleene. (Er knipst das elektrische Licht an.)

Edward VII.: That's terrible! Da werde ich jetzt ewig bei diesem schrecklichen Weibsbild stehen müssen, in ihrem Schlafzimmer.

Rothschild: Sein Se froh, daß Se nix zu Seife verarbeitet werden, wie mein Landsmann da, der Herr Geheimrat Goethe.

Goethe: Denn alles, was besteht,
Ist wert, daß es zugrunde geht.

Sternickel: Na, Sie hätten doch ooch vorjezogen, hier noch een paar Jährchen uff dem Sockelchen zu stehn. Bei *mir* is det was anderes: Ick bin froh, det ick wechkomme. Hier wird man in eenem fort an die Schattenseiten von sein' Beruf erinnert. Lauta Andenken an den Scharfrichter, lauta Fallbeile, Richtschwerter, Folterinstrumente – und det eenzige Frauenzimmer hier is de eiserne Jungfrau.

Rothschild: Ausgerechnet für Herrn Sternickel wird man e Prinzessin mit Reizwäsche hereinstellen.

Sternickel: Halt man die Schnauze, alter Itzig! Mit dir redet doch keener! Ick unterhalte mir mit Herrn Joethe. Sagen Se mal, es is doch janz schön hier . . .

Goethe: Es möcht kein Hund so länger leben . . .

Sternickel: Wieso denn nich? Freun Sie sich jar nich, wenn die Onkels mit die Kataloge komm' und nachblättern, Nummer 165, der berühmte Dichterfürst Joethe?

Goethe:

Oh, sprich mir nicht von jener bunten Menge,
Bei deren Anblick uns der Geist entflieht.

Rothschild: Gar so bunt war die Menge auch nix in die letzten Jahre. Während des ganzes Tages hab ich mir den Kopf zerbrochen und kalkuliert, wie sich das Unternehmen rentieren soll. In so e teuern Gegend! In der Friedrichstraße, bei die hohen Mieten! Das ist nix e so wie bei uns in Frankfurt, was, Herr Geheimrat? „Ja, mein Frankfurt lob ich mir, es is e klein Paris und bildet unsere Leut!"

Goethe (entrüstet verbessernd): Mein *Leipzig* lob ich mir.

Rothschild: Was heißt „mein Leipzig"? Sie sind doch aus Frankfurt, ich hab Sie doch noch gekannt, wie Sie noch e klaaner Rotzbub waren. Wenn Sie mich auch nix er-

wähnt haben in Ihrer „Wahrheit und Dichtung". Ich war Ihnen zu wenig nobel! Sehn Se, und morgen werden Sie doch zu Seife verarbeitet, und ich werd in mei Bankhaus aufgestellt, als Denkmal . . .

Goethe: Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn . . .

Sternickel: Det is aber doch schade um Sie. Der einzige Mensch, mit dem man sich geistig unterhalten konnte.

Edward VII.: Aoch ich bin very sorry, that Sie verarbeitet werden. Hoffentlich werden Sie eine Seife for really gentlemen.

Rothschild: Schad, daß ich nix mehr am Leben bin, sonst hätt ich Sie angekauft für unsere Frankfurter Filiale . . .

Goethe: Macht nicht so viel Federlesen!
Setzt auf meinen Seifenstein:
Dieser ist ein Mensch gewesen,
Und das heißt: ein Kämpfer sein.

Edward VII.: Excuse me, Mister Sternickel, sind Sie aoch in Frankfurt geboren?

Sternickel: Nee, Majestät, nur hinjericht' worden bin ick in Frankfurt.

Goethe und *Rothschild* (gleichzeitig): Frankfurt an der Oder.

Sternickel: Geboren bin ick in Nieder-Mechanna, Kreis Rybnik, am . . . am, (er nimmt den Katalog vom Auktionstisch und blättert) aha, Nummer 310, geboren am 11. Mai 1866, gelernter Müller, hat im Januar 1903 zu Ortwig in der Mark an seinem Dienstherrn Kallies, an dessen Ehefrau und dessen Magd seinen ersten Raubmord . . .

Edward VII.: Enough!

Sternickel (weiterlesend): Seine nächste Bluttat verübte Sternickel . . .

Edward VII.: Enough! Enough!

Goethe: Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt Ihr ihn der Pein . . .

Rothschild: Sehr gut gesagt, Herr Geheimrat, sehr gut! „Ihr laßt den Armen schuldig werden." Die Armen waren mir von jeher immer etwas schuldig.

Edward VII.: Bitte, keine Anspielungen, Mister Roth-

scheild. Ich habe mir zwar von Ihrem Neffen, Sir James, Geld ausgeborgt, aber das ist doch hoffentlich ein Unterschied.

Rothschild: Ob das ein Unterschied ist! E Armer borgt sich aus aus Not, e Reicher borgt sich aus aus Übermut.

Edward VII.: Stellen Sie sich vielleicht auf den Standpunkt from the sozialen Ausgleich?

Rothschild: Wenn Se so fragen, is es schon e Unrecht, daß es gar e so große Unterschiede gibt zwischen arm und reich.

Sternickel (zu Rothschild, gehässig): Vielleicht jar keen Unterschied, nich? Mit dein Gemauschel von de soziale Jerechtigkeit kannste mir bloß jiftig machen. Det muß Reiche und Arme jeben: Wo kommen wir sonst hin? Wo soll ma denn da einbrechen? Wen soll man denn da ausrauben, wenn se alle jleich haben ...

Rothschild: Man soll auch nicht!

Sternickel: Det möcht dir so passen, du vermanschte Wachsfigur!

Goethe: Ein garstig Lied! Pfui! Ein politisch Lied!

Sternickel (noch immer ärgerlich): So 'n Quatsch. „Soziale Jerechtigkeit." Wat soll 'n dann werden!

Goethe:

> Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde,
> Als unsre Schulweisheit sich träumen läßt.

Rothschild: Das is doch nix von Ihnen, Herr von Goethe!

Goethe (erstaunt): Nicht von mir?

Sternickel: Von mir ooch nich!

Goethe: Nicht von mir? Ich Ebenbild der Gottheit, und nicht einmal von mir? Von wem denn?

Edward VII.: That's from Shakespeare.

Sternickel: Aha – Shakespeeareh, sprich Schecksbier, Nummer 152, det is der, was neben die Schneewittchengruppe, Nummer 142, steht.

Goethe (noch immer erstaunt): Von Shakespeare?

Edward VII.: Yes, from Shakespeare.

Goethe: Perfides Albion!

Sternickel (hat zum Fenster hinausgesehen; pfeift): Achtung, Lampen! Die Jäste komm'.

Goethe: Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten! ...

Alle stellen sich eilig auf ihre Postamente, auch Sternickel, nachdem er das Licht ausgelöscht, den Katalog wieder auf den Tisch gelegt hat. Man hört lärmendes Kommen.

Der Auktionator (öffnet die Tür, legt Hut und Paletot ab, tritt zum Auktionstisch, klingelt): Also, letzter Tag der Versteigerung. Zum Angebot steht: Katalognummer 310, der gefürchtete Massen- und Raubmörder August Sternickel. Mindestgebot 1500 Mark! Ich bitte um Angebot.

Stimme: Hier.

Der Auktionator: 1500 Mark zum ersten ...

Andere Stimme: 2000 ...

Der Auktionator: 2000 Mark zum ersten ...

Stimmen (der Auktionator jeweils wiederholend): 3000, 4000, 5000, 7000, 7500, 9000, 10 000.

Der Auktionator: 10 000 zum ersten ...

Stimme: 11 000 ...

Der Auktionator: 11 000 Mark zum ersten, zum zweiten ...

Andere Stimme: 11 500 ...

Stimme: 12 000 ...

Der Auktionator: 12 000 Mark zum ersten, zum zweiten – ist denn sonst kein Angebot für den berühmten Sternickel? – und zum dritten. (Schlagend.) Verkauft! (Notierend.) Ihren Namen, bitte ...

Stimme: Teschke, Jahrmarktsaussteller.

Der Auktionator: Zum Angebot steht: Katalognummer 34, King Edward VII. von Großbritannien, Mindestgebot 1500 Mark. Ich bitte um Angebot!

Die fesche Böhmin: Hier.

Der Auktionator (sehr schnell): 1500 Mark geboten, zum ersten, zum zweiten, zum dritten. (Zuschlagend.) Verkauft.

Männerstimme: 2000.

Der Auktionator: Schon verkauft. (Unwilliges Gemurmel der Bieter.) Namen, bitte.

Die fesche Böhmin: Zdenka Procházková, Weinstube „Zur feschen Böhmin", Jägerstraße 14, Telefon Zentrum 1 30 59, Zigeunermusik, Damenbedienung.

Der Auktionator: Zum Angebot steht: Katalognummer 165, der hervorragende Dichterfürst Johann Wolfgang von

Goethe. Mindestgebot 1500 Mark. Ich bitte um Angebot. (Pause.) Der deutsche Dichterfürst Johann Wolfgang Goethe. Mindestgebot 1500 Mark. Bietet denn niemand? Mindestgebot also 1300 Mark, (nach Pause) 1200 Mark, (nach Pause) 1000 Mark, soviel sind ja allein die Kleider wert...

Stimme: 900 Mark.

Der Auktionator: 900 Mark zum ersten, 900 Mark zum zweiten, 900 Mark zum dritten. (Hammerschlag.) Verkauft. Namen, bitte.

Stimme: A. B. Schaum & Co., Fettsiederei, Moabit.

Der Auktionator: Zum Angebot steht: Katalognummer 222. Rothschild, Maier Anselm, Mindestgebot 1500 Mark.

Castans Stimme: 3000 Mark.

Der Prokurist: 4000 Mark.

Castans Stimme: 10 000 Mark.

Der Prokurist: 20 000 Mark.

Castans Stimme: 30 000 Mark.

Der Auktionator: 30 000 Mark zum ersten, 30 000 Mark zum ersten, (zögernd) 30 000 Mark zum ersten – bietet denn niemand mehr? – (aufgeregt ins Publikum schreiend) 30 000 Mark zum ersten, (resigniert kopfschüttelnd) 30 000 Mark zum zweiten und dritten. (Langsam zuschlagend.) Zum dritten. Verkauft. Der werte Name, bitte.

Castan: Direktion Castans Panoptikum G. m. b. H.

Der Auktionator: Danke, Schluß der Versteigerung!

Die Menge geht unter lebhaftem Rhabarber ab. Castan und der Prokurist disputieren erregt. Hinter ihnen „die fesche Böhmin", die sich an der Figur Edwards zu schaffen macht.

Castan: Sie können die Figur zum Versteigerungspreis haben, Herr Prokurist.

Prokurist: Danke. Ich weiß ja Herrn Rothschild bei Ihnen in guten Händen, und darum war es uns hauptsächlich zu tun.

Die fesche Böhmin (zu Edward VII.): Bist bei mir auch in guten Händen, mein Schnuckichen, bleibst jetzt bei mir, inaff?

Castan: Ich gebe Ihnen also die Figur um 20 000 Mark.
Prokurist: Danke, nein.
Castan: Aber bis 20 000 haben Sie doch mitgeboten!
Prokurist: Ich wollte nur, daß unser Gründer nicht allzu billig verschleudert werde. Das hätte dem Prestige unseres Bankhauses geschadet.
Castan: Aber, zum Teufel, was soll ich denn mit der alten Wachsfigur anfangen? Ich gebe sie Ihnen für 15 000 Mark, (da der Prokurist den Kopf schüttelt) für 10 000 Mark.
Prokurist: Danke, ich habe keinen Bedarf.
Castan: Ich kann doch, um Gottes willen, nicht die ganzen 30 000 Mark verlieren!
Prokurist: Wozu haben Sie denn mitgesteigert?!
Castan: Ich bitte Sie, machen Sie mir doch irgendein Angebot, damit ich wenigstens die Figur loswerde.
Prokurist: Ich bin eventuell bereit, Ihnen das Mindestgebot zu bezahlen.
Castan: 1500 Mark?
Prokurist: Jawohl, nicht einen Pfennig mehr.
Castan: Na, besser als nichts. Eingeschlagen! (Der Prokurist schlägt ein.)
Maier Anselm Rothschild (klopft dem Prokuristen auf die Schulter): Bravo, junger Mann! Sie handeln in meinem Geiste!

Der Prokurist, die fesche Böhmin, der Auktionator und Castan erschrecken und stehen mit offenem Munde, wie zu Figuren erstarrt, da, während die vier Figuren einander zulächeln.

ADA KALEH, INSEL DES ISLAM

Die Trauer des kleinen Ujházi wird noch bitterer, da er vergeblich auf der Landkarte nach Ada Kaleh sucht und sein Lehrer Christopolos ihm sagt: „Die Insel, auf der du wohnst, Joán, steht nicht auf der Karte." Um so schmerzlicher empfindet es der Knabe, der Held von Bangs „Die Vaterlandslosen", wenn ihn die Straßenjungen von Orsova wegen seiner Heimatlosigkeit verspotten.

Nein, Ada Kaleh ist auf dem Globus und auf den Landkarten nicht verzeichnet. Kaum zwei Quadratkilometer – das ist ein zu kleines Gebiet für die große Geographie. Nicht aber für Politik und Krieg. Es ist ein Fleckchen Erde, exponiert wie kaum ein anderes. Der vorgeschobene Posten des Balkans.

Hier stießen drei Staaten zusammen: Ungarn, Rumänien, Serbien. Der Schnittpunkt der Grenzen aber war ein Stückchen türkischster Türkei, lag im Strome des Christentums als Insel des Islam. Nicht nur bildlich der Strom, nicht nur bildlich die Insel: die Donau schützt das Stück Orient um und um mit starken Wellen, und als ob sie die okzidentale Gefahr von dem Eiland in möglichst weiter Distanz halten wollte, hat sie sich hier, zwischen ihren Stromengen von Kazan und dem Eisernen Tor, eigens zu einer Breite von neunhundert Metern gedehnt. Genau in der Mitte liegt Ada Kaleh, die Festungsinsel.

Denn seit dem Mittelalter war hier eine Festung, auf der die Fahne des Propheten wehte; als Gibraltar der Donau beherrschte sie die Wasserstraße, versperrte sie den Zugang zum Morgenland. Noch steht das alte solide Gemäuer, aber die Kultur, die sich in der Erfindung kriegerischer Neuerungen erschöpft, hat den Zinnen und Türmen die Macht genommen, und nur mit Neugierde, nicht mehr mit Schrecken sah das zwanzigste Jahrhundert auf die putzige Bärbeißigkeit der greisen Zitadelle.

Der Weltkrieg modernisierte dieses unzeitgemäße Idyll.

Mit Schützengraben, Stacheldraht und Maschinengewehrstand, wie es sich gehört. Siebenundfünfzig Landstürmer vom Königlich Ungarischen Honvéd-Bataillon Nr. 8 wurden beordert, hier die Wacht an der Donau zu halten. Ganz nahe war Lugos, die Heimat, und doch fast unerreichbar weit – Rumänen und Serben konnten jedes Boot mit einem Kanonenschüßchen vernichten; selbst bei Nacht war man nicht sicher – vom Scheinwerfer konnte man ertappt werden. So waren die alten Landsturmmänner eingeschlossen, auf sich selbst angewiesen. In einem Kuhstall, den sie sich gezimmert hatten, melkten sie abwechselnd, sie gruben einen Brunnen, legten ein kleines Kartoffelfeld an. Da sie im Gesichtskreis der Vorposten waren, besorgten sie diese friedlichen Dinge nur nachts. Um die Peinigung der Kreatur zu vollenden, überschwemmte die Donau das Eiland. Die Deckungen standen unter Wasser, und im Wachhaus konnten die Soldaten nicht bleiben, denn die serbischen Patronen zerschnitten dessen Wände wie Butter. In Wind und Wetter mußten sich die armen Kerle auf die Ziegelwälle legen, nur durch eine improvisierte Brustwehr vor Schüssen geschützt. Der Posten der Ostspitze fuhr nach Sonnenuntergang auf einem Kahn über die inundierte Insel zu seinem Standplatz, mit Brot und Speck für einen ganzen Tag versehen; lag er doch in seiner windigen, feuchten Stellung vierundzwanzig Stunden lang – erst bei Anbruch der Dunkelheit konnte die Ablösung heranrudern.

Als die Bulgaren und die Armee Mackensen 1915 das Königreich Serbien besetzten, kamen ruhigere Zeiten für die Insulaner von Ada Kaleh. Touristen fuhren hin wie einst, Kurgäste aus Herkulesbad, die sich die wohlfeile Gelegenheit zum Besuch des Orients nicht entgehen lassen wollten. Der Weg hatte sich freilich verändert. Die Landstraße, die vom Hafen Altorsovas längs der Donau gegen Vodicza und Verciorova führt, war nicht mehr bloß durch das alte Holzgeländer und die Hecke von der Donau getrennt, sondern auch durch dichtverfitzten Drahtverhau. Nahe am Ufer schaukelten Wracks im Wasser, Schleppschiffe, die entweder bei nächtlichen Unternehmungen zusammengeschossen worden oder gestrandet waren.

Die Höhle, von den Fährleuten in die Uferböschung gehackt, ist jedoch keine Errungenschaft des Krieges. Hier haben sie schon immer gehaust, schon in Friedenszeiten, seit Generationen. Sie hocken da in dem Erdloch, brauen ihren Kaffee, wärmen sich am Herdfeuer, spielen Tricktrack und warten auf Passagiere. Winkt einer, so springen der Ruderer .und der Steuermann in die Barke und holen ihn über. Es scheint, daß sie nun ununterbrochen stromaufwärts lenken, trotzdem die Inselspitze gerade gegenüberliegt. Sie ist von brüchigen Ziegeln so rot, als umrankten sie Korallenriffe. Warum fahren die Ruderer nicht direkt auf das Ziel los? Warum steuern sie in entgegengesetzter Richtung? Weil sie seit Jahrhunderten wissen, daß aus der Strömung und dieser verkehrten Fahrtrichtung die Verbindungslinie zwischen Abfahrtsstelle und dem roten Inselhafen resultiert. Vertrackt ist die Strömung: bis hierher nordöstlich fließend, nimmt die Donau plötzlich Direktion nach Südosten, und genau, wie sie sich biegt, ist auch die Insel gebogen. Die Kolonie des Halbmonds hat eines Halbmonds Form.

Der Park am Westzipfel ist winterlich kahl; auch die Kastanienallee ist entlaubt. Zunächst (da wir über die Vierecke der verfallenen Festung gehen, in denen Moos und Gras und Ginster wuchern und manchmal ein Springbrunnen schwach ejakuliert) glauben wir in eine ausgegrabene Siedlung der Dazier geraten zu sein. Doch kommen uns Türken entgegen mit rotem Fez samt schwarzer Quaste, weißem Turban, braunem Bart, grüner, goldbestickter Jacke, blauen Beinkleidern mit herabhängendem Hosenboden und gelben Sandalen. Frauen, die so tief verschleiert sind, daß man von ihrer Schönheit nichts sieht als die O-Beine. Bist du's, Scheherezade?

Der Friedhof hat schiefe Grabsteine, blau und golden bemalt, die ornamentalen Lettern durch allerhand Schnörkel noch mehr verornamentalisiert, manchmal ist die Denksäule mit einem steinernen Fez verziert. Das Ewige Licht auf der umgitterten Gruft des Wunderimams Miskin Baba war ein Jahr lang verloschen – jetzt brennt das Lämpchen wieder, Allah sei Lob und Dank. Die Grabstätte des Mustapha Beg wird von den Magyaren in Ehren gehalten: Er hat

in stürmischer Nacht durch die tückischen Katarakte von Orsova nach Vidina den Nachen gerudert, in dem der vogelfreie und verfolgte Ludwig Kossuth saß.

Ein Kaffeehaus, Eigentum der Herren Munepé und Omer Ahmed Bechi. Am magischen Holzkohlenherd kann man die Bekanntschaft der Würdenträger machen, die auf der autonomen Insel das Wort führen: Teffik Suleiman Bekket ist Bürgermeister, Polizeipräsident und Postdirektor zugleich, während Osman Niazzi über die mohammedanischen Interessen wacht und sein Gehalt aus Konstantinopel bezieht, vierundzwanzig Pfund monatlich.

Ein Basar. Tabakläden mit goldenem Pursitschan. Enge Gassen, zwischen altersgrauen, morschen Zäunen verlaufend oder an fensterlosen Hinterwänden von Häusern vorbei. Auf daß niemand einen lüsternen Blick in das Innere werfe, wo die Blume des Harems sproßt. Nur die reichsten Türkinnen kauern zeitlebens auf dem Diwan, bis sich die Beine wölben. Die ärmeren helfen ihrem Gatten beim Tabakschneiden, beim Zigarettendrehen, beim Kneten türkischen Honigs und in der Seidenraupenzucht. Auf dem Wall, einem Postament von vier Meter Höhe, steht die Moschee; einst war sie eine Franziskanerkirche, aber seit zwei Jahrhunderten dient der Bau den Muselmanen zum Gottesdienst. Sechsmal am Tage treten sie ein, nachdem sie draußen auf den Majolikakacheln des Schandarwans ihre Füße gewaschen haben. Koransprüche über der mekkawärts gerichteten Nische, Koransprüche auf der Minbarkanzel und Koransprüche auf den Ampeln sind der Schmuck der Moschee. Und: der funkelnagelneue Gebetteppich (fünfzehn mal neun) aus der Fabrik von Haidarpascha, ein Geschenk Abdul Hamids – als Gegengabe bat sich der Sultan nichts weiter aus als den uralten Perser, der schon seit dem Mittelalter in der Dschamih von Ada Kaleh lag. Das Minarett trägt eine Granatwunde; von oben ruft der Muezzin in alle Windrichtungen nicht bloß den Glaubensgenossen auf der Insel, nein auch den Gjaurim in Rumänien, Serbien und Ungarn, die einst die Türkei von hier verdrängt haben, hartnäckig und laut den Protest zu: „Allah ist groß, es gibt keinen Gott außer Allah, und nur Mohammed ist sein Prophet."

Sie sind noch in Kontakt mit dem Mutterlande: Rachatlokum und Tabak bekommen sie aus der Türkei, und sie zahlen keine Steuer und keinen Zoll für Kaffee und Zucker. Am Skelahmarkt, der drüben in Orsova dreimal in der Woche abgehalten wird, verkaufen sie die ihnen unbesteuert gelieferte Ware. Als die Insel während des Balkankrieges der österreichisch-ungarischen Monarchie inkorporiert wurde, fragten die Magyaren ihre neuen Landsleute mit einem spöttischen Wortspiel: „Adó kell e? – Steuern brauchst du?" Aber die Ada-Kalehsen ließen das Privileg ihrer Steuerfreiheit nicht antasten, und sogar inmitten des Bombardements übten sie ihren Verschleiß aus. Im Zollamt von Orsova, wohin sie nächtlicherweile ruderten, verkauften sie die Waren gleich weiter, die sie dort ausgehändigt erhielten. Auch zum Kriegsdienst wurden sie nicht eingezogen. Erst als die Fahne des Propheten entrollt wurde, zum Dschihad akbar, mußten sich die wehrfähigen Bewohner der Insel „freiwillig" zum Militär melden.

Verfallene Forts, Reste von Contre-Escarpen, Ruinen massiver Torbögen, noch sichtbare Scharniere einstiger Zugbrücken, Schießscharten für Musketen, Laufgräben, Schanzen, Pulvertürme und Geschützstände aus den Zeiten Prinz Eugens durchstoßen erbarmungslos die Orientalik. Es sind nicht die einzigen militärischen Erinnerungsstücke: Auf das Mauerwerk sind Autogramme von Soldaten gekritzelt, Tausende. Seit dem Frieden von San Stefano bis zum Jahr 1919 (da Rumänien von dem Inselchen Besitz nahm) lag hier eine österreichisch-ungarische Besatzung von siebenundfünfzig Soldaten, die alle drei Monate abgelöst wurde; und jeder Wachtposten hat mit seinem Taschenmesser in dieses steinerne Fremdenbuch sein Monogramm oder sein Nationale eingeschrieben, sich die Zeit zu vertreiben und dem Verewigungstrieb des Individuums zu genügen, Lófasz István, Dragotin Jebić, Boul Futulescu und Wladislaw Chrstiwaczki – ganze Generationen. Manche taten es ungelenk, manche gravierten kunstvoll. Aber höher und deutlicher als alle andern Namen steht in weißgetünchten Lettern „KYSELAK" auf der Außenmauer eines Turmes, hingemalt von jenem kleinen Wiener Steuerbeamten, der seinen Namen unbedingt berühmt machen wollte. Wäre er ein großer Wiener

Beamter gewesen, so hätte er zu diesem Behufe sicherlich einen Weltkrieg anzuzetteln versucht. Da er aber eben nur ein kleiner Wiener Beamter war, so mußte er sich damit begnügen, seinen Namen auf alle Felsengipfel, auf alle Festungswälle und auf alle Abortwände zu schmieren.

MEINE TÄTOWIERUNGEN

Mein Zimmerkollege Heinrich, dessen vierzig Schlägermensuren und fünfunddreißig Säbelpartien sein Gesicht in ein Pepitamuster, seine Schädeldecke in Hackepeter und seinen Körper in die Bilderbeilage eines chirurgischen Lehrbuchs verwandelt haben – mein Zimmerkollege Heinrich also schüttelt verächtlich besagten Hackepeter, wenn ich mit entblößtem Oberkörper am Waschtisch stehe. „Es ist mir unerfindlich", sagt er, „wie man sich so zurichten lassen kann!"

Auch der pensionierte Postverwalter Anton Schißling, der von Gewissensbissen zernagt ist, weil er sich einst beim Briefmarkenverkauf zum Schaden einer Partei um fünfzehn Pfennig verrechnet hat, hält meine Tätowierungen für unklug. Im Dampfbad beteuerte er mir, er würde sich niemals so etwas machen lassen. „Wenn ich einmal einen Mord begehe oder etwas Ähnliches, so würde mich jede Polizeibehörde der Welt sofort agnoszieren können."

Ganz dasselbe äußert der Hasenschartenwilly, der wirklich mit der Polizei zu tun hat, ist er doch in Rom und Stockholm wegen Falschmünzerei, in New York wegen Scheckfälschung und in Berlin wegen Hehlerei und Betrugs verurteilt worden, insgesamt zu achtzehn Jahren. Wenn er heranhumpelt – zum Glück hört man seinen Klumpfuß schon von der Ferne aufs Straßenpflaster schlagen, und das Muttermal auf seiner Wange funkelt auf fünfzig Meter –, weiche ich ihm schnell aus, denn er verhöhnt mich beständig: „Haha, *ich* bin nicht so dumm, mich tätowieren zu lassen, um's der Polizei leicht zu machen."

Meinem Kompaniechef, der vom Tage seiner Geburt an ein Medaillon als Amulett am Halse trägt, war es unbegreiflich, wie man sich tätowieren lassen könne. „Schon der Gedanke, zeitlebens das gleiche Ding auf dem Körper zu haben, würde mich rasend machen."

Allgemeingültige Grundsätze hat meine Freundin Lu. „Am Körper, den uns Gott gegeben hat, soll man nicht her-

umbasteln." Dabei rümpft sie ihr herziges Stumpfnäschen, für das sie im vorigen Jahre dem Professor Josef, ohne mit der Wimper zu zucken, hundertfünfzig Dollar bezahlt hat, während sie es unverschämt findet, daß der junge Arzt in der Charité fünf Mark dafür verlangte, daß er die Ohrläppchen ihres Töchterchens durchbohrt hat. „Zwei winzige Löcher für die Ohrringe! Ist das nicht ein Nepp?!"

Herr Sigmar Wreschowinsky ist böse auf mich, weil ich von seiner Empfehlung an einen Enttätowierer keinen Gebrauch gemacht habe, ja, mich von neuem tätowieren ließ. „Sie werden es schon bereuen! Ich habe auch solche Dummheiten gemacht, als ich noch Pferdehändler in Frankfurt an der Oder war und Schaubudenbesitzer in Perleberg; sogar, wie ich mich schon zum Stadtreisenden in der Konfektionsbranche emporgearbeitet hatte, ließ ich mir noch Blusenmodelle auf die Brust tätowieren, weil die Kundschaften, die Dienstmädchen, am liebsten vom lebenden Körper aussuchen. Aber jetzt mußte ich mir alles herauskratzen lassen, trotzdem ich zuckerkrank bin – schickt es sich denn für einen Berliner Kunstbeirat, mit tätowiertem Körper herumzulaufen, wie sieht denn das aus?"

Meine erste Tätowierung ist schon alt, ihr Sujet hat viel Beachtung erregt, obwohl ich an diesem unschuldig bin. Ich saß im Arrest neben einem Lithographen, der sich erbötig machte, mir ein Stilleben auf den Rücken zu tätowieren. In Wirklichkeit aber stach er mir das porträtähnliche Bild unseres Obersten ein, wie mir dieser, kopfabwärts und mit herausgestreckter Zunge, den Buckel hinunterrutscht, tief den Buckel hinunter ... Es war wohl meines Zellengenossen eigener Wunschtraum, den er mir da auf meine Reversseite applizierte, ohne daß ich die Unterschiebung merkte. Die anderen Häftlinge lachten sich halbtot über meine Ahnungslosigkeit, sie umstanden den Graphiker und betonten unausgesetzt, wie gut die Weinflasche, der Gansbraten und die Blumenvase gelungen seien. Als das Werk fertig war, bedauerte ich, es nicht besehen zu können, leider stand kein Spiegel in unserer Zelle. In der Nacht schwoll das Gemälde – es war mit Stiefelwichse eingestochen – dergestalt an, daß ich mich zur Marodenvisite melden mußte. Der Regiments-

arzt erkannte sofort, wen das Porträt vorstelle, und erstattete die Anzeige. Die Offiziersversammlung trat zusammen, und ich mußte vor ihr das Kunstwerk enthüllen. Meiner Angabe, ich hätte nicht gewußt, was hinter meinem Rücken auf diesen gezeichnet werde, wurde kein Glauben geschenkt. Auch der Lithograph konnte nicht leugnen, daß es der Herr Oberst sei, der da rotgeschwollen auf meiner Haut prangte. Der Oberst selbst fand sich zum Sprechen ähnlich und war so empört, daß er einen Schlaganfall erlitt. Das Tribunal sprach mir die Eignung zum Offiziersanwärter ab und verlängerte meine Haft.

Bald aber mußte ich freigelassen werden, da der Oberst gestorben war und man für die Trauerfeier ein Porträt brauchte; außer auf meinem Rücken war keines vorhanden. Ein Maler kopierte die Zeichnung, während ich auf dem Kopfe stand. Die Kopie mißlang. Und wenn die Witwe das Bild ihres Gottseligen sehen wollte, kam sie zu mir, küßte die teuren Züge und benetzte sie mit ihren Zähren.

In einem Geschäftslokal am Galatakai in Konstantinopel ließ ich mir 1906 einen Excentric auf den rechten Arm tätowieren. Ich habe es getan,

1. weil ich gerade vom Militärdienst kam und mich nun tätowieren lassen konnte, wo und wie ich wollte, ohne daß mir eine Offiziersversammlung hineinzureden hatte;

2. weil ich wissen wollte, ob das Tätowieren ohne Stiefelwichse weniger schmerzhaft sei, und

3. hauptsächlich, weil mich das Plakat überzeugte. Es war englisch und deutsch.

Dieser Yankee imponierte mir! Der verstand es, seine See-Erfahrungen zu verwerten! Der kannte die Psyche der Seamen und Docker aller Nationen! Solch eine Verschwendung an Rufzeichen und Superlativen – echt amerikanisch! Es war der Entschluß eines Augenblicks, und ich stand dem ehemaligen Bootsmaat und Obertätowierer des Admiralsschiffes „Columbus“ (USA) – !!Amerika!! – persönlich gegenüber. Ich bat ihn, mir seine wundervollsten Muster zu zeigen, zur freien Auswahl, nach persönlichem Geschmack – so wie es auf dem Plakate stand. Zu seinem allergrößten Leidwesen hatte Herr Alfred Löwenfeld aus Proßnitz das

Album vor einer halben Stunde – so ein Pech! – einem Schiffskapitän zur Ansicht geschickt. Er habe heute nur eine einzige Vorlage hier, den berühmten Negerartisten Bimbo. Ich schaute mir Bimbo an; ein widerlicher Varieténeger mit einem Maul wie ein Schimpansengesäß und mit einer Krawatte, die wie eine verfaulte Erdbeere aussah. Bevor ich noch den Versuch machen konnte, mich zu verabschieden, hatte Alfred Löwenfeld meinen Arm bereits gepackt, schon war die Kontur des ekelhaften Excentrics von der Vorlage auf meine Haut abgedruckt, eine trübe Fabriktusche aus ihrem Günther-Wagner-Fläschchen in eine Reibschale geschüttet und ein Elektrisierapparat eingeschaltet. Mit etwas, was halb Injektionsspritze, halb Hohlnadel war, vom Apparat mit Elektrizität und aus der Farbschale mit Tusche gespeist wurde, fuhr er nun den Umriß des Niggers entlang, daß Blut und Tusche nur so spritzten. Die Hose wollte er schwarz anlegen, allein ich verzichtete energisch. Dagegen nützte mein Protest nichts, als er die schwarzen Glotzaugen grün umränderte – sonst würde man doch in dem schwarzen Gesicht nicht sehen, daß es Augen sind! Er hatte recht, und ich ließ mir giftgrüne Kreise in den Arm stechen.

Während der Operation erzählte mir der alte amerikanische Bootsmaat vom Admiralsschiff „Columbus", daß er in Proßnitz bis zum vorigen Jahr ein Kolonialwarengeschäft hatte, aber bankrott wurde. Bei Nacht und Nebel fuhr er davon, wollte nach Palästina, wo er einen Neffen vermutete. Auf der Fahrt wurde er so seekrank, daß man ihn hier in Konstantinopel ausschiffen mußte. „Na, und da habe ich einen Norweger kennengelernt, dem hier die Tätowiererei gehört hat. Ich hab mir gedacht, das wäre etwas für mich, und weil mir der Eskimo eingeredet hat, das Geschäft geht gut, hab ich ihm erzählt, ich soll in eine Exportfirma in Jerusalem als Kompagnon eintreten, aber wenn er mir sein Geschäft übergibt, trete ich ihm meines ab und noch meine Fahrkarte. Er war einverstanden, ich war mit ihm beim Notar, weil er eine regelrechte Vollmacht haben wollte, daß ich ihm meine Anteile von der Jerusalemer Firma abtrete . . ."

„Welche Firma haben Sie denn genannt?"

„Ich weiß es nicht mehr – irgendeine Adresse – das ist doch egal, nicht? – Kurz und gut, er ist mit meiner Schiffs-

!! Wer untätowiert ist, ist nackt!!

! Schämst du dich nicht, nackt herumzulaufen !

!!SCHMÜCKE DEINEN KÖRPER!!

Wer seine Frau liebt, läßt sich tätowieren!



Wer seinen Mann liebt, läßt sich tätowieren!

!! Garantiert schmerzlos !!

Für Damen Spezialbehandlung!

An allen Stellen!

Hier werden Tätowierungen nach Entwürfen der berühmtesten Maler ausgeführt!

Alles, was der männliche Körper ausdrücken soll, steche ich ein: Politik, Erotik, Athletik, Aesthetik!



!! Garantiert schmerzlos !!

Wundervollste Muster! **Freie Auswahl!** **Nach persönlichem Geschmack!**

Giftfrei! — Nur elektrische Behandlung! — Unverwüstlich!

! Gebt euren Körper nicht in die Hände von Pfuschern !

! Meine Tätowierungen dauern über den Tod hinaus !
(Referenzen aus allen Hafenstädten der Welt.)

Zwanzig Jahre Praxis!
Zivile Preise!
Reparaturen billigst!

Fred A. Lionsfield
ehem. Bootsmaat und Ober-Tätowierer des Admiralsschiffs „Columbus" (U. S. A.)
!! Amerika !!

karte weggefahren – zur Sicherheit habe ich noch die Anzeige gegen ihn erstattet, damit er nicht zurückkommen kann –, und ich bin hiergeblieben. Aber kein Mensch ist in den Laden gekommen – ich bitte Sie, wer ist heutzutage noch so dumm, sich tätowieren zu lassen – es war eine Pleite – der Ganef hat mich hineingelegt, nur diese rostige Maschinerie hat er mir dagelassen, mit der ich die schönste Blutvergiftung herbeiführen kann" – er stichelte gerade den verfaulten Erdbeerschlips, daß Karmin und Blut und Tusche eine schöne Schweinerei ergaben –, „denken Sie sich meinen Verdruß mit den Behörden, wenn eine von meinen Kundschaften an Blutvergiftung stirbt! Niemand wäre in den Laden hereingekommen, wenn ich nicht das Plakat hätt machen lassen – auf das fällt doch hier und da ein Trottel herein!"

Die Erschaffung Bimbos war zu Ende, es tat weh, viel mehr als eingestochene Stiefelwichse. Garantiert schmerzlos, dachte ich schmerzlich. Nach acht Tagen werde das vergehen, beruhigte mich Mister Lionsfield, ich müsse nur den Arm den ganzen Tag nach oben halten und viel Vaseline daraufschmieren. Tatsächlich ging nach längerer Behandlung durch einen hervorragenden Dermatologen die Geschwulst zurück, nur die grünen Augen werden alljährlich rezidiv. Aber gerade wegen dieser stechenden Augen – oh, wie sie stechen, ich weiß es am besten! – haben die Frauen den tätowierten Nigger so lieb. Noch nach Jahren fragen sie mich: „Was macht dein Bimbo, ist er noch immer so oft entzündet?" Ich habe solche Erkundigungen in Gesellschaft nicht gern, weil man wissen will, wer dieser Bimbo ist, und ich dann das schwarze Scheusal mit den grünen Augen herzeigen muß.

Die Tätowierung meines linken Unterarmes stellt den Schädel eines Mandarins dar, in dessen Schläfe ein kunstvoll geschmiedetes Krummschwert steckt; auf dem verzierten Knauf hockt ein Schmetterling, der Zopf ist auf den Mund des Toten gelegt, Blut tropft von der Schläfe, blutig ist die Schnittfläche des Halses, blutig die Schwertspitze und das Bändchen des herrlich geflochtenen Zopfes. Auch der Schmetterling auf dem Säbelgriff ist zweifarbig, rot und blau sind seine Flügel. Ich habe mir im Chinesenhaus der Triestiner

Civitá vecchia diese Zeichnung aus den vielen hundert Bildchen des Musterbuches ausgesucht, das mir der berühmte Tätowierer der Adria vorlegte. Einen Moment lang schien es mir, daß der gelbe Meister überrascht sei, daß sich seine geschlitzten Augen noch mehr einkniffen und daß Ironie in seiner Frage liege: „Why do you want even this?" Mir gefalle dieses Bild, erwiderte ich, worauf er die Drachentusche anrieb, in einem zweiten Schälchen das Merveilleuxrot auflöste und mir nun mit der Hohlnadel den Schädel mit den Blutspuren, das feine Geflecht des Zopfes, das Geäder des Schmetterlings, die Ziselierarbeit des Schwertknaufs unter die Haut stach, exakt, lautlos. Nur am Schluß, als er seine Arbeit prüfend besehen hatte, wandte er sich – wieder mit dem heimtückischen Lächeln – an mich, ob ich wisse, was das vorstellt. – Ich verstand nicht, was er mit seiner Frage meinte. – „That's the picture of a murdered chinaman." – Esel, dachte ich, was soll es denn sonst sein! Mehr war aus ihm nicht herauszukriegen, und ich zweifelte nicht daran, daß ich mir das Abzeichen eines geheimen chinesischen Ordens, eines Bundes revolutionärer Boxer oder gar eines Flammenordens ausgewählt hatte.

Aus diesem Wahn wurde ich erst einige Jahre später gerissen, als ich mit einigen Freunden, Londoner Reedern, eine Exkursion nach Pennyfields unternahm, dem Bezirk der Westindia Docks. Wir zogen zum alten Gauner Tschang Tu-Tao, der nicht bloß ein „Chinese Seamen licensed Boarding House" innehat, sondern auch eine weniger licensed Opiumhöhle und einen Handel mit chinesischen Bric-à-brac: mit Vogelbildern auf Seide und Chimären aus Bronze, Götzen aus Jade, geschnitzten Elfenbeindosen, Nippespagoden aus Porzellan oder schwarzem Bernstein – Andenken oder Amulette, die Emigranten aus dem Reich der Mitte hier als Pfand für ein Nachtlager oder an Zahlungs Statt für ein Kügelchen Opium zurückgelassen hatten, oder Mitbringsel des „Jack Tar", des englischen Seemanns, der sie nach der Themselandung verkaufen mußte, weil die Heuerung für die erforderliche Zahl von Gläsern Gin nicht reichte. Meine Freunde hatten auf der Schiffsbörse in Erfahrung gebracht, daß ein Schoner aus Peking heute sechs Geishas gelöscht habe, die bei Tschang Tu-Tao Quartier genommen hatten; wir wollten

sie besichtigen, bevor Scotland Yard sich für diese Einwanderung interessiere.

Über die Holztreppe stiegen wir in den ersten Stock hinauf, wo in einem Zimmer an dreißig Chinesen auf der Erde hockten, Pfeifen im Mund, Schnapsgläser und Teebecher vor sich, die gelben Gesichter dem Holzkohlenherd zugekehrt; die Mädchen saßen bei ihnen. Bei unserem Eintritt sprangen alle Männer auf, umringten uns und schrien auf uns ein: „Firemen? You want firemen?" Nein, wir brauchten keine Heizer, enttäuscht schlichen die armen Teufel wieder zu ihren Sitzen neben die Mädchen. Auch die sollten ihnen genommen werden. Tschang Tu-Tao kam hinter der Theke hervor und führte uns – ohne viel nach dem Begehr zu fragen – in die zweite Etage, an einigen Kammern vorbei, aus denen der süßlich-beizende Geruch des Opiums in die ohnehin sengende Hitze des Hauses drang; darin lagen Raucher, drehten liebkosend eine weiche Masse zu Kugeln, hielten sie über das Öllämpchen und schmierten sie in die dickröhrigen Pfeifen . . .

Im „Saloon" setzte uns der Chef des Hauses ab und nahm die Bestellung entgegen: echten Tee, von ebensolchen Geishas serviert. Er verschwand nach unten, wo die Unterhaltung verstummte – wahrscheinlich erfuhren jetzt die arbeitsuchenden Firemen, weshalb wir hierhergekommen waren und daß die Mädchen sie verlassen müßten, um den weißen Herren zu dienen. Die jähe Stille wirkte erschreckend. Die Teedamen traten ein, scheu und devot, sie neigten sich dreimal tief, mit den Händen den Fußboden berührend, halfen uns aus Rock und Weste und – plötzlich hielt das Mädchen, das mir behilflich war, inne, starrte fassungslos auf die Tätowierung meines linken Armes. Aha, dachte ich, jetzt merkt sie, daß ich ein mächtiger Mann bin. Aber schon kreischte sie auf und lachte. Die anderen Mädchen kamen herbei und kreischten auch und lachten, lachten. Prustend sprangen sie aus der Türe, die Holzstiegen hinunter, in den Wirtsraum – die unheilschwangere Stille ging in ein brüllendes Gelächter über.

Verdutzt warteten wir auf die Wiederkehr der Mädchen, wir riefen den Wirt, er kam nicht. Nur das Gelächter hörten wir, im Baß und Diskant. Wir zogen unsere Röcke wieder

an und wollten gehen. Da erschien Tschang Tu-Tao, mit Mühe ernste Miene bewahrend. Was denn meine Zeichnung bedeute, fragten wir ihn. Nach langem Zögern rückte er mit der Sprache heraus: Jeder Mann, der in den Dienst für die kaiserlich chinesischen Frauenpaläste aufgenommen wurde, wurde – gleichgültig, ob Asiate oder Europäer – bei seiner Kastrierung auch tätowiert – mit dem abgeschnittenen Schädel, zur Mahnung an die Strafe, die bei einer Pflichtverletzung seiner harre, und zu seiner Kenntlichmachung im Falle einer Flucht. Schon im kaiserlichen China waren die Männer mit dem „Win", dem Eunuchenzeichen, Gegenstand geheimen Hohnes, in der Republik werden sie öffentlich verspottet, und niemand verkehrt mit einem „Win-ho". Auf der Treppe grinsten dreißig quittengelbe Gesichter, die Mädchen zeigten mich ihren Landsleuten. „Der ist es, der ist der Win-ho."

Die schönste Tätowierung, die ich je gesehen, besitzt Admiral Horthy: einen Drachen in Grün und Gold, der die ganze linke Brustseite einnimmt. Horthy erschien täglich im Polesaner Marinebad, die linke obere Trikothälfte heruntergelassen, damit jeder die Zeichnung bewundern könne; er ließ sich von jungen Seeoffizieren und Badegästen umringen, denen er – fast immer in den gleichen Worten – die Details erklärte. Außerdem war er an einer anderen Stelle des Körpers tätowiert, und von Offizieren des Admiralstabes aufgestachelt, bat ich ihn am 10. Juni 1918, nach dem Abendbrot auf der „Viribus unitis", während der einzigen Ausfahrt der österreichisch-ungarischen Dreadnought-Flottille, mir auch seine andere Tätowierung zu zeigen. Er willfahrte meinem Wunsch. Wenige Stunden später war Alarm – der „Szent István", der größte und neueste Dreadnought der Wehrmacht, der backbords gestaffelt hinter uns dampfte, war torpediert worden, war ein Wrack, das unterging. Alles mußte auf Deck, um nach feindlichen U-Booten auszuspähen. Horthy unterließ es, der schiffbrüchigen Mannschaft zu Hilfe zu kommen, mit der Begründung, er könne nicht auch das Admiralsschiff der Gefahr einer Torpedierung aussetzen. Erregt ging er auf und ab, als er mich sah, kam er auf mich zu. „Ich hätte die Zeichnung nicht zei-

gen sollen, Herr Oberleutnant – immer wenn ich das tue, gibt es ein großes Unglück." Das Unglück war tatsächlich groß – die Zahl der Toten ist niemals bekanntgegeben worden, geborgen wurden nur vierzehn Leichen, die wir am übernächsten Tage auf dem Marinefriedhof begruben.

Erzherzog Franz Ferdinand war auf der rechten Hüfte tätowiert, und zwar mit einer Ibisschlange, die in Ägypten als Schutzsymbol gilt. Dieselbe Tätowierung hatte auch Kronprinz Rudolf über dem Herzen, doch war der Schlangenkopf nach innen statt nach außen gerichtet. Deshalb hätte das Totem den Kronprinzen vor dem Todesschuß nicht geschützt; der Araber habe vielleicht absichtlich dem Giaur das entgegengesetzte Symbol eingestochen, pflegte Erzherzog Franz Ferdinand zu erzählen. Übrigens sei auch seine eigene Tätowierung nicht ganz vollkommen, die Schlange züngle aufwärts, doch schade das nicht, weil sie an ungefährlicher Stelle – einer Weichseite der rechten Körperhälfte – liege. Der Obduktionsbefund des ermordeten Thronfolgers ergab später, daß die tödliche Kugel „oberhalb des rechten Hüftenbeins, mitten durch eine Tätowierung" gedrungen sei.

Albert Londres erzählt in seinem Buch „Le Bagno", daß sich die französischen Sträflinge in den Deportationsstationen ganze Perücken auf die Glatze und Brillen rund um die Augen einstechen.

Das geschieht aus Langeweile beim Militär und in den Strafanstalten oft. Bei den Wahlen in die Nationalversammlung des jugoslawischen Königreichs wandte sich ein Kandidat heftig gegen den kroatisch-agrarischen Gegner, der früher zu „Sr. Majestät allergehorsamster Opposition" gehört habe und sich nun als Republikaner aufspiele, während er, Redner, die Monarchie von Jugend auf bekämpft und so weiter. Der Agrarier war geschlagen, er konnte kaum zu Worte kommen; als es ihm schließlich doch gelang, knöpfte er den Kragen ab, schob sein Hemd etwas zurück und erklärte, er anerkenne die größere Konsequenz seines geschätzten Herrn Vorredners und sei bereit, von der Wahl zurückzutreten, wenn sich der Gegenkandidat gleichfalls mit entblößter Brust vor die Versammlung stellen würde. Damit hatte er gewonnen – denn auf des anderen Busen war ein prächtiger österreichischer Reichsadler tätowiert.

EINE NACHT
BEIM TÜRMER VON ST. STEPHAN

Freunde, ich bin euch so nahe! Wenn ihr das Fenster öffnen würdet, könntet ihr mich rufen hören. Ihr könnt mich nicht sehen, aber ich sehe euch. Oh, was sehe ich nicht alles!

Freunde, ich bin euch so fern! Bei den Feuerwächtern sitze ich, dreihundertdreiundvierzig Steinstufen hoch, das Ausgedingsstübel der taubstumm gewordenen und auf Krücken gestützten Bummerin ist tief unter mir, tief unter mir ist die Galerie, von der vor dreihundert Jahren Starhemberg nach den Polen und 1848 die Freiheitskämpfer nach den ungarischen Bundesgenossen ausschauten.

Ein Turmverlies wie nur eines. Achteckig, spitz gewölbt, düster trotz der Himmelsnähe, eiserne Falltüre im Boden, Säulen, Kanonenkugeln aus der Türkenzeit. Hier muß es gewesen sein, wo Johannes Buchsbaum, der Baugehilfe, in das Zimmer seiner Verlobten sah, die nun bald sein eigen werden sollte, denn der Turm war vollendet; aber da er heißen Herzens ihren Namen ruft, der auch der der Gottesmutter ist, steht auch schon der Leibhaftige vor ihm und stürzt ihn aus dem Fenster; hatte ihm doch Hannes geloben müssen, keines Heiligen Namen zu nennen, wenn ihm Satanas beim raschen Bau des Turmes helfe.

Hierherauf kam Meister Tod, nahm dem greisen Türmer den Glockenstrang aus der Hand, die nicht mehr die Kraft verspürte, die Bummerin zu schaukeln: Der Tod läutete selbst zur Vesper und dann – das Sterbeglöcklein.

Und hier kegelte er mit dem Türmergesellen Lukas Nimmergenug und wettete, alle neune zu schieben. Lukas, schlau zu sein, warf einen Kegel aus dem Fenster. Der Tod schob die Kugel, die acht Kegel fielen, und als neunter wurde Lukas getroffen, daß er aus dem Fenster flog und zerschmettert neben einem zerschmetterten Kegel gefunden wurde.

Seit fast fünf Jahrhunderten hausen hier oben die Feuerwächter. Von der Wölbung hängt ein verrosteter, verstaub-

ter Trichter herab, zwei Meter lang, das Sprachrohr, durch das man einst die Feuersbrünste angezeigt hat. Später trat eine hohle Messingkugel an die Stelle des Sprachrohres; die Hülse, in die man die Kugel mit der Meldung warf, führt noch jetzt von der Wächterstube an der Außenwand des Turmes bis in die Mesnerwohnung.

Heute ist die Einrichtung weniger primitiv und will auch nicht zur Kulisse passen. Zwei Telegrafisten von der städtischen Feuerwehr, hechtgraue Jacken, rote Egalisierung, silberne Rosetten, sind die Turmwächter. Statt des Sprachrohres versieht ein Telegrafentisch mit Radialleitung und zwei Telefonen den Meldedienst, und der Morsetaster des Senders, das Relais unter Glas, die Bussole, der Schreibapparat und die Korrespondenzglocken nehmen dem Gewölbe viel von seinem mittelalterlichen Gepräge. Ein Fernrohr ist da und ein Toposkop mit Tabellen in vier Büchern, für je ein Fenster ein Buch, in dem jede Straße und jeder Berg und jedes wichtige Gebäude sofort nach den Objektsgraden und Seitengraden festzustellen ist, die der auf den Feuerherd gerichtete Apparat zeigt.

Die beiden Wächter, die einander während ihres vierundzwanzigstündigen Dienstes abwechseln, haben Tag und Nacht einen ununterbrochenen Rundgang durch das Turmgemach zu vollziehen. Vom Ostfenster zum Nordfenster, von dort zum West- und dann zum Südfenster ad infinitum. Zwei Minuten lang muß der Feuerwehrmann aus jedem Fenster schauen und hierauf das Kontrollsignal der Stechuhr geben. Nur eine Konstatierung, Brand oder verdächtiger Rauch, darf das Ringelspiel unterbrechen. Solche Beobachtungen hat er zu melden. Nicht in so schön gesetzten Worten, in denen sich ihr Berufskollege Lynkeus über das Schadenfeuer der Philemonschen Hütte verbreitete, sondern knapp: „Großer Feuerschein sichtbar, Richtung Groß Enzersdorf!" oder „Dachfeuer Brigittenau, Wallensteinstraße bei Rauscherstraße!".

Beim heutigen Stande des Feuermeldewesens ist es allerdings die Regel, daß zuerst die Feuerwehrzentrale von dem Brande erfährt, und sie verständigt in derselben Minute das Observatorium von St. Stephan; von hier aus wird nun über die Ausdehnung des Brandes bis zu seiner schließlichen Lö-

schung berichtet, damit die Zentrale wegen Absendung von Verstärkungstrains, Spritzen und so weiter Richtlinien habe. Ebenso wird die beabsichtigte Vornahme größerer Verbrennungen von Stroh oder Reisig oder verwelkter Kränze auf den Friedhöfen, Schmelzungen in Gießereien, Nachtarbeiten bei Fackellicht auf den Bahnhöfen, Ausbrennen von Fabrikskaminen und Sonnwendfeiern hierher gemeldet, damit nicht überflüssig alarmiert werde.

Nach vier Uhr nachmittags darf kein Besucher mehr auf den Turm. Bedauerlicherweise ist es nicht einmal Grillparzer geglückt, eine Nacht unter dem Turmknauf Sancti Stephani zu verbringen, vielleicht weil er zur Zeit dieses Wunsches zwar schon ein berühmter Autor des Theaters an der Burg, aber noch lange nicht k. k. Hofrat war. Es ist auch zu bezweifeln, daß jemand vor- oder nachher den Passionsweg bis zu Ende gegangen wäre, der zur Bewilligung der abendlichen Turmbesteigung führt. Der Mesner weist an die Turmwächter, die Turmwächter an die Feuerwehrzentrale, die Feuerwehrzentrale an das Pfarramt, das Pfarramt an das Kirchenmeisteramt und das Kirchenmeisteramt an das Chormeisteramt, und jeder, dem man sein Anliegen vorträgt, ist maßlos verwundert und kennt keinen Präzedenzfall, nach dem er sich richten könnte.

Und doch gibt es kein ergreifenderes Erlebnis, als mitten in der Stadt zu sein und so hoch über ihr, ihr in das Herz und in den Kopf zu schauen, zu sehen, wie sie ihr Abendkleid anlegt oder ihr Nachthemd, wie sie wirkt im Glanz der Lichter und in der Dunkelheit.

In jedem der vier Fenster ein anderes Gemälde, ein anderes Sujet, eine andere Farbentönung. Phantasien von Dächern, Giebeln, Kuppeln, Straßen, Mauern, Bergen, Wäldern sind in launischen Perspektiven auf eine grenzenlose Leinwand gepinselt, und im Vordergrund greifen Fialen, Kreuzrosen, Krabben, Wimperge und Wasserspeier nach dem Bild, um es in den grauen Steinrahmen zu pressen, der das Fenster ist und dessen Rippen jede Landschaft in ein Triptychon verwandeln.

Sechs Uhr abends ist es, Ostfenster. Die Landstraßer Hauptstraße, der Stadtpark und die Häuserlinie längs der Wien und die Donau beim Praterspitz, die Praterauen, die

Schleppschiffe, die Einsegnungshalle des Zentralfriedhofs, die Ausläufer der Kleinen Karpaten, Thebener Kogel, Braunsberg, Schloßberg bei Hainburg und Hundsheimer Kogel – all das ist schon von der Sonne verlassen, nur Grecosches Grau und Gelb sind die Töne.

Aber dafür blinkt und glitzert es in das Westfenster, daß die Augen geblendet sind. Die Sonne steht zwischen Steinhofer Kuppel und Eisernem Rathausmann auf dem Himmel, der ganz Sonne geworden ist, nein, nicht bloß der Himmel, alle Kirchenkreuze, die Glasur der Farbenziegel auf dem Dom, die Mansardenluken, die gläsernen Lichthofdächer, die Porzellanhütchen auf den Isolatorenanlagen, alles ist rotgolden. Das währt, bis der Wienerwald, den man vorher nur als dunkelgrüne Fläche sah, ein Gewirr von Details geworden ist, von Bäumen, Bäumchen, Ästen und Zweigen, die lodernd in Brand stehen. Dann verlöschen sie, nur ein zackiges rotes Gebirge auf dem Himmel ist die letzte Spur der Sonne, die Spitzen glätten sich zu Kuppen, die Kuppen flachen sich ab, sinken, und es ist Nacht.

Auch im Süden sind nun die roten Brände gelöscht, die ich erschreckt in allen Fenstern gesehen hatte.

Nachbar Turmfalke stoppt ab, gleitet in seinen Hangar: die Fensterrose unter mir.

Auf den Straßen, auf den Fahrzeugen, auf den Plätzen, in den Häusern erscheinen Lichter, da eines, dort zwei, bewegen sich voneinander, zueinander, reihen sich zu Geraden und Kurven, Lücken klaffen aber noch, unharmonische, unproportionierte Intervalle, bis auch sie ausgefüllt sind und alles eine Intarsia ergibt von gigantischem Ausmaß. Die Fenster sind gelbe Rechtecke, die Trambahnen rote Scheiben, die Straßen, die radial gehen, Praterstraße, Kronprinz-Rudolf-Straße, Reichsbrücke, Kagraner Reichsstraße – ein einziger, ununterbrochener, leuchtender Strich.

Man stellt das Fernrohr mit dem Stativ an eines der Fenster, legt das Auge an und dreht; nach rechts oder links, nach oben oder unten, wie man will. Ein Riesenfilm rollt ab, in jedem Fenster eine neue Szene, alles haarscharf, man kann den Titel der Zeitung erkennen, die ein alter Herr in seiner Wohnung in der Alserstraße nur mit Brille lesen kann.

Man sieht, daß die Hose grau ist, die der junge Mann (Untere Donaustraße, dritter Stock) höchsteigenhändig, in Unterhosen am Bügelbrett stehend, plättet, um in einem Nachtlokal als Baron aufzutauchen.

In ein Hotel der Annagasse kommt ein junges Ehepaar, schließt die Tür und fällt sich in die Arme. Fünf Minuten später kommt ein anderes junges Ehepaar ins Zimmer nebenan. Das scheint ein Hotel für Hochzeitsreisende zu sein.

Studenten sitzen vor Büchern, in einem Filmatelier, Ecke Singerstraße und Liliengasse, strahlen Jupiterlampen, in Dienstbotenkammern stricken Mädchen, Familien gehen zu Bett, in der Kunstakademie wird ein Akt gemalt – der Film rollt, solange man Lust hat, das Teleskop zu drehen.

Warum die Leute nicht die Jalousien herunterlassen? Nun, wer am Donaukanal, an der Wien, am Stadtpark, auf einem breiten Platz oder im vierten Stock wohnt, also weiß, daß kein noch so neugieriges Gegenüber ihm in den Topf gucken kann, der glaubt keiner solchen Vorsichtsmaßregel zu bedürfen.

Aber man hat immer ein Gegenüber: die Türmerstube von St. Stephan.

ELF TOTENKÖPFE AUF DEM KATHEDER

Spiritismus, Astrologie, Graphopsychik, Telepathie und Physiognomik blühen im Westen Berlins in hundert Zirkeln von gesellschaftlichem oder geistigem Geltungsbedürfnis, in den Proletariergegenden hingegen hat sich eine Pseudowissenschaft etabliert, die den nach Wissen und Wundern hungrigen Menschen das Geld aus der Tasche zieht. Die Unternehmer dieser Geschäfte pflegen sich selten selbst als die Veranstalter zu bezeichnen: die Affichen sind mit hochtrabenden Namen unterfertigt, „Hochschule für geheime Wissenschaften", „Gelehrte Gesellschaft für okkultes Wissen" und so weiter.

Ein Plakat, das von einer „Gesellschaft zur Erforschung angeborener Talente auf phrenologischer Grundlage in Deutschland" und gleichzeitig von der „Internationalen Akademie für Menschenkenntnis" signiert ist, gibt davon Kunde, daß es bald keine Heuchelei, kein Leugnen, keine Verstellung, keinen Betrug und keine Untreue mehr geben werde. Wann? Bis aus dieser neugegründeten internationalen Akademie die ersten Doktoren ins Leben hinaustreten werden und in ihrer Ordinationsstunde uns und unseren künftigen Gattinnen, unseren künftigen Geschäftsfreunden und unseren Kindern auf den Kopf – im buchstäblichsten Sinne des Wortes: auf den Kopf – zusagen werden, wer, wie und was wir sind, wozu wir taugen und welche Eigenschaften, Hintergedanken und Gelüste im Innersten verborgen sind. „Des Menschen Schädel ist es, der den Menschen verrät." Und wenn wir erst aus der Schädelbildung die Bildung im Schädel und die Bildung des Herzens zu beurteilen gelernt haben, dann werden wir den Hamlet verachten, der den toten Freund seiner Kinderzeit nicht erkennt und allerhand fünffüßige Betrachtungen darüber anstellt, daß das Gebein nichts über den zugehörigen Menschen verrate. Um wieviel mehr werden wir aus Yoricks Schädel weiszusagen wissen! Nicht bloß am Toten-

kopf, nein auch am lebenden werden wir die Menschen entlarven, nicht die Nervenstränge, nicht der dickste Skalp und nicht die höchste Damenfrisur werden uns zu täuschen vermögen!

Fünf Mark Eintrittspreis. Sechzig Menschen sind im Hörsaal versammelt. Frauen aus dem Volke, die möglicherweise im Interesse ihres schulpflichtig gewordenen Sprößlings die erwähnte Gesellschaft zur Entdeckung von Talenten konsultiert haben und nun die wissenschaftliche Begründung für den erhaltenen Ratschlag erfahren möchten, eine biedere Alte, die vielleicht die Hauswirtin des Dozenten ist und ihn bewundert, ein junger Mann mit langem Haar, anscheinend der erste Dichter der neuen Lehre; von den vielen ganz jungen Leuten sieht jeder aus, als ob er am liebsten das Kollegiengeld in Zehnpfennigbriefmarken entrichtet hätte, so wie sie in der Portokasse lagen – doch hüten wir uns, unsere Kommilitonen zu beurteilen, bevor wir nicht die Segnungen der wissenschaftlichen Menschenkenntnis in uns aufgenommen haben. Begnügen wir uns zunächst mit der Betrachtung der elf Schädel, die auf dem Vortragspult in zwei Reihen ausgerichtet liegen. An den Wänden hängen die Totenmasken Nietzsches, Beethovens und Wagners.

Der Vortragende erscheint und beginnt mit Lombroso und der Lehre vom geborenen Verbrecher; diese Theorie sei verlacht worden, heute aber, heute bekenne er – der Vortragende – sich zu ihr, womit sie wissenschaftlich anerkannt sei. Er erwähnt nun Albertus Magnus, Lodovico Dolci und Galenus und kommt dann auf Franz Joseph Gall, den er den Altmeister der Phrenologie nennt und sogar über sich selbst stellt. Auch Gall habe man verhöhnt, hauptsächlich um zweier vermeintlicher Irrtümer willen: Einmal habe Gall, am Wiener Hofe um die Beurteilung eines Herrn befragt, offen erklärt, dieser Mann sei ein Mörder. Darob großes Entsetzen, denn der also Charakterisierte war ein ungarischer Magnat und mit einer österreichischen Erzherzogin verlobt. Gall fiel in Ungnade. Später jedoch, später erwies sich der magyarische Aristokrat wirklich als Mörder ... Die zweite scheinbare Blamage erlitt Gall bei einem Besuche in einem Gefängnis, wo er in der Kanzlei einen Sträfling nach seiner Schädelform als technisches

Genie diagnostiziert hatte. Darüber lächelte man, denn der Sträfling war ein simpler Flickschuster. Daß in seiner Zelle eine Uhr hänge, die der Schuster mit seiner Ahle kunstvoll verfertigt hatte, wußte man nicht. – Der wissenschaftliche Wert der Phrenologie werde heute nicht mehr bestritten, nur behaupte man, sie erst am Totenschädel anwenden zu können. Das sei aber nicht richtig. Redner nimmt einen der Köpfe vom Tisch und beweist es. Obwohl diese Schädeldecke anormal stark sei, könne man die Abdrücke der Gehirnpartien deutlich erkennen. Also sei der Schädel durch die mehr oder minder kräftige Form der Gehirnprovinzen beeinflußt und demnach auch seine Beurteilung am lebenden Menschen möglich. Wenn noch vereinzelte Angriffe gegen Gall und seine Lehre erhoben werden, so richten sie sich gegen Behauptungen, die Gall gar nicht getan hat, und Vortragender habe einen solchen unwissenschaftlichen Wissenschaftler erst vor kurzem tüchtig niedergebügelt.

Über die Anwendung der Phrenologie werden uns Hörern wichtige Verhaltungsmaßregeln gegeben. Vor allem mögen wir unsere Kunst niemals am Biertische ausüben, denn dort seien die Gedanken getrübt und man gebe nur Anlaß zu Spott und Witzen. Frauen beurteile man nur dann, wenn ihr Haar aufgelöst und von allen fremden Einlagen (Heiterkeit) befreit sei. Am besten läßt sich der Charakter bei Herren mit Glatze konstatieren. (Neuerliche Heiterkeit.) Klar liege die praktische Wichtigkeit der Phrenologie zutage:

Erstens, bei der *Berufswahl*: Wir werden jeden warnen können, der sich dem technischen Studium zuwenden will, dessen Schädel aber alles eher als die Entwicklung eines technischen Sinnes zeigt, und wir werden andererseits unser Kind auf Grund der wissenschaftlichen Erkenntnis dem Musikstudium widmen, auch wenn noch keine Spur von musikalischem Empfinden bemerkt wurde.

Zweitens, bei der *Gattenwahl*: Keine Frau wird geheiratet, wenn ihr Schädel an den Partien, die der Sitz von Treue, Sparsamkeit und Verträglichkeit sind, nicht nur keine Erhabenheiten, sondern geradezu Vertiefungen aufweist!

Drittens, im *Geschäftsleben*: Wir kraniologisch geschulten Menschen werden jedem, der für uns als Sozius in Betracht kommt, vorher den Schädel abtasten – „Sie gestatten

doch?" – und erst recht einem Kunden mit Kreditforderung. Wenn wir einen Angestellten suchen – werden wir den Mann wählen, bei dem die Gehirnpartie des Erwerbssinnes mit jener des Eigennutzes zusammenfällt? Bei solch äußerlicher Untersuchung sind Irrtümer selbstverständlich nicht ausgeschlossen, doch müssen wir uns damit begnügen, da im allgemeinen weder ein Geschäftsfreund noch ein Stellungsuchender bereit sein werden, sich trepanieren zu lassen.

Viertens, im *Justizwesen*: Ein Mensch, dessen rechte Hinterohrwölbung Rechtlichkeitsgefühl und Aufrichtigkeit beweist, ist unschuldig an der Tat, deren man ihn verdächtigt. Er hat sie nicht begangen, und hat er sie doch begangen, so ist er dennoch freizusprechen, denn er kann nichts dafür, er verübte sie bloß durch äußeren Zwang.

Einstweilen aber ist es dem Lehrer nur darum zu tun, uns in die Grundzüge der Phrenologie einzuweihen. Zu diesem Behufe nimmt er die Schädel zur Hand. Zuerst den kleinen einer Katze, an dem er zeigt, wie bei diesem Tier die Mutterliebe und die Putzsucht ausgebildet sind, während am nächsten Schädelchen – dem eines Katers – an der gleichen Stelle keinerlei Ausbuchtung zu finden ist. An einem Affenschädel wird uns der Sitz des Nachahmungstriebes vorgeführt, bei welcher Gelegenheit der Dozent erwähnt, daß die technische Begabung des Bibers an der Kopfform eklatant sichtbar wird.

Die übrigen Schädel rühren bloß von Menschen her. Der kleinste von ihnen und ein etwas größerer erweisen uns (obwohl es nicht etwa die Schädel desselben Kindes in verschiedenen Lebensaltern sind), wie sich in der zartesten Jugend verschiedene Triebe erst entwickeln. Dann demonstriert der Meister die Gehirnschale eines Selbstmörders. Ach, wir würden ihn, auch wenn er nicht die kleine Schußwunde im Schläfenknochen hätte, sofort als Selbstmörder erkennen, denn die Zentren der Lebensenergie und der Zuversicht sind gar nicht ausgebildet. Wir belächeln die Dummheit der Menschen, die bei einem Selbstmord aktuelle Motive vermuten, unglückliche Liebe, finanzielle Verluste, schwere Krankheit. Als ob der Mann sich nicht auch hätte das Leben nehmen müssen, wenn er das denkbar

größte Glück in der Liebe, den prächtigsten Erfolg bei seinen Geschäften gehabt hätte und wenn er selbst kerngesund gewesen wäre! Nur des Menschen Schädel ist sein Himmelreich!

Das nächste Gehirndach: das eines Luetikers. Narren, die ihr angesichts dieses zerfressenen Kopfskeletts glauben könntet, die Heuchelei der Gesellschaft, die Niedertracht einer verderbten Geliebten, ein unglückseliger Zufall oder eine jugendliche Unerfahrenheit seien an dem Schicksal des Toten schuld gewesen! Seht ihr denn nicht, daß bei diesem Manne die Gehirnpartien des Geschlechtstriebes allzu stark ausgebildet waren, seht ihr denn nicht, daß an der Stelle, wo sonst die Hoffnung wohnt, eine Abplattung zu finden ist, seht ihr denn nicht, daß jenem die Kinderliebe und die Geselligkeit fehlten? Wendet euch nicht mit Ekel von dem Schädel dieses Kranken ab – er ist sorgsam präpariert, und „mehr als einmal wurde aus dieser Schädeldecke Bier getrunken". Das ist wörtlich der Satz, mit dem der Vortragende lächelnd allfälliges Grausen seiner Hörerschaft beseitigt. Der nächste Gehirndeckel gehörte einst einem Verbrecher, der fünfzehn Jahre im Zuchthaus saß, jetzt gehört er dem Vortragenden, der uns an einer dicken Beule die Heimstätten des Erwerbssinnes und des Eigensinns und das Fehlen moralischer Zentren demonstriert. Aus der Feststellbarkeit von Feigheit schließt der Dozent für Menschenkenntnis, daß es wohl nicht unser Toter war, der bei dem Einbruch den Schutzmann erschoß, sondern sein Komplize. „Es sei denn, daß er sich nicht anders zu helfen gewußt hätte", fügt der Lehrer einschränkend hinzu, „zu einem Angriff war der Mann jedenfalls zu furchtsam."

In welchem Warenhaus die Totenköpfe von Verbrechern, Kranken und Selbstmördern samt zugehöriger Lebensbeschreibung zu kaufen sind, erfahren wir nicht, wogegen wir ex cathedra erfahren, daß der Professor bereit ist, uns Schädelmodelle aus Steingut zu verkaufen, auf denen die Gebiete der menschlichen Eigenschaften eingezeichnet sind wie Staaten auf einer Landkarte. Jedes der Länder ist mit einer Nummer bezeichnet, und ein beigelegtes Büchlein gibt an, welche Tugend oder Untugend in diesem Staat residiert. Nur hundert Mark kostet solch ein Globus.

SHIPPING EXCHANGE

Was die Lehrer in der Schule uns erzählen, das glauben wir ja doch nicht. Sie verwechseln noch am Schlusse des Schuljahres die Schülernamen, die uns gleich nach Beginn des Semesters geläufig waren, sie sehen nicht, wenn wir schwindeln, wenn wir einsagen oder abschreiben, sie können uns nicht imponieren. Was Wunder, daß wir ihnen von alldem nichts glauben, was sie vortragen! Die Gesetze vom Stoß elastischer Kugeln sind gewiß nur ausgedacht, weil es ohne dergleichen Dinge keinen Physikunterricht gäbe, die Jahreszahlen von Goethes italienischen Reisen und die endlosen Reihen von Logarithmen sind von den Schulmeistern der Welt willkürlich festgelegt worden, Landkarten sind phantastische Spielereien eines Zeichners, und es ist anzunehmen, daß in einem anderen Lehrbuch oder gar in einer anderen Auflage des gleichen Lehrbuches Amerika in Kreisform aufgezeichnet ist – wozu müßten denn sonst alle Schüler die gleiche Auflage haben?

Dieses Mißtrauen hält nach. Und wir erstaunen maßlos, wenn wir – der Schule entwachsen – zufällig einmal die Ilias zur Hand nehmen und die Entdeckung machen, daß Homer nicht bloß „Privatlektüre" und ein Thema für Schularbeiten, sondern ein Dichter war. Als ich einmal in den zoologischen Garten kam, war ich vor dem Käfig der Zibetkatzen viel verblüffter als mein Neffe. Selbstverständlich! Mein Neffe war noch nicht schulpflichtig, ich aber bin wegen der Zibetkatze in der Quinta durchgefallen. Wie oft hatte ich im nächsten Jahr mit Haß und Reue an die Zibetkatzen gedacht, ich wußte genau, daß sie auf Seite fünfundsechzig des Naturgeschichtsbuches stehen, ich kannte dann auch alle ihre besonderen Merkmale auswendig.

„Sehen Sie, hätten Sie das rechtzeitig gelernt, so hätten Sie ein Jahr erspart!" Häufig genug bekam ich das vom Professor zu hören.

Nie im Leben wäre ich jedoch auf den Gedanken gekom-

men, daß es leibhaftige Zibetkatzen gäbe. Und nun stand ich da vor einem Gitter, hinter dem die Zibetkatzen unbefangen und fröhlich spielten, als ob es niemals einen Quintaner gegeben hätte, der um ihretwillen durch das Examen gefallen wäre. Sie spielten arglos, als könnte nicht der Feind einen Revolver aus der Tasche ziehen und grausame Rache nehmen für das verlorene Jahr seines Lebens. Was holte ich hervor? Die „besonderen Merkmale" der Zibetkatzen, die in einer Revolvertasche meines Gedächtnisses ruhten. Legte sie gegen die Tiere an, erbarmungslos. Drückte ab. Allein die Bestien spielten seelenruhig weiter, ich konnte ihnen mit meiner Salve von besonderen Merkmalen nichts anhaben, jedes Projektil prallte von der zugehörigen Stelle ab: Die besonderen Merkmale stimmten! Da blieb mir nichts anderes übrig, als meinem Neffen die besonderen Merkmale der Zibetkatzen zu erklären, und alle Leute ringsumher waren baß erstaunt über meine zoologische Bildung. Am meisten wunderte ich mich selbst.

So ist es mir oft ergangen. Angesichts der Akropolis fiel mir ein: es muß doch ein Altertum gegeben haben, so unwahrscheinlich es auch ist. Vor dem Manuskript des „Candide" in der Bibliothèque nationale erfuhr ich, daß es Götter gab: Da sah ich die Handschrift Voltaires, er hat wirklich geschrieben, er hat wirklich gelebt!

Und jetzt habe ich gar die Geographie entdeckt. Ich bin in der „Baltic Shipping Exchange", der Schiffahrtsbörse, die in einer Seitengasse der Londoner City steht. Von dieser Seitengasse aus wird der Handelsverkehr zwischen den Erdteilen und auf den Meeren geregelt, und wenn das Börsengebäude eines Tages niederbrennen würde, so müßte der Schiffahrtsverkehr – von einem anderen Lokale aus reguliert werden. Doch wären die alten Börsenmitglieder in einem neuen Saale mit ihren geographischen Kenntnissen verloren. Im bisherigen Börsenhof ist nämlich die Geographie durch zwei Reihen schöner Marmorsäulen in drei Teile geschieden. Im linken Gang liegt Australien und der „Far East", der Ferne Osten, worunter man die Gebiete von China und Japan bis zu den Straits Settlements mit der Hauptstadt Singapore versteht. Der Mittelgang ist Amerika und der Osten, das heißt Indien, die Sundainseln bis zum

Suezkanal und Afrika. Im rechten Gang sind wir in Europa; hier bin ich meinem alten Rechnungsunteroffizier Beer Vogelkopf aus Rzeszów zufällig begegnet. Noch immer trägt er seine von semmelblonden Locken umrahmte Glatze, doch heißt er Billy Birdshead, und an Stelle des Deutschen ist es jetzt das Englische, das er mit Rzeszówer Akzent spricht. Und während er früher als Reisender in Schuhoberteilen die Strecke Brody–Tarnopol befuhr, ist er nun mit nicht minderem Eifer beschäftigt, den Schiffahrtsverkehr aus dem Schwarzen Meer in baltische Häfen zu dirigieren, ohne deshalb dem Atlantischen Ozean seine Fürsorge ganz zu versagen.

Natürlich wird die Einteilung durch die Säulenmeridiane nicht immer streng eingehalten. Es ist die Welt großzügiger Menschen, und als der livrierte Boy von der Rostra herab den Namen des Mister Hilleary in den Saal rief, der am Telefon gewünscht wurde, sah man Mister Hilleary aus der Gegend von Tokio längs der pazifischen Küste, mitten durch San Francisco und Peru, hart an Hamburg vorbei in die Telefonzelle eilen. Es kommt häufig vor, daß jemand, der gerade in Melbourne ein Geschäft abschließen, aber den Ohren der anderen Australien-Interessenten nicht ausgesetzt sein will, seinen Partner ein wenig nach Marseille hinüberzieht, um dort alles unbelauscht zu besprechen.

Was besprochen wird? Das Frachtbedürfnis des Verschiffers und das Frachtangebot des Schiffsbesitzers werden ausgetauscht. Der Verschiffer (hier „Charterer" genannt) sucht zum Abholen oder Versenden seiner Waren die Dampfer eines Reeders (in England „Owner") zu mieten.

Wozu aber geht dann der Verschiffer auf die Börse? Warum schickt er nicht einfach dem Reeder eine Karte mit dem Auftrag, sechshundert Tonnen Salpeter aus Chile abzuholen und dem Käufer in Antwerpen abzuliefern? Das ginge ja alles sehr gut, wenn nicht die Hinreise nach Chile einige Pfund Sterling kosten würde; und auch die Rückreise stellt sich erheblich billiger, wenn der Reeder in jenem Hafen von Chile oder sonstwo auf der Reise noch andere Fracht aufnehmen kann. Wie aber soll der Verschiffer ahnen, welche Kargodampfer sich gerade in der Gegend von Chile herumtreiben und ob sie Platz für seine sechs-

hundert Tonnen Salpeter haben? Und wie kann ein Reeder, dessen Schiff zufällig in Chile sechshundert Tonnen Leinenwaren abgeliefert hat, davon Kenntnis haben, daß in Manchester ein Kaufmann wohnt, der glücklich wäre, wenn er in Chile jemanden wüßte, der ihm von dort sechshundert Tonnen Salpeter nach Europa brächte?

Wenn das Wasser, um dessentwillen die zwei Königskinder des deutschen Volksliedes zusammen nicht kommen konnten, noch so groß wäre, so groß wie der Ozean – das Lied würde auf der Shipping Exchange fröhlicher schließen: es käme ein Broker und brächte sie zusammen. Denn es ist der Beruf des Brokers (auf deutsch: Makler), der Deus ex machina zu sein.

Der Broker dirigiert die Börse. Er hört mit bedenklichem Kopfschütteln den Wunsch eines Verschiffers an, der gern für seine Eisenladung aus Birmingham ein Schiff nach Indien haben möchte. Er hört es mit bedenklichem Kopfschütteln an, aber innerlich frohlockt er: weiß er doch ganz genau, daß ihm ein doppeltes Geschäft winkt, denn der Reeder Landswood hatte sich schon mit dem Gedanken abgefunden, seine „Amicitia" leer nach Indien zu senden, um die burmanische Reisernte abzuholen. Der Verschiffer glaubt vielleicht dem bedenklichen Kopfschütteln, wird dringlicher und bietet einen höheren Preis. Deshalb hat ja der Broker auch den Kopf geschüttelt. Manchmal aber ist der Verschiffer ein altes Mitglied der Schiffahrtsbörse und freut sich innerlich, wenn er den Broker scheinbar hilflos mit dem Kopf wackeln sieht. Dann sagt er: „Na, das macht nichts. Ich habe schon ohnedies ein anderes Tonnageangebot." Da lächelt der Broker – ein Zeichen, daß ihm gar nicht zum Lächeln zumute ist.

Nicht alle irdische Macht hat der liebe Gott an den Broker abgetreten – er hat sich sein Vetorecht auf der Schiffahrtsbörse gewahrt. Seine Stellungnahme nennt man Witterung, Schiffsunglück oder Zufall, und erst dank dieser Hürden gibt es hier das, was das Wesen der Börse ausmacht: die Spekulation. Zum Erfolg der Spekulation trägt es wesentlich bei, daß man verläßliche Berichte und gute Tips aus dem himmlischen Rennstall besitzt. Zwar weiß man viel, doch möcht man alles wissen. Man weiß, daß die

Sonne von Nordamerika von August bis November das Korn zur Reife bringt, während schon im Juli die russische und die zentraleuropäische Ernte beginnt, man weiß auch, daß der indische Reis im Dezember eingebracht werden kann und daß das Zuckerrohr und die Getreidefelder von La Plata im April, im Mai und im Juni Früchte tragen. Womit man aber nicht kalkulieren kann, ist die Tatsache, daß ein Elementarereignis, ein unangesagter Hagel oder eine unbefugt herandringende Hitzwelle, die schöne Tonnage vernichten kann, bevor sie den Ehrennamen der Tonnage verdient hat. Durch einen Seesturm oder einen Eisblock kann ein Kargo zu Wasser werden. Die gräßlichste Katastrophe aber ist, wenn die Ernte in Europa so glänzend ausfällt, daß der Überseetransport von Getreide beinahe überflüssig wird. Hier setzen nun die Rennstallberichte ein: die Telegramme der meteorologischen Stationen, die Wetterberichte und -prognosen, die Ernteaussichten und alle die anderen Dinge, die ununterbrochen von livrierten Boys an den windschiefen „Boards" – dem Schwarzen Brett der Börse – affichiert werden.

Über die technischen Gefahren liefert „Lloyds Register" die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Alle Schiffe samt Maschineneinrichtung sind geprüft und teils als Droschken erster Güte, teils als Droschken zweiter und dritter Güte klassifiziert worden. Niemand darf daher bei einem seine Ladung vernichtenden Schraubenbruch überrascht sein, wenn er ein Fahrzeug der Klasse 96 A I oder 96 B gechartert hatte. Warum hat er gespart, statt das verläßliche Vehikel der Klasse 101 A I zu wählen?

Nun kann er weinen – vorausgesetzt, daß er nicht hinreichend bei Lloyds versichert war. Dann allerdings ist die Assekuranzbank die Lloydtragende, und sie ist es, die den Unfall ins „Book of casualties" eintragen läßt, das, ein überlebensgroßer Foliant, auf dem eichenen Lesepult liegt. Und wenn irgendwo im Atlantik ein Schiff untergeht, so besteigt wenige Stunden später ein Clerk in schwarzem Talar die Kanzel und läutet „Lutines Bell" – die rostige Schiffsglocke, die das einzige ist, was von der vor hundert Jahren in der Zuidersee gesunkenen Fregatte „Lutine" geborgen wurde; die ganze kostbare Ladung – ungeheure Goldbarren – war

verloren, und Lloyds, bei der die „Lutine" versichert war, hatte alles zu bezahlen. Zur Erinnerung an dieses Unglück setzt man noch heute bei jeder Schiffskatastrophe die Glocke in Schwingung, und fünf Minuten lang stockt der Betrieb, alle Underwriters von Lloyds und alle Beamten der Börse, alle Owners und Brokers und Charterers denken in frommer Pietät an den großen Material- und Geldschaden, den der mit hundert Menschen untergegangene Schoner der Börse verursacht.

Ein Schiffbruch mit Mann und Maus und eine gute europäische Ernte sind beileibe noch nicht das ärgste Malheur, das einen Schiffsbörsianer heimsuchen kann. Viel schlimmer trifft es den Reeder, der gestern fünf Steamer nach Kanada dirigiert hat, wenn er eben aus einem Hafenbericht von New York erfährt, daß sich sechs Warendampfer seines Konkurrenten gleichfalls nordwärts bewegen. Er muß – wenn es noch geht! – die Weisung ändern, sonst kommt er zu spät nach Kanada und findet morgen dort den Rivalen, den harmlos lächelnden Herrn, dem er jetzt ebenso harmlos die Hand schüttelt. Ja, ein Autotaxi riskiert weniger, wenn es um drei Viertel elf Uhr nachts unbestellt vor die Philharmonie fährt, um eilige Konzertbesucher nach Hause zu bringen!

Auf der Galerie werden an Müller, Fabrikanten und Kaufleute schon die Ladungen verkauft, deren Fracht vor zwei Minuten unten abgeschlossen wurde. Die Geheimnisse der Nebengeschäfte von Eignern, Versendern und Vermittlern, die oft an den gegenseitigen Firmen beteiligt sind, und die Geschichten über mißglückte Spekulationen, vornehmlich des Time Chartering, würden Bände füllen, so dick und so tragisch wie das Book of casualties.

Oben, an der Stirnseite des Saales, steht immer ein nacktes Mädchen von wundervollem Ebenmaß der Formen. Der Lärm brandet zu ihren Füßen und berührt die keusche Unschuld ihres Gesichtes nicht. Und auch die Members der Börse beachten sie niemals. Sie haben andere Sorgen, als eine Bronzefigur anzuschauen, die nicht verfrachtet werden soll.

DAS NEST DER KANONENKÖNIGE: ESSEN

Aha, das ist die Vorstadt. Solches sagt man sich bei der Ankunft in Essen an der Ruhr. Denn die Gassen sind so eng, daß die Elektrische oft nur eingleisig fahren kann, wogegen das Postamt und das Bürohaus „Handelshof" respektable Ausmaße haben. Der Menschenstrom ist so groß, daß wir wissen müßten, nicht in einer Kleinstadt zu sein, auch wenn wir nicht wüßten, in einer der größten Städte Deutschlands zu sein. Die Prestigebauten der Bankfilialen wirken wie einst die prachtvollen Gesandtschaften im armseligen Cetinje. Schmal sind die Privathäuser, meist bloß eines, höchstens zweier Stockwerke teilhaftig geworden, gedunkelt von kohlenstaubhaltiger Luft, manche – schon in Voraussicht dieser unvermeidlichen Schwärzung – im Tudorstil aufgebaut, also schwarz von Geburt an. Wiederholt staunt man, hier, in der Kapitale des rheinisch-westfälischen Industriegebietes, hier, in der Hauptstadt der Montanindustrie, den Häuschen mit grotesk steilen Dächern, schieferbeschlagenen Fassaden und grasgrünen Fensterläden zu begegnen, die dem Wuppertal eigentümlich sind, nach Baum und Blumen rufen und hierorts nur von Rauch und Ruß beglückt werden. Niedrig ist auch das Münster, offen die Plätze, engbrüstig und bucklig und schlotternd die Straßen. Affichen kleben an den Häuserwänden, der Christliche Gewerkschaftsverband plakatiert als Tagesordnung der nächsten Versammlung „Unsere Haltung zur Regierung Cuno", die Kommunistische Arbeiterpartei lädt vereint mit der Allgemeinen Arbeiterunion zur Stellungnahme über das Ultimatum der „Moskauer Rätegewaltigen gegen uns" ein, die moskauzugehörige Kommunistische Partei Deutschlands ruft: „Leset das Ruhr-Echo! Ein neuer Verrat der Sozialpatrioten!" Und das Meeting der Sozialdemokraten hat folgendes Programm: „1. die drohende Besetzung des Ruhrreviers durch die Entente. – 2. Organisationsfragen." Propheten anderer Art schlagen gleichfalls ihre Weisheit

an: „Gibt es ein Weiterleben nach dem Tode?", „Du selbst mußt Gott werden!" Die Heilsarmee hat eine Brettsäge inne, der runde Holzbau eines hier ansässig gewordenen Wanderzirkus ist dunkelgrau, und dunkelgrau sind sogar seine Komödiantenkarren, die unbespannt rechts und links vom Eingang stehen. Zwischen Gertraudiskirche und Staatlicher Maschinenschule sieht's überhaupt aus wie am Rummelplatz äußerster Peripherien oder wie am Dorf, wenn die Komödianten kommen: grelle, ebenerdige Häuschen, von denen eines eine Schießbude ist, eines eine Eis- und Mokkastube, eines ein Hippodrom, eines (das größte allerdings) ein Kino und eines eine Spezialausstellung zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. Dörfisch oder kleinstädtisch heißen Gassen, die hier münden: Viehhofstraße, Kastanienallee, Pferdemarkt und Schützenbahn.

Das Plakat einer Firma ruft nach dem Westend, und der Fremde, das Wort „Westend" lesend, wird sich klar darüber, daß der Westen das eigentliche moderne Essen sein muß, während er sich hier zwischen Hauptbahnhof und Nordbahnhof nur mit der Vorspeise plagte. Also, auf nach dem vornehmen Westen, dem goldenen Westen!

Falsch alle Diagnosen! Immer dunkler tönt sich das Grau der Häuserwände, immer dunkler, und bald sind sie beinschwarz. Nackte, kahle, rußige Ziegelmauern unendlicher Fabriken und unendlicher Arbeitshöfe sind die Seitenkulissen der Straßen, das Balkengewirr eines Förderturmes und Schlote von ungeahnter Breite mit eisernen Wendeltreppen an der Außenseite und ein unmutiger Himmel sind ihr Hintergrund. Nirgends eine Zierde, nirgends ein Schmuck, außer dem Kuppelturm des Verwaltungsgebäudes, einem Mausoleum gleich. Kein Straßenlärm ist vernehmbar, denn alles übertönt der Schall, der aus den Fabriken kommt und aus den Öfen: fallendes Eisen, rollendes Eisen, schlagendes Eisen. Fast stundenlang geht man durch diese lärmende Öde westwärts.

Das ist die Vorstadt, die typische Fabrikvorstadt. Es hätte den Anschein, als ob das wirklich der Annex jenes unregelmäßigen Gassennetzes wäre, das man vorher durchwanderte, wenn nicht die Ausmaße dieses Abdomens so hypertrophische wären – und wenn wir nicht wüßten, daß wir in

Essen sind, wenn uns nicht Stadtplan und Tafeln längst darüber belehrt hätten, wem all das gehört, daß wir im Reiche ...

„Kr." Kr.-Friedhof, Kr.-Lazarett, Kr.-Verwaltungsgebäude, Kr.-Konsumverein, Kr.-Denkmal, Kr., Kr. und wieder Kr. – das bedeutet nicht „Kreis", nicht „Krieg", nicht „Krone", das alles bedeutet „Krupp". Und diese ganze dunkle Stadt und ihre Bewohner und ihr Leben haben nur einen Namen: „Friedrich Krupp, Gußstahlfabrik". Die Krupps haben ihr schlichtes Stammhaus hier, sie haben es inmitten der monströsen Bauten ahnenstolz konserviert und ließen sich auf den besten Plätzen der Stadt Denkmäler stellen mit goldenen Regierungszahlen: Krupp I. 1811 bis 1826, Krupp II. 1826–1887, Krupp III. 1887–1902. Der erste der Dynastie ist noch mit dem Amboß abgebildet, auf dem er diese Stadt und ihre Bewohner und fremde Arbeiter festschmiedete, um mit ihrer Kraft seinen Lebenszweck zu erfüllen: Geld verdienen. Der dritte Krupp aber hat ein besonderes, ein fulminantes Standbild aus Stein und Erz: überlebensgroß und geschmacklos fällt die Bügelfalte der bronzenen Salonhose auf die bronzenen Schnürstiefel; rechts und links an dem steinernen Rondeau huldigen ihm vier Arbeiter, deren Gesichter den stumpfen Ausdruck der Meunierschen Skulpturen haben, deren Körper aber nicht mehr dieser sozial anklagenden Kunst entlehnt sind, sondern den muskulösen deutschen Gigantengestalten Franz Metzners. Es ist ein demonstratives Monument. Denn dieser Friedrich Alfred Krupp hat sich erschossen, als die Sozialdemokratie während einer Kampagne für die Aufhebung des Paragraphen 175 darauf hinwies, daß nur die Krankhaften der ärmeren Schichten von der Verfolgung betroffen seien, während zum Beispiel ein Krupp in Capri homosexuelle Orgien feiern könne, worüber die italienische und französische Presse bereits entrüstete Artikel veröffentlicht habe. Trotzdem Kaiser Wilhelm noch kurz vorher gegen Krupps preistreiberische Ausbeutung des Vaterlandes eingeschritten war, trotzdem wenige Wochen vor dem Selbstmord auf Betreiben der Frau Krupp das Entmündigungsverfahren gegen F. A. Krupp eingeleitet werden sollte, trotzdem selbst die dem Toten nahestehende Presse

in ihren Nekrologen ihn als „nicht übermäßig bedeutende" Persönlichkeit charakterisierte, fuhr Kaiser Wilhelm II. zur Beerdigung nach Essen, um im dortigen Bahnhofswartesaal die berühmte Rede zu halten, in der er die Sozialdemokraten als Verleumder, Giftmischer und Mörder, „niederträchtig und gemein" bezeichnete und die Arbeiter so apostrophierte: „Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermaßen die Mitschuld auf sein Haupt." Dann wurde von den Arbeitern ganz Deutschlands die Absendung von Adressen gegen die Sozialdemokraten erpreßt, und im Reichstag kam es deshalb zur Präsidentschaftsdemission Ballestrems.

Aber Wilhelm hatte noch nicht genug, er hat dieses kolossale Denkmal veranlaßt, das provokant und höhnisch auf dem Wege steht, den die Arbeiter um sechs Uhr früh und um sechs Uhr abends gehen müssen. Wilhelm hat auch der einzigen Leibeserbin Krupps den Bräutigam ausgesucht, den feudalen Legationsrat von Bohlen-Halbach, der bei der Hochzeit das Recht zur Führung des Namens Krupp erhielt, Krupp IV. Der soll nach der Verlobung von einem Kameraden der preußischen Garde du korps gefragt worden sein: „Sansemal, Kamrad, müssense nu die janze Klempnerei ooch übernehmen?"

Er hat die janze Klempnerei ooch übernommen, und wenn Essen von den Franzosen dauernd besetzt worden wäre, so hätte er – oh, natürlich erst nach scharfem und mutigem Protest, erst nach Hemmungen, erst nach Umstellungen und erst nach Jahren! – genauso grandiose Kanonen und Mörser und Torpedos und Munition und Panzerplatten anderen Armeen geliefert, wie er sie der deutschen geliefert hat. Denn dieser von Kaiser Wilhelm ausgewählte Gatte des Fräulein Berta Kr. wird die Tradition des Kr.schen Hauses so hochhalten, als ob er ein geborener Kr. wäre: tadellose Ware, tadellose Lieferung. Hier wurden all die tausendfachen Mordinstrumente geschmiedet, hier wurde der Rekord der Kriegsrüstungen erreicht, von hier aus wurde geliefert, geliefert, bis man geliefert war. Und Hunderttausende schufteten hier, von ihrer Kindheit an bis zu ihrem Ende am Kr.-Friedhof, in einem Leben, dem alle die (noch so mustergültigen, noch so berühmten) Wohl-

fahrtsinstitutionen keine Freude geben konnten. So entstand dieses neue Essen, diese neue Vorstadt, die das alte Zentrum unterwarf, so entstand diese schwarze Hauptstadt der schwarzen Erde ... Kaum eine Schnellzugsstunde ist's nach dem wunderschönen, leuchtenden Düsseldorf, wo Heine dichtete, Richard Wagner komponierte und Achenbach malte, wo alles von Farben und Kunst blüht – trotz ungeheurer Fabriken. In Essen jedoch leiern abends in den beiden Kabaretts alte Komiker unveränderte Lieder aus den neunziger Jahren, von Bebel, der immer protestiert, vom Busen der Sarah Bernhardt, davon, daß jetzt alles sezessionistisch ist, und von den hohen Steuern, an denen die Regierung schuld ist; und der eingefrorene Wanderzirkus ist da. Bei Tag sieht man Menschen, die von der Macht des Gußstahls zertrümmert und vom Atem der Kohle vergiftet sind.

Und ihre Zwingherren? Wohl, er hat sein mächtiges Denkmal, der letzte Tote der Dynastie. Aber ist er nicht selbst geflüchtet aus dieser freudlosen Stadt, dieser sonnenlosen Gegend, von diesen ausgemergelten Menschen und von seinen unerreicht fabelhaften Gußstahlerzeugnissen zur Massentötung? Nach dem Süden, auf eine Insel des Friedens ist er geflohen, wo eine frohlockende Sonne auf Korallen und gesunde Knabenkörper leuchtet, die nackt in das Wasser vor der Blauen Grotte springen. Hier vergaß er sein Reich, hier vergaß er, eben weil er als Industrieller „eine nicht übermäßig bedeutende Persönlichkeit" war, den Gußstahl und dessen Opfer, hier konnte er sich selbst vergessen. Er durfte davon träumen, immer wieder hierher zurückkehren zu können ... Als man ihn aus seinem Paradies vertrieb, ihm auch dieses Eiland nahm, griff er zu einer der gußstählernen Waffen, die er geschmiedet.

MIT AUSWANDERERN DURCH FRANKREICH

Auf den Stufen des Bahnhofes Saint-Lazare oder oben im Wartesaal sitzen Gruppen von Europamüden aus der Slowakei. Sie passen so gar nicht nach Paris, die bunten Bauernfiguren nehmen sich unter den Wölbungen der Bahnhofshalle mehr als deplaciert aus. Wird dem Huhn man nichts tun? Ein Auto fährt gerade vor und bläst aus dem Auspuff den Auswanderern das Benzingas ins Gesicht, eine Dame steigt aus, mit Hutkoffern und Schrankkoffern und Kassetten, vom Bahnhof Saint-Lazare fährt man nach Deauville, nach Honfleur, nach Trouville, im Bahnhof Saint-Lazare sitzen die Slowaken, die aus der Slowakei fortwollen und aus Europa. Um sieben Uhr früh sind sie in Paris angekommen, von Prag über Nürnberg–Kehl–Straßburg, eine lange Reise im vollgestopften Waggon. Nach der Ankunft hat man sie im Auto vom Ostbahnhof zum Bahnhof des heiligen Lazarus gebracht (wofür ihnen vier Franken berechnet werden), und nun hocken sie hier auf Fliesen und warten, bis ihnen am Abend von der Schiffsgesellschaft die umgeschriebenen, ins Französische übersetzten Reisepapiere gebracht werden, mit denen sie nach Cherbourg oder Le Havre weiterfahren können. Wagt sich einer ein paar Schritte vom Bahnhof fort, so geht er in eine Bäckerei oder in einen Obstladen, zeigt auf irgend etwas und reicht einen Zehnfrankenschein hin, damit man ihm darauf zurückgebe. Aber die Händler in der Nähe des Bahnhofes kennen die Emigranten schon und geben nicht übermäßig viel Geld auf eine Banknote heraus. Um so mißtrauischer sind die Slowaken gegen den, der sie da in Paris – unvermutet genug – in ihrer Sprache anredet und wissen möchte, wie es ihnen ergangen ist. Schließlich jedoch, wenn sie hören, daß man ihre Heimat kennt, in manchem der slowakischen Dörfer war, lassen sie sich in ein Gespräch ein. Besonders, wenn man mit ihnen im Abteil sitzt, eine Nacht lang. Um dreiundzwanzig Uhr fährt der Zug gegen Le Havre.

Zehn Leute sind wir im Kupee und neun rotgeblümte Ranzen und einige Laibe Schwarzbrot und etliche Federbetten. Ein alter Slowak, eine alte Slowakin, ein Sohn, eine Tochter, ein anderer Bursch und vier andere Mädel. Überhaupt fahren viele Mädchen hinüber. Wenn man in der Slowakei zweiundzwanzig Jahre alt geworden ist und keinen Mann gefunden hat, geht man übers Meer. Dort sind immer slowakische Jünglinge, die heiraten wollen. Vielleicht wartet schon einer auf Ellis Island; und wenn nicht – bis sie nach Wisconsin kommt, kann sie sicherlich gleich heiraten. „Věte cítat po englicky?" Und schon holt der Alte aus einem verknüpften roten Taschentuch den Brief heraus, den jeder slowakische Onkel aus Amerika schreiben läßt, wenn er sich ein paar Dollar erspart hat. Auch er sehnt sich in der Fremde nach Heimat, Familie und Muttersprache. In diesem Falle pflegen andere nach Hause zu fahren, der Slowak läßt aber Heimat, Familie und Muttersprache zu sich kommen. Das ist vielleicht nicht mehr slowakisch, das ist bereits amerikanisch. In dem Brief, den er den Neffen und Nichten in das Dorf schickt, steht, daß er schon alles besorgt hat. Der Brief ist englisch. Ein Slowak schickt ihn ab. In die Tschechoslowakei. Einem andern Slowaken, der bloß in die magyarische Schule gegangen ist. Hier in Frankreich liest ihn jetzt einer, der in deutscher Sprache darüber einen Bericht schreiben wird. Was steht in dem Brief? Der Onkel war in Massachusetts (USA) bei einem Schiffahrtsagenten und hat für die Verwandten im Trencsiner Komitat (USCz) eine schöne himmelblaue Schiffskarte für fünf Personen gekauft und ihnen schicken lassen. Dann ist er zum Notar geführt worden, beschworen hat er, unterschrieben hat er – was er wahrscheinlich der Einfachheit und Frömmigkeit halber mit drei Kreuzen getan – ein ellenlanges Protokoll, das den spaßigen Namen „Affidavit" führt, und hat seine tiefsten Geheimnisse bloßgelegt.

Das ist der amerikanische Brief des Slowaken. Der Herr nimmt die Seinen zu sich ins bessere Jenseits. Der Herr ist der Onkel drüben, die Seinen sind die Slowaken zu Hause, und das bessere Jenseits ist Amerika. Unser Zug aber, bisher über flaches Feld fahrend, rattert nun plötzlich über

Eisen, die Konstruktionen einer Brückenbrüstung schlagen Rad vor dem Waggonfenster, und im Strome zittern Lichter eines großen Umschlagplatzes und vieler Seineschiffe. Man kann – wenn man schon einmal am Tage in Rouen war – die Stelle konstatieren, wo das Haus des großen Dichters eines großen Romanes stand. Darin kommt auch eine Frau vor, die europamüde und fluchtbereit war, Gatten und Kind verlassen wollte; aber der Geliebte kam nicht, ihm graute vor der Reise, und Emma Bovary tötete sich.

Der alte Slowak packt den Brief wieder in sein rotes Taschentuch, macht den ersten Knoten und will den zweiten knüpfen. Aber dann reicht er dem Wißbegierigen noch ein „pismo" hin, noch einen Brief.

Das ist ein Brief, der nicht von einem Slowaken ist, sondern von einer englischen Schiffahrtsgesellschaft. Und siehe da, gerade der ist in slowakischer Sprache geschrieben: „Wir haben für Sie und vier erwachsene Personen eine Schiffskarte dritter Klasse (Nr. 40126 M) von Prag über Le Havre und New York bis Bingtown im Staate Massachusetts von Ihrem Verwandten Frank (František, Ferencz) Csonka bekommen. Außerdem haben wir für Sie fünf Schecks von je fünfundzwanzig Dollar erhalten, mit denen Sie sich bei Betreten des amerikanischen Bodens laut dem dortigen Einwanderungsgesetz ausweisen müssen (Landingmoney). Sie brauchen zu Ihrer Reise einen von Ihrem Zupan ausgestellten, nach Amerika lautenden, noch gültigen Paß; die Reise nach Prag, das amerikanische, deutsche und französische Visum und die Verpflegung auf der Eisenbahnfahrt nach Le Havre müssen Sie selbst bezahlen, wozu Sie im ganzen für jeden Erwachsenen fünfzehnhundert Kronen, also zusammen siebentausendfünfhundert Kronen tschech. W. brauchen, die Sie sich von Ihrem Gelde mitnehmen müssen. In Prag werden Sie zumindest vier bis fünf Tage bleiben müssen; steigen Sie nicht in Prag selbst aus, sondern in der Station Lieben, wo Sie in der Nähe die Auswandererbaracken finden werden. Kommen Sie dann sofort in unser Büro. Auf beiliegender Karte haben Sie auszufüllen, daß Sie alle Papiere in Ordnung haben und das erforderliche Geld besitzen und ob Sie den übrigen Bedingungen entsprechen, ob Sie lesen und schreiben können, ob Sie nicht

krank sind, nicht vorbestraft und um welche Zeit Sie abzureisen imstande sind. Schicken Sie uns die Karte ausgefüllt zurück, und wir werden Ihnen dann mitteilen, wann Sie nach Prag zu kommen haben."

Es wird einem schwindlig, wenn man den (hier gekürzt wiedergegebenen) Brief liest und sich vergegenwärtigt, wieviel diese unbeholfenen Menschen aufbieten mußten, um aus ihrem Dorfe fortziehen zu können, und was noch ihrer harrt. Es ist schon halb zwei Uhr nachts, unsere Eisenbahn fährt durch die schlafende Normandie. Die Slowakinmutter ist sitzend eingenickt, die beiden Burschen haben die Arme auf die Knie aufgestützt und schlafen auch, und die fünf Slowakenmädel, aneinandergelehnt, schnarchen ebenfalls. Nur der alte Slowak wartet, bis er den Brief zurückbekommen wird. In Yvetot wollen Leute in unser Abteil; als sie es aber mit Emigranten vollgestopft sehen, suchen sie ihr Glück anderswo. Es sollen so zufriedene Menschen sein, die Leute von Yvetot, ein altfranzösisches Chanson erzählt wenigstens davon und von ihrem König. Die Yvette Guilbert singt das Lied:

Il était un roi d'Yvetot
Peu connu dans l'histoire,
Se levant tard, se couchant tôt,
Dormant fort bien sans gloire,
Et couronné par Jeanetton
D'un simple bonnet de coton . . .

Durch Alvimare geht die Fahrt weiter, durch Beuzeville-Bréauté. Der alte Slowak hat seinen Brief wieder, und da er eine Zigarre bekommen hat und rauchen muß, also nicht schlafen kann, erzählt er weiter von seinem Leidensweg.

No ja, wie er den Brief dahatte, hat er seine Hütte verkauft. Zweitausendzweihundert Kronen hat er für sie bekommen, ist die Ämter abgelaufen um die Papiere, aber es hat nichts genützt: Für den zweiten Sohn, den Miklos, hat er keinen Paß bekommen und mußte den Burschen daheim lassen, weil er noch militärpflichtig ist. „No ja, und dann haben wir das Schwein geschlachtet und Würste gemacht, und meine Alte hat zwölf Laib Brot gebacken, und wir haben unsere Pinkel geschnürt und sind nach Prag gefah-

ren. Mein Nachbar, der Skalik, hat wollen, wir sollen auf seine Familie warten, bis sie aus Amerika die Schiffskarte bekommen werden, aber ich habe gesagt, das kann noch bis zum Winter dauern, und im Winter fahre ich nicht." Ihr glaubt, daß im Winter die Seereise böse ist? Oder daß ihr dann drüben keine Feldarbeit finden würdet? „Ba né, das ist ganz gleich. Aber man erzählt bei uns, daß man in Prag auch im ärgsten Frost die ganze Nacht auf der Straße angestellt ist, damit man das Visum bekommt. Das soll ja schrecklich sein."

Und er erzählt, von den inzwischen erwachten Familienmitgliedern unterstützt, die Abenteuer aus Prager Gassen und Nächten. Den ersten Schmerz haben er und die Seinen schon bei der Ankunft in Lieben durch den Herrn Diener der Kompanie erfahren müssen, der sie dort mit seiner mit Goldbuchstaben geschmückten Mütze erwartet hat. Von ihm erfuhren sie auf ihre erste Frage, daß sie nicht auf einem „ctyrdamfy", nicht auf einem ersehnten Schiffe mit vier Schornsteinen, übers Meer fahren würden, sondern mit einem Schiffe von drei „damfy" vorliebnehmen müßten. Dann hat die Schreibweise des Namens und eine Altersangabe im Reisepaß nicht mit den Angaben in der eingesandten Schiffskarte übereingestimmt. Man mußte nach Massachusetts kabeln und in Prag die Antwort abwarten.

Nun erst hatte er die berühmt komische Deklaration auszufüllen mit ihren vielen, vielen Fragen: Wieviel Geld er im Vermögen habe, ob er in der Tschechoslowakei Verwandte zurücklasse und wie sie heißen, ob er Kommunist, Anarchist oder Nihilist sei, ob er schon einmal im Gefängnis oder im Irrenhaus war, ob er die Ermordung von Regierungsbeamten gutheiße oder unterstütze, ob er die Absicht habe, die Regierung der Vereinigten Staaten gewaltsam anzugreifen, ob er sonst gesund sei, ob er lesen und schreiben könne, ob er ein Mann oder eine Frau, welches seine Körpergröße (in Zoll und Fuß anzugeben) und ob er Polygamist sei, und warum das alles? Ein Exemplar dieser Deklaration war für die Schiffahrtskompanie, ein zweites mußte er in einem Schreibmaschinenbüro fürs Konsulat herstellen lassen.

Alle wurden vom Arzt untersucht, und die Ercsebét war

trachomverdächtig und sollte auf die Klinik. In der Niklasstraße, vor dem amerikanischen Konsulat, stellte man sich abends mit der ganzen Familie auf dem Trottoir an, um am nächsten Tag an die Reihe zu kommen. Zehn Dollar hat man für das Visum bezahlt und war noch froh, daß man's bekam – vielen Leuten wird es ohne Angabe von Gründen verweigert. Die haben dann die Reise nach Prag vergeblich gemacht und müssen in ihren Heimatort zurück, wo sie obdachlos sind. Freilich, wenn ein Abgewiesener nach ein paar Tagen wiederkommt und nicht erkannt wird, erzählt der Slowak, kann man das Visum doch erhalten. „Die Pavek Maria war viermal oben, und erst beim fünftenmal hat sie das Visum gekriegt!" Das französische und das deutsche Visum besorgt die Kompanie. „Auf der Straße hat uns ein Mann angeboten, auch für den Miklos einen Paß zu verschaffen, und wollte dreihundert Kronen im voraus und dreihundert Kronen nachher. Meine Alte hat wollen, ich soll ihm das Geld geben, aber ich hab gesagt, das ist sicher ein Schwindler, und hab's nicht gemacht. Ich weiß schon von diesen Gaunern: Vielen von uns haben sie alles Geld abgenommen und die Papiere dazu! No, und so lange haben wir mit all diesen Geschichten zu tun gehabt, daß wir keine Nummer bekommen haben." Was heißt das? „No, es dürfen jeden Monat nur dreitausend Leute aus der Slowakei wegfahren, und die dreitausend Nummern waren schon ausgegeben. Da haben wir bis zum nächsten Monat in Prag warten müssen." – Das war bös, nicht? Die ganze Familie schmunzelt. „No ja, es hat auch sein Gutes gehabt: Jetzt fahren wir doch auf einem Ctyrdamfy!"

Der Regen peitscht den Sonntagmorgen, als wir in Le Havre ankommen. Es ist fünf Uhr früh. Aus allen Waggons kriechen Slowaken mit verklebten, blinzelnden Augen. Sie sammeln sich um die Diener der Schiffahrtskompanie. Ein Autobus nimmt Sack und Pack auf.

Der Autobus mit den Slowaken fährt nicht nach dem Osten, wo der Hafen ist, sondern zunächst westwärts, in die Vorstadt Graville. Das sind Straßen, die oft ganz fensterlos sind: Ummauerungen von Lagerhäusern, Kohlenmagazine, Fabrikwände. Hie und da bettelarme Arbeiterhäuser. Auf der Straße sind Eisenbahngeleise gelegt, und Lastzüge fah-

ren zum Hafen. Die Fahrbahn ist ungepflastert. Eine Straße heißt Rue de Blanqui, nach dem Theoretiker des Putschismus. An den Wänden kleben Plakate, die Société Générale des Travailleurs du Bâtiment erklärt den Streik, die Union des Syndicats beruft für zwanzig Uhr dreißig Minuten eine Réunion ein; Programm: die Lohnbedingungen der Verlader. Andere Plakate: Helft dem hungernden Rußland! Vive la IIIième Internationale! Oberhalb eines kleinen Hoftores auf dem Boulevard Sadi Carnot hängt die Fahne der Schiffahrtskompanie. Dort hält der Autobus, und die Slowaken klettern hinunter, ängstlich um ihre Ranzen besorgt, die sie einander vom Wagen reichen. Zwei betrunkene Neger, nicht solche, wie man sie in den Großstädten sieht, sondern magere, zerlumpte Burschen mit schlenkernden O-Beinen, Orang-Utans fast ähnlicher als Menschen, bleiben stehen und lachen zähnefletschend über das ungeschickte Aussteigen der Auswanderer und über die gestärkten, abstehenden Röcke der Frauen; unendlich exotisch kommen ihnen die Slowaken vor. Die Nigger rufen ihnen verschiedenes zu, und die Auswanderer verschwinden erschrocken in der Tür.

Ein Hof. Der ist von einer ebenerdigen Baracke, einem einstöckigen Haus, einer Planke und – links vom Eingang – von Holzkabinen umschlossen, darin der Verwalter sein Büro hat und seine Wohnung. Das Ganze erinnert an das Gebäude eines Hundefängers; es ist aber eine Entlausungsanstalt, nobler gesagt: L'établissement de la Désinfection à Graville. Es regnet in Strömen, dieweil wir auf dem Hofe stehen und warten, bis die Dokumente eingesammelt sind. Die Regensträhnen geben den Wänden graue Lasur. Davor die müden, fröstelnden Slowaken. Wer je in der Slowakei war, dort eine Prozession sah von leuchtenden Farben, die kein Uprka auf der Palette hat, Kronen aus gläsernem Silber auf Mädchenköpfen, jubelnde Blumen auf Kopftüchern, spiegelnden Lack hoher Stiefel und goldglänzende Kugelknöpfe, all das vor einer Kulisse reifen Kornes und guten Waldes – wer dort die Slowakei sah und sie hier wiedersieht, wird wahrhaftig trüb gestimmt wie Regenwetter.

Ein Riesensaal nimmt den Emigrantenstrom auf, ein Raum mit hundertfünfundsiebzig Bettgestellen von je zwei übereinander angeordneten Schlafgelegenheiten. Der obere

Schlafgast muß, den Fuß auf das „Bett" des untern stellend, in sein eigenes klettern. Man liegt keineswegs auf Matratzen, sondern auf Segeltuch, das zwischen vier Horizontalstangen des Gerüstes gespannt ist, sozusagen in breiteren Hängematten. Am Fußende sind Gepäckhaken für die Ranzen befestigt. Unfreundlich und verdächtig ist dieser Saal, in dem die Neuangekommenen heute den Sonntag verbringen und nächtigen werden. Männer, Frauen, Mädchen, Burschen und Kinder gemeinsam. Es sind schon hundert polnische Emigranten da, gestern abends eingetroffen, und sie lagern im selben Gemach, mustern die slowakischen Ankömmlinge mit Mißfallen.

Amerika hat in der Restrictions Bill die Emigration seit dem 3. Juni 1921 derart eingeschränkt, daß von jeder in Nordamerika vor dem Jahre 1914 angesiedelt gewesenen Nation jährlich bloß weitere drei Prozent einwandern dürfen. Aus der Tschechoslowakei dürfen demnach jährlich „nur" vierunddreißigtausend Menschen ins Gelobte Land. Oder genauer: Für zweitausendachthundertvierundfünfzig Menschen gibt der Registration Officer in Prag monatlich je eine „Registration Number" aus. (Mit dieser Zahl von Auswanderern marschiert die Tschechoslowakei an dritter Stelle aller Staaten – Großbritannien und Deutschland haben die Führung.) Wer später kommt – wie zum Beispiel unser Slowak –, muß in der Baracke in Lieben oder auf dem Hradschin bis zum nächsten Monat warten. Die genannte Zahl darf um zwanzig Prozent nur von Angehörigen nachstehender Berufe überschritten werden, die in der Reihenfolge des Gesetzes mitgeteilt seien: berufsmäßige Schauspieler, Künstler, Sänger, Pflegerinnen, Priester irgendeiner Religion, Universitäts- oder Mittelschullehrer und Leute, die einem Berufe von höherem Studiengang angehören. Dienstboten können jederzeit und in jeder beliebigen Zahl nach Amerika einwandern.

Im großen Schlafsaal der Graviller Desinfektionsanstalt möchten sich die neuangekommenen Slowaken scheu in jene Ecke drücken, die von den polnischen Leidensgenossen am entferntesten ist. Die Instruktion sagt jedoch nichts von einer Feindschaft zwischen Tschechoslowaken und Polen, sie ist vielleicht lange vor der Teilung Teschens verfaßt

worden, und die Slowaken müssen „aufrücken und anschließen". Man kann sich Sonntage vorstellen, die amüsanter und erfrischender sind als ein Sonntag in der Entlausungsanstalt. Schnell sind die Mahlzeiten vorüber, und endlos ist der Tag. Die Polen spielen Karten, streiten, machen Lärm, singen. Beieinander hocken die Slowaken, schauen sich das fremde Geld an und erzählen, was zu dieser Stunde jeder der zurückgebliebenen Dorfbewohner von Bycská Nová Ves machen mag.

An den Wänden hängen Tafeln: Was hat die Schiffahrtsgesellschaft zu zahlen, wenn bei den Eingewanderten eine Krankheit konstatiert wird? Für jeden Tuberkulösen 200 Dollar, für jeden Fall von Trachom 200 Dollar, für jeden venerisch Kranken 100 Dollar, Tabes 150 Dollar, Senilität 25 Dollar, Verkrüppelung 25 Dollar, Bruch 25 Dollar – sogar für Krankheiten gibt es also in Amerika fixe Preise.

„E Schnupfen kann kosten höchstens drei Cent", kalkuliert ein jüdischer Bub, der zur Gruppe der Polen gehört und sich vor dieser Anschlagstafel die Nase putzt.

Die Affichen in allen Sprachen: Hommes, Uomini, Men, Männer, Hombres, Mužsky, Férfiaknak, Merczyzn, Alymny, griechische Buchstaben, türkische Buchstaben, kyrillische.

Am nächsten Tag: Vergatterung im Vorsaal der Desinfektionsabteilung. Von dort wird man in Gruppen, die Frauen extra, die Männer extra und die Kinder extra, in die Entkleidungssäle geführt. Hier muß sich jeder, jede und jedes nackt ausziehen, die Kleider werden mit der übrigen Habe in einen Sack gepackt, und der wandert in einen der beiden Desinfektoren. Bei hundertfünfundzwanzig Grad sterben darin die Flöhe, Wanzen, Kleider- und andere Läuse an Hitzschlag. Der glückliche Besitzer besagter Wertsachen aber zieht nackt in den Duscheraum und muß sich waschen und duschen, ob er will oder nicht. Eingehüllt in weißes Linnen, werden nacheinander den Männern die Haare kahlgeschoren und die Bärte rasiert, den Frauen und den polnischen Juden die Haare strähnenweise minuziös nach Schätzen durchforscht. Hierauf untersucht der Arzt jeden einzelnen auf Herz, Nieren und so weiter. Hat man diese Prüfung bestanden, kriegt man seinen Sack wieder,

darf seine Kleider anziehen, die jetzt allerdings noch etwas zerknitterter geworden sind, und bekommt eine gestempelte „health card". Wer nicht so guter Zensur für würdig erachtet wird, muß repetieren und in Graville bleiben; es ist nicht so schön hier, als daß sich nicht jeder dieser Repetenten bemühen würde, seine Krätze oder dergleichen zu kurieren, um so schleunig, wie es geht, wegzukommen. Die übrigen aber, die mit der „Gesundheitsbescheinigung", die sind – noch immer nicht amerikareif? Oh, noch lange nicht!

Die kommen jetzt nach Le Havre. Dort ist, gleich hinter dem Justizpalast, die Quarantänestation, offiziell „Hôtel des Emigrants" genannt. Für achthundert Menschen sind Schlafstellen in diesem Hause, und wir finden alle belegt. Welch ein Gewirr im Stiegenhaus, auf dem Hofe, im Speisesaal, in den Dortoirs! Und wieviel Sprachen – die Arbeitergemeinschaft beim Turmbau von Babel muß im Vergleich zu diesem Gewirr ein einheitlicher Nationalstaat gewesen sein! Kinder rutschen die Treppengeländer hinab, Weiber spülen in den eingebauten Waschtrögen im Hofe Windeln, Kinderhemden, Kleidchen, Strümpfe. Kreuz und quer sind Wäscheleinen gespannt und lückenlos behängt, Jünglinge kneifen vorbeieilende Mädchen in den Popo, im Speisesaal rasselt ein automatisches Klavier, draußen spielt ein Bursche Ziehharmonika, unentwegt denselben Csárdás, von verzückten Frauen umringt. Im Speisesaal ißt man an langen, ungedeckten Tischen, die Waschräume ähneln denen einer Kaserne.

Die Schlafsäle sind nach Geschlechtern geschieden, aber diese Anordnung läßt sich nicht strikt einhalten. Die Frauen wollen nun einmal nicht von ihren Männern getrennt sein. Wir sind in Le Havre, in Frankreich, in einer Hafenstadt, wo nachts mancherlei Unheil geschehen kann. Zwar ist das Meer auf der anderen Seite der Stadt, aber auch in sturmfreier Gegend kann man Schiffbruch erleiden, und es ist daher hier begreiflicher als anderwärts, wenn die Gattin den Gatten nächtlicherweile bei sich haben will. Solchen Gründen kann sich das Aufsichtspersonal schwer verschließen.

Übrigens ist hier, zum Unterschiede von der Desinfektionsanstalt in Graville, eine Scheidung zwischen Passagieren zweiter und dritter Klasse durchgeführt. Die Zweite-

klassepassagiere haben Räume zu neun bis zwölf Schlafstellen mit Wollmatratzen. Die Mahlzeiten aber sind für alle Bewohner der Quarantänestation gleich. Dreizehn Franken täglich werden für das Essen berechnet. Das ist auch für französische Verhältnisse ein äußerst hoher Preis, wenn man bedenkt, daß man in vielen Restaurants in Paris für drei Franken fünfzig schon ein gutes Menü bekommt und daß es sich doch hier um die Massenverabfolgung einer einheitlich hergestellten Mahlzeit handelt. Für den Bagagetransport wird eine Gebühr von zwanzig Franken eingehoben. Allerdings: wenn die Emigranten in einem Hotel von Le Havre Kost und Quartier nehmen würden, kämen sie kaum billiger weg. Man betrachtet sie in den Auswandererhäfen als besonders wehrlose Objekte der Ausbeutung. Der Quarantänestation gegenüber sind zum Beispiel Verkaufsstände, wo man Kämme, Handtücher, Ansichtskarten, Obst, Schokolade und Eis zu unverschämten Preisen verkauft – von den Benachteiligungen beim Geldwechsel abgesehen. Die Quarantäne dauert zwölf Tage, in welche die Dauer der Schiffsüberfahrt eingeschlossen ist. Nach etwa acht Tagen fahren die Emigranten zum Molo, auf einem Brettersteg balancieren sie in den unteren Teil des Schiffsrumpfes, ohne das Oberdeck zu betreten. Die Matrosen bugsieren sie in Kabinen oder zu den Matratzen auf dem Zwischendeck. Dann wartet man, bis der Extrazug aus Paris ankommt, der auf dem Kai hält, hart an der Landungsbrücke, und die Passagiere erster Klasse bringt. Die steigen aus, elegante Lederkoffer werden ihnen nachgetragen, und der Dampfer sticht in See.

Vom Zwischendeck sieht der Slowak zu. Die Herren und Damen starrt er an, die vorgestern, vielleicht sogar gestern von zu Hause abgefahren sind und so bequem Anschluß haben, während seine Reise mit den Vorbereitungen so viele Monate, so viel Geld, so viel Mühe, so viele Gefahren und so viele Leiden gekostet hat, von denen man sich in der Heimat keinen Begriff machen kann. Die alte Heimat hat er verloren, und die neue hat er noch lange nicht gefunden. Aber der Slowak vergleicht nicht, und keinerlei soziale Erwägungen beschweren ihn auf seiner Fahrt auf dem lang ersehnten „ctyrdamfy".

BOMBARDEMENT UND BASARBRAND VON SKUTARI

11. Mai 1913

Die Rauchsäule dort, in die sich die Feuersäule heute morgen verwandelt hat, ist unser Reiseziel:

Der Dampfer löst sich vom montenegrinischen Ufer und rollt durch die Mündung des Rijekaflusses, bis sich das Flußbett ins ungemessene weitet: Wir sind im Skutarisee. Er ist ganz von Vegetation erfüllt, von Bäumen, die bis an die Kronen im Wasser stehen, von Blattpflanzen, die sich glatt an die Oberfläche schmiegen, und von hohem Schilf. Durch dieses Gestrüpp der Wasserflora sind dünne Gäßchen gebahnt und mit Holzpflöcken markiert – das ist der Weg des Schiffes kreuz und quer, im Zickzack und in scharfen Kurven. In der Weite die Berge Albaniens, zwischen denen heute die irdische Wolke ist. An Lesandro geht's vorbei, wo vor 1877 die größte türkische Festung stand, an Grmosur, wo das Zuchthaus Montenegros steht. Nach zwei Stunden sind wir in Virpasar, steigen um und schwimmen auf der „Neptun" gegen Skutari; das Krunjagebirge, steil, finster und zerrissen, steht rechts, und fern der Tarabosch, das Dörfchen Ckla, wo Kronprinz Danilo in dieser Woche die Parlamentäre Essad Paschas empfing, die Dörfer Zogaj und Sirocki Vir, über deren Dächer hinweg, von der letzten Position auf dem Tarabosch, bisher täglich Tausende von Schüssen krachten, die Bergkette Bardanjol und hinten das Berticagebirge.

Aus dem Wasser ragen zwei Kamine eines gesunkenen Dampfschiffes und das Heck hervor. Vom Topp eines starken Mastes verlaufen Dreiecke in den See – ein Segelschiff, das von den Bergen aus zusammengeschossen wurde. Dort wieder der Segelmast eines Wracks. Wieviel Menschen liegen auf dem Grund? – Kilometerlange Stacheldrahtanlagen haben die Türken aufgerichtet, bis hart an das Ufer und weit über das Ufer hinaus in den See, um das unbemerkte Herankommen von Schiffen zu verhindern.

Die Zitadelle Skutaris überschattet uns, der Mrnjacwi-

cagrat über dem Bojano. Auf der Zinne ist der blau-rot-weiße Triumph gehißt, die Montenegriner Fahne. Darunter die Altstadt, aus der die letzten Flammen des Brandes emporschlagen, in Rauchmassen gehüllt.

„Neptun" wirft Anker, ganz nahe der Stelle, wo der Skutarisee als Bojano in die Adria abfließt. Große Barken mit schmutzigen Albanerbuben drängeln sich an das Schiff, keifend und zerrend versucht jeder in sein Fahrzeug die meisten der aussteigenden Dampferpassagiere zu locken, um sie gegen ein Fährgeld von einem Piaster zur Bojanobarre zu rudern. Längs großer Maismagazine geht der Weg, bis er plötzlich in die Hauptstraße der „Tepé", des alten Basarviertels, abbiegt.

Hier ist die ungeheure Brandstätte. Monatelang hatte der Basar, diese in Korridore und dumpfe Hallen eingepferchte Stadt von Geschäften und Verkaufsständen, das Feuer der Geschütze von Tarabosch und Bardanjol überstanden, eine Zeit, da es keine Wasserzufuhr und kein Löschgerät gab. Gestern aber, am zweiten Tag nach beendigter Belagerung, hat ein glimmendes Zigarettenstümpfchen oder der Funken eines Holzkohlenherdes die achthundert Kramläden in eine einzige Pechfackel verwandelt. So hochauf loderte die Flamme, daß sie uns auf der anderen, fernen Seite des Sees erschreckte.

Jetzt ist alles tot, was gestern noch Leben war, jetzt ist alles Schutt, was gestern Ware war. Ein Kordon von Soldaten sperrt die Zugänge in die rauchenden Reste der Gewölbe. Nichts steht von den Hallen als die Seitenwände. Zwischen ihnen Steine, zertrümmerte Ziegel, zerronnene Zinngefäße, verkohltes Leder, geborstene Schränke, rußige Scherben, stinkender Tabak, durchlöcherte Decken, zerfetzte Posamenten, vernichtetes Küchengerät – ein wertloser Brei von Dingen, die gestern noch den Käufer locken sollten und heute nicht mehr wert sind, vom letzten Bettler aufgeklaubt zu werden. Nichts hat das Feuer verschont, sogar der Blechverschluß eines Portemonnaies, das auf den Steinfliesen liegt, ist verbogen, und die zerschmolzenen Kupferstückchen daneben waren schwerverdientes Geld.

Überall glimmt es unter der Asche, und die Luft, als könnte sie es nicht glauben, daß ihr die Basarwölbungen nicht mehr wie seit Jahrhunderten den Ausgang verwehren,

stockt in ihrem alten Käfig: Aus den Schuttvulkanen und den glosenden Holzresten steigen Rauchschwaden auf, aber sie wollen nicht fort, sie bleiben zwischen dem senkrechten Gemäuer. Alle Gassen, zweiunddreißig Häuserblocks sind so niedergebrannt, daß man nichts sieht als die Ziegelfassaden, oft selbst solche nicht – nur öde Abraumplätze, die Stellen, an denen hölzerne Häuser waren. Menschen, deren Habe hier in den letzten Rauch aufgeht, werden eingelassen in die Siedlung von Brandresten. Kein Wehklagen hört man. Weiber suchen hoffnungslos in den Scheiterhaufen nach irgendeinem Kleinod ihres Krames, Kinder sitzen auf den neuen schwarzen Hügeln und spielen mit merkwürdig zerlassenen Metalldingen. Vor einem der feuerspeienden Kegel hockt ein Türke mit untergeschlagenen Beinen, schaut ins Leere und saugt tiefe Züge durch die Zigarettenspitze; Tabakdose und Seidenpapier liegen, zu schnellem Ersatz bereit, ihm zu Füßen. Quittengelb ist sein Gesicht, die Krähenfüße an den Augenwinkeln und die Falten von der Nasenwurzel zum Mund haben ihm Koffein und Nikotin gepflügt und die rivalen Lockungen seiner Frauen. Den hohlen Blick vererbten ihm jedoch sein Stamm und sein Glauben: Vorbestimmt ist dir dein Schicksal. Im Buche des Lebens war's von Anbeginn an verzeichnet, daß die Tepé von Skutari niederbrennen werde, gestern, am soundsovielten Tage des soundsovielten Jahres nach der Hedschra, am Tage, da es in die Hände der Ungläubigen fällt.

Erschöpft steht eine Feuerspritze da. Sie hat das Löschungswerk zu vollbringen versucht. Sie allein. – Rauch schnürt die Kehle ein, Gestank dringt in die Nase, Ruß in die Netzhaut. Ein verkohlter Hund fletscht das Gebiß ... Fort aus dem Bereich, in dem das Element zeigen wollte, daß es den verheerenden Wirkungen der Menschen noch verheerendere entgegenzusetzen vermag.

Aus der Stickluft führt der Weg durch einen moslemitischen Steinfriedhof, der an die berühmte Gräberstätte des anderen, des asiatischen Skutari erinnert. Mag die Totenstadt des albanischen Skutari auch kleiner sein, sie ist nicht minder betäubend. Du gehst durch einen heliotropfarbenen Wald von Blüten, Schwertlilien sind es, die auf den Türkengräbern wachsen und die eingehauenen Suren verdecken.

Die Hauptstraße der Stadt. Niedrige Häuser, ganz zusammengeschossen oder halb eingefallen vor Schreck über die Kanonade, aber noch immer bewohnt, geflochtene Fenster, ein Flüßchen führt Schmutz und Kot an den Häusern vorbei, doch ranken sich Rosen die Stiegen hinauf, und Akazien duften. Unter Ulmen: Kaffeehäuser, das Nargileh steht auf dem Tisch und vereinigt mit seinen Schläuchen alle Gäste zu einem einzigen überlebensgroßen Tier mit vielen Köpfen. Die Verkaufsläden haben keine Fenster, nur horizontale Bretter, auf denen die Inhaber und ihre Gäste kauern. Tabakläden überwiegen. Vor braunen Hügeln von Zigarettentabak sitzen Händler, und eine herabhängende Kaufmannswaage ist ihr einziges Gerät. In offenen Bäckereien werden bizarre Kuchen und weißes Brot von wenig vertrauenerweckenden Händen gebacken. Schuster arbeiten coram publico, Krämer mit Feigen, mit Schafkäse, Datteln, Brennholz, Zwiebeln, Mais und den Blütenrippen des Sumachbaumes, der nur hier wächst und dessen Blüten zum Gerben und zum Schwärzen von Fellen, zum Säuern des Essigs und Aromatisieren des Tabaks verwendet werden. Durch die ganze Stadt läuft das Geleise einer schmalspurigen Förderbahn, aber sie fährt nicht, die Strecke ist zerschossen. Achttausendfünfhundert Artilleriegeschosse hat die Stadt während der Belagerung abbekommen.

Auf dem enormen Hof, der von drei Kasernentrakten und jenseits der Straße von dem im Bau begriffenen Spital gebildet wird, stehen die montenegrinischen Truppen in Reih und Glied zum Gebet. Mit einem Aviso zum Zivio-Ruf, den tausend Stimmen wiederholen, wird weggetreten. An die niedere Wegmauer gelehnt sind Türken und Albaner und schauen staunend zu.

Achttausend montenegrinische Soldaten sind in Skutari, die meisten in braungrünen Felduniformen, aber auch der krapproten Duschanka mit den zugehörigen blauen Leinwandhosen begegnet man auf Schritt und Tritt; viele Landstürmer mit blau-rot-weißen Dienstschleifen und Gewehren, Patrouillen zu Fuß und zu Pferde, abgemagerte und zerlumpte Türkensoldaten in der moosgrünen Montur, montenegrinische Offiziere mit Goldepauletten und grauen Tellerkappen, mit dem „Grb", türkische Offiziere mit ihren Sä-

beln und den hohen Pelzmützen, reiche Albanerinnen mit rosa-silber-durchwirkten Blusen, goldgestickten Haarbändern, weiten, geblümten Tuniken und faßartigen Pluderhosen, Haremsfrauen in Schwarz und verschleiert, türkische Bäuerinnen mit weißen Männerhosen aus Leinwand unter dem kurzen Rocke, Skipetaren, Arnauten, Malissoren, helle Gegen und negerfarbene Tosken, die Männer in weißer Fustanella, einem plissierten Frauenrock, Strümpfe aus gegerbter Schafshaut und Schnabelschuhe, Zigeuner in Lumpen und Zigeunerinnen in Teppichstoffen. Aus einem Geographiebuch, betitelt „Das Land der Skipetaren", sind die Buntdruckfiguren zum Leben erwacht und wandeln und reden, reden alle Mundarten, die man von der Adria bis zum Pindus, von Skutari bis zum Golf von Arta spricht, man hört aber auch Türkisch, Griechisch, Serbisch und Italienisch. Auf ein Goldstück bekommt man vielerlei Geld zurück: Piaster, Dinare, Lire, Kronen und so weiter.

In Skutari gibt es zwei Hotels, jedoch auch im dritten finde ich keine Unterkunft. Während ich mit dem Portier verhandle, kommt der abgesetzte türkische Polizeipräsident und Stadthauptmann von Skutari, Suleiman Bey, und bietet mir an, bei ihm zu übernachten. „Oh, je suis charmé, mon président!" – „Vous me connaissez?" – Er hat mich gestern bei der Hoftafel König Nikitas in Cetinje nicht beachtet, sich zumindest meine Physiognomie nicht gemerkt, und scheint jetzt nicht sehr erfreut, daß es ein Bekannter, noch dazu einer aus dem Konak ist, dem er zufällig ein Nachtlager angeboten hat. Warum? Und was hatte er eigentlich in diesem letztrangigen Gasthof zu suchen? (Allerdings fielen mir diese Verdachtsmomente erst später ein.)

Wir gehen zu seiner Villa, die vor der Stadt liegt, durch Straßenzüge von Ruinen. Unterwegs erzählt mir der bewegliche, korpulente Herr, daß er vor drei Tagen, nach der Einnahme der Stadt, von einer montenegrinischen Eskorte nach Cetinje gebracht, aber vom König sehr leutselig aufgenommen worden ist; nach Abgabe seiner Loyalitätserklärung wurde er zur Hoftafel eingeladen und ihm die Bewilligung erteilt, unbehelligt zurückzukehren. Seine Villa ist zwar von Montenegrinern besetzt, doch der Gartensalon ist frei geblieben, und es stehen zwei Betten darin. Ich

frage ihn, ob er verheiratet ist. – „Marié? Moi et marié! Non, monsieur, pas du tout!"

In diesen Gassen, wo ihn einst alles furchtsam und ehrerbietig grüßte, schaut man dem wegen seiner goldstrotzenden Uniform Auffallenden nur verächtlich, höhnisch nach. Suleiman Bey weist auf ein Café, in dem montenegrinische Offiziere beim Mokka sitzen. „Hier tranken wir in Eile einen Kaffee, wenn wir einen Augenblick Zeit hatten. Jetzt sitzen diese Cochons den ganzen Tag da!"

Er läßt es sich deutlich anmerken, daß ihm furchtbar zumute ist, weil in seiner Machtsphäre die Feinde herrschen. „Mais, que faire, am Schlusse waren bloß acht türkische Bataillone hier, Konstantinopel ließ uns im Stich."

Die Stadt bleibt hinter uns, wir kommen zur ummauerten Villa. Der Gartensalon ist eine Rumpelkammer geworden – vollgepfropft mit Möbeln aus allen Räumen. Die beiden Betten sind wirklich vorhanden. Der Herr Präsident will mir beim Auskleiden behilflich sein, aha, die berühmte orientalische Gastfreundschaft, denke ich, und bloß durch Entschiedenheit kann ich mich seiner Liebenswürdigkeit entziehen. Müde falle ich ins Bett. Aber der Herr Polizeipräsident, der doch heute die gleiche anstrengende Landpartie über die Felsenstraßen Montenegros und die gleiche Fahrt über die Wellen des Skutarisees gemacht hat, scheint durchaus nicht schläfrig zu sein. Er setzt sich auf mein Bett, streichelt mir Wangen und Hals, was unmöglich die berühmte orientalische Gastfreundschaft sein kann. Plötzlich springt er auf und geht zur Tür, um nachzusehen, wer über die Treppe gehe. „Natürlich montenegrinische Offiziere", brummt er, „die Kerle trampeln wie die Pferde!"

Er will die Tür hinter sich abschließen, aber ich bitte ihn, sie unversperrt zu lassen. Ich bitte ihn sehr energisch, denn ich habe den Augenblick benützt, um aus meiner Hose den Browning zu nehmen, entschlossen, meine Unschuld zu verteidigen. Suleiman Bey hat das wohl bemerkt, denn er läßt achselzuckend den Schlüssel wieder los. Indigniert legt er sich zu Bett.

Sicherlich bedauert er, mir das Nachtlager angeboten zu haben.

Ich auch.

ÜBUNGSPLATZ ZUKÜNFTIGER CLOWNS

Wen ein anmutiges Schicksal nach dem Mittagessen in den Bois de Vincennes hinausführt, der kann sich auf der Insel Dumesnil mannigfach belustigen: Er kann sich in einen der Büsche am Seeufer legen, auf den weichen Rasen und sich einfach seines Schicksals freuen. Oder er kann den Knaben zusehen, die aus dem Gymnasium direkt ins Gymnase hierhergeeilt sind, um unbeaufsichtigt und unkommandiert und unbekleidet (bis auf Schwimmhose) zu turnen. Oder kann sich der obbemeldete Glückliche an den unterschiedlichen Vergnügungsautomaten ergötzen, zum Beispiel am Elektrisierapparat, dessen Strom allerdings sein eingangs erwähntes anmutiges Schicksal aufkreischen läßt, damit die Aufmerksamkeit der vorübergehenden Herren erregt werde.

Auf einem Rasenplatz treiben dreizehn Burschen in Hemdsärmeln allerhand unvernünftiges Zeug. Der eine versucht, auf einen werten Freund hinaufzuklettern, ein anscheinend noch werterer Freund zieht ihn am Hosenboden und fällt selbst auf den Allerwertesten. Einer läuft auf den Händen, überschlägt sich aber plötzlich und bleibt nach einigen verzweifelten Zuckungen leblos liegen. Anlauf zum Sprung nimmt ein dritter, stolpert dabei und stürzt hin. Anfangs glaubt der Passant, einige besonders ungeschickte Parterregymnasten vor sich zu haben. Es stellt sich jedoch bald heraus, daß die jungen Männer den Ehrgeiz, Akrobaten zu werden, einmal besessen haben mögen, aber nun von einem anderen beseelt sind. Ihre gekrümmte Haltung ist Absicht, ihr Gang mit durchgedrückten Knien ist Absicht, und Absicht ist ihr Stolpern und Liegenbleiben. Man erkennt es, wenn sie bei einem Sturze mit Fistelstimme „o la la" rufen oder sich hinten an den eigenen Beinkleidern wieder in die Höhe zu ziehen versuchen: die dreizehn ahmen Zirkusclowns nach.

Wenn sie müde sind vom Handstand und vom Hinfallen,

dann holt jeder seinen Hut von dem Kleiderhaufen, neben dem sehr viele große Geschäftsschlüssel liegen, und sie werfen den Chapeau mélon in die Höhe, um ihn mit dem Kopfe aufzufangen, o la la!, oder lassen ihn den Arm hinabgleiten und fangen ihn mit der Fußspitze auf, o la la! Zwei proben die Parodie des Boxkampfes zwischen Clown und dummem August: wie der Clown nach jedem gelandeten Hieb „stop" ruft und der gerade zum Stoß ausholende August daraufhin die Arme hochheben muß, bis der Kampf in eine Prügelei ausartet und schließlich damit endet, daß die beiden Champions weit voneinander entfernt auf der Erde liegen, beide halbtot, nur noch unsäglich matt mit den Händen in die Luft schlagend. Zwei andere spielen die Duoszene, in der sich der dumme August mit dem Clown „telefonisch" unterhält, bis ihn der Clown um hundert Franken anpumpt; da hört er plötzlich zu hören auf, der Apparat funktioniert nicht mehr, o la la! Und was der infantilen Scherze mehr sind, die uns im Zirkus so gefallen, weil sie eben infantil sind, derart überraschend blödsinnig, daß man lachen muß.

Die dreizehn jungen Leute sind samt und sonders Handlungsdiener. Sie sind Pariser und lernen diese alten Manegewitze im Tonfall der englischen Sprache und mit großem Ernst. Aus der inneren Stadt sind sie in der Mittagspause mit der Untergrundbahn hierher nach Vincennes gefahren, drei Viertelstunden nimmt die Reise hin und zurück in Anspruch. Eine Stunde lang können sie üben. Sie sagen, daß sie das nur zum Sport tun. Aber aus Sport kann man wohl einen Sport betreiben, aber nicht die Parodie eines Sports. Und sicherlich wird jeder von ihnen eines Abends dem Buchhalter die Ladenschlüssel hinwerfen und in einem Vorstadtzirkus als Diener Beschäftigung suchen, dort wird ihn der Clown als Zielscheibe seiner Witze bald herausgefunden haben, und einst wird kommen der Tag, an dem der heutige Geschäftsdiener in grellseidenem Narrengewand, die Kegelkappe über weißgepudertem Gesicht und kugelglattem Schädel, in die Manege tappt. Er wird kein so berühmter Clown werden wie Little Pitch oder Chaplin oder Mr. Chocolade oder die Frattelini oder ein anderer der Großen, die in Paris populär sind: Die können das alles

wirklich, was sie parodieren, die sind gewiß schon als zweijährige Kinder von Papa den Zirkusgästen vorgeführt worden und kennen ihr Publikum und bringen ihm, was es will. Doch die dreizehn Handlungsdiener sind gelernte und geborene Handlungsdiener, und was sie hier allmittäglich am Ufer des Dumesnilsees im Bois de Vincennes tun, ist nichts als eine mehr oder minder gute Kopie abgebrauchter Zirkusscherze, von denen dreizehn auf ein Dutzend gehen.

In allen Schichten gibt es Sehnsucht nach Kunst. Der Arbeitersohn hat oft den Ehrgeiz, ein berühmter Koch zu werden. Der junge Geschäftsdiener will es zum meisterhaftesten Akrobaten bringen. Und der Gymnasiast träumt davon, unsterbliche Dramen zu dichten. Nichtsdestoweniger wird zumeist jener Arbeitersohn nicht mehr als ein Kellner in einem kleinen Gasthaus, jener Geschäftsdiener nur ein Clown im kleinen Zirkus und jener Gymnasiast bloß ein Reporter, der über die kleinen Clowns einen Artikel von fünfundachtzig Zeilen schreibt.

DIE HOCHSCHULE FÜR TASCHENSPIELER

Eine Hochschule für Taschenspielkunst? Natürlich gibt es das in Berlin! Sie zählt jetzt vierzehn Hörer. Der redselige Rektor hat es mir erzählt, als ich mich inskribieren ließ. (Sonst wüßte ich es nicht, denn der Unterricht ist individuell, jeder einzelne wird einzeln ausgebildet.) Zehn Mark für die Stunde. Im Dutzend billiger: hundert Mark. Aber dafür ist man – garantiert! – nach zwölf Stunden ein Mann, der sich sehen lassen kann. „Sie wollen zu Berufszwecken lernen?" fragt Seine Magnifizenz. „Nein, nein, nur um mich in meinem Bekanntenkreis zu produzieren." Sonst verlangt man keinerlei Nationale, kein Zeugnis.

In den Hörsaal tritt man mit stillem Schaudern ein, sieht halb neugierig, halb beklommen um sich, wie der Schüler in Doktor Faustens Studierstube. An der Wand hängen Plakate der Magier, „Séance mystérieuse", „Dreamland" und „The greatest illusionist of the world". Rechts sind in einem Regal allerhand zauberische Dinge aufgestapelt: Büchsen, Kartenspiele, japanische Teekisten, Kugeln, Zauberstäbe, Hüte, Becher, Kassetten, Münzen, Teller, Kerzen, Tücher, Säcke, Röhren, Eier, Seidenblumen, Ringe, Flaggentücher, Flaschen, Pistolen, Würfel, Schlangen, Vasen, Ketten. Links: eine schwarz ausgeschlagene Versuchsbühne mit großen Stativs aus weiß leuchtendem Nickel, Stellagen und Apparaten, Tischchen mit Blumenkörben, Käfigen, Goldfischschalen und einem auf geheimnisvollem Metallgrunde stehenden hypnotischen Stuhl, dessen „Besitzer" eine Reihe von Personen auf seinen Armen tragen kann, ein Pranger aus Eichenholz mit Stahlschloß, der dem Eingeklemmten die Befreiung aus Fesseln ermöglicht, ein Sarg, in dem ein Mensch spurlos zu verschwinden vermag, und dergleichen.

Der Dozent ist noch nicht da, und man muß sich einstweilen damit begnügen, daß der Institutsinhaber die Honneurs macht. Er erklärt die Wirkung der Apparate, wohl-

gemerkt: nur die Wirkung. Auf naiv-neugierige Fragen nach dem Trick oder dem Mechanismus hat er auch für den immatrikulierten Hörer nur eine einzige Antwort: „Erklärung bloß bei Kauf."

Der verbindlich lächelnde Ton, in dem er das versichert, das „Nicht wahr?", das er manchmal hinzufügt, um von dem Neugierigen eine verständnisinnige Bejahung zu erlangen, können über das Unerbittliche dieses obersten Geschäftsprinzips nicht hinwegtäuschen: „Erklärung bloß bei Kauf." Denn einige dieser Zaubermaschinen kosten tausendfünfhundert Mark.

Inzwischen ist der Lehrer auf dem Schauplatz erschienen. Er sieht weder wie ein alter Hexenmeister aus noch so wie sonst Universitätsprofessoren. Das Leben scheint ihm keine großen Sorgen zu machen. Er hat sich einen englischen Anzug ervoltigiert, ist ein ganz junger Mann und kann nicht verleugnen, daß er ein Wiener ist, trotzdem sein Name bei der Vorstellung (nicht etwa bei der Zaubervorstellung, sondern als er sich vorstellte) äußerst italienisch klang. Der Herr Rektor bleibt im Zimmer, um in Unterrichtspausen das Interesse des Studenten an den Apparaten zu wecken, die er auf Lager hat. Von Zeit zu Zeit kommt auch seine Bürodame in das Laboratorium. Ich bemerke, daß sie hübsch ist, und weil man eben bei der Eskamotage nichts bemerken darf, so fällt mir immer eine Billardkugel aus der Hand, wenn das Fräulein ins Zimmer tritt. Aber es sei nicht vorgegriffen.

Der Professor der Prestidigitation beginnt sein Kolleg nicht etwa mit einem mystisch-okkultistisch-kabbalistisch-magisch-historischen Vorwort, wie es ein Kathedergelehrter tun würde, sondern er fragt bloß, ob ich mich schon irgendwo als Illusionist betätigt habe. Ich verneine. Er verlangt meine Hand zu sehen. Ich reiche sie ihm, nicht ohne Angst, als untauglich zurückgewiesen zu werden, denn die Finger meines neuen Lehrmeisters sind mindestens zweimal so lang als die meinen. Doch er zerstreut nach fachmännischer Prüfung meine Bedenken: „Sie haben Talent", woraus zu erkennen ist, daß seine Zeit mein Geld ist: zehn Mark die Stunde.

Auf dem vernickelten Messingständer liegen fünf

polierte Billardbälle. (Eigentlich sind Billardbälle im allgemeinen doppelt so groß, aber der Dozent nennt sie so.) Er nimmt einen in die linke Hand, legt ihn in die rechte, macht die Gebärde des Zerreibens, und fort ist der Ball. Nachdem ich vergeblich geraten habe, wohin er verschwunden sein könnte, zieht er ihn mit der linken Hand aus meiner Schulter. „Voilà!" Ich bin baß erstaunt.

„Das ist das Palmieren, die Grundlage der Eskamotage. Fast alle Tricks der Handmanipulation basieren auf diesem Griff."

Und nun beginnt er ihn zu erklären, indem er ihn ganz langsam wiederholt. Wie einfach! Er legt den Ball gar nicht aus der linken Hand in die rechte, sondern er behält ihn in der linken zwischen Handballen und Maus (Daumenballen), die übrigen Finger ausgestreckt lassend. Die rechte, leer gebliebene Hand ahmt inzwischen das Festhalten einer Kugel nach. Bei diesem scheinbaren Halten ist insbesondere zu beachten, daß der Daumen nicht im Inneren der Faust, sondern außen auf der gehöhlten Hand liegt. Wenn man diese beiden Touren intus hat, kann man das Changieren vornehmen, die sogenannte Faustpalmage. Man hält den Ball auf der halboffenen linken Hand fest, der rechten gibt man die Form einer Faust. Die linke Hand stellt man mit dem Handrücken nach außen rund auf die Faust. Hierauf läßt man den Ball in die rechte Hand gleiten, wo man ihn in der geschilderten Palmagenstellung zwischen Hand- und Daumenballen faßt, während man der linken Hand die Stellung des scheinbaren Haltens gibt. Dann läßt man den Ball aus der linken Hand (in der er sich nicht befindet) verschwinden, indem man ihn „mit den Fingerspitzen zerreibt" – hokuspokus –, und kann ihn dann mit der rechten Hand aus dem Oberarm, aus der Tasche eines Zuschauers hervorzaubern. Voilà! Es ist die Lüge der Hände, die da gelehrt wird: Die scheinbar haltende Hand ist leer, die scheinbar leere Hand hält die Kugel.

Mißlingt mir ein Griff, so warnt mich der Professor, die Palmage nicht zur „Blamage" werden zu lassen. Da ich Streber mich über diesen Witz schier totlache, erklärt mir der geschmeichelte Meister, daß ein guter Taschenspieler auch ein guter Wortspieler sein müsse. Wenn er sich zum

Beispiel auf einen ausgeliehenen Zylinderhut setze, so sage er zu dem erschrockenen Eigentümer: „Seien Sie auf Ihrer Hut, ich bin es auch. Voilà!" Ich lache mich noch toter und erhalte dafür weitere Scherze geschenkt. Zum Beispiel die Frage an das Publikum: „Hat vielleicht jemand von den verehrten Herrschaften heute *zufällig* ein reines Taschentuch bei sich?" Und wenn sich die Lachstürme gelegt haben, fügt der Künstler hinzu: „Warum lachen Sie? Es könnte doch wirklich möglich sein." Falls das geliehene Taschentuch ein kleines Loch hat: „Aha, ein Taschentuch mit Notausgang! Voilà!" Das Intermezzo der Wortwitze, des modernisierten Abrakadabra, ist zu Ende, und wir kommen wieder auf die Witze der Finger. Der Lehrer gibt mir einige Hausarbeiten auf. Vor dem Bette stehend, möge ich üben, damit ich mich nicht nach den fallenden Kugeln bücken und den davonrollenden nicht unter die Möbelstücke nachjagen müsse.

„Sechs Mark fünfzig kostet eine elegante Garnitur von Billardbällen", wirft der Hochschulbesitzer so von ungefähr dazwischen.

BEI DEN HEIZERN DES RIESENDAMPFERS

An Bord der „Vaterland", 2. Juni 1914

Wir fallen in die Unterwelt, den regulierten Fall des Fahrstuhls. Haßerfüllt und fürchterlich hören wir es aus der Tiefe dringen, in die wir sinken, immer unheimlicher und unerträglicher wird die Glut.

Die zehnte Station ist die Endstation des Lifts, aber wir sind noch lange nicht unten, erst im Vorraum sind wir der Teufelsküche. Höllenhunde in glattschwarzem Fell scharren und stampfen und knurren und belfern in grausam gleichförmigem Takt, und bläulicher Schweiß tropft aus ihren Poren, ihren Nüstern.

Festgeschmiedet sind die stählernen Ungetüme da, die ihre Wut verdampfen, die sich in kosmischen Geschwindigkeiten um ihre Achse drehen, ewig um ihre Achse, einhundertachtzigmal in der Minute. Sie müssen sich bewegen, denn sie bewachen das Reich der Verdammnis, das unter ihnen ist. Und sie sind selbst gut bewacht und genau kontrolliert: Die zitternden Zeiger hinter halbkreisförmigen Scheiben würden es denunzieren, die starren roten Ochsenaugen an den Wänden würden es verlöschend verraten, und die Ventile würden Hilfe herbeipfeifen, wenn in diesen seelenlosen Lebewesen ein Gedanke an Auflehnung keimte. Der Mensch weiß sich zu schützen gegen die Kolosse, die für ihn arbeiten – er schützt sich durch ihresgleichen.

Und als wir die Maschinensäle durchwandert haben, vorbei an Vorwärtsturbinen und Rückwärtsturbinen, an beschaufelten Rädern und beschaufelten Trommeln, an einundsechzigtausend Wellen Pferdestärken, geht es noch tiefer hinab. Steil und eng ist der eiserne Stufenweg, wir tun besser, rückwärts zu gehen, um nicht kopfüber hinunterzustürzen. Die Geländerstange der Treppe können wir nicht mit bloßen Händen berühren, denn sie glüht. Je weiter wir tappen, desto heißer schlägt es uns um Stirn, Wangen

und Hals, desto schwerer ringt sich der Atem aus dem Munde.

Die Leiter endet, wir betreten Boden. Unsere gemarterten Augen sehen schwarze Dämonen, die schattenhaft aus Wänden treten und in Wänden verschwinden, von Zeit zu Zeit peitscht uns ein gelbroter Lichtstrahl, und aus grauem Höllenrachen springt eine Feuerwelle hervor, uns zum Bewußtsein bringend, daß wir Gerösteten noch immer nicht unempfindlich gegen Hitze sind. Wehe der Seele, die hier brät!

Fünfundfünfzig Meter unterhalb der Oberkante des Schornsteins stehen wir; an der Heckseite, im Kesselraum Nr. 4. Dieser „Raum" hat zwei breite Hauptstraßen von je dreißig Meter Länge und vier enge Seitengassen, je fünfundzwanzig Meter lang, kein Raum also, sondern ein Stadtviertel. Zwölf Wolkenkratzer: die Kessel. Den beiden breiten Avenuen sind die Fronten zugekehrt, und von hier aus führen in jedes Gebäude drei mächtige Tore, in der schlichten Sprache des Technikers „Feuerlöcher" genannt. Es gibt vier Kesselräume; nur der dem Bug zugekehrte hat nicht zwölf, sondern bloß zehn dieser Hochöfen. Sechsundvierzig haushohe Kessel mit dreimal sechsundvierzig hungrigen Mäulern. Zweihundert Meter hat man geradeswegs vom Anfang bis zum Ende dieses Massenquartiers von Kohle, Stahl, Staub, Ruß und Feuer zu durchmessen.

Keine Nachtruhe gibt es. Schon im Hafen wurden die unermeßlich großen Bunker außenbords gefüllt, ein ganzes Bergwerk versenkte sich donnernd hierher, achttausenddreihundertvierundsechzig Tonnen und noch eine Notreserve von vierhundertdreiundneunzig Tonnen – zwanzig Stunden brauchten die Kohlenelevatoren dazu. Dann begann für zweihundert Heizer und für zweihundert Trimmer das Kesseltreiben, die Arbeit, ihre eigene Werkstätte in eine Höllenlandschaft zu verwandeln. Hinab stürzt aus den Bunkern das schwarze Gestein in stählerne Schubkarren, die nun beladen zwischen den Kesseln schwanken. Es geht zu den Feuern. Die Glocke schrillt. Fünfmal in der Stunde schrillt sie. Das ist das Knurren des Magens, das ist das Zeichen zur Fütterung, das ist hier die Musik. Kohorten nackter Heizer greifen mit ihren Schaufeln in die Kohle

und stoßen sie dem gierigen Tier zwischen die Lefzen. In beiden Unterkesseln, in den Röhren und bald auch im Oberkessel siedet das Wasser, Dampf wallt auf, und man hört, wie er oben im Maschinenraum die Speichen der Räder bewegt, wie die Turbinen, die vier Wellen und die vier Schrauben mit den Kräften von sechzigtausend Pferden zu atmen, zu leben und zu toben beginnen.

Die Gestalten am Ofen sind schwarz, schwarz wie alles ringsumher. Nur wenn sich das eiserne Gebiß des Kessels klaffend zu neuer Mahlzeit öffnet, wenn der Heizer mit der vier Meter langen Durchstoßbrücke das Feuer glatt über den Rost streicht oder wenn er mit der Schleuse alle vier Stunden die Schlacke aufbricht und Asche forträumt, dann fällt rotes Licht auf seine Stirn, nur dann sieht man weiße Streifen um seine Augen und an seinen Mundwinkeln, und man erkennt, daß diese Kohlenformation ein Mensch ist.

Sein Oberkörper ist waagrecht vorgeneigt, sein Unterkörper ist zum Sprung nach hinten bereit. So zurückweichend-vorwärtsstrebend kämpfen Gladiatoren. Der Speer fährt in den Schlund des Molochs, aus dem giftiger Odem faucht. Schon wirft sich das Ungeheuer empor – da klappt die Tür des Zwingers zu, und hinter ihr hört man ohnmächtiges Stöhnen. Es wird wieder dunkel in den Straßen der Dampffabrik.

Pause. Silhouetten huschen vorbei. Wenn unmittelbar vor uns ein Arbeiter stehenbleibt oder sich zu Boden kauert, gleicht er einem schwarzen Stalagmiten. Die Trimmer schippen wieder in ihre Karren, die Feuer toben in ihren Kottern, sie zermalmen die Kohle, da ihnen der Mensch entging. Funken taumeln schräg durch das Düster, doch die Verzweiflung erstickt sie sofort.

Der Heizer darf jetzt eine Luftdusche nehmen. Er tritt im Stollen einige Schritte zur Seite, unter die Öffnung des Ventilators, und ein wirbelnder Windzug lockert die an die Stirn geklebten Haare und läßt sie flattern. Sechs solcher Lüftungsmaschinen sind da, jede hat zweihundertfünfzig Pferdestärken: Ihnen ist es zu danken, daß man nicht versengt wird, aber sie können die Luft nicht kühlen, nicht verhindern, daß Stufen und Karren und Geländer glühend und die Arbeiter schweißdurchtränkt sind. Was will selbst

diese Menge frischer Meeresluft gegen den Samum ausrichten, der sich aus den täglichen dreizehnhundert Tonnen brennender Kohle erhebt! Die Kessel sind besser daran: Vier Gebläse von zweitausendzweihundert Pferdekräften führen ihnen Verbrennungsluft zu. Während der Asche-Ejektor Schutt und Schlacke schluckt, um sie in den Ozean zu kotzen, packen unsichtbare Schläuche die Rauchmassen, schleppen sie durch Kasematten und Kanäle rings um die Schiffswand, bis hinauf in die drei ockergelben Riesenschornsteine, die das Wahrzeichen des Schiffes sind. Die Schlote aber, die hohen Herrschaften, ziehen den Rauch behaglich ein und paffen ihn in die Luft.

Oberhalb des Kesselraums bewegen sich die Kolben der beiden Zentrifugalpumpen auf und nieder, daß der Dampf nicht verlorengehe, wenn er seine Pflicht getan – er muß wieder in neue Arbeit. Kaum ist er aus den Druckturbinen ausgetreten, braust er in die Kondensatoren, wo er niedergeschlagen wird. Dieses wiedergewonnene Kondensat wird in den Druckvorwärmern auf eine Temperatur von hundertzwanzig Grad gebracht und durch Speisepumpen zurück zu den Kesseln gedrängt, wo es neuerdings verdampft. Und der bereits einmal ausgeatmete Dampf strömt abermals in die Turbinen, sorgt dafür, daß deren Leben nicht erlöscht.

Freilich, nicht alles vom kostbaren Dampf kann ewig erhalten bleiben; durch Leckage und Undichtigkeit geht Qualität verloren. Da wird denn in den Evaporatoren destilliertes Ersatzwasser aus Seewasser erzeugt und dem Kondensat zugeführt.

Ewig jedoch steht der Heizer an der Feuerung und schiebt dem nimmersatten Raubtier neues und neues Futter zu. Nach je vier Stunden dürfen die Feuermänner aus der Arena treten, von der andern Schicht abgelöst. Vier Stunden später geht es wieder los. Wie beim Sechstagerennen. Auch die Überfahrt dauert sechs Tage.

In der Arbeitspause duschen oben in den Badesälen die Abgelösten und legen Wäsche an. Dann trinken sie ein Glas Bier und klettern auf ihr Lager. Es sind deutsche Arbeiter, keine Neger oder Chinesen, die unten im Kohlenbereich zu Kohle werden. Erfüllt die Glut der Kessel sie mit Glut?

Erregt sie der Takt der Bewegung zur Bewegung? Ruft sie der Kampf zum Kampf? Hat der Pfiff ein Echo in ihnen, der Pfiff, der keine Unterbrechung zuläßt bei ihrer Arbeit im Fieberreich?

Sie spülen den Kohlenstaub mit einem Glase Bier hinunter und schlafen.

REFERAT EINES VERBRECHERS ÜBER DIE POLIZEIAUSSTELLUNG

Hochverehrte Berufsgenossen! Meine Damen und Herren!

Dem Beschluß unserer Syndikatsleitung vom Zwölften dieses Monats gerne Folge leistend, habe ich mich noch am selben Tage „zur Orientierung puncto polizeilicher Organisations-Taktik" – die Anfangsbuchstaben dieser Phrase bedeuten: Zoppot – dorthin begeben, um unserer Hauptversammlung über die Polizeiausstellung und den Polizeikongreß fachkritischen Bericht zu erstatten. Den auf meinen Arbeitsnamen lautenden Reisepaß mit Steuervermerk und Visen nach allen Nachbarstaaten erhielt ich von unserem Urkundenbüro in der üblichen prompten Weise und in mustergültiger Ausführung sofort zugestellt, wofür ich den Kollegen vom Urkundenbüro auch an dieser Stelle herzlichst danken möchte. Ich fuhr mit dem Flugzeug der Deutschen Aëro-Lloyd AG um ein Uhr nachmittags vom Berliner Flugplatz in Staaken ab, das flugplanmäßig um vier Uhr fünfundvierzig Minuten in Danzig eintrifft und das ich allen Kollegen, die dringend aus Berlin abzureisen wünschen, wärmstens empfehlen kann. Ich selbst langte bereits um ein halb vier Uhr auf dem Danziger Flugbahnhof an, da Rückenwind unseren Apparat vorwärts trieb – ein Glücksfall, der uns bedauerlicherweise nie begegnet, wenn wir solche beschleunigte Veränderung notwendiger brauchen würden. (Rufe: Sehr richtig!)

Ich meldete mich beim vorbereitenden Ausschuß als Polizeichef einer Balkanstadt und war binnen weniger Minuten im Besitze eines Quartiers – eine Fürsorge, die mich von Polizeiorganen nicht überraschen konnte (Heiterkeit), auch wenn es sich diesmal um ein elegantes Hotelzimmer handelte. Unter den Teilnehmern des Kongresses traf ich zahlreiche Bekannte, doch wurde ich in meiner Adjustierung selbstverständlich nicht erkannt, ja, es widerfuhr mir zum Beispiel, daß ich im „Artushof" in Danzig, einem über-

aus kostbar ausgestatteten Raume (Hört, hört!) – dessen Pracht aber in Fresken, Wandgemälden und Täfelungen besteht, also für uns leider nicht in Betracht kommt –, bei einem Bierabend, den der Senat uns zu Ehren gab, von einigen Herren aufgefordert wurde, auf die Ansprache des Senatspräsidenten zu erwidern; ich lehnte mit dem Hinweis darauf ab, mich nicht befugt zu fühlen, im Namen aller Kriminalbehörden zu sprechen. (Heiterkeit.) Der Ausstellung selbst kann ich nur die Note „vorzüglich" ausstellen. Sie besteht, von unserem Standpunkte aus gesehen, aus zwei Teilen, von denen der erste für uns ehrenvoll und für die Tradition und die Geschichte unseres Berufes (Zuruf: Unserer Kunst!) – oder „unserer Kunst", wie die jüngeren Kameraden es jetzt gern nennen – von Wichtigkeit ist, während der zweite zu unserer Warnung und Belehrung dienen muß.

Zu jenem ersteren Teil, dem musealen, gehören vor allem die Objekte, die die Polizeibehörden von Berlin, Königsberg, Warschau und Danzig-Zoppot zur Schau gestellt haben. Danzig-Zoppot als die Gastgeber sind in der Geschichte bis ins Mittelalter zurückgegangen, sie zeigten sogar Andenken an den unrühmlichen Danziger Stockturm, in dem unsere Ahnen schmachten mußten, alte Urgichte und Urteln sowie das Schwert des Danziger Scharfrichters, das in unseren Tagen amtlich durch das Schwert des Zoppoter Croupiers ersetzt wurde. (Heiterkeit.) Ein Bakkarattisch veranschaulichte eine Methode, nachträgliche Einsätze zu placieren: Der am Tisch sitzende „Segler" läßt aus einer Klemmvorrichtung seiner Krawatte auf das gewinnende Feld den Jeton oder die Banknote fallen, die dann eine in der vierten Zuschauerreihe stehende Dame als ihren Einsatz bezeichnet; es ist zu hoffen, daß diese Arbeitsweise bald auch für schwarze Selbstbinder ausgestaltet werde, da sich ohne Smoking in den großen Kasinos von Europa heutzutage nicht mehr arbeiten läßt. Die Macquillage der Spielkarten, die gezeigt wird, ist entweder eine gefälschte Fälschung oder Stümperarbeit von Laien, da die Nadelzinken seitlich angebracht und daher durch die Mündung des Schlittens nicht ertastbar sind; ebenso sind die nachgeahmten Tickets das Werk von Außenseitern, wogegen die falschen

Jetons – sie wurden von einer Wiener Spielwarenfabrik optima fide hergestellt – eine sehr gute Prägung darstellen.

Unsere liebe Berliner Kriminalpolente ist mit alten Fisimatenten angerückt, die sie meistens von unseren Kollegen Bauernfängern älterer Schule erbeutet hat: Da ist zum Beispiel ein Wäscheballen, den die Straßenhändler „als gestohlene Ware" den Passanten verkaufen, der nur am Rand aus Leinenbatist, innen jedoch aus Hadern besteht; eines der scheinbar verschnürten, in Wirklichkeit aber aufklappbaren Pakete unserer Kolleginnen Warenhausdiebinnen; eine mächtige Ölkanne, aus der man Proben reinsten Petroleums gießen kann, obwohl sie sonst fünfzehn Liter Wasser enthält; ein gefälschtes Autograph Luthers für die neuen Bibliophilen vom Kurfürstendamm und eine „elektrotechnische Dollarkopiermaschine" mit doppeltem Boden, in dem der echte Hundertdollarschein des Geneppten für ewig verschwindet. Königsberg stellt zumeist Paßfälschungen, Ausfuhrscheine, Visa, Diplomatenpässe, Zollpapiere, Grenzvermerke und Amtsausweise unserer Faktur aus – alle vortrefflich ausgeführt und glänzend geeignet, die Reisen unserer Kollegen zu erleichtern, während die behördlich fabrizierten Dokumente die Reisen unserer Verfolger erschweren, weshalb unsere in der Diplomatie tätigen Kameraden mit aller Macht darauf hinwirken mögen, daß die Paßvorschriften auch weiterhin überall in Kraft bleiben. (Beifall.) Die Drohbriefe, Brandbriefe und Erpresserbriefe, die Königsberg in photographischen Vergrößerungen vorführt, stammen von Kindern oder Kindsköpfen, und ich schämte mich geradezu, diese Klamotten neben die ernsten Arbeiten wirklicher Verbrecher gereiht zu sehen.

Empörend aber und aufreizend wirken die Tatbestandsaufnahmen von Morden und Totschlägen, die das Hauptkommando der staatlichen Polizei Polens in großen Tafeln an den Wänden ihres Saales aufgehängt hat. Wenn wir auch gewiß nicht verkennen, daß die Behörden oft erst dort mit ihrem Interesse einsetzen können, wo sich selbst die Kollegen Mörder mit Abscheu und Entsetzen vom Zustande ihres getöteten Gegners abgewendet haben, so müssen wir doch derartige Darstellungen in die gerichtsärztlichen Museen verweisen und es scharf verurteilen, daß sie in öffentlichen

Ausstellungen einem Publikum gezeigt werden, das von der Schwere des Entschlusses und den Hindernissen bei der Tatausführung keine Ahnung hat und in dem schauerlichen Ergebnis des Deliktes auf einen bestialischen Charakter des Täters zu schließen geneigt ist. (Rufe: Pfui! Demagogische Hetze!) Es handelt sich übrigens bei den Lichtbild-Tableaus, die das Warschauer Polizeipräsidium mit künstlerischem Ehrgeiz gerahmt und ausgestattet hat, zumeist um Massenmorde ungebildeter wolhynischer Räuberbanden, um den Raubüberfall der Goralskischen Bande auf die Mühle Skolimow am 4. Februar 1922, bei dem fünf Personen zu Tode gemartert und andere getötet wurden, ferner bloß um Taten unorganisierter Kollegen, wie des Stefan Pasnik, der sieben Auswanderinnen umgebracht hat, um sie ihrer armseligen Kleidungsstücke zu berauben. Dankenswert ist auf dem Warschauer Stand die Zurschaustellung von Gipsformen für unbefugte Banknotenherstellung, an der mir besonders die Vorrichtung zur Einziehung von Seidenfäden für Dollarscheine neu gewesen ist.

Im allgemeinen läßt sich über jenen aufklärenden historischen Teil der Zoppoter polizeilichen Fachausstellung aussagen, daß dort ein Überblick über die Gefahren und Hindernisse unserer Tätigkeit und über die Größe unserer Arbeitsleistung gegeben wird, der auch dann für uns ruhmvoll wäre, wenn nicht aus den graphischen Darstellungen, Statistiken und Diagrammen hervorginge, daß die Zahl der zur Anzeige gebrachten Delikte die Zahl der erforschten weit übersteigt. (Lebhafte Bravorufe!)

Wir wollen aber nicht zu früh jubeln! Neue große Schwierigkeiten harren unser! Im zweiten Teil der Ausstellung, auf dessen Erörterung ich ohne Überschreitung meiner Redezeit heute nicht eingehen kann, werden nicht bloß gefährliche Fahndungstaktiken und Erkennungsmethoden von der Münchener Polizeidirektion und vom Polizeipräsidium Stuttgart gezeigt, die uns zu angestrengter Abwehr anspornen müssen, sondern auch die Sicherungsindustrie führt ihre Errungenschaften vor, die eine völlige Umgestaltung unserer Technik mit sich bringen werden. Es gibt jetzt Polizeimeldeanlagen und Notruf-Organisationen, die eine ganze Stadt umfassen, thermitsichere Geldschränke

und Panzergewölbe, Alarmapparate mit dem „elektrischen Auge“ aus Selen, das durch den leichtesten Schimmer unserer Blendlaterne ausgelöst wird, und unheimlich gellende phonographische Schreivorrichtungen – „Hiiiiiilfe! Poooooolizei! Hier sind Einbreeeecher!“ –, Sicherheitsschlösser, die den Eindringenden gefangennehmen, Schaufenstergitter und Jalousiendrähte, die kupferne Schwebekontakte zwischen Alarmanschlägen enthalten, Autosafe-Steuerräder zur Verhinderung von Kraftwagendiebstählen, Spezialsicherungen der Treibriemen, Urkunden-Sicherungsmaschinen gegen Schriftfälschungen und dergleichen. All das stellt uns vor neue Aufgaben. Haben wir jedoch in Ehren das Gewerbe unserer Vorfahren fortzuführen gewußt, als uns nicht mehr bloß greise Nachtwächter und friedliche Hofhunde Hindernisse bereiteten – nun, so wird auch unsere Jugend der Schwachstromtechnik, dem Selen und den wissenschaftlichen Erkenntnissen unserer Gegner mit den gleichen Mitteln zu begegnen wissen! (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.)

SCHWEINESCHLACHTEN AM ROESKILDEFJORD

Lastwaggons fahren mitten durch den Fabrikkomplex, das schienendurchkreuzte Areal breitet sich bis ans Kattegat, das in sumpfigen Randschnörkeln tief in das Land einschneidet; zwischen Windmühlen, Dünengras, geblähten Segeln und roten Kuttern, unter einem Himmel von blaugrauer Unterlasur rekelt sich der Roeskildefjord.

Manche der Eisenbahnwagen sind leer, in manchen quieken zukünftige Schinken und zukünftige Speckseiten fröhlich. Haben Grund zu zufriedenem Grunzen: lebend verlassen sie ja den Sammelkader „Anteilschlachthaus" und können sich noch eine erhebliche Reise lang der Welt erfreuen, bevor sie an die Front kommen. Nicht allen ihrer Landschweine ist solche Galgenfrist gewährt: Die meisten sticht man hier im Hause ab, brennt ihnen das Visum in Gestalt der verschlungenen Kriegstrompeten aus Skandinaviens Bronzezeit aufs Fell, die „Lure-Maerke".

Am 29. November 1887 ließ Deutschland unter dem Druck seiner Agrarier ein Einfuhrverbot für dänische Schweine ergehen, das als das Ende der Schweinezucht Dänemarks angesehen wurde – und zur vorbildlichen Organisation Anlaß gab. Kaum einen Monat später, am 22. Dezember, wurde das erste Schwein in einer rasch entschlossen gegründeten Anteilschlächterei getötet. Nun gibt es fünfzig solcher Großbetriebe mit zweihunderttausend Anteilscheinbesitzern auf Jütland und den dänischen Inseln, und jeder Schweinebraten von 1887 hat einige Millionen Nachfolger bekommen. Die Gründungen vollzogen sich unter Schwierigkeiten; die privaten Schlächtereien drohten und intrigierten, und in die Presse lancierten sie falsche Berichte vom Krach ausländischer Schlachthäuser, um die Unrentabilität derartiger Unternehmungen darzutun; die Schweinebesitzer fürchteten überdies, es sich mit ihren bisherigen Abnehmern für immer zu verderben.

Trotzdem gelang es. Das Prinzip war und ist: Jedes Mitglied hat nur eine Stimme, nur eine, ob es nun bloß drei Schweine im Wohnzimmer hätte oder dreitausend auf seiner Farm; der Jahresüberschuß wird an die Genossen im Verhältnis zu ihrem Umsatz verteilt; durch solidarische Garantiescheine muß das zur Gründung einer Genossenschaft erforderliche Kapital aufgebracht werden, und durch fünf Jahre darf kein Mitglied anderswohin liefern.

Am interessantesten aber ist das System der Planwirtschaft, das diese Werke gemeinsam inaugurierten: Nach dem Geschmack des konservativen englischen Magens wurde die ganze Zucht Dänemarks umgestaltet, männliche Hightories der Schweinewelt, Eber aus Yorkshire, wurden herübergeholt und mit den biederen dänischen Landsäuen verheiratet, bis eine Rasse entstand, die sich bei jedem Breakfast sehen lassen konnte, um so mehr, als auch die Pökelung darauf eingestellt wurde. Zwischenhandel ist ausgeschaltet, nur direkt an Detaillisten wird geliefert, die in Sterling bezahlen. Die meisten Schlächtereien können, vom ersten Jahre ihres Bestehens an, Dividende ausschütten, zwei bis zwanzig dänische Kronen per Schwein an den Genossen, der es geliefert hat. Außerdem hat er selbstverständlich jedes Schwein nach Gewicht und Qualität bezahlt bekommen. Die Organisation ist von allen Staaten studiert und nachzuahmen versucht worden. Kein Land wird es jedoch so leicht haben wie Dänemark, das zu seinen eine Million dreihunderttausend Milchkühen einen konstanten Abnehmerstand von drei Millionen Schweinen braucht: Die müssen die zehn Millionen Pfund Magermilch verzehren, die täglich pasteurisiert aus den Molkereien zu den Bauern zurückkommen.

Außer der Schlächterei und dem Export lebender Schweine wird in den „Andels-Swineslagterien" technisches Schmalz fabriziert, Würste, Konserven und Speck, Seifenfett, Fleisch-, Knochen- und Blutmehl; ein Anteilexporthaus für Eier ist angeschlossen. Siebenundneunzig Prozent aller Lieferungen kommen mit Wagen aus den Dörfern und Meiereien; der Überbringer erhält eine bis vier Kronen per Schwein für Fracht und als Provision. Jedes assentierte Schwein bekommt gleich seine Legitimationskapsel – eine

Blechnummer, die ins Ohrläppchen geklemmt wird. Nicht lange erfreut sich die Sau ihres Ohrgehänges; zwar stirbt sie mit diesem Schmuck, aber nach zwei Stunden knöpft man ihn der Leiche ab – dann wird nämlich der Kaufpreis ausbezahlt.

Die übernommenen Schweine werden geschlachtet, gebrüht, abgerieben, in Salzbrühe, deren Fond dreißig Jahre alt ist, gepökelt, untersucht, qualifiziert, gestempelt und verpackt; Anlagen zur Erzeugung von Würsten sind da, zur Gewinnung von Seifenfett aus Kloaken, zur Herstellung von Fleischmehl aus umgestandenem Vieh, von Knochen- und Blutmehl für Futter- und Düngezwecke. Im Eierexporthaus wird jedes Ei elektrisch durchleuchtet, und Kisten mit tausend Eiern stehen versandbereit... Wir äußern die Befürchtung, daß sie doch etwas zu gebrechlich verpackt seien: Da steigt der uns begleitende Beamte wortlos auf einen Stuhl und läßt sich mit dem ganzen Körper auf eine offene Kiste fallen. Kreidebleich schauen wir das Argument – aber keines der Eier ist zerbrochen!

Kurzum, alles ist sehr schön. Nur eins hat uns nicht gefallen: Wenn dem Schwein die Schlinge um das Haxel gelegt und es an der Kette emporgezogen wird, den Todesstoß des Schlächtermessers zu empfangen, dann drücken sich dreißig andere Schweine im selben Raum entsetzt aneinander, wissend, daß in der nächsten halben Minute, längstens in einer Viertelstunde die Reihe an sie und keine Rettung für sie kommt, sie hören entsetzt im selben Raum das verzweifelte Quieken des Opfers und den letzten Aufschrei.

ERREGTE DEBATTE ÜBER SCHIFFSKARTEN

In Begleitung eines imaginären Opponenten trete ich in das Seekartendepot ein.

Es ist sehr raffiniert, daß ich mir diesen scheinbar unbequemen Begleiter erfinde: Er bringt mir das Stichwort, er ist die bestellte Interpellation, seine Einsprüche geben meinen Aussprüchen erst Bedeutung, sein Widerspruchsgeist wird meinen Geist ins richtige Licht setzen.

Und je klüger, energischer, gebildeter mein Gegner sich geben wird, um so größer ist dann mein Sieg; schmählich wird am Schluß seine Niederlage sein, wenn ich ihm durch eine knappe, sachliche Widerlegung jeden ferneren Einwand unmöglich mache!

„Was gibt's denn da drinnen zu sehen?" fragt mich mein Golem mürrisch.

Ich, sein hoher Rabbi Löw, erwidere ihm höflich, da drinnen gäbe es Seekarten zu sehen.

„Drücken Sie sich etwas deutlicher aus. Sie meinen also Karten der Meeresküste?"

„Nein, hochverehrter Herr Kollege, vor allem Meereskarten. Die Darstellung des Küstenfestlandes wird zumeist von den Aufnahmen des Militärgeographischen Instituts einfach auf die zugehörige Seekarte übertragen. Was aber hier gemacht, aufbewahrt und von hier ausgegeben wird, sind ausschließlich Seekarten, sozusagen Pläne des Meeres."

„Das müssen ja unbeschriebene Blätter sein", lacht er. „Was ist denn einzuzeichnen auf dem Meere? Etwa Gebirge oder Wiesen oder Karrenwege oder Bahnhöfe oder Reisfelder oder Schienen? Auf dreihundertsechsundsechzig Millionen Quadratkilometern der Erdoberfläche ist doch nichts als Wasser, ewige Gleichheit, ewige Horizontale, ewige Glätte. Wie soll denn eine Karte aussehen, auf der ein Quadrat Wasser dargestellt ist, im Norden, Osten,

Süden, Westen – und was weiß ich, was es noch für Himmelsrichtungen gibt – immer nur von Wasser umgeben?!"

„Alles Täuschung, hochverehrter Herr Kollege, die ewige Unwandelbarkeit, die ewige Horizontale, alles nur Täuschung, Schwindel, Verstellung, Maske... Wir sind aber gewappnet, wie Sie gleich sehen werden, Bertillonage, Daktyloskopie, Meßkartensystem, Verbrecheralbum des Meeres. Spazieren Sie nur weiter, Eintritt verboten. Hier, in diesen langen Sälen, finden Sie Schränke und Regale mit Fächern, in denen die Mappen sind, welche die Karten enthalten."

Mein Begleiter summt, um mich zu ärgern, die Variante eines Zungenfertigkeitscouplets aus dem Repertoire des Budapester Orpheums vor sich hin: „Es steht ein Haus am Berge... In langen Sälen hohe Schränke... In hohen Schränken viele Schuber... In vielen Schubern breite Mappen... In breiten Mappen alle Karten... Auf allen Karten tausend Zeichen... Es steht ein Haus am Berge, lange Säle, hohe Schränke, viele Schuber..."

Ich überhöre das und erkläre weiter: „Diese Karten liegen in ihren Fächern geographisch geordnet, selbst einen Globus bildend. Mit ein paar Handgriffen kann man jede Reiseroute zusammenstellen..."

„Also ein Fahrkartenbüro", bemerkt jener ironisch.

„Gewiß, hochverehrter Herr Kollege, ein Fahrkartenbüro, aber ein unentbehrliches. Ohne diese Fahrkarten gäbe es keine moderne Schiffahrt. Schauen Sie sich einmal die Ziffern und Zeichen eines solchen Blattes an, sie bedeuten Tiefen und Untiefen, Klippen und Bänke, Strömungen und Inseln, Flutzeiten und Radiostationen, Leuchttürme und Peilobjekte, astronomische und magnetische Nordrichtung. Sie sehen, hochverehrter Herr Kollege, jedes Blatt der ‚ewig gleichen Ebene' ist von dem anderen ganz verschieden. Die Kartographen an den Tischen arbeiten auf aufgespannten Zeichenblättern, auf Kupferplatten oder Lithographensteinen, mit Reißfedern, Pantographen, Koordinaten, Auftragsapparaten, Zirkeln, Linealen und Farben, und zeichnen neue Karten und ändern die alten nach Meldungen, Segelhandbüchern und Vergleichskarten. Glauben Sie, daß die Leute das zum Zeitvertreib machen – ganz abgesehen von der

Mappierung, die draußen auf dem Meere schwere Arbeit ist. Bis zu neuntausendsechshundertsechsunddreißig Meter Tiefe ist das Meer ausgelotet."

„Wozu diese Arbeit? Ist nicht Kolumbus ohne dergleichen Akkuratessen mit seinen gebrechlichen Karavellen geradenwegs auf sein Ziel zugesegelt, jawohl, *gesegelt*? Hat er nicht sein Fahrtziel dort erreicht, wo er es erreichen wollte, und ist er nicht trotz aller Unbill nach fast acht Monaten der Forschungsreise genau wieder in seinen Auslaufshafen zurückgekehrt? Ohne Ihre Seekarten mit Peilobjekten und wie all das Zeug heißt, dessen Kenntnis Sie da großtuerisch vor mir auskramen!"

„Wohl, wohl, verehrter Herr Kollege! Aber Kolumbus ist eben durch die Kartographie zur Überzeugung von der Möglichkeit eines westlichen Seeweges gekommen. Ich habe Ihren Einwand vorausgesehen, verehrter Herr Kollege, und habe die Geschichte des Kolumbus zu Hause nachgelesen. Seine Einzeichnung von der Schwimmrichtung des geschnitzten Holzes und zweier an die europäische Küste geschwemmter exotischer Leichname, die Karte des Marinus von Tyrus und der Globus des Ptolemäus gaben ihm jene unerschütterliche Sicherheit, mit der er dem täglichen Drängen seiner Begleiter und der latenten Meuterei seiner Matrosen zu trotzen vermochte. Aus einem Raume, wie es dieser ist, in dem wir uns befinden, ja gerade aus einem Seekartendepot kam er nach Amerika. Wie er dieses Kartenmaterial erlangt hat – das ist ein Liebesroman, der noch nirgends beschrieben ist."

„Und wieso kennen Sie diesen angeblichen Liebesroman?"

„Meine Quellen verrate ich Ihnen nicht, verehrter Herr Kollege, aber die Geschichte kann ich Ihnen erzählen: Cristoforo Colombo war (ebenso wie sein Bruder, der Kosmograph und Seekartenzeichner Bartholomeo in Lissabon) von väterlicher Seite her mit Kartophilie behaftet, ja – wenn Professor Sigmund Freud das Wort gestattet – sogar mit ‚Kartomanie'. Als er nun in Portugal den großen Seefahrer Don Muniz de Perestrello kennenlernte, war es sein krankhafter Wunsch, tage- und nächtelang über dessen Logbüchern und Karten sitzen zu dürfen, um in seinen Phanta-

sien die dargestellten Gebiete durchreisen, die fehlenden Angaben ergänzen und die Mängel – waren es doch nur Erinnerungsblätter einzelner Seeleute – korrigieren zu können. Wie es aber anstellen, um dem Eigentümer dieser Schätze nicht lästig zu fallen? Da war es denn ein doppeltes Glück, daß Don Muniz eine Tochter hatte, deren Schönheit dem kühnen Entdecker trotz all seiner Vertiefung in die Karten nicht entgangen war. Cristoforo war von hohem Wuchs, muskulös, klug und würdevoll, und als er der Donna Felipe sein Herz entdeckte, konnte er das ihre schnell in Besitz nehmen. Don Muniz mußte ja und amen sagen, und er schenkte seinem Schwiegersohn die Seekarten. Kolumbus kopierte und verbesserte sie durch Küstenaufnahmen, verkaufte die Kopien, bestritt damit die Bedürfnisse seines Haushaltes und konnte abends, über den Originalen sitzend, von der Auffindung eines Seeweges nach den fabelhaften Ländern träumen."

„Einen Liebesroman nennen Sie das? Ich nenne es Mitgiftjägerei."

„Wie Sie es auch bezeichnen mögen, verehrter Herr Kollege, jedenfalls ist Kolumbus mit Felipe glücklich gewesen und ihr treu geblieben."

„Treu geblieben! Daß ich nicht lache! Wissen Sie nichts von seinem Verhältnis mit Beatrix Enriquez aus Córdoba, wissen Sie nichts . . ."

„Es ziemt uns nicht, Herr Kollege, großen Männern, Bereicherern der Menschheit, die bürgerliche Forderung zu präsentieren. In Rede stand doch nur, daß Kolumbus die Pläne kannte, daß er ihrer bedurfte."

„Sagen Sie, was Sie wollen, seine Route, sein Ziel waren doch nicht eingezeichnet, und selbst für die bereits bekannten Gewässer hatte er keine solchen Karten, wie sie mit allen Schikanen der neuzeitlichen Technik und mit tausend Eintragungen hier konstruiert werden. Schauen Sie sich einmal diese Mappen an, die uns eben aus dem Antiquitätenkasten des Institutes gereicht werden. Karl V. hat sie seinem Sohn Philipp zum Geschenk gemacht. Wo sind da Meerestiefen und Windtriften, wo sind da Treibeisgrenzen und Bojen, wo sind da Meeresströmungen und Äquatorialströme eingezeichnet, he? Künstlerisch ausgestattet sind sie,

einen verschwenderischen Reichtum an ornamentalen und figuralen Zierleisten haben sie – sie gefallen mir besser als Ihre heutigen und haben denselben Zweck erfüllt. Und erst die Phönizier und Ägypter? Landkarten sind uns von ihnen erhalten, aber Seekarten keineswegs. Die ältesten uns bekannten maritimen Blätter sind die des Marino Sanuto und des Pedro Vesconte aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts; sie werden wohl noch bedeutend weniger Angaben enthalten als hier die Caroli V. Sie können aber nicht bestreiten, daß die Ägypter, die Phönizier und Venezianer höchst respektable Marinen besessen haben!"

„Stimmt, stimmt, mein Herr! Ich sehe schon, daß ich Ihnen viel zuviel Kenntnisse auf dem Gebiete der Marinegeographie und Marinegeschichte gewährt habe. Aber zum Glück verstehen Sie von Schiffsbaukunde nicht das geringste, mein Herr!"

„Wie wollen Sie das beurteilen?"

„Haben Sie nicht das Wort ‚gesegelt' früher unterstrichen, Herr? Gewiß ist die Takelage eine schwierige Materie und gefährlich dazu – und gegen sie ist wirklich die Vervollkommnung der Seekarte kein Präservativ, sie wird freilich durch Schiffskarten nicht leichter und ungefährlicher. Was hat denn auch solch ein Segler für einen Tiefgang? Wenn er ein großer Kutter ist, einen Meter, höchstens anderthalb Meter. Der sieht das Riff unter dem Meeresspiegel, auf das er auffahren könnte, an der helleren Färbung des Wassers schon von weitem und kann gemächlich davon abhalten. Heute vermöchte nicht einmal Lynkeus – ‚Scharfsichtiger Lynkeus, der bei Tag und Nacht/Das heilige Schiff durch Klipp' und Strand gebracht' – einen modernen Luxusdampfer oder einen Panzerkreuzer, der dreißig Meilen in der Stunde läuft – das ist Schnellzugsgeschwindigkeit, mein Lieber! –, ohne Karte zu navigieren. Versuchen Sie es einmal, mit einem Schiff von zwanzig Millionen Kilogramm Gewicht und einem Tiefgang von vierzehn Metern in der letzten Minute einer Untiefe auszuweichen! Legen Sie einmal ein Kabel oder fischen Sie eines, wenn Sie nicht einmal wissen, wie tief das Meer auf der Strecke ist! Machen Sie einmal ohne Karte mit Tiefenangaben eine U-Boot-Reise in feindliche Gewässer! Laufen Sie nächtlich in einen Hafen

ein, wenn Sie keinen Hafenplan und kein Segelhandbuch besitzen! Suchen Sie sich um Mitternacht ohne Leuchtfeuerverzeichnis im Riffgebiete zu orientieren! Machen Sie mit einer Schlachtschiffflottille ohne Seekarten einen Raid in die Otrantostraße – die Marineverwaltung wird Ihnen gewiß für Ihr Experiment gern ein paar Dreadnoughts zur Verfügung stellen. Schauen Sie sich doch, bevor Sie reden, die ältesten gestochenen Karten an, zum Beispiel die ‚Hydrographie Française' von 1737 oder die des ‚I. R. Instituto Geografico di Milano'! Was fällt Ihnen an all den alten Blättern aus der Kindheit der Meereskunde auf? Die Ausführlichkeit des Textes, die große Zahl der Legenden und die eingezeichneten Silhouetten der Häuser und Felsen an der Küste, nicht wahr? Trotzdem diese Karten schon von ziemlicher Genauigkeit waren, genügte eben die rein graphische Darstellung für die Navigierung großer und schneller Schiffe nicht mehr, und man mußte noch verbale Angaben über Leuchtfeuer, Vorschriften, Küstenpostämter und dergleichen einführen. Heute hätte nicht ein Tausendstel der notwendigen Angaben auf den Kartenrändern Platz!"

„Aha! Und doch kann man navigieren! Sehen Sie!"

„Sie Ignorant, Sie! Weil eben alle diese Angaben heute in nautischen Hilfsbüchern stehen, als da sind: Kundmachungen für Seefahrer, Notices to the mariners, Avvisi ai naviganti, Segelhandbücher, Leuchtfeuerverzeichnisse, Atlanten, Vedutenalben, Signalbücher, Schiffslisten und Instruktionen, periodische und unperiodische Druckschriften aller Art..."

„Meinetwegen! Aber sind deshalb die Schiffsunfälle..."

„Halten Sie 's Maul, wenn Sie nichts verstehen!"

NACHFORSCHUNGEN NACH DÜRERS AHNEN

Der Tabakverschleißer grüßt mit „Jó napot" und legt den „Friss Ujság", in dem er gelesen, aus der Hand. Das kann nicht weiter wundernehmen. Wir sind ja in Südungarn, in Gyula, der Hauptstadt des Komitats Békés. Also verlangen wir unsere Zigaretten im schönsten Magyarisch, das wir vorrätig haben. Leider führt der Trafikant gar keine Zigaretten, nur Pfeifentabak und Zigarren, und das sagt er uns – in gut deutscher Bauernmundart; er kann überhaupt nicht magyarisch sprechen und von seinen Nachbarn auch fast keiner im ganzen Stadtteil. Wir sind eben schon im deutschen Viertel, der ungarische Gruß ist so üblich wie das „Servus" unter Schustergesellen oder das „Adieu" der Berliner Schlächtersfrauen, die kaum wissen, was das Wort zu bedeuten hat, und „Friss Ujság" wird abonniert, weil die Kinder in der Schule nur magyarisch lesen gelernt haben. So daß es ihnen ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, warum man „bajm" spricht und „Bäume" schreibt. Die Kirche trägt nichtsdestoweniger einen deutschen Bibelspruch, und die ältesten wie die jüngsten Grabsteine des nahen Josephs-Friedhofs weisen keine nichtdeutsche Silbe auf.

Es sind fränkische Bauern, hier ansässig, seit der Armee-Proviantmeister Johann Georg Harrucker aus Schenkenfelden die Gyulaer Herrschaft von Karl VI. zum Lehen erhielt. 1724 berief der neue Gutsherr die Kolonisten, ihnen für vier Jahre Steuerfreiheit zusagend. Die Bewohner Gyulas haben die Fremdlinge nichts weniger als gern gesehen, weshalb ihnen Harrucker, um jede Reibung zu vermeiden, einen Platz an der Peripherie des Ortes jenseits der Köröß zuwies; sie bildeten eine selbständige Gemeinde Deutsch-Gyula, was bis zum Jahre 1857 so geblieben ist.

Bis nahe an die isolierte Vorstadt Ajtósfalva ziehen sich ihre Weingärten, durch die der Weg zum gräflich Wenckheimschen Schloß Gerla führt.

Links von dem Wege stand einst ein Dorf, das für die Geschichte der Kunst bedeutsam ist, denn es war der Sitz von Albrecht Dürers Ahnen und hat ihm den Namen gegeben. Es hieß Ajtós (sprich: Ajtosch).

Als Dürer im Jahre 1524 nach Weihnachten in Nürnberg sich anschickte, zusammenzutragen „aus meines Vaters Schriften, von wannen er gewesen sei, wie er herkummen und blieben", vermerkte er mit liebevoller Genauigkeit den Herkunftsort: „Albrecht Dürrer der Älter ist aus seim Geschlecht geboren im Königreich Hungern, nit fern von einem kleinen Städtlein, genannt Jula, acht Meil Wegs weit unter Wardein, aus ein Dörflein zunächst darbei gelegen, mit Namen Ejtas, und sein Geschlecht haben sich genähret der Ochsen und Pferd. Aber meines Vaters Vater ist genannt gewest Anthoni Dürrer, ist knabenweis in das obgedachte Städtlein kummen zu einem Goldschmied und hat das Handwerk bei ihm gelernet..."

Die Steuerliste des Komitats Békés vom Jahre 1556 sagt von den Bewohnern des Dorfes Ajtós, daß sie am Ende des Fleckens Gyula wohnten, „habitant in fine oppidi Gyula", eine Angabe, die sich mit der Dürerschen, „zunächst darbei gelegen", deckt. Wir haben also den Ort hart an den Grenzen der Stadt zu suchen, in den Weingärten „Vöröskereszt" (rotes Kreuz), wo auch im Jahre 1872 von einem nach Schätzen grabenden Bauern Backsteinschutt und Mörtel zutage gefördert wurde. Unterhalb der heute den Weinbauern Anton Engelhardt und Johanna Kern gehörenden Gärten, Katasterzahl Nr. 7315 und 7316, fand man Grundmauern eines größeren Gebäudes. Dies waren nicht Reste des Bartholomäusklosters, denn auf einem Stich, den Mathias Zündt von Stadt und Feste Gyula 1556 entworfen hat und in Nürnberg erscheinen ließ, ist das zweitürmige, von einer Mauer umschlossene Kloster östlich von der katholischen Pfarrkirche, also in der entgegengesetzten Richtung, eingezeichnet. Bis in das Gebiet von Ajtós reicht die Zündtsche Karte nicht: am Nordwestrande der Stadt ist nur Wald- und Moosgebiet angedeutet, so daß wir uns den Ahnensitz der Familie Dürer als ein schattiges Dörfchen mit alten Weiden am Ufer der fischreichen Köröß und einem kleinen Hügel in der Nähe denken können, das auf fruchtbarem Acker-

boden stand. Noch heute gehört jene mit Obstbäumen, Weinstöcken, Reblaub und lebenden Hecken geschmückte Landschaft zu den besten Gegenden des Alfölds.

Wichtig ist für die Dürer-Forschung der Name des Ortes: „ajtó" bedeutet Tür, und „Thürer" – später „Dürer" – kann nur eine Übersetzung dieses Wortes ins Deutsche darstellen. Die Benennung des Ortes symbolisch zu deuten, weil er für die aus Budapest und Westeuropa Kommenden sozusagen die Tür Gyulas war, wäre gewiß ebenso verfehlt, wie ihn davon abzuleiten, daß ein markantes Gebäude eine besonders auffallende Tür besessen habe. Die Hörigen zahlen hier ihre Kopfsteuer nach der Zahl der Türen (1556 bezieht ein Thomas Török-Ajtósi für zweiundzwanzig Türen die Abgabe), aber dies ist auch in anderen Gegenden üblich und hat dem Orte sicherlich nicht den Namen gegeben. Eher wäre es möglich, daß die Ortschaft nach den Ajtósi, ihren ursprünglichen Bewohnern, den Namen hätte, die wieder ihrerseits „ajtonálló", die Türsteher des ungarischen Königs, gewesen sein konnten.

Die Ableitung von „ajtatós", das ist andächtig, beziehungsweise „ajtatoskodás" (Andachtsübung) oder „ajtatosság" (Andacht) hat am meisten Wahrscheinlichkeit für sich, wenn man sich die Urgeschichte der Siedlungen in dieser Gegend vor Augen hält. Ein Edelmann aus der Arpadenzeit namens Julius (Gyula) hatte hier ein Kloster gebaut, welches den Namen Julamonastra führte, was in „Gyula" gekürzt wurde.

Schon damals beherbergte das Kloster Gyula einen Schatz, dem das Kloster und der Ort ihren Aufschwung verdanken: das wundertätige Bildnis der Gottesmutter, zu dem aus weiter Ferne Pilger wallfahrteten. Selbst König Karl I. ist vom 19. bis 22. Juni 1313 hier gewesen, um von der heiligen Maria Segen zu erflehen. Es ist nun wahrscheinlich, daß das nahe der Kirche gelegene Ajtós eine Ansiedlung solcher Wallfahrer war und daß diese Niederlassung nach dem Zwecke ihrer Herkunft, der Andacht, benannt wurde.

Im Jahre 1552 eroberten die Türken die Burgen Temesvár und Lippa, und die Bodenbesitzer von Ajtós zerstoben. Die Namen der allein zurückgebliebenen Hörigen meldet

keine Steuerliste – sie waren wohl so verarmt, daß bei ihnen nichts zu holen war. August 1556 begannen die Türken die Belagerung von Gyula, die Ajtóser flüchteten von neuem. 1560 wird das Dorf als bevölkerungslos erwähnt, 1563 zählt es wieder zwanzig Familien mit hundert Köpfen, später wird es überhaupt nicht mehr genannt. Die Kohäsion der Stadt macht sich geltend.

Schon lange steht von dem Dorfe, in dem die Vorfahren des Schöpfers deutscher Kunst gelebt haben, kein Stein mehr auf dem anderen, nichts erinnert an Dürer und seine Ahnen, nur Reben deutscher Weinbauern wachsen hier und geben herben Wein.

Es muß nicht das allerschlimmste gewesen sein, in dem fruchtbaren Dörfchen Ajtós sich von Pferdezucht und Viehhandel zu nähren, und wenn wir trotzdem gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts den jungen Antonius Pflug und Stall verlassen sehen, um in die ferne große Stadt zu ziehen – die freilich nur eine Viertelstunde entfernt und auch nicht sehr groß war – und sich der Kunst zu ergeben, so ist darin der Wandertrieb und die Künstlersehnsucht zu erkennen, die dann seinen Sohn in die Niederlande und nach Nürnberg und seinen großen Enkel zum Studium der Künste nach Welschland führte. Mindestens ein halbes Jahrhundert lang haben Dürers Großvater und Dürers Vater als Goldschmiede in Gyula gelebt, aber ohne daß sie sich durch die Ausübung eines Handwerks in den Augen der Verwandten im Nachbardorf hätten schaden können. Die Ajtósi waren armer Kleinadel, das ganze Ausmaß von Ajtós und Kigyos zusammen hat höchstens zweihundert Joch ausgemacht, worin sich gewöhnlich fünf Besitzer teilten; der Kaufpreis der Güter betrug, wie wir aus den Verkaufsurkunden wissen, nicht mehr als zweihundert Gulden, und wie bäuerlich bescheiden dieses Adelsgeschlecht lebte, geht aus dem Mobiliarienverzeichnis im Testamente der Frau Nikolaus Bradácz-Ajtósi hervor, die über ihr ganzes Hab und Gut, bestehend aus dem Hause, sieben Ochsen, neun Kühen, neun großen und drei kleinen Bleinäpfen, neun runden und sieben viereckigen Tellern, fünf Bleikannen, zwei Messingmörsern, drei Eisenlöffeln und der im Schrank befindlichen Wäsche, genaue Verfügungen trifft.

Über die Familienverhältnisse von Dürers Vater und Großvater sind wir durch die Aufzeichnungen des Meisters unterrichtet. Anton, der Großvater, hatte, nachdem er als Knabe von der heimatlichen Scholle in Ajtós nach Gyula gekommen war und hier das Goldschmiedehandwerk erlernt hatte, eine Jungfrau namens Elisabeth geheiratet. „Mit der hat er eine Tochter Catherine und drey Söhne geboren. Der erste Sohn, Albrecht Dürrer, der ist mein lieber Vater gewest, der ist auch ein Goldschmidt worden, ein künstlicher reiner Mann. Den anderen Sohn hat er Laslen genennet, der war ein Zaummacher, von dem ist geboren mein Vetter Niclas Dürrer, der zu Cölln sitzt, den man nennet Niclas Unger, der ist auch ein Goldschmidt und hat das Handwerk hier zu Nürnberg bei meinem Vater gelernet. Den dritten Sohn hat er Johannes genannt, den hat er studieren lassen, derselbe ist darnach zu Wardein Pfarrherr worden, ob dreißig Jahr lang blieben. – Darnach ist Albrecht Dürrer, mein lieber Vater in Teutschland kommen, lang in Niederland gewest bey den großen Künstlern und auf die letzt her gen Nürnberg kommen, als man gezählt hat nach Christi Geburt 1455 Jahr, am St. Loyentag . . ."

Wir verstehen die magnetische Kraft, die Gyula gerade zu jener Zeit, als Anton aus Ajtós hinkam, auf einen Dörfler ausüben mußte: Man merkte schon etwas vom Aufschwung der Städte und Stände, von der Pflege der Wissenschaften und Künste, welche Karl Robert von Anjou und Ludwig der Große in das Land gebracht hatten, und auch von der Prachtliebe und dem Luxus des Adels.

Im Jahre 1403, am 5. November, schenkte König Sigismund, der nachmalige Kaiser, dem Johann Márothy aus dem Geschlechte Gutkeled für kriegerische Verdienste die Herrschaft Gyula, die durch den Tod des Knaben Johann Losonczy erledigt war. Am Sonntag Trinitatis, am 25. Mai 1404, zog der neue Gutsherr feierlich in Gyula ein; bei dieser Inauguration war auch ein Sebastian Ajtósi anwesend. (Bayrisches Landesarchiv München, Faszikel „Ungarische Dokumente".) Er ist von den Landsleuten Dürers der erste, dessen Namen in den Akten zu finden ist; Anton ist entweder mit ihm angekommen oder war um diese Zeit bereits in Gyula, da er „knabenweis in das obgedachte Städtlein

kummen" und ihm 1427 Albrecht der Ältere, der Vater unseres großen Malers, geboren worden war.

Aus dem Wunsch des Banus Márothy, seinen aufblühenden Herrensitz vor Überfällen zu schützen, ist das einzige Baudenkmal geboren, das aus der Zeit von Dürers Vater und Großvater noch erhalten ist: die Gyulaer Burg, die massiv und gewaltig über den Blumenbeeten des Almassyschen Schloßparkes steht. Der Platz war vom Feldherrnblick Márothys im Osten der Stadt an der Biegung der Köröß gut gewählt.

Im Jahre 1476 ist Mathias, der letzte Márothy, gestorben, die Herrschaft Gyula fiel an die königliche Schatzkammer, 1482 schenkte König Mathias den Gutsbesitz seinem Sohn: aber Johann Corvinus starb bald, und seine Witwe Beatrix Frangepán erbte die Herrschaft; ihr zweiter Gatte war Markgraf Georg von Brandenburg.

Bau von Kloster, Kirche, Kapelle und Kastell, Jagdvergnügen, Hofstaat, Wochenmarkt – Grund genug, daß in der Márothy-Zeit neben der Landwirtschaft auf den fruchtbaren Landstrecken des Komitats sich in seiner Hauptstadt auch andere Berufszweige entwickelten. Handel und Gewerbe blühten, und nicht weniger als zwölf Zünfte gab es in diesem südungarischen Nürnberg. Die Namen „Schmied", „Kürschner", „Müller", „Schuster", „Töpfer" kommen – in magyarischer Sprache – vor und zweimal der Name „Oetvös", das heißt Juwelier, und es ist anzunehmen, daß die ursprünglichen Träger dieser Namen den betreffenden Beruf ausgeübt haben.

Daß auch der Goldschmied zu jener Zeit sein gutes Auskommen hatte und eines willigen Gehilfen bedurfte, läßt sich denken. Der Stand war ein vornehmer – die Zunftfahnen in der Gyulaer Kirche erzählen uns, daß die Gilde der Goldschmiede einst eine „wohledle" und nicht bloß eine „ehrsame" war wie die anderen – und der erste in den erhaltenen Dokumenten vorkommende Ortsrichter, das ist Ortsvorsteher, von Gyula war ein Goldschmied. Dieser Nikolaus Aurifaber hat (siehe Liber regius II. 134, Bud. L. Archiv) durchgesetzt, daß die vom König Mathias der Stadt Gyula zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit gewährte Steuerfreiheit von Ladislaus VII. mit Urkunde vom 2. April 1492

bestätigt wurde. Wir dürfen annehmen, daß dieser bei Hof und Bürgerschaft so einflußreiche Ortsvorsteher und Meister der Juwelierkunst ein Sohn des Lehrmeisters von Anton aus Ajtós, von Dürers Großvater, war, ebenso wie man vermuten kann, daß er auch Pate von Albrecht Dürers Vetter ist, „der zu Cölln sitzet, den man nennet Niclas Unger, der auch ein Goldschmidt". Dieser Vetter war der Sohn des Gyulaer Zaummachers Laslen, des jüngeren Bruders von Albrecht Dürers Vater, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß dieser Sohn eines Goldschmiedes den seinigen nicht früher zur Lehre in das Ausland gesandt hat, bevor er in der Heimat die Anfangsgründe erlernt hatte. Allzu viele Juweliere kann es im fünfzehnten Jahrhundert in Gyula nicht gegeben haben, so daß wir in der Wiederkehr des Namens Nikolaus keinen Zufall, sondern wohl eine Beziehung sehen können.

Sonst steht nichts über die drei wackeren Aurifabri in den alten Schriften der Stadt. Als die Türkengefahr drohte, brachten die flüchtenden Franziskanermönche den reichen Schatz der Gyulaer Kirche, Stolen, Ornate, Kruzifixe, Altäre, Kelche, Schmuckstücke und Devotionalien, im Jahre 1566 nach Schloß Ecsed in Sicherheit, von dort wurde alles nach Kaschau um elfhundert Gulden verkauft. Und unter diesen kostbaren Stücken mögen manche gewesen sein, an denen Dürers Vater, sein Großvater und dessen Lehrherr mit künstlerischem Eifer geschaffen hatten.

Zu der Zeit aber, da in Nürnberg Albrecht Dürer, in der Blüte seines Schaffens stehend, sich begeistert Luther und der Reformation zuwandte, zu dieser Zeit herrschte in der Heimatstadt seines Vaters ein deutscher Fürst über die magyarischen Edelleute, Bauern und Handwerker, einer der tätigsten Vorkämpfer der Reformation: Georg der Bekenner, Markgraf von Brandenburg und Burggraf von Nürnberg. Eine Urkunde, auf kaiserlichen Auftrag vom Capitulum ecclesiae Budensis 1525 ausgestellt, regelt die Grenzen zwischen dem Gut des Burggrafen von Nürnberg und dem der Adelsfamilie Ajtósi von Ajtós, der Vettern des Nürnberger Meisters.

Dürers Ahnen waren Ajtósi, das geht aus der ganzen Geschichte des vom Meister angegebenen Herkunftsortes

ebenso deutlich hervor wie aus dem Namen „Thürer", der nichts anderes sein kann als eine Übersetzung des Namens Ajtósi. Aber „ajtósi" durften sich zu jener Zeit alle Leute nennen, die in dem Dorfe Ajtós Bodenbesitzer waren, und sie nannten sich so. Manchmal war es ein Familienname, manchmal jedoch eine Herkunftsbezeichnung. Wir finden zum Beispiel einerseits einen Peter Ajtósi von Ajtós in den Urkunden, andererseits tritt wieder die Witwe des Békéser Burghauptmanns Ladislaus Szakolyi, die jahrelang in den Dokumenten mit ihrem Mädchennamen Anna Necspali genannt wird, in einem Briefe von 1490 als Anna Ajtósi auf, bloß auf Grund der Tatsache, daß sie in Ajtós ein Grundstück besaß.

Viele fremde Kolonisten wohnten in und um Gyula und ganz besonders in Ajtós, die den Beinamen „Ajtósi" und den Titel „nobili" geführt haben. Die Namen „Török" (Türke) und „Olah" (Rumäne) sagen dies nicht minder deutlich als die slawischen „Bradacs" (der Bärtige) und „Necspali"; einer der Ajtósi hieß sogar „Kristel" – die deutsche Abkürzung von Christian, die wir erkennen würden, selbst wenn in den Akten die lateinische Übersetzung „Christiani" nicht ausdrücklich stünde. Auch „Horvát" (Kroate) und „Bosnyak" (Bosniake), Susalics, Gostovics und Dudics finden wir unter den Ansiedlern, ferner Déak-Ajtósi, Cristiani-Ajtósi, Egey-Ajtósi und Szitas-Ajtósi. Ein „Thürer" oder ein diesem ähnlicher Name kommt selbstverständlich nicht vor.

Dreiundzwanzig Akten sind erhalten, die sich auf Ajtós und die Familien Ajtósi beziehen und die von der deutschen Kunstgeschichtsforschung bisher nicht publiziert und nicht einmal eingesehen wurden. Und doch läßt sich aus ihnen familiengeschichtlich einiges feststellen: 1418 wird ein Ladislaus Ajtósi als Gutsnachbar Márothys erwähnt. Dieser Ladislaus ist ein Sohn jenes Sebastian Ajtósi, der bei der feierlichen Einsetzung Johann Márothys genannt war. In Sebastian Ajtósi könnte man den Urgroßvater Dürers und in Ladislaus den daheim gebliebenen Bruder des Goldschmieds Anton Dürer erkennen; der Sattler Laslen führt dann seinen Namen nach dem Onkel.

Die Archive der alten Bischofsstadt Großwardein sind

1660 von den Türken vernichtet worden, und es gibt bloß im Siebenbürgischen Museum in Klausenburg ein Schriftstück, das sich auf den geistlichen Onkel Dürers beziehen kann, jenen Johannes, der dort Pfarrherr geworden und es über dreißig Jahre geblieben war: eine Urkunde vom Jahre 1461, welche den „honorabilis dominus Johannes plebanus ecclesie sancte crucis in civitate Waradiensi fundate" erwähnt, und zwar als „procurator nobilis Nicolai de Doboka". Der Taufname, der Titel, die Wirkungsstätte und die Zeit stimmen überein, und so ist es wahrscheinlich, daß der Vormund des Herrn Nikolaus von Doboka mit dem jüngsten Bruder Albrecht Dürers des Älteren identisch ist.

GEHEIMKABINETT
DES ANATOMISCHEN MUSEUMS

Das Schönste von Berlin ist die Linden-Passage.
Das Schönste von der Linden-Passage ist das Passagepanoptikum.
Das Schönste vom Passagepanoptikum ist das Anatomische Museum.
Das Schönste vom Anatomischen Museum ist das Extrakabinett.
Das Schönste vom Extrakabinett ist – pst!

Zur Führung des Beweises für die Richtigkeit oben angeschlagener viereinhalb Thesen sei vorerst die Tatsache hingeschrieben, daß es nirgends in Berlin solchen Mangel an Hast gibt wie in der Passage, solche Losgelöstheit vom Materialistischen wie in der subkutanen Verbindung zwischen der utilitaristischen Friedrichstraße und den repräsentativen Linden. Die Straße mag dem Verkehr dienen, die Passage gewiß nicht. (Wenigstens nicht dem Verkehr im allgemeinen.) Hier ist noch geradezu ein Abendkorso. Hier lustwandelt, ja lustwandelt man zwischen Jahrmarktsromantik und warmer Liebe; die Bücherläden stellen keine Lehrbücher zum Verständnis des Kurszettels und keine Wälzer über die Kriegsursachen aus; sondern „Das Liebesleben des Urnings", „Als ich Männerkleider trug", „Die Renaissance des Eros Uranos", „Die Grausamkeit mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Faktoren", „Das Recht des dritten Geschlechts", „Gynäkomastie, Feminismus und Hermaphroditismus"; das Schaufenster der Bilderhandlung ist frei von Liebermann, Pechstein oder Brangwyn-Graphik, aber auch von Linoleumschnitten frei, wir sehen badende Knaben auf den Felsen der Blauen Grotte und ein blondes unschuldsvolles Mädchen, bloß mit Gretchenfrisur bekleidet; auch ein Panorama ist da – die fossile Zwischenstufe zwischen Daguerreotypie und Kintopp – mit allwöchentlich

wechselndem Programm, ein chiromantischer Automat ruft mit großer Aufschrift, Konfitürengeschäfte, Spezialgummiwaren, Botenjungengesellschaft, zwei Schnellphotographen, Automatenbüfett, eine Duftei halten ihre Ladentür lange offen.

Das Passagepanoptikum ist das einzige, das uns seit Castans Ende noch geblieben ist. Mit herrlichen Genregruppen aus Wachs, „Das Duell", „Ein verliebter Schornsteinfeger", „Heimgezahlt", „Ein verpatzter Hochzeitsfrack", „Aller Anfang ist schwer" (besonders beim Parademarsch! Hochaktuell!!), „Barbarossa im Kyffhäuser", „Am Tor des Findelhauses", „Berlin bei Nacht oder Der Jüngling im Séparée", der Fürstensaal und die Akademie der Berühmtheiten, Märchensaal und humoristischer Vexierspiegel, sehr humoristisch, und die berühmte „Verbrechergeschichte von der Tat zum Schafott in acht Bildergruppen", wovon besonders Nummer hundertfünf (Einbruch in die Totenkammer und Leichenraub) ziemlich bezaubernd ist. Dabei ist all das – was mit Nachdruck bemerkt sei – keineswegs belehrend, sondern eher – was mit Lob bemerkt sei – irreführend, ebenso wie man die Darbietungen der Automaten im Vestibül, „Geheimnisse des Schlafzimmers", „Das Astloch im Zaun des Damenbades", „Heirat auf Probe", nicht etwa für aufschlußreich halten darf. Junge Freunde, die ihr vor den Gucklöchern mit gezücktem Fünfzigpfennigstück Polonäse steht, glaubt mir erfahrenem Greise, es ist unwahr, daß in einem Schlafzimmer fünf miese und (zum Glück) sehr bekleidete Weiber der achtziger Jahre in den Posen eines Cancans zu erstarren pflegen! Der Automat „Die Brautnacht" funktioniert übrigens nicht, trotzdem nichts anzeigt, daß er außer Betrieb ist, seid also gewarnt, Mädchen!

Kommt, vertieft euch vielmehr in die Betrachtung der zwar arg verblaßten, aber dafür wirklichen, wahren und naturgetreuen Photographien oben an der rechten Wand: Dort hängt unter Glas und Rahmen die Porträtgalerie jener Berühmtheiten, zu denen vielleicht unsere Eltern pilgerten und sicherlich am Sonntag deren Dienstmädchen, die Ruhmeshalle jener Abnormitäten, die mit großen Plakaten und lauten Ausrufern durch die Welt zogen, um sich bestaunen zu lassen. Nichts ist von ihnen mehr erhalten als höchstens

ein Präparat in irgendeiner pathologisch-anatomischen Klinik – und diese vergilbte Walhall im Vestibül des Passagepanoptikums. Grüßet sie ehrerbietig! Lionel, der Löwenmensch, der Liebling der Frauen und Jungfrauen – so siehst du aus! –, ist da, Hunyady János, der Mann mit dem Vogelkopf, ist auch da, das Riesenkind Elisabeth Liska aus Rußland, elf Jahre alt, zwei Meter zehn hoch, die hinten zusammengewachsenen Schwestern Božena und Milada Blažek, Miß Crassé, das Tigermädchen, die riesige Tiroler Mariedl beim Melken ihrer Lieblingskuh, Riesenbackfisch Dora, La belle Annita, die tätowierte Schönheit, Prinzessin Kolibri, die kleinste Dame der Welt, Pirjakoff, der größte Mensch, der je gelebt hat, Machnow, der größte Mensch, der je gelebt hat, Hassan ben Ali, der größte Mensch, der je gelebt hat, Mr. Masso, der Kettensprenger, Haarathlet Simson, Hungerkünstler Papus und Hungerkünstler Succi, Mr. Tabor, der Muskelmensch mit dem dreifach gedrehten Arm, die behaarte Miß Pastrana, der lange Josef, der größte Soldat der preußischen Armee, mit Toni Marti, dem schwersten Knaben der Welt, die Schwestern Willfried, die stärksten Kinder der Welt, anderthalb und zweieinviertel Jahre alt, November 1902. Ach, niemand besieht das Pantheon dieser Größen von einst, deren Leben es war, umherzufahren in der Welt, sich schauzustellen vor einem Zehnpfennigpublikum im matten Vormittagslicht eines Kirchweihzeltes oder eines Gasthauszimmers oder im allzu grellen Schein der abendlichen Zirkusmanege. Ausgebeutet, wiesen sie auf ihren monströsen Geburtsfehler und erklärten ihn mit papierenem, eingelerntem Text. Oder waren sie stolz auf ihn? Wir wissen nichts mehr von ihnen, als daß sie auch im Passagepanoptikum zu Berlin gastierten. Hier blieb ihr Bild bestehen, doch verblaßt es von Jahr zu Jahr.

Viel besichtigter ist drüben, am anderen Ufer der Passage im Halbstock, das Anatomische Museum. Auch hier locken schon unten Puppen die Pupen und die Nutten an und jene, die es werden werden. Ein wächserner Virchow, vor einem Totenschädel dozierend, ist stummer Ausrufer, im Vereine mit einem Mädchen, das auch die inneren Geheimnisse preisgibt, weil sogar die Bauchhöhle aufgedeckt

ist; eine Reklametafel zeigt die Wirkungen des Miedertragens und ruft: „Erkenne dich selbst – so schützest du dich." Es kostet zwölf Mark fünfzig, sich selbst zu erkennen, wovon zwei Papiermark auf die Vergnügungssteuer entfallen; das Extrakabinett, „nur für Erwachsene", erfordert kein Sonderentree. Ein Vorhang teilt dieses Allerheiligste der Passage vom profanen Teil des Anatomischen Museums und ist Besuchern unter achtzehn Jahren nicht zugänglich. Eine Tafel, von Viertelstunde zu Viertelstunde umgedreht, kündet: „Jetzt nur für Damen", beziehungsweise: „Jetzt nur für Herren." Das eben ausgesperrte Geschlecht hat inzwischen in den ungeheimen Räumen umherzulungern, sich die plastischen Darstellungen des Verdauungsprozesses, der Hämorrhoiden, der Cholerawirkungen, einer Zungenkrebsoperation, der Verheerungen des Branntweins in den Eingeweiden und dergleichen anzusehen und im Automaten die Gebärmutteroperation. Dann aber, dann dürfen die erwachsenen Herren beziehungsweise die erwachsenen Damen – achtzehn Jahre ist man hier gewöhnlich mit vierzehn Jahren – in das Sanktuarium eintreten, wo die Chromoplastiken in natürlicher Größe all das zeigen, was man im Konversationslexikon nur schwer zu begreifen vermochte und worüber das Leben bloß fallweise aufklärt.

Es ist alles echt oder lebenswahr, leibhaftige Fötusse, die Entwicklung des Menschen von der Befruchtung bis zur Normal-, Steiß- oder Zangengeburt, Perforation oder Kaiserschnitt; Organe und so weiter – alles bis aufs Haar genau und im Katalog noch genauer erklärt. Mit Recht ist in der Rubrik „Weibliche Geschlechtskrankheiten" als erstes Schauobjekt das Hymen oder Jungfrauenhäutchen angeführt, denn von allen besagten Krankheiten ist diese am raschesten heilbar. Sie ist selten, und man bestaunt das Objekt sehr. Allzulange aber nicht, denn nur ein Viertelstündchen darfst du weilen, draußen scharrt schon das andere Geschlecht.

Die Linden-Passage hat ihr unverrückbares Stammpublikum, keine Straße besitzt so viele Freunde und so geschlossenen Verehrerkreis. Und von denen, die der Passage Freunde sind, lieben einige das Panoptikum heiß und treu;

unter diesen sind Fanatiker des Anatomischen Museums und von diesen wiederum manche unbedingte Hörige der Geheimkammer, gebannt von irgendeiner Vitrine. Die ist demnach das Liebste der Auserlesenen – das Schönste also von Berlin.

Was nämlich zu beweisen war.

STAHLWERK IN BOCHUM, VOM HOCHOFEN AUS GESEHEN

Auf dem Gipfel des Hochofens führt um das Maschinenhaus des Schrägaufzuges eine beängstigend enge Balustrade. Hier oben, wo's höher als auf Kirchturmspitzen ist, muß man nicht zwischen glühenden Stahlstücken, offenen Versenkungen und rollenden Radreifen balancieren, von fallenden Lasten und zischend emporlodernden Flammen erschreckt und vom Klirren und Hämmern entnervt. Und doch überblickt man die ganze Landschaft, die uns bewußte Laien tagsüber bewegt und begeistert hat, wir umfassen von höherer Warte die Plätze, auf denen uns heiße Eindrücke eingepreßt wurden; wir können auf diesem Prospekt den Weg voll verwirrender Schönheit und bitterer Reflexion rekapitulieren, den wir heute gingen und den alltäglich und allnächtlich das Erz geht und die Arbeit in allen Stadien.

Allerdings: selbst hier oben ist kein Gottesfrieden, selbst da, auf dem höchsten Standpunkt der Stahlstadt, fahren uns Lasten über den Kopf. Ununterbrochen schweben auf ihrem Seil die Waggons der Hängebahn heran, öffnen sich genau über der Gichtschüssel des Hochofens, und in den sich im selben Momente klaffenden Ofen stürzt der Passagier, der Koks, der aus der fernen Kokerei der Kohlenzeche ankommt. Kaum ist der leere Waggon abgetänzelt, rasselt über uns ein Eimer von achttausend Kilogramm Gewicht. Er schleppt das Erz aus den Bunkern, in die es die Eisenbahnzüge aus den Erzbergwerken brachten, und erbricht sich gleichfalls in das Ofentürl.

Neben den fünf Hochöfen stehen fünfzehn geschlossene Röhren, die Winderhitzer, etwa in der Form gefüllter Kalodonttuben. Aber sie sind größer. Bedeutend größer sogar: jede ist fünfunddreißig Meter hoch, doppelt so hoch als ein dreistöckiges Haus, und hat einen Durchmesser von sieben Metern. Das Blech der Hülle dürfte ebenfalls stärker sein

als das einer Tube mit Zahnpasta. Denn darin wird Wind auf siebenhundert bis achthundert Grad erhitzt, das heißt, bis er eine grell leuchtende Flamme ist. Dieser brennende Wind strömt in den Ofen, wo Erz und Kohle gemeinsam zerschmelzen. Alle zwei Stunden wird jeder Hochofen geöffnet, und das Roheisen fließt (während die leichtere Schlacke oben anderswohin führt) wie ein flammender Bach in eine Riesenpfanne, auf dem Weg kaskadenfröhlich in Tausende silberne Tröpfchen zerstäubend und den Winterrock des allzu nahe herantretenden Beschauers mit Silberflitter besäend. Wird nicht auch die Lunge der Arbeiter hier mit diesem eisernen Konfetti überschüttet? Ist er unempfindlich gegen den Schwefeldampf, den uns eben ein Windstoß in die Nase geblasen hat, daß wir tränen und husten müssen?! Ist das Gichtgas für ihn kein Gift? Stört es ihn nicht, wenn er aus dieser tödlichen Hitze unmittelbar ins Freie muß, um für das überschüssige Roheisen im Gießbett Rinnen zu graben? In drei Schichten arbeiten die Leute am Hochofen, der jahraus, jahrein, Tag und Nacht nicht erlöschen darf, und an jedem dritten Sonntag haben sie sechzehn Stunden Dienst. Vom vierzehnten Lebensjahre an bis zum Tode, der vielleicht schon kommt, während sich andere noch mit dem Studium „abplagen". – Was hier ein Arbeiter Lohn habe, fragen wir den blutjungen Ingenieur, der Stulpenstiefel und Schmisse hat und die Arbeit beaufsichtigt. – „Na, zweiundfünfzig bis fünfundfünfzig Pfennig pro Stunde – der beste kommt schon auf hundertzwanzig Mark im Monat", antwortet er, „eine Zeitlang standen sich die Kerls besser als wir. Aber jetzt geht's schon einigermaßen in Ordnung." Dann lenkt er ab und zeigt auf den lichterlohen Bach von Roheisen, der noch immer aus dem Loch strömt. „Das sind fünfzig bis sechzig Tonnen; genau zwölf Millionen Mark ist dieses Wässerchen wert, und neun solcher Abstiche werden täglich an unseren fünf Hochöfen vorgenommen."

Endlich ist die Pfanne voll, die Aufzugsmaschine ergreift sie und führt sie in die Stahlgießerei, wo aus dem Eisen in achtzehn riesigen Martinöfen Stahl gemacht wird. Überdimensionale Krane chargieren das Rohmaterial in diese Schmelzen, Roheisen, Ferromangan und vor allem „Schrott",

altes Stahlmaterial – darunter noch immer viele stählerne Kanonenrohre, Granaten, Torpedos – und ausrangiertes eisernes Hausgerät, das einst in der Küche oder in der Rumpelkammer wie eine Pfütze war, dann im Magazin des Hausierers zum Tümpel ward, in Bächen zum Alteisenhändler floß, in Strömen in die Schrottzerkleinerungswerke und hierher, wo es ein Meer ist, der Verdunstung harrend. Nicht lange währt diese Rast der unvergänglichen Materie an dieser Kurve, an die sie wahrscheinlich alle hundert Jahre kommt. Schon geht die Rundfahrt weiter durch die Ewigkeit, schon entleert sich der Greifer mit Schrott über dem Ofen. Ihm nach fallen allerhand Chemikalien.

Mit einer blauen Brille kann man in den Ofen hineinschauen. Was man sieht, ist nichts als ein ungeheures Brodeln flüssigen Feuers, das alles ergreift und alles verzehrt. Und öffnet sich der Herd, um den Stahl abzulassen, dann speit und raucht in seinem Gefäß der neugeborene Stahl und scheint emporschlagen und die Welt verschütten zu wollen, unheimlich lodernder Vesuv! Habt ihr nicht Angst, ihr Herren der Fabrik, daß diese aufgeregte, kochende Masse doch einmal ihren Kerker sprengt? Ihr lächelt: „Divide et impera" und zeigt dem Warner mit überlegener Miene das Ventil, das sich bereits öffnet. Und aus dem großen einheitlichen Höllenkessel beginnt die Masse herauszuströmen nach allen Richtungen in hundert Formen von verschiedener Größe und verschiedener Gestalt. In den „Kokillen" strahlt der Stahl noch immer wie ein Symbol, noch immer ist er im Flusse der Bewegung, und noch immer ist er von vernichtender Hitze. Aber bald muß er zu Blöcken erstarren, die irisierend blau und matt sind.

Eisenbahnzüge rollen heran und schleppen sie von dannen, man kann aus ihnen Kanonen und Geschosse machen, wie es im Kriege war, man kann sie zu nützlichem Werk verwerten. Die Züge fahren davon, in andere Städte und andere Länder, Bochumer Stahl; als Kirchenglocken enden die Stahlmassen oder als Fahrräder, Rasiermesser, Schreibfedern, Taschenuhren, Dolche. Andere Blöcke aber bleiben noch hier. Auf kleineren Waggons rollen sie in die Bezirke des Betriebes, ins Schmiedewerk zu den unheimlichen Hämmern, wo man sie zu Kurbelwellen für Maschinen und zu

Schiffssteven, zu Lokomotiv- und Waggonradsätzen schmiedet, oder ins Walzwerk, wo zumeist Schienen und Stahlschwellen und Räder und deren „Bandagenringe" (Radreifen) daraus werden für fast alle Eisenbahnen Europas und Asiens, in den verschiedensten Durchmessern, Lokomotivräder bis zu zweieinhalb Meter. Langwierige Prozeduren vollenden dieses Werk, und so angeregt der Geist von der Fülle dieses Raffinements und von der aufgewandten Geschicklichkeit ist, so müde wird man, wenn man das Erz auf seinem Entwicklungsgang begleitet bis zu den Leidensstationen des Stahls in den mechanischen Werkstätten, wo er gedreht wird, gehobelt, durchstoßen. Armer, gequälter Stahl – man wünscht sich nicht einmal, was man gerade hier stärker als anderswo oft gewünscht hatte: Nerven aus Stahl zu haben.

Eben kamen wir an zwei Arbeitern vorbei, die eine Schiffswelle an die Hebekette legten. Wir sind ein paar Schritte weitergegangen, als uns ein sogar in diesem steten Lärm hörbares, ungeheures Krachen innehalten läßt: Die Kette ist gerissen, die Welle herabgestürzt und eine Kurbel abgebrochen. Zum Glück hing sie noch nicht hoch, und niemand stand darunter. Einige Arbeiter sammeln sich aufgeregt, untersuchen den Kran und murren, daß noch immer keine Taue statt der Ketten eingeführt worden sind. „Tausend Mark Schaden", brummt der Betriebsleiter.

Aber selbst die Erschütterungen solcher Zwischenfälle sind in ihrer Intensität nichts gegen den Eindruck zauberischer Vorgänge, deren staunender Zeuge man ist. Ins Schienenhaus kommt ein kurzer Stahlblock, und schon huscht er, windet er sich, in eine Schlange verwandelt, aus der Maschine. Aber welch eine Schlange ist das! Fünfundsechzig Meter mißt ihr Leib und ist rotglühend, und so schiebt sie sich durch das Zwielicht der endlosen Halle, dreht sich auf die andere Seite, hebt sich an einem Ende in die Höhe und rutscht in die Maschine zurück, die sie auch auf der andern Seite plattwalzt und wieder preisgibt, um sie nochmals aufzunehmen und nochmals – bis sie viereckig geworden ist. Und schon wird sie von einer Säge zerschnitten, in Stücke von zehn Meter Länge. Das Schlangen-

blut ist heißes Gold und spritzt empor in Garben und Funken, ein unbeschreibliches Feuerwerk.

Im Hof liegen die zerschnittenen Teile der Schlange, fertige Schienen. Der Laufkran fährt über sie hin, die beiden Magnete an seinen Enden senken sich ein wenig, und waagrecht schweben sieben Schienen ihnen entgegen in die Höhe, frei in der Luft. Sie saugen sich fest an den Magneten, kein Tau, keine Kette hält sie, und doch stürzen sie nicht herab, der Hebezug bewegt sich weiter mit seiner Last von zwanzigtausend Kilogramm, er hält über einem Eisenbahnzug, der Strom wird ausgeschaltet, und die Schienen legen sich behutsam in den Waggon.

Jeder neue Eindruck läßt den vorhergehenden verblassen. Verstört ist man von den vielen Wundern und tut gut daran, nicht gleich in den Alltag hinauszugehen, der alles verwischt. Man muß alle Müdigkeit überwinden und nochmals hinauf auf den Aussichtspunkt des Hochofens, wo man sich einigermaßen sammeln kann, und beim Leuchten des fließenden Roheisens stehend all das niederschreiben, was man gesehen.

DER RAUBMORD IM HOTEL BRISTOL

Am 22. Mai 1918, um fünf Uhr nachmittags, fand man im Wiener Ringstraßenhotel Bristol die Gesellschafterin des dort wohnenden freiherrlichen Ehepaares Vivante, Miß Julie Earl, ermordet auf. Man stellte fest, daß eine halbe Stunde vorher der Neffe des Barons Vivante, Emo Davit, dort gewesen war; nach seinem Erscheinen hatte Miß Julie den in einem Koffer befindlichen Schmuck ihrer Dienstgeber in ihr Zimmer gebracht. Außerdem war ein junger Mann mit einem Wäschekorb über die Treppe gegangen. Während die Mordkommission Recherchen vornahm, erschien Davit „zufällig" im Bristol. Er wurde verhaftet, acht Tage später sein Freund Kurt Franke.

Ganz Wien liegt auf dem Bauch vor dem Raffinement des Raubmordes im Hotel Bristol. Es ist der Polizei gelungen ... Kaltblütigkeit, geniale Vorbereitung bis ins kleinste Detail ...

Bitte: ein halbes Jahr lang hielten Emo Davit und Kurt Franke Proben ab. Was konnte geprobt werden? Die Wucht des Keulenschlages und dessen Wirkung auf Schädelknochen, das Einpacken und Wegschaffen einer unzerstückelten Leiche im Wäschekorb? Nein, so etwas läßt sich nicht üben. Es konnten nur Requisitenproben sein. Ich stelle mir vor, daß der kleine Franke beim ersten Training die Keule auf der Erde liegenließ, vielleicht auch die Handschuhe. Darauf bekam Kurt ein paar Ohrfeigen von Emo, und nie mehr hat er diesen Fehler begangen. Schon ganz mechanisch steckte er dann bei späteren Übungen Handschuhe und Keule brav in den Rucksack.

Das wäre noch schöner, wenn diese Dinge am Tatorte bleiben würden! Ein so exzeptionelles Mordinstrument, von Davit im Spezialgeschäft wortreich im Triestiner Dialekt gekauft – im Nu wäre man überwiesen.

In der Nacht schreckt Davit aus dem Schlafe auf: hat er doch vergessen, die Firmenzeichen aus der Keule wegzukratzen. Schnell springt er auf und tut das.

Fest steht nur, daß er sich gleich nach dem Mord verhaften lassen muß, solange das Alibi noch warm ist. Nichts in seiner Wohnung, die man durchsuchen wird, darf an seinen Komplizen erinnern. Das Sparkassenbuch Frankes muß er zurückstellen. Wenn man in Davits Schubfach die eingelegten Ersparnisse eines anderen findet, ist dieser andere schon verdächtig. Und wenn Franke einmal verdächtigt wird, ist alles verloren.

Nie mehr zeige ich mich mit Franke. Mit allen Leuten werde ich verkehren, ein halbes Jahr lang Freundschaften schließen und Kollegen nach Hause begleiten, nur mit dem kleinen Franke wird mich kein Mensch sehen!

Wenn aber Miß Julie nicht gleich tot ist? Dann schneiden wir ihr mit einem Rasiermesser die Kehle durch und packen sie dann erst in den Wäschekorb. Haha, jeder wird glauben, daß sie mit dem Schmuck durchgebrannt ist!

Ein anderes Antlitz, eh sie geschehen ... Es ergibt sich nämlich die überraschende Belehrung, daß Menschen manchmal bluten, wenn ihnen die Gurgel durchschnitten wird. Wenn man das geahnt hätte – es wäre dann bloß noch ein (tödlicher) Schlag mit der Handgranatenattrappe zu führen oder die Schlinge fester zuzuschnüren gewesen.

Der Mörder hat einen roten Riesenfleck auf der Hose, und sein Helfer, der sich nach einer Stunde „ahnungslos" der Polizei stellen will, borgt ihm unbedenklich den Überzieher, mit dem ihn jeder ins Hotel kommen sah. (Im Nebenzimmer hängt die Garderobe des Barons Vivante.)

Liegen bleibt die Keule, und sie trägt noch alle Firmenzeichen von Pohl. Die Handschuhe Davits? Sie sind auch neben der Leiche vergessen worden. Davit bleibt beim geraubten Koffer in der Kärntner Straße, Franke begibt sich zurück ins Hotel. Vor dem Zimmer ist Mordalarm. So geht er wieder die Treppe hinunter.

Im Notizbuch des festgenommenen Davit ist ein Plan der Mordstätte eingezeichnet. Ein genauer Plan mit Pfeilen. Ob man's glaubt oder nicht – das wirkt verdächtig.

Nach übereinstimmenden Blättermeldungen fand man den Plan erst am vierten Tag. Na ja, wer wird denn das Notizbuch eines Raubmordverdächtigen so schnell durchsuchen! Es könnte doch Privatsachen enthalten.

Vielleicht aber fand man die Situationsskizzen schon am Tage des Mordes und verriet es bloß der Presse nicht. Aber wenn die Polizei die Skizzen schon am ersten Tage eruiert hatte, dann wußte sie doch ganz bestimmt, daß Davit am Morde beteiligt sei, und es war bloß der Komplize zu suchen.

Leicht gesagt: „Bloß der Komplize zu suchen." Gar kein Anhaltspunkt war da. Davit hatte ja nur mit dem Praktikanten Franke verkehrt, war täglich mit ihm aus dem Büro gegangen und fast täglich mit ihm ins Büro gekommen, war (obwohl beinahe doppelt so alt) Tag und Nacht mit ihm beisammen gewesen, bis es auffiel, man ihn frotzelte und von Homosexualität munkelte. Und Frankes Sparkassenbuch war bei Davit. Es hätte einen verletzenden Zweifel an dem Raffinement des Festgenommenen bedeutet, ihm zuzumuten, gerade sein bester Freund sei sein Helfer gewesen!

Und dieser Komplize! Das war ein ganz Schlauer! Er hatte sich (hat man es nicht in riesigen Überschriften gelesen?) als Jockei verkleidet. Einen Jockei stelle ich mir so vor: eine halbkugelförmige Seidenkappe im Nacken, eine Hälfte rot, die andere hellgrün, ein Satinhemd in denselben Tinten, dottergelbe, gestraffte Breeches, gespornte Lackkanonen, Reitpeitsche in der Hand. Also, *ganz* so sah er ja nicht aus. Nicht einmal Reitstiefel hatte er, nicht einmal eine Gerte, nicht einmal kurze Hosen, nicht einmal einen Dreß, nur seinen ältesten Büroanzug. Aber eine Mütze hatte er, jawohl, eine Mütze, und einen Rucksack auf dem Buckel, so daß die Leute auf der Straße stehenblieben: Ah, ein Jockei!

Nach der Tat: Er bezahlt seinen Eltern eine alte Schuld, borgt einer Familie neunhundert Kronen, schmeißt mit dem

Geld, damit er sich nicht durch übertriebene Sparsamkeit verdächtig mache, erzählt, daß er mit Davit an Nahrungsmittelgeschäften viel verdient habe, berät sich mit den ihn interviewenden Journalisten, ob er nicht aus treuer Freundschaft den Mord auf sich nehmen sollte, und versteckt einen Teil des Raubes – in Davits Büro. Den blutigen Anzug, der ihn verraten könnte, wirft er in den Donaukanal, den Koffer mit dem Schmuck verbirgt „der gelehrige Kinobesucher", indem er ihn mitsamt dem Mordinstrument in seinem Zimmer behält.

Aus irgendeinem Grunde auf die Polizei gerufen, über den die Presse merkwürdig schlecht informiert ist (wahrscheinlich auf Anzeigen seiner Bekannten hin, denen er seit fünf Tagen mehr als verdächtig ist), gibt er dort seelenruhig, ohne daß man es von ihm verlangt, Davits Wohnungsschlüssel ab, von dem man weiß, daß er sich in dem heißgesuchten Überzieher befand. Trotzdem man ihn nun nach dem Mord befragt, gesteht er alles ein; „der Schmuck ist in meiner Wohnung", gibt er an. Jetzt heißt es schnell handeln! Der untersuchende Polizeirat kommt auf die Idee, Detektive in die Wohnung des Davitbündlers zu schicken, und sie finden die Sachen. Im Triumphzug bringt man sie ins Sicherheitsbüro.

Der Minister für Innere Angelegenheiten Österreichs ist da, seine Anwesenheit ist dringend erforderlich, sonst ist ja alles in Ordnung im Innern Österreichs, er läßt Belobigungen regnen, die fast an die heranreichen, die die Presse der Polizei und den Mördern verleiht.

Nur das Mordinstrument fehlt noch, das Rasiermesser. Wo kann es sein? Es ist in der Wohnung Frankes, mit teuflischer Kaltblütigkeit hatte er es auf seinen Waschtisch gelegt, aber die Sherlock Holmes fanden es doch – das Geheimnis ist gelüftet.

HERINGSFANG

Nirgends ist man so rückständig in der Technik des Fischfangs wie an der pommerschen Küste, und am allerrückständigsten sind die Leute von Rügen. Seit dem Mittelalter wird das Gewerbe auf gleiche Art ausgeübt. Nicht einmal Dampfer verwenden sie. Angeblich können in diesen Ostseewinkeln, da das Meer zu seicht, der Boden zu steinig ist, keine Dampfschiffe fahren. Mag sein! Warum aber haben sie keine Motorboote, die ihren aufreibenden Kampf mit der Flut mildern würden, warum benützen sie kein einziges der modernen Fanggeräte, das ihre Einnahmen erhöhen würde?

Inselbewohner sind immer konservativ. Doch unten im zackigen Südosten Rügens, auf der Halbinsel der Insel, lebt das in sich geschlossenste Volk. Im Juli, im August sind Sommergäste da, aber die Leute auf Mönchgut lassen sich von ihnen kaum stören. Sie bebauen ihre kleinen Äcker, sie weiden ihr Vieh, sie bessern ihre Boote aus und mähen das Gras. Nur die Jungen wollen zeigen, daß sie keine Hinterwäldler sind und daß sie mit dem Fortschritt gehen: Sie haben die altvorzeitliche Mönchguter Volkstracht abgelegt und tragen jetzt – wenigstens am Sonntag – lange städtische Hosen, ein Trikothemd und einen neuen Strohhut aus einem Greifswalder Geschäft. Zeitig morgens an den Wochentagen, so gegen drei Uhr, fahren die Fischer hinaus zu ihren Fangkörben: auf die Heringsjagd. Etwa zwölf Männer eines Dorfes bilden eine Reusenkompanie, eine behördlich eingetragene Genossenschaft. Die Mitgliedschaft vererbt sich vom Ahnen auf den Enkel, nur wenn einer der Genossen ohne Erben stirbt, kann man sich einen Anteil kaufen. Jeder der zwölf hat sein Ruderboot mit Namen und Ortsbezeichnung, gemeinsames Eigentum aber sind die zwei großen Segellogger, in denen die Jagdbeute zum Verkauf nach Greifswald, Lauterbach oder Stralsund gebracht wird. Vom Erlös jeder dieser Verkaufsfahrten

werden drei Mark für die Kassa zurückbehalten: das ist der Fonds, der zur Instandhaltung der beiden Segler und zur allfälligen Anschaffung eines neuen dient. Gemeinschaftsbesitz sind auch die Reusen, die oft einen Wert von mehr als zehntausend Mark repräsentieren. An den Winterabenden knüpfen die Fischer und ihre Frauen und Kinder neue Netze und bessern die alten aus. Im Frühjahr sind die Vorarbeiten beendet, das Strickwerk fertiggestellt, Buchenstämme im Granitzer Forst gefällt und nun im Meer verankert; die senkrechte Netzwand wird zwischen diesen Pfählen ausgespreizt und am Ende dieser kilometerlangen Hürde in großem Polygon die eigentliche Reuse gelegt, eine Falle, deren Basis von platten Steinen auf dem Meeresgrunde festgehalten wird, während große Korke die Seitenwände bis zur Oberfläche straff spannen. Jetzt müssen nur noch die Heringe kommen: Das Wehr aus Netzwerk versperrt ihnen den Weg, und sie schwimmen daher die geknüpften Fäden entlang. Wir sind schlau, denken sie, wir gehen euch Menschen nicht ins Netz! Und die Menge bewegt sich im Flankenmarsch, bis die Bahn frei ist. Nun machen die Heringe die Wendung in die ursprüngliche Richtung ihres Zuges. Doch sie können nicht weiter. Das, was sie für das Ende des Hindernisses gehalten haben, ist die Einkehle des riesigen Sackes, aus dem es kein Entrinnen gibt: Die enge Trichtermündung, durch die sie hineingeraten sind, finden sie nimmermehr, und auch durch die Maschen kann man nicht entschlüpfen.

Mit einem Reusenball feiert man im Gasthof des Ortes die beendete Vorarbeit; Tanz, Musik, Speisen und Getränke sind unentgeltlich – alle Kosten tragen die armen Heringe, die verzweifelt in der Umschlingung zappeln, während man es sich hier wohl ergehen läßt.

An jedem zweiten Tag wird nun, vom Hochsommer bis zum Beginn der Laichzeit, die Reuse hochgezogen und ausgenommen.

Vor drei Uhr morgens geht ein Mitglied der Kompanie von Haus zu Haus, seine Genossen wecken. Wenige Minuten später stapft ein Dutzend Männer durch das Dorf. Über der Schulter tragen sie ihre Wasserstiefel, eine Hose aus Drelleinen von übermäßiger Breite und ein Netz, in dem

sie einen kleinen Teil der Beute für den eigenen Mittagstisch heimbringen. Auf Grashalme, Ähren und Zweige sind Perlenschnüre gelegt. Kein Huhn gackert noch, kein Karren rattert über den Weg, der Sand ist weiß und weich, dämpft die Schritte bis zur Lautlosigkeit. Alles scheint den Frieden einer Landschaft Claude Lorrains zu atmen. Aber über die Felsenränder der Landzunge brüllt ein einziger, endloser Schrei: Es ist das Meer, das sich in Erinnerung ruft. Wir gehen durch das Paradies, und schon meldet sich die Sintflut.

Der Ralliierungsplatz am Strand ist leicht erkennbar: Hunderte von morschen Buchenstämmen (alte Reusenpfähle) sind hier aufgeschichtet, ein Signalmast, ein langer, grobgezimmerter Tisch mit zwei Bänken steht daneben, die bauchigen Ruderboote liegen an erhöhter Stelle und hinter eingerammten Pflöcken.

In Schießbuden gibt es einen Zelluloidballon, den ein Wasserstrahl in die Höhe treibt: so balanciert jetzt die Sonne über den Wellenbergen. Tropfen wirbeln über die Düne. Manche Woge züngelt ins Land. Alpengipfel und Gletscherspalten entstehen vor unseren Augen, und vor unseren Augen zerspellen sie tausendfach. Eine Minute lang, zwei schauen die Fischer auf die Unendlichkeit der Unruhe. Vorgestern sind sie nicht ausgefahren, weil es zu stürmisch war. Nach knappem Hin und Wider sind sie einig, daß man heute fahren kann.

Sie setzen sich auf die Bänke, ziehen die leinenen Pluderhosen an und zerren die schweren Wasserstiefel, die sie bislang auf der Schulter trugen, über ihre Schuhe, über die Oberschenkel, bis zum Schritt. Eine Pulle Branntwein macht die Runde und ist rasch geleert.

Alle zwölf heben gemeinsam eine der Jollen und tragen sie hart an den Wasserrand, dann die zweite und die dritte. Je vier Mann stoßen ihr Boot vom Ufer in die See, und während es schaukelt, laufen sie ihm nach, bis zur Hüfte im Wasser, schwingen sich über die Brüstung und setzen Ruder ein. Die Wellen sind stärker – sie haben sich des Spielzeugs bemächtigt und werfen es einander in hohem Bogen zu. Wie große Straßenjungen, die den kleinen ihren Ball wegnehmen.

Die Pfahlanlage der Reusen ist sichtbar, doch kommen

wir nicht näher, so angestrengt die Riemen auch arbeiten. Weit vom Ziele ab drängen uns die Wellen, und wir haben nichts als den Trost, daß ein anderes der drei Boote noch viele hundert Meter mehr von der Fahrtrichtung abgetrieben wurde. Die Fischerfäuste halten die Ruder umklammert und dreschen das Wasser, Hiebe rechts, Hiebe links, immer wieder zerren und entreißen sie es den Wogen, bis wir endlich an der geflochtenen Mauer sind. Wir fahren sie entlang, so wie sie der Heringsschwarm entlanggeschwommen war, als er seinen Weg versperrt sah durch dieses Hindernis. Auch wir kommen dann zur Falle. An einem der elf Pflöcke, die in einer Distanz von etwa fünf Metern voneinander stehen, halten wir den Kahn mit den Händen fest und warten auf die anderen Fahrzeuge. Eines schiebt sich an die trichterförmige Öffnung, rudert langsam ein, die Bemannung schließt sie hinter sich und packt den Obersimm, den oberen Rand des Netzes. Inzwischen sind die beiden anderen Jollen rechts und links aufgefahren, und ihre acht Leute ziehen, weit über den Rand des taumelnden Schiffchens gebeugt, die Riesensteine herauf, die den Boden des Käfigs auf dem Meeresgrund festhielten. Man lockert die Spannung der Netzwände, so daß das mittlere Boot immer tiefer in den Bereich der Reuse dringen kann. Zum Schluß berühren sich die Spitzen unserer Fahrzeuge, ein gleichseitiges Dreieck bildend. Von vierundzwanzig Händen wird das Netz emporgezogen. Feine, dreieckige Maschen werden sichtbar. Die Erwartung steigert sich: Wie groß wird die Beute sein?

Kleine Flundern springen empor, dann kleine Heringe, und bald wirbelt ein Heer von fliegenden Fischen durch die Luft. Sie können nicht weiter flattern als über den Bootsrand, mitten in die Jollen. Die meisten stürzen wieder in das Netz zurück. Das wird gegen einen der Kähne geneigt, und Hunderte von Fischen fallen an Bord. Ein paarmal strampeln sie noch mit den Flossen, blaugrünes Konfetti und mattsilberner Flitter stäubt auf, dann schlagen sie noch etlichemal mit der Schwanzflosse auf den Schiffsboden und bleiben resigniert liegen.

Das Netz wird wieder hinuntergelassen und festgeknüpft. Die Fahrt geht zur nächsten Reuse.

Die Kähne biegen sich unter der Last der glitzernden Haufen. Dreißig Wall beträgt die Beute, das sind zweitausendvierhundert Heringe. Ein Aal ist auch dabei. Etwa vier Mark für jedes Wall – kein schlechter Fischzug heute! Freilich: es hat schon Tage gegeben, an denen man siebenhundert Wall bootete, Tage, an denen sich ein Lachs von anderthalb Meter Länge und achtundfünfzig Pfund Schwere in die Gesellschaft der Heringe gedrängt hatte. Aber oft mußte man mit leeren Händen heimkehren.

Einige Heringsbabys sind gleichfalls ins Garn gegangen. Sollen sie ihren Unverstand mit dem kaum begonnenen Leben büßen? Nein, die Männer werfen sie wieder ins Meer, darin sie wohlig schaukeln wie in einer Wiege. Wissen doch die Fischersleute, daß die heute Freigelassenen einst größer wiederkehren werden. Auch Heringe werden durch Erfahrung nicht klug.

Es geht dem Lande zu. Noch ärger schwankt das beladene Schiff, noch höher wird es auf den Kamm der Wellenberge geschleudert, noch tiefer in wäßrige Abgründe gezogen, noch heftiger gerüttelt und geschüttelt als auf der Hinfahrt. Will das Meer seine Bewohner zurück? Die Schiffer, so abgehärtet und so gewöhnt sie an solche Revolution von Wind und Wasser sind, fluchen die saftigsten plattdeutschen Flüche. Ihre Gesichter sind verzerrt, ihre Muskeln gespannt, Ruder und Steuer begegnen dem Aufstand. Nach Stunden steigen sie als Sieger schweißgebadet und müde ans Ufer.

Auf dem Mast wird ein Ballon aufgezogen. Das ist ein Signal und meldet: „Großer Fang." Die Fischersfrauen im Dorf, die längst nach diesem Zeichen ausschauten, laufen herbei. Sie booten die Heringe aus und breiten sie, sie zählend und ordnend, auf die Düne. Rechts die großen, links die kleinen und in die Mitte jene, deren Jungfräulichkeit man gleich erkennt: die Matjesheringe. Alles wird in Säcke gefüllt. Der Aal und die übrigen Fische, die nicht dem Geschlechte der Heringe entstammen, werden einem Gastwirt verkauft. Überdies behält jede Fischersfrau fünf Heringe, mit denen sie heute ein Whitebait dinner zubereiten kann, wenn sie es nicht vorzieht, ihren Anteil zu veräußern.

Weiberarbeit! Die Männer haben inzwischen die zweite Flasche Korn ausgetrunken und sind ins Dorf gegangen, um zu schlafen. Nur drei von ihnen spannen auf dem Zweimaster die Segel und fahren mit der Beute nach Lauterbach auf den Markt.

STREIFZUG DURCH DAS DUNKLE LONDON

London ist anders. Nicht nur anders, als es in den landläufigen Vorstellungen lebt, auch ganz anders als alle andern Städte der Welt. In Paris kann sich niemand mehr verirren, der einen Stadtplan mit den beiden konzentrischen Boulevardkreisen gesehen; mit den Körut in Budapest, der Ringstraße und dem Gürtel in Wien, mit den Boulevards in Brüssel ist es ziemlich ähnlich; in Berlin orientiert man sich, da die Gattung der Straßennamen in jedem Viertel einer bestimmten Begriffsgruppe entnommen ist. Ja selbst in Städten, deren Sprache man nicht versteht, findet man sich schneller zurecht als in London. In Griechenland, wo die Aufschriften neugriechisch sind, in den Dörfern Südungarns und des slawonischen Istrien, im Konstantinopel des alten Regimes und drüben im wildesten Kleinasien, wo keine Menschenseele eine Kultursprache versteht, ist man rasch heimisch. Aber hier in London – nirgends gehen Straße und Plätze so wirr durcheinander, nirgends sind Sitten und Lebensweise so verschieden von denen des übrigen Europa wie in London. In den ersten Wochen muß man Angst haben, irgendwo in Hendon oder in Black Heath oder in Walham Green aufzutauchen, von wo kein Bus und keine Tube nach der City Proper führt, wo die Fragen nach den Straßen des Westend mit verständnislosem Achselzucken beantwortet werden. Es ist schwer für jemand, der es nicht von Kindheit an gewohnt ist, sich um sechs Pence von dem mitten in der Straße auf dem Wagen hockenden Weibe ein Dutzend Austern zu kaufen und diese auf dem Trottoirrand sitzend zu verspeisen, es ist nicht jedes Kontinentbewohners Sache, in den Topf mit „snacks and shrimps", der am Bareingang hängt, zu greifen und eine Handvoll von Krabben und Schnecken zum Munde zu führen. Auch die „Kidneys Pies", die Nierenpasteten, zu zwei Pence verträgt nur der zehnte. Und in einer Bar des Black Lion Yard, wo wir Weißfisch bestellten, mißverstand der Barkeeper und brachte Whistkar-

ten. Fast alles wird stehend gegessen, und wenn man sich einmal nach einem ruhigen Abendbrot sehnt und in ein Hotel am Piccadilly einkehren will, so macht der Portier darauf aufmerksam, daß man einen Frack haben müsse.

Bereits bei der Ankunft merkt man, daß es in London ganz anders ist als anderswo. Der Bahnhof ist eigentlich eine Straße, der Stand der Droschken ist an der Plattform der Züge, man reicht, den Träger ersparend, das Gepäck aus dem Waggon direkt in die Kutsche. Keine Bahn ist staatlich, keine ist privilegiert. Das Bahnhofsgebäude ist ein vierstöckiges Hotel. Im Hansom, der zweirädrigen Sänfte, fährt man ins Boardinghouse; der Kutscher sitzt hinter den Passagieren und führt über deren Kopf die Zügel. Von den Türmen schlägt es acht Uhr morgens; jeder Glockenschlag ist ein vierfacher Akkord. Das Frühstück wird serviert: Tee mit Toast und einem unförmigen Brot (oder ist's die Mißgeburt einer Riesensemmel?), mit Marmelade und Butter und mit drei Gängen, Fische, ein Fleischgericht und „bacon and eggs".

In den Straßen tobt der Verkehr. Knaben lenken Fuhrwerke, Frauen Automobile, die Kondukteure der Omnibusse preisen ihre Linie an, haarscharf fahren Autotaxi und Motoromnibusse aneinander vorüber, die trabenden Pferde berühren den Kopf der Fußgänger. Überall steht „Bobby" wie ein Fels im Meer, nicht Federbusch noch Waffe leihen ihm Respekt; er stellt sich mit dem Rücken unmittelbar vor den sausenden Motorwagen, hebt die Hand, und hinter ihm stauen sich fünfzig Wagen. Da er den Arm sinken läßt, geht sie weiter, die wilde, verwegene Jagd. Mitten im Trubel, ganz nahe vom Hyde Park Corner, zwischen dem königlichen Buckinghampalast und der feudalen Piccadillystraße, weiden Schafe in idyllischer Ruhe, als ob sie nicht im Green Park, sondern in biblischer Landschaft lebten. Vor dem Kino stehen Menschen in etwa zweihundert Meter langer Reihe; niemand drängt sich, man steht in bequemen Intervallen und liest die Zeitung oder läßt sich von dem Burschen belustigen, der – er sieht aus wie ein heruntergekommener Oscar Wilde – auf dem Asphalt der Fahrbahn einen Niggertanz aufführt; die Wagen weichen dem Tänzer aus, und Schutzleute schauen ihm zu, bis der Tanz zu Ende ist und der

Künstler einsammeln geht. Draußen in östlicheren Bezirken nehmen ein Dudelsackpfeifer oder ein bemaltes Kurbelklavier die Stelle des Tänzers ein. Am Viktoria-Embankment malt ein fußloser Mann Porträts europäischer Staatsmänner mit Buntstiften aufs Pflaster, damit ihm der Passant einen Halfpenny hinwerfe. Von neun Uhr früh an verschleißen Kolporteure die Abendblätter, die von da ab fast jede Stunde erscheinen, immer um Meldungen und an Umfang vermehrt, bis das Blatt um sieben Uhr abends dreimal so stark ist. In offenen Läden der City wird von morgens bis abends alles in privater Auktion versteigert. Kaffeehäuser, wo man in Ruhe Zeitungen lesen könnte, gibt es nicht. Die Rechnungen erhält man in dreierlei Münzsorten, Pfund, Shilling und Pence, präsentiert. Auch Meter- und Litermaß bestehen für den Engländer nicht, er rechnet nach Feet und Bushels. Zigaretten werden nach Gewicht verkauft, es gibt keine Nachttischchen in Hotelzimmern, die Stubenmädchen sind unnahbar. Um halb ein Uhr nachts schließen die Restaurants, fahren die letzten Untergrundzüge, und es wird fast leer in der bevölkertsten aller Städte.

Nur draußen, am Ostende der Stadt, lebt auch die Nacht. Der Jago Court, dessen Greuel Morrisons Feder schildert, ist gefallen, seine Greuel leben fort. Schon hinter Houndsditch, dem Partiewarenhändlerviertel, das in den Schilderungen der großen Anarchistenschlacht von Sydney Street ärger dargestellt wurde, als es ist, und hinter den Minories, deren Trödlerläden bis zum Tower führen, beginnt sich's zu zeigen, daß hier die Not wohnt – ganz, ganz nahe der Bank von England, der Londoner Börse, den Lloyds, dem Cornhill, dem Lombard und der Fenchurch Street, den Straßen des Waren-, des Wechsel- und des Geldverkehrs und denen des Kolonialgroßhandels. Vor den Buden der Fleischer überschreien sich die Ausrufer, an den Wagen der Gemüsehändler feilschen Frauen mit schmutzigen Haaren, und bis auf die Fahrbahn hinaus drängen sich Greise, Männer, Mädchen und Kinder in dem Laden, dessen Auslagsschild besagt: „Hier werden Kartoffeln gebraten." Aber noch brennt in Aldgate High Street und in Whitechapel Road scheuchendes Licht elektrischer Lampen, noch stehen Polizeimänner mit Laternen am Gurt und eingerolltem Mackintosh in der

Hand an Straßenecken. Erst rechts und links von der Hauptstraße herrscht das Dunkel. An der Sprache kann man den Fremden nicht erkennen, denn hier wird überall Kauderwelsch gesprochen. Der Jargon „Jiddisch", ein russisch-deutscher Dialekt, der mit hebräischen Lettern geschrieben wird, dominiert. Wer ihn nicht beherrscht, wird als Engländer angesehen, doch in den Nachbarbezirken hält man den, der nicht den „Slang", das Volksenglisch, zu sprechen weiß, für einen russisch-jüdischen Emigranten. „Four Pence Diningrooms" laden zum Eintritt.

Jedes dritte Geschäft ist eine Kneipe. Gin, Whisky, Rum, Brandy, Port, Oatmeal stouts und Pale ale aller Sorten werden in Aufschriften angepriesen. Hinter einem Hufeisenschalter regiert der Barkeeper, umgeben von seinen Gesellen männlichen und weiblichen Geschlechts. Der Wirtshausraum ist durch drei von der Wand bis zur Bar führende Verschalungen in drei Teile geteilt, damit sich das Gedränge nicht auf einen Punkt konzentriere. An jedem der drei Eingänge hängt ein Topf mit tüchtig gesalzenen Krabben und Schnecken, unentgeltlich zu genießen, denn es bringt Durst. Schmutzige Hände greifen tief in die Gefäße. „Noch einen Brandy!" Der Wirt schiebt das leere Glas hinter das Pult auf eine Metallrinne, zieht an einem schwarzen Kolben, der oberhalb des Glases auf dem Tisch steht, und durch einen Hahn fließt Brandy in das Glas. Etwa dreißig solcher Kolben sind auf dem Tisch angeschraubt: für jedes Tränklein einer. Auch Bier wird ausgeschenkt, in Holzgefäßen und in Zinnkrügen. Man kann sie auf Konsolen stellen, wenn man die Hände frei haben will, um in den Schneckentopf zu langen. Weiber zechen hier (sie tragen Männermützen, mit Hutnadeln festgesteckt), Neger, Söldner in roten Röcken, Inder, Chinesen und Knaben. Auf der Straße vor dem Eingang bläst ein Trompeter eindringlich ein Lied in das Wirtshaus hinein, um das Spielhonorar einzuheben, wenn die Gäste herauskommen.

Weiter gegen Südosten: Whitechapel ist zu Ende, die dunklen Gassen, deren Bezeichnungen nicht mehr zu entziffern sind, gehören zu Stepney und sind südliche Parallelstraßen zur Mile End Road. Niedrige Häuser, vor denen noch spät in der Nacht Kinder spielen und die armen Passan-

ten anbetteln. Durch den Flur blickend, sieht man mitten in die matt erleuchteten Wohnstuben, wo Leute bei Tisch sitzen oder im Bett liegen. In kleinen Verbindungsstraßen brennt überhaupt kein Licht, und man ist froh, daß man niemandem begegnet.

Aus einer schlecht beleuchteten Schankstube, die auch der lockenden Aufschriften enträt und demnach wohl nur auf ihre Stammgäste reflektiert, wird ein Zerlumpter mit Fußtritten aufs Pflaster geworfen. Sein Weib drängt sich mit seinem Hute aus der Wirtsstube zu ihm, sie stößt schrille Schimpfworte, Flüche und Drohungen aus, paritätisch gegen die Insassen der Bar und gegen ihren Mann. Der wälzt sich auf dem Pflaster und speit.

Immer lebhafter wird es, je mehr man sich der Themse nähert. Wie Sperrbäume stehen schlampige Frauenzimmer inmitten der schmalen Gäßchen, an der Ecke lauern ihre Ritter. Die Tavernen tragen einladende Namen: „Zum guten Freund des Schiffers", „Zum durstigen Bootsmann", im Innern rasseln Orchestrions. Vor einer Laterne ist eine Menschenansammlung: Zwei wütende Burschen von kaum sechzehn Jahren tragen einen Boxkampf aus, die Fäuste prasseln auf Nase und Bauch, die Knöchel auf Kinn und Schläfe, oft so heftig, daß der Angreifer angeknockt zurücktaumelt und zu Boden stürzt, die Kämpfer begleiten ihre Schwinger mit Todesdrohungen und wüstem Geschimpf, das Publikum schürt durch anfeuernde Zurufe das Match, Blut fließt, ein Polizist kommt vorüber und schaut dem Kampfe höchst interessiert zu.

Auf Drehbrücken geht es über die Docks, an den endlosen Mauern der Lagerplätze, der Packhöfe und der Warenschuppen vorbei, bis zu den Werften, die die Themse umsäumen. Einstmals waren die Rundtürme des Tower Weltwunder der Höhe; jetzt werden sie überragt von Kranen, Schloten und Masten, die sich in rauchig-dunkler Luft kreuzen. An den Rampen fünfstöckiger Wharves flüstern Stimmen beiderlei Geschlechts, liegende Körper bewegen sich ungeniert. Auch Malaien sitzen da mit baumelnden Beinen; sie lassen die nächtlichen Fußgänger Revue passieren, und ihr Sinn steht gleichermaßen nach Liebe wie nach Geld. Ihre Augen funkeln unheimlich aus gelbem Gesicht. Ach was, hier gibt's

auch wieder mehr Schutzleute. England schützt seinen Handel, und Millionenwerte sind in diesem Bezirke aufgespeichert. Freilich, die Zahl der Hafendiebstähle ist trotzdem ungeheuer groß, und die Polizisten sind sehr gefährdet. Jährlich werden hier dreihundert „Blaue" im Dienst verletzt.

Überall ist Gesang in den Schenken, Gegröle an den Mauern der Häuser, überall verrichten Männer und Frauen ihre Notdurft, überall torkeln bezechte Matrosen, breitschultrige Auslader, Nigger und Kulis, die die Schiffe waschen, Gehilfen der Schiffsbauer, Vaganten und Hafenhuren durch verwahrloste Häuserreihen. Ein ungeheurer Hafenbezirk ist es, der von Wapping über Shadwell, Limehouse und Poplar zu durchschreiten ist, bevor wir durch Bromley wieder auf die Höhe Whitechapels kommen.

Die Gestalten hier haben schwermütigere Gesichtszüge als die im Hafenviertel, wo im Reiche der Millionenware schließlich doch auch Geld unters Volk kommt, wo doch Löhnungen vom Schiff und Laderaum verpraßt werden können. Hier aber, in Spitalsfield, in Shoreditch, in Bethnal Green und in Hoxton, trinkt man nicht, um den Aufenthalt am Festland genießend auszunützen, hier trinkt man, um Schmerz und Not nicht zu fühlen. Durch Fensterläden sieht man in Wohnstuben-Werkstätten, wo beim Schein von Öllämpchen die bärtigen Schneider und Schuster arbeiten, die russischen Schirmmützen auf dem Kopfe. Frauen helfen, und Kinder nähen Knöpfe an. Es sind sehr viele Kinder in jedem der Stübchen; quittengelb und rachitisch, mit dem Stempel des Hungers gezeichnet. An manchen Häusern kauern Arbeiter und rauchen; es sind Bedienstete der Möbelfabriken. Vor den vereinzelten „Hannoveran Houses" für Arbeiterwohnungen, deren Stiegenhäuser gegen die Straße zu offen sind, sitzen Menschen wie Schwalben auf dem Telegrafendraht. Fast in jeder Gasse wird das Einerlei der Armseligkeit von einem Gebäude unterbrochen, dessen Fensterläden freundliche Blumentöpfe zieren und dessen Plakate in hebräischen Lettern zur Taufe laden und dafür Seelenheil, lohnende Arbeit, Gesundheit, Bildung, Zukunft und Geld für Männer, Frauen und auch für Kinder versprechen. Aber die Armen rackern sich in Krankheit, Schmutz und Sorge und schauen gar nicht hinüber.

Die Lokomobile des Kartoffelbraters umlagern Kinder und Frauen. In einer Ecke unterhandeln zwei Männer, die nicht hierherpassen, wo die weltberüchtigten „madgod ruffians“ die Hochschule ihrer Räuber- und Messerstechkünste haben; die beiden sehen wie vollendete Gentlemen aus. Ihre Unterredung ist erregt, aber so leise, daß man keine Silbe aufschnappen kann.

Das achtundachtzigste Haus der Hantrury Street ist geweiht für alle Zeiten: Jeder weiß es im Londoner Osten, daß hier Jack der Aufschlitzer ruhmreich gelebt hat.

In einigen Gassen werden Abendmärkte abgehalten: die Gasolinflammen der Stände flackern unruhig und fahl nach allen Seiten. Von einem Wagen, der die Transparentaufschrift „Syndicalists“ trägt, redet ein Mann laut zu ein paar Versammelten: „Abschaffung des Privateigentums an Erwerbsmitteln, direkte Aktion, the mistakes of Charles Marx, individuelle Selbsthilfe“ und dergleichen.

Mit ungeheuren Wohltätigkeitsbauten haben einige Millionäre Englands ihr Gewissen beruhigt, von der Melodramatik der Dickensschen Romane und den Predigten der Reverends bewegt, sind hier philanthropische Institutionen erstanden, der Volkspalast, das Hospital, Dr. Bernados Homes, Toynbee Hall, Volksbibliotheken, Museen, Parks und Schulen – aber überall wächst neues Elend und neues Verbrechen aus dem Dünger der Gosse und der Wohnungen empor!

Tschinellenklänge, Trompetenstöße, Trommelwirbel in der Winkelgasse, mitten in der doppelten Nacht? Es ist die Musikkapelle der Heilsarmee, von einer Kompanie uniformierter Knaben begleitet und von einem ihrer Offiziere, der an einer nahen Straßenecke die Menge in einer Predigt zur Einkehr, zur Mäßigkeit und Buße mahnen wird. Die Großen und die Kleinen aus der Armengasse lassen die Jazzband Jesu Christi vorbeimarschieren. Sie haben keine Zeit, dem Marsch zu folgen, sie haben keine Hoffnung.

Hier über dem Osten liegt der Schatten der Stadt, über der nur im Westen die Sonne leuchtet.

FAHRT UNTER WASSER

„Tauchbereit!"

Auf dieses Aviso fliegen brennende Zigarettenreste ins Meer, Matrosen springen, die Maschinenluke hinter sich schließend, in das Innere der Okarina, auf ihre Tauchstationen. Der Kommandant schwingt sich in den Turm und klappt den Deckel über sich zu. Dieselmotoren, die bislang den Propeller drehten, hören zu arbeiten auf; zur Verbrennung ihres Blauöls ist Luft nötig, und die brauchen wir jetzt selbst. Unter Wasser ist der Betrieb elektrisch, eine Akkumulatorenbatterie von sechzig Zellen liefert den Strom, der die beiden Elektromotoren von je hundert Pferdekräften bewegt.

Stimme vom Kommandoturm: „Alles dicht?"

Pater profundus (tiefe Region): „Alles dicht! Boot tauchbereit."

Stimme vom Kommandoturm: „Fluten!"

Flutventile und Entlüftungsventile der Tauchtanks öffnen sich. Meerwasser ist der Ballast, der jetzt in die Tanks strömt. Luft, die bislang Trockenwohnerin war, verläßt – vor Wut über die Delogierung zischend und pfeifend – das Quartier. Wir sinken. Durch die kleinen Seitenlichter des Turmes, Rundfenster dicksten Glases, kann man es feststellen. Das Wasser reicht bis zur Hälfte der Fensterhöhe. Sonnenstrahlen wirbeln darin. Dann steigt das Wasser noch höher, und draußen wird es ganz blau. Weiter fällt das Boot. Siebeneinhalb Meter sind wir unter dem Meeresspiegel, also in Schwebelage. (Gewicht des Bootes gleich Auftrieb.) Jetzt kann man fahren. Die E-Motoren werden angesetzt, das Tiefensteuer abwärts bewegt. Das Boot nimmt eine Buglast von zehn Grad an. Das Tiefenmanometer beginnt zu spielen, zeigt an, daß wir nach unten gehen. Ausrufe des Tiefensteuermannes: „Neun Meter, zehn Meter, elf Meter!"

Dies ist die Auslugtiefe. Das Periskop ist sechs Meter

lang, und das Boot hat eine Höhe von fünf Metern. Man kann es also noch nach dem Sehrohr dirigieren.

Der Tiefensteuermann meldet, daß das Boot zu schwer ist. Der Pater profundus in der tiefen Region, den die Unterseebootsleute „Zweiter Offizier" nennen, gibt das Kommando: „Reglertank lenzen!" Befehl ist Befehl; nicht nur das, er muß sogar befolgt werden. Also, der Reglertank, in der Mitte des Bootes, wird mit der Lenzpumpe von Wasser befreit, „ausgepumpt", sagt der Laie, „gelenzt", sagt der Fachmann.

Aha! Das Boot kommt wieder in die richtige Trimm und kann in der anbefohlenen Richtung weiterfahren. Wir wissen nicht, welches diese Richtung ist, wir merken überhaupt nicht, daß wir fahren, wir wissen nicht, wie tief wir sind und ob etwa der Gegner schon in der Nähe ist. Wir sind einfach in einen grausam engen Maschinenraum eingepfercht und sind ölig und schmutzig. Alles andere weiß nur der Herr oben, der unser Schicksal lenkt.

Der Herr oben, der unser Schicksal lenkt, balanciert mit gespreizten Beinen über der (nach innen) offenen Turmluke, beide Arme hat er ausgebreitet, in den Händen hält er die Griffstücke des Sehrohrs, und dieses drehend, dreht er sich mit. Manchmal ganz langsam nach rechts, dann mit einem jähen Sprung nach links und wieder mit einem Sprung nach rechts. Dabei sind seine Augen in die Stange festgebohrt, und er ruft dem Steuermann Kommandos zu, Kurs des Bootes, einzuhaltende Tiefe, Fahrtgeschwindigkeit. Seltsam: in einer hermetisch abgeschlossenen, tief ins Meer versenkten Kammer starrt er in die Löcher einer Stange und sieht! Sieht eigene Schiffe, denen auszuweichen ist, und plötzlich – ein feindliches, das anzugehen ist.

„Apparat eins und zwei klar!"

In dem druckfesten Körper ist alles in Bewegung. Jeder Mann an seiner Gefechtsstation. Man kann den Händen der Torpedisten die kommenden Griffe schon im voraus ansehen.

Gedanken aller: Wenn unser Boot einen Schuß bekommt, der auch nur die Apparatur beschädigt – wir bleiben gleich hier in unserem Sarg.

Ohne verwundet zu sein, ohne krank zu sein, bei klarem

Bewußtsein, ohne die Gesellschaft zu verlassen, in der wir sind, werden wir lebendig begraben. Sehen die Welt nicht mehr und werden von der Welt nicht gesehen.

Wenn wir aber schießen, dann sterben drüben junge Menschen.

Das Herz klopft, Flüche verstummen, der Humor ist vergangen. Ein Passagier ist gekommen, noch unhörbar und unsichtbar, aber er frißt von unserer uns zugemessenen Luft: der Tod.

„Druck nach vorn! – Mündungsklappe öffnen! – Torpedo eins fertig! – Torpedo zwei fertig!"

Aviso vom Auslug: „Achtung!" Die Elektromotoren arbeiten mit äußerster Kraft voraus. Auch die Nerven haben Höchstspannung erreicht. Man sieht nichts, weiß nichts. Nur der Kommandant sieht etwas, weiß etwas. Und jetzt – jetzt sieht auch er nichts mehr. Mit dem letzten Blick nach dem Gegner zieht er das Periskop ein, auf daß es uns nicht verrate. Wir sind blind.

Der Kommandant berechnet die Vorhaltewinkel für die Lancierung gegen das fahrende Schiff. Noch einmal wird das Sehrohr ausgeholt und in den Lancierkurs gewendet. Kommandant: „Backbord zehn!" Der Steuermann ruft von zehn zu zehn Grad den Kurs aus. „Hundert! Neunzig! Achtzig!" Befehl: „Entgegen! Sofort!" Steuermann: „Siebzig!"

In diesem Kurs fährt das Boot, seine furchtbare Waffe gelockert, und muß bald in der Peilung sein.

„Torpedo eins: los!" Der Kommandant drückt auf einen Taster. Die Abfeuerung ist ausgelöst. Ein dumpfes Geräusch erfüllt das Boot, es ist die Druckluft, die aus dem Lancierungsapparat hinausgestoßen wird.

„Steuerbord zehn!" (Es wird dem Feinde nachgewendet.) „Torpedo zwei: los!"

Das Boot ist um zwei schwere Torpedos leichter. Es würde infolge dieses Gewichtsverlustes zu stark emporspringen. Deshalb legen wir das Tiefensteuer abwärts. Unser Fahrzeug nimmt eine Buglast von zehn Grad an. Man wendet alle Mittel an, es zu beruhigen. Gleichzeitig ruft der Türmer, schon wieder mit den Augen an das Periskop festgeschraubt: „Torpedo zwei läuft gut, Torpedo eins zu weit rechts!"

Einstweilen werden die Mündungsklappen der beiden

Lancierrohre für die Einführung der nächsten beiden Torpedos geschlossen.

„Torpedo zwei: Treffer!" ruft der Herr am Rohre.

Es wird abgewendet. Das lancierte Schiff dampft ab – wie weit es kommen mag? Man wird es schon erfahren.

Nach unten kommt der Befehl zum „Auftauchen! Alles blasen!". Das Tiefensteuer wird aufwärts gestellt, das Boot nimmt Hecklast an, die Tiefenmanometer spielen rascher und zeigen kleinere Tiefen; da die Skala vier Meter angibt, bleiben sie stehen. Jetzt ist unser Vehikel wieder schön horizontal gelagert, durch die Seitenluken konstatiert man froh, daß die Sonne die dünne Wasserschicht bereits durchdringen kann, und dann sieht man die Oberfläche des Meeres, so gut, wie sie bisher nur der Kommandant auf indirektem Wege sah. Tageslicht! Tageslicht!

Gestoppt werden die Maschinen. „Alles lenzen!" Der letzte Rest Wasser wird aus den Tanks herausgepumpt, die Turmluke wird geöffnet. Blauer Himmel, frische Luft, der Todesgefahr entgangen. Hörbar ist das Aufatmen. Kommandant und Steuermann klettern auf Deck, aus den anderen Luken springt die Mannschaft – alle bereits mit der brennenden Zigarette im Munde. Spucken ins Meer, fluchen sich frei und paffen. Auch das Meer an den Bordwänden qualmt vergnüglich: In milchigen Schwaden quirlt das Wasser aus den Tanks hervor, die noch gelenzt werden.

Die Oberwassermaschine wird klargemacht, aus dem Innenboot werden Meldungen herausgerufen. „Alles lenz!", das heißt, daß alle Tanks leer gepumpt sind, „Alles dicht!", das heißt, daß alle Ventile geschlossen sind, und „Beide Maschinen klar!", das heißt ungefähr, daß beide Maschinen klar sind.

MISSGEBURTEN DES PORZELLANS

Dunkler Dreck und schmutzige formlose Steine bilden Hügel auf dem Fabrikhof, der so ist wie alle Fabrikhöfe. Zugegeben, diese Kothaufen heißen: „schwarzer Ton", und das minerale Unkraut da: „Kaolin" oder „Quarz" oder „Feldspat". Aber wennschon! Dieses Zeug will man also verwandeln
in tiefblaue Teller mit Seelandschaften und zierlich durchbrochenem Rande;
in schreiend geblümte Riesenvasen aus weißer Fayence „Aluminia";
in eine reichdotierte, grotesk-naturalistische Menagerie
sich erstaunlich gelenkig aufrichtender Nashorne,
von graublauen Seehunden schneeigen Bauches,
Pfauen, sich protzig weit entfaltend,
Kopfball spielenden Walfischen,
höchst possierlichen Pavianen,
zärtlichen Elefantenpaaren,
drei raufenden Dackeln,
Wasserhühnern und
Heringen;
oder in Mokkatäßchen?
Was wird mit dem Schutt vor sich gehen, bevor er zu Königlich Kopenhagen wird, zu den porzellanenen Gestalten und Geschirren, unten blau signiert mit drei gekrönten Wellenlinien, die den Öresund und den Großen und den Kleinen Belt bedeuten (die Wasserwege, die die Porzellanfuhre nehmen muß vom dänischen Eiland bis zu den Vitrinen der Sammler)? Voyons! Der Ausländer hatte ohnedies allerhand Schwierigkeiten zu überwinden, bevor er die Besuchserlaubnis bekam. Schließlich wird er selbst so argwöhnisch, daß er aus der freundlichen und eigentlich selbstverständlichen Frage, ob er sich speziell für Porzellan interessiere, den Spionageverdacht heraushört. Und hinter dem herzlichen, persönlichen Interesse an seinem Studiengang wittert er Tendenz.

Sind diese Vorsichtsmaßregeln noch ein Erbe jenes achtzehnten Jahrhunderts, das die Kunst, „China" zu machen, neben die Alchimie stellte und auf den Verrat dieser Töpfereiprozedur den Tod? Der vorgebliche Goldmacher Böttger, der 1709 die chinesische Kunst für Europa erfand, wurde hernach in der Meißner Fabrik unter strengerer Aufsicht gehalten als vorher in seiner Haft auf Königstein. „Geheim bis ins Grab", stand zwischen zwei Totenköpfen auf den Wällen, die die Meißner Arbeiter mit ihren Familien lebenslänglich einschlossen. Welche Spionageversuche, welche Bestechungen, welche Beschwörungen ließen doch die Kaiserinnen, die Könige, die Kurfürsten und die Herzöge unternehmen, um dahinterzukommen, wie man diese Scherben herstellt! Fürstenhöfe buhlten um der Töpfer Gunst, und der größte König schreckte nicht davor zurück, dem sächsischen Vetter Modelle, Rezepte und Formen zu rauben und nach Berlin zu überführen. „Porcellaine" zu erzeugen war fürstliche Mode, königlicher Sport. Er trug nichts ein, und um Abnehmer zu haben, ordnete zum Beispiel Friedrich II. an, daß in Preußen den Heiratskonsens kein Jude bekommen dürfe, bevor selbiger nicht um hundert Taler Geschirr aus der Berliner Manufaktur gekauft habe. (Und während der Freiheitskriege besagte eine Denunziation, die Juden trieben solchen Aufwand, daß eine Witwe im Jüdenhof nächst der Nicolaikirche eine Porzellanschüssel der Königlichen Manufaktur als Bidet benütze.) Die Könige hüteten die Patente viel ängstlicher als Geschäftsgeheimnisse – es waren Hofgeheimnisse.

Hier in Kopenhagen scheint diese Tradition noch zu spuken, die Ingenieure haben etwas von Hofsekretarii an sich, obwohl „Den kongelige Porcellainsfabrik København" längst nicht mehr königliches Privateigentum ist. Was gibt es denn zu verheimlichen? Tausend Arbeiter sind hier beschäftigt, es ist wohl der ganze Vorgang in jedem Fachbuch beschrieben, und alles ist doch sehr klar: In der Schlemmerei wird das Rohmaterial, das da so plump gehäuft im Hofe lag, zerklopft, zerquetscht, zermahlen, dann kommt der Ton entweder auf die Drehscheibe, wo er zu Tellern, Schüsseln, Schalen und Töpfen gestaltet wird, oder in die Gießerei, wo die einzelnen Teile der Figuren, Kannen oder Vasen in Gipsformen gegossen werden.

Nicht viel poetischer sieht es in den langgestreckten Malsälen aus. Blasse Mädchen und kurzsichtige Frauen sitzen vor Mustern, die sie längst nicht mehr ansehen, und pitzeln mit spitzigem Pinsel und verriebener Farbe (meist Kobaltblau, es kann aber auch Chromgelb sein) Ornamente aus freier Hand, wie sie kein Zirkel und keine Reißfeder genauer zu ziehen vermöchten. Und malen Blüten und Zweige und Stengel der Flora danica auf den Tellergrund, aus dem Gedächtnis und doch so, daß selbst Linné kein Staubgefäß vermißte. Den Kiemen der Fische, dem Gefieder gespreizter Truthähne, den Pratzen von Raubtierjungen geben sie einige Farbe, und alles kriegt Glasur, indem man das Stück in einer Schüssel schwenkt, worin die Schlempe milchig schimmert, Kristall-, Schlangenhaut- oder Katzenaugenglasur.

In kreisrunden Kapseln aus Ziegelmasse wird Kunstporzellan und Gebrauchsgeschirr so aufgeschichtet, daß es von der Flamme nicht direkt angegriffen werden kann, und geht in den Brennofen. Die Glut von siebzehnhundert Grad Celsius, die höchste aller Porzellanfabriken, erhöht zwar die Weiße der Masse und den Glanz, aber die Farben werden eintönig, bekommen etwas von der grüngelben Blässe, die ein Embryo in Spiritus hat, und etwas von dessen grotesker Echtheit.

Das Gebilde, das diese Feuerprobe bestanden hat, darf hinaus in die Welten und Zeiten. Aber nicht jedes besteht sie. Oft platzt die Kapsel, und alle darin angeordneten Stücke gehen zugrunde, häufig erleiden sie solches Malheur, weil Rauch eingedrungen ist, manchmal verliert ein Figürchen das Gleichgewicht und fällt auf den Nachbar, mit dem es nun zusammenschmilzt. Wir sehen diese Mißgeburten des Porzellans, ein ganzes Abnormitätenkabinett der Töpferei: zwei Hunde, die nicht voneinander können, ein Kind mit zwei Köpfen, zwei Affen mit vier Popotscherln, einen Hirtenknaben, der zum Sodomiten geworden ist, einen Walfisch mit Elefantenrüssel.

Eine bekannte Kopenhagener Porzellangruppe veranschaulicht die Märchenprinzessin und den Schweinehirten, wie sie ihn küßt, weil er dies als Kaufpreis für die künstliche Rose und die künstliche Nachtigall verlangt hat. (Aber als sie ihn endlich geküßt hat, wodurch er wieder zum Kö-

nigssohn wird, verläßt er sie – so erzählt das Andersensche Märchen weiter –, denn ihre allzu heftige Liebkosung hat ihm mißfallen.) Auf einem verstümmelten Exemplar ist nun die Mädchenfigur etwas ausgerutscht, und – die Prinzessin ist in einer Stellung zu sehen, die geradezu als schamlos bezeichnet werden muß! Man begreift, daß der Prinz – wahrscheinlich ein naiver, allen Perversitäten abholder Jüngling – über ein solches Verhalten empört ist und ernüchtert, man begreift die Symbolik des Märchens ... Der Direktor der Manufaktur erklärt uns denn auch, daß diese Gruppe selbstverständlich zertrümmert wird.

Nur wenige der porzellanenen Fehlgeburten können noch zum Leben erweckt werden: durch Abschleifen kann man ihnen eine halbwegs annehmbare Gestalt geben und sie als Ausschuß (euphemistisch: „Ware zweiter Qualität") verkaufen. Das meiste wird zerschlagen. Dann war alle Arbeit umsonst, die fabrikmäßige und die Manu-Factur, die Mühe der Malerinnen und die Kunst der Modelleure. Die Verlustprozente sind hoch, und der Käufer des geratenen Exemplars muß die Kosten des mißratenen bezahlen.

BÜRGERKRIEG UM DIE FESTUNG KÜSTRIN

2. Oktober 1923

Dorthin, woher die Erregung kommt, wohin der starre Blick der Angst gerichtet ist. Berlin ist erregt und geängstigt von den Kämpfen um die Festung Küstrin; von der Gefahr, die darin liegt, wenn die Vorburg der Reichshauptstadt in die Gewalt reaktionärer Aufrührer fällt; von dem Gedanken, daß der Bürgerkrieg begonnen; von dem auffallend knappen Bericht und dem Verbot der Veröffentlichung privater Nachrichten.

Wenn der Zug eine Biegung macht, sieht man den Bahndamm – die einzige Welle dieses märkischen Landes. Wir rutschen über ein Nudelbrett. Dem noch umkämpften Küstrin zu. Lange genug für eine so berühmte Festung war es friedlich in ihren Wällen. Sie liegt ja nicht an der Grenze, sie ist kein offensives Fort, sie ist zum Schutze Berlins da. Markgraf Hans hat 1536 die alte Wendenstadt als Sumpffestung wehrhaft gemacht, ein strenger und gerechter Herr. „Auferas malum e medio populi tui", zitierte er, wenn er Todesurteile unterschrieb, und lehnte Gnadengesuche ab: „Fiat iustitia et pereat mundus." Vielleicht war es die düstere Geschichte der Stadt, die ihn zu solcher Unnachgiebigkeit führte: Nichts als Fehden berichten die Chroniken. Aber die Armierung half nichts. Knapp vor der Zorndorfer Schlacht (August 1758) äscherten die Russen in kurzem Bombardement ganz Küstrin ein; der Oberst Schach von Wuthenow trug Schuld an diesem Debakel, ein unfähiger Kommandant. Ein verräterischer Kommandant aber war Oberst von Ingersleben, der Küstrin 1806 kampflos an Napoleon auslieferte. Kriegerische Ruhmesblätter hat die Stadt Küstrin nicht aufzuweisen.

Nun nennt sie wieder der Heeresbericht des militärischen Vogts von Deutschland, der ebenso heißt wie der in „Wilhelm Tell". Gegen Geßler geht der Kampf der preußischen Nationalsozialisten und der bayrischen Monarchisten, und

Geßlers Reichswehr steht in Küstrin gegen „nationalkommunistische Aufrührer" im Gefecht.

Die Landschaft, die der Zug durchquert, ist friedlich. Längst ist Berlin versickert und die Industrie. Immer spärlicher werden die Fabriken, aus deren Schloten die grauen Fahnen der Arbeit wehen; der Boden ist karg, die „Streusandbüchse des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation". Freundlicher ist das Oderbruch, Tomaten werden gezüchtet, und Raps, Spargel stehen in Blüte, von der Gerste ist nichts geblieben als ein Parkett von Stoppeln. Die Warthe schimmert durch die Bäume. „Küstrin-Altstadt". Reichswehrsoldaten, auf dem Ärmel eine weiße Schleife mit der Aufschrift „Deutsches Reichsheer" und einem runden Stempel, prüfen streng die Ausweispapiere und unterziehen uns einem Kreuzverhör. Durch die lange Vorstadt und über die eiserne Oderbrücke führt der Weg. Der Fluß scheint seicht, aber vielleicht sind es die Landzungen, fast von einem Ufer zum anderen reichend, und die Sandbänke, die diesen Anschein erwecken. Zwei Bastionen schieben sich steil in das Wasser, „König" steht auf der einen, „Brandenburg" auf der anderen. Dazwischen am Uferrand, von dreißig Kastanienbäumen eingesäumt, strahlt eine Wiese, bereit zu Schäferspielen.

Hinter dem Rasen ein Schloß deutscher Frührenaissance. Das Festungstor ist zugleich Stadttor und wie eine Zugbrücke der Weg zwischen Wällen und Wassergräben der alten, altpreußischen Zitadelle. Schilfrohr und Seerosen baden in diesen Tümpeln. Und solches Idyll sollte einst ein Hindernis für heranstürmende Armeen darstellen! (Jetzt sind Luftabwehrkanonen und Panzergeschütze an unsichtbaren Stellen eingebaut.)

Die Zugbrücke geht in eine Gasse über, die Hauptstraße der Altstadt, des von Warthe und Oder umflossenen Teils Küstrins. Auch hier ist's noch friedlich, typische Kleinstadtgasse, wenn auch der Inhaber des ersten Kramladens „Ludendorff" heißt und erregte Menschen an den abendlichen Häuserwänden stehen, Männer beisammen, Frauen beisammen, Mädchen beisammen, Schulkinder beisammen. Alle reden dasselbe – von den Kämpfen. Schließen wir uns den Gruppen an oder fragen wir nach der Kommandantur, so erzählen sie von dem Besonderen, das sie hier erlebt: Die

Pioniere haben Verstärkung bekommen, der „Stahlhelm" hat die Kommandantur und den „Hohen Kavalier" geräumt, die dominierende Osthöhe. Dort sind nun die Kanonen der Pioniere aufgefahren und auf das Zeughaus gerichtet, wohin sich der „Stahlhelm" zurückgezogen hat. Die Küstriner sprechen von beiden Parteien nur als von den „Pionieren" und dem „Stahlhelm", das Wort „Reichswehr" kommt nicht vor – alle tragen ja dieselben Uniformen, auch die Stahlhelm-Leute haben Waffen und Offiziere, und der Zeughof ist ihre Kaserne. (Deshalb mußten auch die Pioniere die Schleife „Deutsches Reichsheer" anlegen, um sich von dem Gegner zu unterscheiden.) Die Bürger Küstrins sind über den Bürgerkrieg, der zwischen ihren Mauern entbrannt ist, im unklaren und möchten von dem Fremden Aufklärung. Es wäre schwer, sie ihnen zu geben, ihnen zu sagen, daß der „Stahlhelm" nicht zur Reichswehr gehört, da er ja doch zur Reichswehr gehört, zur Schwarzen Reichswehr nämlich, die es nicht gibt, die es aber doch gibt, nämlich illegal, aber doch wiederum legal, denn der Reichskanzler Cuno hat sie gegründet (zur Organisation des Ruhr-Widerstandes), und jetzt erst will man sie abbauen, und deshalb sind sie national und antirepublikanisch und haben sich durch Couleurstudenten und andere junge Zivilisten verstärkt, um die Reichswehr zu entwaffnen und der Republik zu zeigen, daß die monarchistischen Zivilisten die besseren Soldaten sind, weshalb die Republik den antirepublikanischen Soldaten weiter den Sold bezahlen soll. Die Regierung jedoch, die nicht eingestehen will, daß es so etwas wie Schwarze Reichswehr gibt, nennt die meuternde Truppe „Nationalkommunisten", obwohl es so etwas auch nicht gibt.

Ein Lastauto, mit Soldaten besetzt, saust an uns vorbei und enthebt uns der Antwort, die zumindest eine Übertretung des Nachrichtenverbotes wäre ... Die Zivilgruppen stieben entsetzt auseinander, die Leute ducken sich in die Haustore, aus den Fenstern verschwinden die Köpfe, Jalousien fallen herab, man hört Sturmsignal, auf dem Auto wird es geblasen, da der Wagen nach rechts einbiegt, mitten durch den Kordon der überraschten Regierungstruppen. Wer nicht zur Seite springt, wird überfahren. Aber schon knattern hinter den Angekommenen Schüsse, Maschinen-

gewehrfeuer und Gewehrfeuer, dauert zehn Minuten, eine Viertelstunde.

Dann wird es still. Einen Toten bringt man vorüber – den Chauffeur, der noch vor einer Weile das Auto so rasant zu jagen wußte –, Verwundete, von Reichswehr-Leuten gestützt oder getragen. „Eure?" – „Nein, vom ‚Stahlhelm'. Von den neuen, die zum Entsatz gekommen sind."

An den Zugängen zum Renneplatz, wo im Zeughaus die Aufständischen und in der Kommandantur ihr Chef, der Exmajor Buchrucker, mit seinem Stab verschanzt sind, hat sich der Kordon der Reichswehr wieder geschlossen. Die Nacht senkt sich über die Stadt wie früher die Rolläden.

Um elf Uhr lispelt eine Trompete Schamadenklänge. Tücher wehen aus den Fenstern. Zurufe: „Wir sind zum Waffenstillstand bereit." – Dann kommt ein Parlamentär mit großer weißer Fahne, der „Stahlhelm" sei willens, den Kampf einzustellen und abzuziehen, wünscht Zusage, hierbei nicht behelligt zu werden. Wird abgelehnt. Bedingungslose Übergabe oder weiteres Gefecht. Der Herr Leutnant geht, Weisungen einzuholen: „Ob wenigstens dem Major Buchrucker freier Abzug bewilligt werde?" – Nein, die Putschisten haben einzeln und waffenlos die beiden Gebäude zu verlassen, widrigenfalls diese morgen vom „Hohen Kavalier" aus in Grund und Boden geschossen werden. Der Parlamentär erklärt die bedingungslose Übergabe.

Am Morgen hat wieder der Pionieroberst Gudevius die Kommandantur inne, und vor dem schwarz-weiß gestreiften Schilderhäuschen patrouilliert ein regierungstreuer Doppelposten. Reichswehr-Spalier sperrt den Platz für die Neugierigen der Kleinstadt ab, die Stahlhelmer sind in die benachbarte Schloßkaserne eingeliefert worden, die längst kein Schloß mehr ist und auch keine Kaserne, sondern ein simples Amtsgericht. Einst saß hier Kronprinz Friedrich monatelang in wirklich grausamer und schimpflicher Haft und mußte zusehen, wie sein Freund Katte hingerichtet wurde, weil er sich, als vom König bezahlter Offizier, dem König zu widersetzen versucht hatte. So hat es wenigstens Friedrich Wilhelm geglaubt. „Wenn das Kriegsrecht dem Katten die Sentence publiziert, soll ihm gesagt werden, es wäre besser, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme."

Glaubt man nicht den Erbauer der Küstriner Festung in diesen Worten zu hören, den Markgrafen Hans?

Nun sind keine Arreste mehr da und auch kein Richtplatz. Die von der Republik bezahlten Offiziere, die sich der Republik zu widersetzen versucht haben, sind in der Gartenwiese hinter den dreißig Kastanienbäumen untergebracht, deren Idyllik wir gestern von der Oderbrücke aus bewundert haben. Aus dem Fenster des Schlosses kann man sie sehen. Fünfhundert Mann liegen in dem satten Gras, rauchen Zigaretten und plaudern. Zwei Reichswehr-Leute mit geschultertem Gewehr und weißen Armschleifen gehen zwischen ihnen umher. *Die* dürfen sich freilich nicht niederlegen und keine Zigaretten rauchen.

Wollen sehen, was die Küstriner Lokalblätter über das Ereignis schreiben, das heute die Welt erregt und hier auch das große Ereignis der Stadtgeschichte ist. Eine Zeitung hat nur die amtliche Nachricht, in Nonpareilledruck, unten auf der dritten Seite. Die andere hat sie – sie schien wohl dem Redakteur unwichtig – ganz weggeworfen. Die „Küstriner Bürgerzeitung" aber enthält als zweite Lokalnotiz folgenden Eigenbericht:

„*Gerüchte.* Gerüchte über Gerüchte waren heute in Küstrin-Neustadt verbreitet. Unruhen in der Altstadt. Amtliches war bisher nicht zu erlangen, da die ganze Sache noch nicht geklärt ist."

Am Renneplatz tritt der Fuß in blutige Lachen, ein zerschossenes Lastauto, Nr. 7389, krümmt sich auf dem Platz, und vom Chauffeursitz tropft Blut. Geschütze fahren ab, und wir können das gleiche tun. Auf der Oderbrücke bleiben wir stehen und werfen einen Blick auf das schöne Schlößchen mit der schönen Wiese zurück. Sie hat sich seit gestern abend bevölkert. Mit fünfhundert Burschen, die im Grase lümmeln, Zigaretten rauchen und darauf warten, bis man sie, die Blutvergießen verschuldet und den ganzen, ohnedies verzweifelten Staat in neue Unruhe gestürzt haben, nach Feststellung ihrer Personalien wieder freilassen wird. Keiner von ihnen hat wohl Angst, daß ihm die Republik das gleiche Schicksal bereiten könnte, das an der gleichen Stelle das Königtum dem Leutnant Katte bereitet hat, „damit die Justiz nicht aus der Welt käme".

LUFTBAHNHOF UND REGENBOGEN

Alles ist da, was zu einem Bahnhof gehört: eigene Türen für Abfahrt und für Ankunft, Schalter, Warteraum, Fahrplan, Tafeln mit eingezeichneten Verspätungen, Affichen, Zollrevision, Gepäckaufbewahrung, Träger, Reisefieber.

Und wer Augen fürs Imaginäre hat, sieht deutlich die unsichtbaren Gleise, die hier münden ...

Das Flugfeld von Le Bourget liegt innerhalb der Bannmeile von Paris. Die Straßenbahn fährt vom Ostbahnhof ostwärts, durch das Festungstor La Villette, am Friedhof von Pantin mit den benachbarten Steinmetzwerkstätten und Perlenkranzgeschäften vorbei, über den Faubourg Aubervilliers dann, Felder und vereinzelte Fabrikbauten beiseite lassend, und durch die endlose Avenue Jean Jaurès, die man so nannte, bevor man noch wußte, daß der alte Namen „Route des Flandres" wieder aktuell werden würde. In Le Bourget steht Proletarierhaus neben Proletarierhaus, und über das Alter der Schenken täuscht der Namen nicht hinweg, der jetzt auf die ihre Vorgärten überdachenden Leinenplachen gemalt ist: „Au rendezvous de l'aviation" oder „L'aéronaute joyeux". Das Kino heißt Aérociné. Ein würfelförmiger Granitblock erinnert an die Kriegstage von Le Bourget, an einen Ausfall der Pariser Armee am 28. Oktober 1870 und die drei Tage später erfolgte Wiedereroberung durch die preußischen Garden. Die Namen der gefallenen Franzosen stehen auf dem Monument und die pathetische Phrase: „Das Schwert Frankreichs, in eueren tapferen Händen gebrochen – es wird von eueren Nachkommen neu geschmiedet werden!" Sie hat recht behalten, die Prophezeiung. Die Menschheit sorgt schon dafür, daß billige Phrasen immer wieder recht behalten.

Was jetzt noch im Straßenbahnwagen ist, sind Piloten, Monteure ... Die stört's nicht, daß wir uns eine Zigarette anzünden? Nein, es stört sie nicht; sie nicken uns lachend zu und fangen selbst zu rauchen an.

An der Rückseite grauer Hangars vorüber, kommen wir zur letzten Haltestelle. Eintritt in das Flugfeld. Große Reklametafeln auf Masten: „Lufttaufe! Spazierfahrten im Flugzeug! Rundflüge über die Schlachtfelder!" – „Steigen Sie auf: Wie Sie wollen! Wohin Sie wollen! Wann Sie wollen!"

Ein immenses Feld, in breitem Bogen von Hangars eingesäumt. Vor ihren Nestern aus Wellblech und Zeltstoff, vor und in diesen Mammutnestern metallene Riesenvögel auf ihrem Hinterleib. Überall Aeroplane.

Unter einem Flugzeug der Compagnie Aérienne Française lümmelt ein Pilot. Er springt auf bei unserem Nahen. „Avion, s'il vous plaît?" (Das „Fahr' m'r, Euer Gnaden?" im Paris von 1921.) Bei einem anderen Apparat tauscht der Mechaniker verölte Kerzen aus und pfeift den Gassenhauer: „Il se disait: sapristi, ça ne va guère ..." Drei andere Burschen, auf dem Rasen sitzend, spielen „Manille", ein sozusagen monarchistisches Kartenspiel, bei dem der König das As sticht... Ein Flugzeug fährt ab, ein Mechaniker läuft mit, die untere Tragfläche in die Höhe drückend, bis der Apparat Volldampf gibt und in der Luft ist.

An die Limousine eines Goliath von der Compagnie des Grands Express wird eine Holztreppe angelegt, und es steigen nicht weniger als zwölf Personen ein, in Worten: ein Dutzend Engländer und Engländerinnen, die in zweieinhalb Stunden in Croydon sein werden, dem Luftbahnhof Londons. Für Gepäck ist auch noch Platz (eintausendzweihundert Kilogramm Belastungsmöglichkeit), und ein Abteil ist da mit der Aufschrift: „Bitte, die Toilette nur außerhalb der Stationen zu benützen." (Bei den Flugzeugen anderen Kalibers entbehrt der Luftschiffer solcher Räume.)

Auf dem Pilotenplatz eines Apparates der Messageries Aériennes sitzt einer der Mechaniker; vor die beiden Pneumatikräder sind Keile gelegt, und außerdem ist der Aeroplan angebunden: Der Propeller wird ausprobiert. Der Lärm ist so unheimlich, als würden tausend Maschinengewehre auf einmal abstreuen. In rasanter Eile fliegen Papierschnitzel, die in der Nähe lagen, vom Samum gepeitscht, fünfzig Meter weit. Die Arbeiter scheint das nicht zu stören, sie kriechen so nahe an den Motor, daß man befürch-

tet: jetzt schlagen die wahnsinnig rotierenden Flügel einen der Frechlinge als Brei zu Boden und ergreifen ihn, ihn zum Himmel hinaufzuschleudern. Die Luft schmeckt nach ranzigem Öl.

Unaufhörlich kommen die überirdischen Lokomotiven an, in knappen Ellipsen biegen sie hoch über dem Feld ein, und schon sind sie ganz nahe der Erde; doch erst wenn eine Staubwolke aufsteigt, weiß der Betrachter, daß die Räder in Tätigkeit treten, und federleicht jagt die Maschine genau in das Goal, auf dessen Querbalken „Arrivé" steht (kaum zehn Schritte von dem Perron für den „Départ" entfernt), und hält dort. Fahrgäste steigen aus. Aus London kommen sie, aus Brüssel, Amsterdam, via Prag aus Warschau, aus Marseille, wo das aus Algier ankommende Flugzeug Anschluß nach Paris hat, oder aus Toulouse, wo die Umsteigestation nach Spanien und Marokko ist. Farman-, Potez-, Blériot-, Handley-, Page- und Havyland-Typen. Aeroplane der Aircraft Compagnie in London, des Aviations-Club de France und die grauen Potezwagen der Franco-Romaine, die uns nach Paris gebracht hat und heute wieder von dannen führt.

Hinter den Lokomotiv- und Wagenhallen dieses Zentralbahnhofs der europäischen Luft sind die Nebengebäude: Restaurant, Postamt, Garagen. Atmosphärische und meteorologische Karten geben die Meldungen der Wetterstation auf dem Eiffelturm und den Fahrplan bekannt:

Namen der Compagnie	Bezeichnung des Flugzeugs	Bestimmungsort Herkunftsort	Abfahrt von Bourget	Mutmaßliche Ankunft in Le Bourget	Abfahrt (Ankunft) am Bestimmungsort

Ein Rasenplatz mit Blumenbeeten und Gartenbänken vor dem Gebäude ist Wartesaal. Kinder, deren Mama heute aus Deauville zurückkommt, spielen im Sande. Offiziere der Luftfahrttruppen unterhalten sich mit ihren Damen.

Über uns wölbt sich hoch, blau und unendlich die Strecke. Von der Ferne schwimmen Wolken heran, das Bahnhofspersonal betrachtet sie prüfend und glaubt, sie werden vorübergehen.

Neue Bahnhofshallen, Hangars aus armiertem Beton, sind im Bau, gigantische geometrische Zeichnungen aus Stahl und Holz hüllen die Neubauten ein, aber noch in diesem Jahr sollen die Gerüste fallen. Auf der anderen Seite des Aerodroms sind ärarische Hangars, viele, viele. Nach dem neuen Wehrgesetz wird die französische Militäraviatik einen Friedensstand von eintausendsiebenhundertsiebzig Offizieren und fünfunddreißigtausendsiebenhundertdreißig Mann, das sind acht Prozent des stehenden Heeres von vierhundertfünfundzwanzigtausendsechshundert Mann, haben. Sechzehn Flugzeugregimenter in Frankreich, zweieinhalb in Nordafrika, vierzehn Kompanien von Flugzeugarbeitern, achtzig Beobachtungseskadrillen und hundertvierzig Schlachteskadrillen (Jagdflug und Bombenabwurf) sind vorgesehen. Für uns, die wir uns eben des modernen Verkehrsfortschrittes erstaunt gefreut haben, ist der Gedanke wenig erfreulich, daß die Welt nach uns, die im Fluge leben wird, auch im Fluge sterben muß.

Das Firmament verfinstert sich, die Wolken kommen doch. Die Piloten schauen sie noch prüfender an als früher und glauben, daß man trotzdem fahren kann. Wir steigen auf.

Dieweil sich die Maschine vom Erdboden in die Flugbahn begibt, ihr eigener Kran, erkennen wir die Verwandlung der Horizontalen in die Vertikale: Wiesen recken sich, auf ihrem Rain balancierend, himmelwärts, das Dach eines Schlößchens wendet sich uns seitlich zu und richtet seine vier Turmspitzen gegen unsere Flanke, die Seine ist eine Mauer aus Perlmutt, ein Leiterwagen dort auf der Landstraße kriecht wie eine Wanze auf der Wand. Kaum aber ist der Apparat am Ende des spiralen Lifts angelangt, also selbst ins Waagerechte geraten, und wir sind zufrieden, daß nun alles wieder in richtige Relation und althergeprobte Lage kommen wird, so verschwindet der Prospekt. Die Pastellfarben verblassen, die Umrisse verschwimmen, die Aussicht geht verloren. Sind wir so hoch? Nein: es regnet.

Man merkt es nicht gleich, denn die Tragflächen sind ein breiter Schirm. Erst wenn sich das Flugzeug dreht, schlägt das Wasser ins Coupé. Daher die graue Unendlichkeit unter den Fenstern. Daher auch die schräge Schraffierung, die man jetzt erkennt, daher auch die Stöße des Apparats, der mit den Regenwolken kämpft, und daher auch dort der wunderbare gelb-grün-blau-violett-rote Halbkreis, halb rechts und in schier gleicher Höhe mit dem geflügelten Vehikel.

Unter uns ist es neblicht, wir selbst sind oft im Dunkel – wenn uns zwei Wolken in die Presse nehmen –, aber, kommen wir uns noch so erhaben vor oder noch so verloren, hoch über uns leuchtet die Sonne, und halb rechts freut uns der Regenbogen.

Das Abteil ist eng. Wenn sich der Magen hebt und der Kopf senkt, so sind stattliche Papiersäckchen mit der Aufschrift „Pour maladie de mer" in Reichweite unserer zitternden Hand; den Piloten sehen wir durch die Luke. Die Leinenflügel sind hinter ihm, er ist nur von vorne geschützt, von rechts und links ohrfeigen ihn die Regensträhnen, je mehr er strebt, ihnen auszuweichen. Knapp über unserem Kopf, auf dem Plafond des Coupés, ist ein Kreis von anderthalb Meter Durchmesser, ein Pfeil darin zeigt, in welcher Richtung er geöffnet werden kann, und eine Aufschrift besagt, zu welchem Ende: es ist der Notausgang. Heiliger Himmel, um von hier zu flüchten, noch höher hinauf? Die Böen werfen uns umher, die Anschnallgurte wirken schlecht auf den Gemütszustand, wir kommen uns noch freiheitsloser vor, noch eingeengter, noch willenloser – wir schnallen die Zwangsjacke schleunigst wieder ab. Unser Auge forscht – was hat unser Auge zu forschen! Nichts hat es zu forschen! Ein Blitz fährt nieder, ein Blitz aus nächster Nachbarschaft. Man wird doch noch ein wenig forschen dürfen? Nein, es kann der Beste nicht in Frieden forschen, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. Und schon donnert es nebenan. Wir brauchen nicht zusammenzufahren, der Apparat besorgt das für uns. Wir armen Flieger! Was haben wir auf dieser Welt? Oh, wir haben viel, viel mehr als andere Menschenkinder, die sich jenseits der Wolken vor dem Regen verstecken: Wir sehen, potz Donner und Blitz, noch

immer die Sonne und noch immer das himmlische Bunt des himmlischen Triumphbogens! Hin zu ihm geht die Fahrt!

Es blitzt wieder, es donnert wieder. Als Kind haben wir uns vor dem Gewitter verkrochen, jetzt sind wir zu ihm hinaufgekraxelt, wider unseren Willen, denn wir fürchten uns wie damals. Haben wir uns in der Kindheit nicht auch gewünscht, zum Regenbogen hinzuwandern? Nun wandern wir zum Regenbogen. Der Wind stößt, aber er stößt uns nicht in den Bauch, er stößt uns in den Rücken, der Propeller jagt mit beinahe doppelter Geschwindigkeit dahin, hurra, bald werden wir im Regenbogen drinnen sein, ganz genau in der Mitte, als wäre es jenes Goal auf dem Luftbahnhof von Le Bourget, auf dessen Querbalken „Arrivé" steht.

Es hellt sich auf dort unten auf dem besudelten Planeten. Die Fenster lassen sich öffnen, ohne daß Wassertropfen hereinschlagen. Wir unterscheiden einen See, olivengrüne und saftgrüne Wälder, Städte, so klein wie Bauernhöfe, und dann eine große Stadt mit einem herrlichen Turm in ihrer Mitte. Sollte das etwa schon Straßburg sein? Es ist Straßburg. Der Flugapparat beugt sich in gewundenen Komplimenten hinab, wir erkennen jetzt deutlich das heiligste der Münster, wir sind in Straßburg, trotzdem wir erst vor anderthalb Stunden vom Aèrogare abgereist sind und die Fahrzeit Paris–Straßburg sonst zweieinhalb Stunden beträgt, der Rückenwind hat uns so rasch vorwärts gepeitscht, die Maschine hüpft leicht auf den Boden, das Ziel ist unser, und wir können froh sein.

Sind wir am Ziel, und können wir froh sein? Nein, in unendlicher Weite strahlt höhnisch der Regenbogen, zu dem wir wollten.

ABENTEUERLICHE SCHICKSALE EINER KÖNIGSKRONE

Meinem Fenster genau gegenüber steht eine kleine Kapelle maurischen Stils. Einigen Ziegelreihen ließ man ihre rote Naturfarbe, andere Reihen sind vertüncht. So zwinkert der Bau, rot-weiß gestreift, aus dem Rankenwerk hervor, das sich von der Erde bis zum Kuppelkreuz schlingt, sogar jetzt, da es winterlich unbelaubt ist. Auch der Garten ringsum ist kahl, und das Laub liegt so hoch auf seinen Wegen, als wäre seit hundert Jahren niemand hier gegangen. Die meisten Fensterscheiben der Kapelle sind zerschlagen, und man sieht in das blaue Innenlicht. Kein Mensch kümmert sich um Reparatur. Eine Marienstatue mit dem Christuskind ist darin und in der Mitte des achteckigen Raumes eine tief in Erde gebettete Gedenktafel, von einem Gitter umgeben. Selbst wenn man nicht alle Bänke des Gartens zum Schutze vor Frost und Geschützfeuer hier aufgeschichtet hätte, bliebe für die Besucher wenig Platz.

Oft schaue ich aus meinem Zimmer, ob von den vielen Fremden, die Orsova jetzt beherbergt, keiner Lust hat, das Kapellchen von innen anzusehen. Es war noch niemand da. Und doch hat es eine Geschichte, die mindestens so romantisch ist wie die eines berühmten Domes.

In den Märztagen von 1848 hatten sich die Ungarn erhoben, und es dauerte anderthalb Jahre, bevor Habsburg mit russischer Hilfe den Aufstand niederzuzwingen vermochte. Der magyarische Kriegsminister Berthold Szemere flüchtete aus Budapest, und seine Sorge galt weniger seinem Leben als dem Sanktissimum der Nation: Die tausendjährige Krone des heiligen Stephan durfte nicht in die Hände des Feindes fallen! Das Sinnbild der Herrschaft sollten die Wiener nicht haben!

Eine eiserne Kiste nahm die Krone mit dem bei Mohács verbogenen Kreuze auf und die Krönungsinsignien. Szemere kam nach Karansébes. Hier fand er kein geeignetes

Versteck. So fuhr er weiter südlich, bis an die Donaugrenze des Ungarlandes. Am 15. August 1849 traf er in Orsova ein und nahm im Gasthof „Zum weißen Lamm" Quartier. Vier andere Flüchtlinge waren noch da, Lorody, Grimm, Hazman und Hajnik. Szemere weihte diese vier Rebellenführer in das Geheimnis ein – aber nicht ganz.

„In dieser Kiste befinden sich alle Akten über unseren Aufstand, die wichtigsten Urkunden der Nation. Helft mir, sie gut zu verbergen!"

Im Hause, das zufällig die Nummer achtundvierzig, die Jahreszahl der Erhebung, trug, mieteten sie ein ebenerdiges Zimmer, gleich links vom Eingang. Dort schlossen sie sich ein und hackten ein Loch in den Boden. In der Nacht vom 17. auf den 18. August holten sie die Truhe, versenkten sie, schaufelten die Erde wieder darüber. Damit die Spuren verwischt würden, machten sie ein Holzfeuer auf diesem Platze. Tags darauf kamen sie in die Kammer, um ihre Arbeit bei Tageslicht zu besehen, und merkten zu ihrem Schrecken, daß jemand nachzugraben versucht hatte. Vielleicht war es nur ein neugieriger Hausbewohner gewesen, aber es schien ihnen doch sicherer, den Eisenkasten anderswo unterzubringen.

Im Norden der Stadt richtet sich ein Berg auf, um auf die Donau hinunterzusehen, nach Serbien und nach Rumänien, nach Siebenbürgen und nach der Wallachei und in das Fenster des Hauses, in dem ich jetzt wohne. Allion heißt der Berg, und zu seinen Füßen ist eine Fläche voll Gestrüpp. Hier mittelten die fünf Verschwörer einen Platz aus und gruben von neuem. Am 20. August, am Tage des heiligen Stephan, führten sie dessen Krone unbemerkt hin und betteten sie in das Erdloch. Wieder beseitigten sie alle Spuren, indem sie die Öffnung zuschaufelten und Pflanzen, Blätter und Äste daraufstreuten.

Dann leisteten sie einander den feierlichen Schwur, niemandem den Verwahrungsort zu verraten. Sollten aber vier von ihnen gestorben sein, möge der Überlebende einem charakterfesten Magyaren das Geheimnis, nach Abnahme des Eides, anvertrauen, damit er es einer verfassungsmäßigen Regierung Ungarns mitteile, wenn es je eine solche geben würde.

Sie setzten ihre Flucht fort. Die rumänische Grenze war nahe. Von dort ging es in die Türkei. Im Auslande sagte Szemere seinen Mitverschwörern die volle Wahrheit, die sie sich ohnedies gedacht hatten: Nicht Schriften waren in der Eisentruhe, sondern Ungarns Allerheiligstes, die Krone.

Es war höchste Zeit gewesen, das Kleinod zu verscharren, denn fünf Tage später trabten Pferdehufe durch die Gassen Orsovas – die Kaiserlichen waren da. Sie forschten nach Kossuth, nach Szemere, nach den anderen. Bald hatten sie negative Gewißheit: die Revolutionäre waren jenseits der Grenzpfähle, außerhalb des Machtbereiches der Monarchie.

Ihre weiteren Recherchen galten jetzt der Krone. Man verhaftete, verhörte, inquirierte. Alles, was man zutage förderte, war, daß nicht Kossuth die Krone nach Orsova gebracht hatte, sondern daß sie wohl in Szemeres schwerer Kiste gewesen war. Aber Szemere war ohne sie über die Grenze entkommen. Also mußte das Stephansdiadem in Orsova geblieben sein.

Wieder Einvernahmen, Arretierungen und Inquisitionen, kein Gebäude ließ man undurchsucht, keinen Garten, keine Scheuer. Eines der ersten, das von oben nach unten gekehrt wurde, war das Haus Nummer achtundvierzig, in dem die Krone nur einen Tag gewohnt hatte. Neun Monate lang durchpflügten Soldaten Tag und Nacht die Umgebung des Städtchens, dann zog der Großteil der Truppen ab, der Rest suchte weiter. Nichts fand man.

Ruhig lag die Krone vier Jahre lang dort, wo jetzt das Kirchlein steht, meinem Fenster gerade gegenüber.

Ludwig Kossuth hatte seine letzte Nacht auf heimatlichem Boden in Orsova am 16. August verbracht, und erst im Auslande erfuhr er von den Verschworenen das Versteck. In den Jahren seiner Verbannung quälte ihn der Gedanke, ob das Juwel noch am alten Orte sei; es schien ihm vor den Nachforschungen nicht sicher. Deshalb sandte er Vertrauensmänner nach Orsova, die sich überzeugen sollten, ob man nicht in gefährlicher Nähe suche; wenn es möglich sei, sollten sie die Kiste ausgraben und über die Grenze schmuggeln. Aber schwarzgelbe Häscher nahmen die Abgesandten fest.

Unter ihnen war Stefan Varga, gewesener Rat im Ministerium des Äußeren. Er wurde zum Ephialtes der Nation: Nach viermonatiger Haft verriet er das Versteck um hundertfünfzigtausend Gulden. (Der Judaslohn geriet ihm nicht zum Segen. Er brachte das Geld bald durch und mußte in der administrativen Verwaltung von Großwardein eine Anstellung suchen, wo er – der Verräter in dieser kernmagyarischen Stadt! – bis zum Obernotär avancierte.)

Am 8. September 1853 exhumierte man den Kronschmuck. Vier Tage lang wurde er in der Kaserne bewacht. Dann kamen kaiserliche Weisungen. Mit ostentativem Pomp überführte man ihn zu Schiff nach Budapest, von dort nach Wien.

Der Kaiser von Österreich ließ 1856 die kleine Kapelle erbauen, an der Stelle, wo die Krone versteckt worden war, wo sie über vier Jahre geruht hatte – nein, an der Stelle, wo man sie gefunden hatte. So heißt es ausdrücklich in der lateinischen Inschrift der Marmortafel, die dort in den Boden eingelassen ist, wo der Schrein war. Diese Gedenktafel führt eine scharfe Sprache. Nur „Austriae Imperator" nennt sich ihr Stifter, nicht auch „Rex Hungariae". Und von einem „Raub" der Krone ist die Rede: „... inter seditionis turbas rapta." Nicht dem heiligen Stephan, dessen Insignien doch hier lagen und an dessen Namenstag sie beerdigt wurden, ist die Kapelle geweiht – zu Ehren der heiligen Maria ist sie erbaut, an deren Geburtstag der Schatz ausgegraben wurde.

Die ganze stürmische Geschichte ist noch gar nicht lange her. Und doch schon lange. Von demselben Kaiser, dem man die Krone unter solchen Gefahren und Schwierigkeiten entreißen wollte, ließ sich Ungarn eine Verfassung geben, und als er sich gar mit derselben Krone krönen ließ, jubelte die Nation ihm zu.

Für diesen König Franz Joseph sind Millionen von Ungarn in den Weltkrieg gezogen und waren noch begeistert.

Kossuth starb in der Verbannung, und das Kirchlein hat zerbrochene Scheiben und dient als Winterquartier für Gartenbänke. Ich schaue vergeblich aus meinem Fenster, ob nicht doch jemand eintreten wird. Ich sehe keinen.

WALLFAHRTSORT FÜR KRIEGSHETZER

Im Hause Bourgerie, dem ersten von Bazeille, haben sich am 1. September des Jahres 70 hundertzwanzig französische Marineinfanteristen so lange gegen einen bayrischen Ansturm verteidigt, bis sie achtzig Tote hatten und keine einzige Patrone mehr. Wie das Gesetz es befahl. (Die Gesetze befehlen solche Sachen.) Das war folgsam.

Als die Munition aufgebraucht und das Haus durchlöchert war, soll einer vorgeschlagen haben, man möge Selbstmord begehen, indem man sich in den Geschoßregen stürze. Ein anderer, behauptet eine wohlkonservierte Fama, habe beantragt, das Haus anzuzünden und in den Flammen unterzugehen. Das war blöd.

Aber der Major Lambert von der Division Vassoigne, der die Verteidigung des Häuschens geleitet hatte, entschloß sich zur Übergabe und steckte ein Taschentuch aus dem Fenster. Das war gescheit.

Die bayrische Abteilung, befehligt von Hauptmann Lissignolo, stellte das Feuer ein, und als die Verteidiger, schmierig, blutig und verwundet, aus dem Haustor wankten, standen die deutschen Soldaten stramm und salutierten. Das war ganz nett.

Eine Aufschrift, auf die Wand gemalt, besagt, daß das Haus „Maison de la dernière cartouche" heißt. Die Farbe der Buchstaben ist sehr verblaßt. Das ist belanglos.

Eine schöne Marmortafel mit goldenen Lettern verkündet, daß 1909 Herr Arthur Meyer, directeur du „Gaulois", eine Sammlung zum Ankauf des Häuschens ... Das ist niederträchtig.

Was hat der Name des Herrn Meyer, in Marmor gemeißelt, hier zu suchen, wo achtzig Menschen auf der Schlachtbank verblutet sind!

Was macht der Herr Meyer da, neununddreißig Jahre nachdem das Taschentuch gehißt worden ist? Weshalb

feuert er an, wenn der letzte Schuß verfeuert worden ist? Was für ein nobler Charakter war doch der Esel von Soldat, der das Haus anzünden wollte, gegen diesen Chefredakteur, der es erhalten will! Damit sein Name in Marmor darauf steht und neue Geschlechter veranlaßt werden, ihre Häuser in Festungen zu verwandeln!

„Monsieur Meyer, je vous demande, avez-vous battu dans cette maison?"

„Non, monsieur, parceque j'avais dix ans en 1870."

Na also, dann hetzen Sie nicht! Wenn Sie dabeigewesen wären, würden Sie wahrscheinlich kuschen. Natürlich gibt es auch Leute, die dabei waren und doch Heldentaten zur gefälligen Nachahmung erzählen. Aber die tun das, von den Herren Meyer und anderen solchen Direktoren des „Gaulois" aufgereizt und ihnen zu Gefallen. Und diese Aufhusser und Zuhörer und Weiterverbreiter und Ausschmükker sind schuld an den folgenden Kriegen.

Jawohl, Monsieur Meyer vom „Gaulois" und Herr Gaulois vom „Meyer". Aber auch Sie, Monsieur Gaulois vom „Gaulois" und so weiter.

Übrigens hat die Gedenktafel jetzt einen tüchtigen Sprung. Ich habe einen braven Stein gegen sie geschleudert.

Gehet hin und tuet desgleichen!

Das Innere des Hauses ist natürlich ein Museum. Zerfetzte Uniformstücke, zerbrochene Gewehre, Patronen – alles längst veraltetes System. Verblaßte Daguerreotypien von Mac-Mahon, der ein paar Schritte von hier seinen Tausendfrancsschuß bekam, von Napoleon III., der ein Defätist war, von Wimpffen, Moltke, Bismarck, Anton von Werner und anderen Sedaner Größen. Durchlöcherte Schränke, blutiges Bett, zersplitterte Fensterladen.

Mitleidig lächelnd gehen Soldaten durch dieses Schnakkerlmuseum. Wenn die Museen des jetzigen Krieges installiert sein werden, die Zweiundvierzigzentimetermörser, die Gelbkreuzgasbomben, die Flammenwerfer! Und statt der Glasphotographien herrliche Ölgemälde von allen unseren Heerführern! Zerschossene Türen gibt es nicht mehr: Schaue aus dem Fenster, ganze Ortschaften sind zu Müll

geworden. Man kann nur nachsichtig lächeln über die Sehenswürdigkeiten.

Wenn nur nicht die Jahrgangsklasse 1956 über unser Kriegsgerät geringschätzig lächeln wird!

Dreißig Schritte vom „Haus zur letzten Patrone" entfernt ist der Friedhof. Einige tausend französische und bayrische Soldaten, die bei den Kämpfen um Bazeille gefallen sind, sind hier – nicht bestattet. Im Gegenteil: Die Gesinnungsgenossen des Herrn Meyer vom „Gaulois" haben die Toten aus ihren Einzelgräbern und Massengräbern exhumiert und in Gewölbe einer Krypta gelegt. Längs der Toten ist ein Korridor für den Fremdenverkehr frei gelassen. Die Touristen führt mit Erklärungen von epischer Breite Herr Jean-Claude Rocher, der vorher jedem Besucher seinen Militärpaß zeigt, dem zufolge er 1870 dem 3. Regiment der Marineinfanterie angehörte und als einer der überlebenden Verteidiger der Maison Bourgerie ins Kriegsgefangenenlager von Ingolstadt abgeführt worden ist.

Auch ein Gedenkbuch hat er, in das sich Prinz Rupprecht, Haeseler, Hindenburg (die Stammgäste von Sedan), aber auch Gallwitz, Eichhorn, Exzellenz Prdelka von Drahtverhau und andere feuchtfröhliche Erhalter des Siegfriedensgedankens eingeschrieben haben.

Monsieur Rocher ist mit den Gewölben auf der linken Seite bös. Nicht etwa, weil hier Bayern liegen, sondern weil das deutsche Kommando diese schönen Ausstellungsobjekte mit Steinplatten zudecken ließ. Es hat dies nach seiner Auffassung deshalb getan, weil sich die noch lebenden deutschen Soldaten angesichts der Kopfschüsse ihrer bereits toten Vorgänger zu sehr aufregten. Schade, jetzt sieht man die schönen Kopfschüsse nicht mehr!

Zum Glück gibt es rechts sehr sehenswerte Schauobjekte. Zwar nicht so viele, wie links verborgen sein mögen, aber immerhin doch noch ein paar hundert fünfzigjährige Leichen. Eine Krankenschwester, der der Arm abgerissen worden ist, ein Zuave mit zerpulvertem Kopf, ein Kapitän mit acht Kopfschüssen und was dergleichen reizende Kleinigkeiten mehr sind. Die Uniformen – Friedensstoff 1869 – sehen oft noch besser aus als die heutigen.

Ist das alles zur Abschreckung da? Nein, an den Wänden des Korridors hängen Glasperlenkränze mit Trikoloren, und auf den Trikoloren stehen Schwüre von Blutrache und Sieg und Revanche. Und jeder dieser Kränze wurde namens eines patriotischen Vereines niedergelegt, am 1. September, und der Redner, je blutiger er sprach, desto besser war's wohl.

Drüben, die Grenze ist nicht weit, feierte man den 1. September mit Hurra und Truppenparaden.

Vierundvierzig Jahre lang klangen Wehklagen und Rachegeschrei hinüber, Jubelrufe und Festesfreude herüber. Bis sich die Musikanten in die Haare gerieten.

FASCHINGSKOSTÜME

Eng aneinandergehängt füllen Maskenkostüme vier weitläufige Stockwerke des Hauses. Nicht weniger als sechzigtausend Kostüme samt ihrem Zubehör. Fast zwei Armeekorps könnte man hier ausrüsten. Aber es wären, weiß Gott, zwei recht närrische Korps: Züge in Toga mit goldgeschmücktem Helm und Roßschweif; Kompanien im Gewande spanischer Granden, in großkarierten Gigerlanzügen mit grellrotem Satinbesatz, Schnabelschuhen und Riesenmonokeln, in Damenkleidern für Herren, in roten Fracks der Parforcereiter, in Jockeiblusen, in der Tracht der Scholaren und der Gilden; die Bataillone und Regimenter der Schlierseer, der Allgäuer, der Starnberger und der Tegernseer würden den Ruhm von Defreggers „Letztem Aufgebot" verdunkeln; es gäbe ganze Brigaden und Divisionen von Pierrots mit grotesken Bummerln, von Schalksnarren mit gesprenkelten Wämsern und schwarz-rot geteilten Schamhosen über chromgelben Trikots, klingenden Schellen an der züngelnden Mütze, von Prinzen Karneval in seidengestickter Buntheit, mit Puffärmeln, Pelerine und Federbarett, von Kasperlen Larifari, von italienischen Pantaloni mit rotem Janker und olivengrüner Weste, von Harlekinen mit schreienden Rhomben und dem Hahnenkamm. Es wäre eine Armee von unbesiegbarer Heiterkeit.

Neben diese unkriegerischen Gestalten könnten Truppen gestellt werden, die in alten Feldzügen erprobt wurden. Schillsche Reiter, Zietenhusaren, Lützower Jäger, Pappenheimer Kürassiere. Ein ganzer Saal birgt Waffen und Rüstungen aus dem Dreißigjährigen Krieg, ein anderer aus dem Siebenjährigen, ein dritter aus den Freiheitskriegen. Viele dieser so beliebten (auch München liegt in Deutschland) militärischen Faschingskostüme sind echt; sie sind blutigernste Uniformen gewesen und müßten, wenn sie denken könnten, im freundlichen Scharmützel von Koriandoli und Konfetti an den tödlichen Feuerregen der Kugeln

und Granaten von einst denken; in manche dieser Hosen hat mancher der Helden gemacht, dessen Namen ruhmreich durch die vaterländische Geschichte geht... Ob es alte Monturen oder postume Kopien sind – historisch getreu ist eines wie das andere. Denn selbst im Fasching hält man (auch München liegt in Deutschland) auf Stilechtheit. Professoren der Geschichte, Historien-, Schlachten- und Genremaler haben kontrolliert, ob streng nach ihren Entwürfen und Angaben geschneidert wurde. Von Piloty über Kaulund Lenbach bis zu den Expressionisten gab es wenige Maler, die nicht gelegentlich Kostüme gezeichnet hätten; und die von den alten Meistern geschaffenen Gewandungen kommen nun den heutigen zugute: Zu irgendeinem historischen Gemälde sucht man für das Modell einen Überwurf aus, den ein längst toter Maler geschaffen.

Yatagans, Schwerter aus Hellas und Rom, Damaszenerklingen, Stilette, Pallasche, Pistolen, Hirschfänger, Perlmutterdegen, Hellebarden, Armbrüste und Köcher, aus Museen und Waffensammlungen erstanden, rufen den Eindruck eines Zeughauses hervor, und an der Wand hängen Karabiner, schwer. Richtiggehende Gewehre. Bei Regimentsjubiläen schießen ganze Kompanien aus diesen Hinterladern und Feuersteinzündern genauso gut und schlecht, wie man daraus Anno Tobak schoß. Ein Kurschmied waltet seines Amtes und schützt Sporen, Zaumzeug, Lauf, Hahn und Kolbenschuh mit Sorgfalt und Waffenfett vor Rost und Waffenschiebern. Ein zweiter wirkt in der Rüstkammer eifrig am Schmiedeherd. Beinschienen der Gladiatoren und deren Schilde, die Panzerhemden, Harnische und Visiere der Ritter werden hieb-, stich- und kugelfest fabriziert und repariert, auf daß ihr Träger zum nächsten Kreuzzug oder Turnier richtig gewappnet sei. Schabracken und Trompetentücher bedürfen eigener Künstler ihres Faches.

Viele Originalstücke sind in der Sammlung. Der Purpurmantel zum Beispiel, in dem sich an festlichen Tagen der Doge von Venedig dem Volke auf der Piazetta zeigte, dann die wallachische Nationaltracht, die die Königin von Rumänien als Kronprinzessin trug, und mexikanische Generalsuniformen, in denen Freunde des Kaisers Maximilian ihm aus Wien nachreisen sollten. Verschnürte Studentenflause

hängen hier ausrangiert beim Kostümverleiher und knistern sich etwas von „alter Burschenherrlichkeit". Gewebte Lyoner Brokate, Applikationsstickereien und Spitzen aus Valenciennes, der Heimatstadt Watteaus. Silberne und perlmutterbesäte Phantasiekostüme, Nixen, Feen, Faune und andere Ausgeburten der Bilder Böcklins und Stucks. Bis zu zweitausend Mark steigen manchmal die Herstellungskosten eines Gewandes, und die Leihgebühren pro Nacht bewegen sich von vier Mark bis zweihundertfünfzig Mark – ein Betrag, den gerade die Lustigsten aus der Münchener Faschingsgemeinde vielleicht noch nie beisammen gesehen haben.

Fast alle großen Festzüge werden von der Münchener Maskenschneiderei adjustiert, die vor einem halben Jahrhundert ein ehemaliger Ballettmeister als Werkstätte für seine Tanzschule eingerichtet hat. Aber nicht bloß Feldzüge und Festzüge könnte man von hier ausrüsten, auch ganze Karawanen mit waschechten Beduinen, richtig schaukelnden Kamelen und karikiert-karierten Engländern, die nach Fowling Bulls suchen, ganze Expeditionen von Cowboys, Rough Riders, Scouts, Farmern und Trappern gegen wilde Indianerhorden und wilde Indianerhorden gegen solche Expeditionen. (Mokassins, Skalpe, Adlerfedern, Lassos, Kalumets, Tomahawks und die übrigen Schikanen des wilden Westens sind vollzählig vorhanden; howgh!) Karl Moor könnte heute mittels Postkarte seine Räuberbande romantisch equipieren lassen; es ist unerfindlich, warum Hagenbeck zur Komplettierung seiner Tierbestände nicht von hier Leoparden, Tiger, Löwen, Hyänen, Wölfe und andere zahme Haustiere bezieht; eine ganze ländliche Hochzeit mit Musik, Bürgermeister, Brautpaar, Hochzeitladern, Pfarrer, Dorfgendarmen, Wiege und gütiger Fee kann im Falle dringenden Bedarfes telegrafisch bestellt werden, ebenso ein Jahrmarkt mit allen möglichen Schaustellungen.

Schwindlig wird man beim Rundgang, die erdkundlichen Begriffe gehen in Fransen, die geschichtlichen ebenso: Kosaken hängen zwischen Chinesen und Savoyarden, der Karton mit den hellenischen Petasoi ist neben die Schachtel mit Südwestern nordöstlicher Schiffer eingereiht, Barock, Gotik, Empire, Antike, Biedermeier, Landsknechtszeit und

Rokoko sind durch keine zeitlichen Intervalle getrennt, Bersaglieri und Eskimos sind einander nahegerückt, Nord und südliches Gelände. In den gläsernen Vitrinen liegen Medaillen, Orden, Lorbeerkränze, Königskronen, Zepter, Reichsapfel, Dokumente und Räucherfäßchen zur Schau. In der Wäscherei wird eben die Toga eines Auguren mit dem modernsten Dämpfapparat behandelt, um dann elektrisch gebügelt zu werden, in der Schreinerei zimmert man eine Kiste, die noch heute mit einer Schwadronsausrüstung der Schillschen Husaren als Eilgut nach Potsdam abzugehen hat. Jetzt kann man noch Trikots für Festzüge und Theater und für plastische Marmorposen versenden, da „feit si fei nix", im Fasching jedoch braucht man die Riesenbestände selbst, und das Personal muß verdreifacht werden. An süddeutschen Theatern gibt es im Karneval keine klassischen Stücke. Vis major.

Wirr verläßt man das Haus. In der Elektrischen sitzt ein Münchener Mädel mit bierbraunem Haar und verträumten Augen. Vielleicht denkt es an einen Bal paré, der vergangen ist, und an den silbernen Ritter Lohengrin, der so zärtlich zu umfangen wußte und dann verschwand. Auf seinem Schwan nach Montsalvatsch selbstverständlich. Die kleine Münchnerin weiß es nicht und will es gar nicht wissen, daß der edle Ritter längst wieder in der Kauffunger Straße Mandeln und Rosinen verkauft, während sein leuchtender Silberpanzer unter dem übrigen Mummenschanz da drüben in der Anstalt hängt.

EINES SCHARFRICHTERS LEBENSLAUF

„Früher hab ich ein Kaffeehaus gehabt in der Simmeringer Hauptstraße. Mein Milchlieferant war Herr Karl Seelinger, damals Scharfrichter von Wien und Milchhändler. Am 13. April 1894 kommt er zu mir herein und fragt mich, ob ich mitfahren will nach Galizien zu einer Hinrichtung, ich bin ein starker Kerl, ich könnt ihm helfen. Da bin ich mitgefahren. Gezahlt hab ich nichts genommen, nur die Reise und das Essen. Die Sache hat mich halt interessiert. Am nächsten Tage haben wir dann in Neu Sandec einen Fleischhacker gehängt, Fargacz hat er geheißen, ein Riesenkerl war's, Lustmörder und Notzüchter. Ob ich mich gegraust hab? Warum denn? Gar keine Spur! Der Seelinger hat mir auf die Schulter geklopft. ‚I hab schon vül G'hilfen g'habt, aber so an no net wie di, Pepi!' Na, und da bin ich mit ihm in Österreich herumgefahren, zu allen Hinrichtungen, nach Brünn, nach Cilli, nach Graz. Dabei bin ich immer Kaffeesieder geblieben und habe vom Seelinger keinen Lohn genommen. Nur so aus Sport, wissen S' ... Im neunundneunz'ger Jahr, im September, ist er gestorben, der Seelinger. Mir ist gar nicht einmal im Traum eingefallen, mich um die Stelle zu bewerben. Da schreibt mir eines schönen Tages der Polizeirat Rattay – der ist auch manchmal zu mir ins Café gekommen –, ich möcht ihn im Kommissariat besuchen. Der fragt mich so aus, ob es wahr ist, daß ich dem seligen Seelinger geholfen hab bei Justifikationen, wann und wo, und ich hab ihm alles erzählt. Wie ich fertig bin, sagt er mir: ‚Warum reichen Sie nicht ein Offert um die Scharfrichterstelle ein, Herr Lang? Das Kaffeehaus ist nichts für Sie.' Da hat er ja recht gehabt. Jede Nacht sind Pülcher hineingekommen, um drei Uhr früh hat es immer Ohrfeigen gegeben, ich hab mich zwar nicht gefürchtet, aber diese Aufregungen, die man als Kaffeesieder hat, sind nichts für mich, ich bin ein friedlicher Mensch, streit mich net gern herum, und ich hab mir immer ein ru-

higes Leben gewünscht. ‚Ja, Herr Polizeirat', hab ich ihm gesagt, ‚ich tät ja ganz gern Scharfrichter werden, aber ich bin schon zu alt, mit fünfundvierzig Jahren stellt mich das Landesgericht nicht mehr an.' Ich soll ihm nur meine Dokumente schicken, sagt er, er wird's schon machen. Im Februar 1900 bin ich angestellt und vereidigt gewesen als ‚Scharfrichter des k. k. Landesgerichtes Wien', trotzdem eine Menge Offerten eingelaufen waren für die Stelle. Aber es hat sich keiner ausweisen können, daß er es auch wirklich leisten kann!

Hundertvierzig Kronen monatlich war das Gehalt und fünfzig Kronen für jede Hinrichtung – es war ja nicht viel, aber besser als in die Hosen geschissen. Sehr viel hab ich gleich zu tun gekriegt, weil man seit dem Tod vom Seelinger alle Hinrichtungen aufgeschoben hat. Nur wie man die Julianne Hummel, die Kindesmörderin, aufgehängt hat, im Jänner 1900, hat man dazu den Wohlschläger kommen lassen, den Prager Scharfrichter. Die Hummel ist auf ihn geflogen, noch unter dem Galgen hat sie zu ihm gesagt: ‚Sie haben so ein liebes G'schau, Herr von Wohlschläger', aber er hat dann so lang an ihr herumgewurstelt, daß sie noch fünf Minuten gelebt hat, so ein Patzer war der Wohlschläger – no ja, für die Provinz war er gut genug, aber nach Wien konnte man ihn nicht berufen, nach so einem öffentlichen Skandal. Deshalb hat man mich ja aufgefordert, weil ich mich schon auskennt hab.

Meine erste selbständige Hinrichtung – das war interessant, nämlich der letzte Delinquent, den ich als Gehilfen gehabt hab, war auch mein erster Delinquent, wie ich Meister war. Das war so: Im April 1899 bin ich mit dem Seelinger nach Rudolfswerth in Krain gefahren, um einen Zigeuner aufzuhängen. Simon Held hat er geheißen und hat sechs Raubmorde verübt, alle an alten Frauen, Ausgedingerinnen. In der Nacht vor der Hinrichtung hat er den Untersuchungsrichter rufen lassen: er will seine Komplizen nennen. Er hat auch ein paar Namen angegeben. Aber man hat's ihm nicht geglaubt und hat die Hinrichtung nicht aufgeschoben. Zur Sicherheit hat man nach Wien telegrafiert, und es ist die Antwort gekommen, man soll ihn nur henken. Eine Stunde später hat die Justifikation stattfinden

sollen, ich hab ihm gerade die Schlinge um den Hals gelegt – da kommt ein Beamter gerannt mit dem Telegramm, daß er begnadigt ist. Na, da sind wir halt wieder nach Hause gefahren. Der Zigeuner hat sich ein paar Wochen später von seinen Freunderln eine Geige in die Zelle kommen lassen, und darin war eine Schnur, mit der hat er sich aus dem Fenster heruntergelassen, der Posten hat auf ihn geschossen, hat ihn aber nicht erwischt. Erst ein paar Monate darauf, wie er einen neuen Raubmord begangen hat, ist er wieder eingenäht worden und wieder zum Tod durch den Strang verurteilt. So ist der erste Delinquent meiner Scharfrichterzeit einer gewesen, dem ich schon Maß genommen hatte. Ich hab ihn auch tadellos gehenkt, in fünfundvierzig Sekunden war er tot. Das war am 3. März 1900 – warten Sie einen Augenblick, ich muß zur Sicherheit noch im Buch nachschauen."

Ich bleibe allein in der Wachstube der Freiwilligen Turner-Feuerwehr von Simmering, in der das Gespräch stattfindet. Hinter einer Umfriedung der Geiselbergstraße steht das Spritzenhaus und das Wachzimmergebäude, an das sich das Bretterhäuschen mit der Wohnung des Scharfrichters schließt. Trotzdem er nur ein hölzernes Häusel bewohnt, ist er einer der geachtetsten Bürger von Simmering und Hauptmann des Feuerwehrvereines – na, was denn, wir sind in Wien, und die Hauptsache ist doch, daß einer einen „interessanten" Beruf hat, daß man einer ist, mit dessen Bekanntschaft man protzen kann: „Waaßt, Alte, mit wem i heut beisamm' war? Mit dem Henker von Wien!"

Der k. k. Henker ist Besitzer des Ehrenzeichens vom Roten Kreuze – Patriae ac humanitate! –, schön eingerahmt hängt sein Bild an der Wand der Wachstube, neben den Porträts vom Kaiser Franz Joseph, Georg Schönerer und Oskar von Höffl. Ein besonderer Uniformständer ist für Helm, Degen und Bluse des Hauptmannes reserviert.

Herr Lang schleppt einen Folianten herein und ein Photographiealbum, in dem seine Familienmitglieder, seine Gehilfen, die meisten in Athletendreß, und wichtige Hinrichtungen verewigt sind. In dem großen Buche sind alle Strangulierungen handschriftlich verzeichnet, die die Herren Willenbacher, Seelinger und Lang von Amts wegen

vollzogen haben. Die Eintragungen beginnen mit Enrico Francesconi, dem Geldbriefträgermörder vom Trattnerhof, der am 16. Dezember 1876 aufgeknüpft wurde, der nächste ist Ferdinand Hackler, Raubmörder, gehängt am 16. Mai 1877 im Gebäude der Kaserne in der Alserstraße, dann kommen die Dienstbotenmörder Hugo Schenk und Karl Schlossarek am 22. April 1884, und ihnen mußten am 8. August 1884 die Anarchisten Hermann Stellmacher und Kammerer folgen.

Die Wiener Lokaltätigkeit Langs hat am 21. Mai 1901 mit Stefan Waniek eingesetzt, der – bei einem Einbruch in Favoriten überrascht – auf seine Verfolger geschossen und eine Frau Hoffmann getötet hat; am 11. August 1902 zieht Lang den Johann Woboril, Mörder am Trödler Keßler, ins bessere Jenseits, am 25. April des nächsten Jahres henkt Herr Lang den Mörder der Rudolfsheimer Trafikantin Marie Jülich von Jülichenthal, den Messerschmied Anton Senekel, der zwei Tage nach seiner Tat auf dem „Selbstmörderbankel" im Prater gesessen und das geraubte Geld gezählt hatte, was zu seiner Verhaftung führte; Senekels letzte Worte waren an Herrn Lang gerichtet: „Leckmimoasch" lauteten sie, und Herr Lang nimmt ihm das sehr übel. Wenn irgendwo in Österreich eine Volksforderung auf der Straße erhoben wurde, so schickte Wien sofort das Standrecht und den Herrn Lang hin; mit seiner Handtasche erschien er als Ultima ratio. In Ungarn hat er den Oberleutnant Bela von Pap hingerichtet, der im Jahre 1900 durch einen Bauern seinen Bruder erschießen ließ, um in den Besitz des Majorats zu gelangen.

Die Hinrichtung Battistis ist sein „berühmtester" Fall. Herr Lang sucht aus seinem Album die Bilder heraus, die den Tridentiner Landtags- und Reichsratsabgeordneten Caesare Battisti zeigen, wie er in Hauptmannsuniform an seinem Todestage, am 12. Juli 1916, seine Zelle im Kastell von Trient verläßt, um in das Gerichtsgebäude überführt zu werden. Hier erhielt er schäbige Zivilkleider, und auf anderen Photographien sieht man bereits den Richtpflock mit der Leiche und eine Reihe von gefühllos umherstehenden und siegesbewußt lächelnden Feldwebeln – Bilder, die als gutes Propagandamittel gegen die Monarchie von der

Entente in Hunderttausenden von Exemplaren vervielfältigt und verbreitet wurden. Herr Lang rühmt die gute Haltung Battistis; ohne mit der Wimper zu zucken, ließ sich der Delinquent die Schlinge um den Hals legen, und bevor sie zugezogen werden konnte, rief er: „Evviva l'Italia!" – Am gleichen Tage wurde auch ein anderer Irredentist, der italienische Oberleutnant Dr. Finzi aus Rovereto, hingerichtet. Im Frieden war Dr. Finzi k. k. Gerichtsbeamter gewesen und hatte als solcher bei einer Justifikation, die Lang an einem jungen, des Raubmordes schuldig befundenen Mühlenbesitzer namens Nathan in Rovereto vornahm, interveniert. Nachher hatte er sich viel von Meister Lang aus dessen Praxis erzählen lassen. Daß er selbst einst unter die Hände Langs kommen werde, hatte er sich wohl nicht gedacht. Aber erkannt hat ihn Dr. Finzi sofort. Als Lang zwei Tage vor der Doppelhinrichtung nach Trient gekommen war, trafen sich Battisti und Finzi, jeder aus seiner Zelle unter starker Eskorte zu den letzten Verhören geführt. „Scharfrichter Lang aus Wien ist schon da", rief Battisti seinem Freunde zu. – „Ich habe ihn schon gesehen. Ein alter Bekannter von mir!" – Das war das letzte Gespräch, das die beiden Märtyrer miteinander geführt haben... Herr Lang berichtet das mit Stolz, zeigt mir die Marschroute des Kriegsministeriums, die Spesenrechnung, die Belege. Insgesamt hat er für die Hinrichtung Battistis fünfhundertsechzig Kronen berechnet.

„Stücke vom Strick Battistis waren dann im Trentino sehr gesuchte Artikel – aber es war alles Schwindel. Ich darf das Seil nicht verkaufen, ich bin ja beeidigter Staatsbediensteter. Na ja, meine Gehilfen, die machen Geschäfte mit allen möglichen Stricken – nur mit dem richtigen nicht. Vom ‚Strick Battistis' dürften sie mindestens zwanzig Meter verkauft haben. Aber den echten können Sie bei mir sehen, ich habe ihn drüben in meiner Wohnung."

Herr Lang bringt eine schwarze Reisetasche. In Zeitungsblättern, die er darin aufbewahrt hat, sind die Todesurteile zu lesen, zu deren Vollstreckung sich Meister Lang ausersehen glaubte und in denen er zu gegebener Zeit nachlesen wollte, was sich sein Opfer hatte zuschulden kommen lassen. Ein Blatt trägt die Überschrift: „Dr. Kramer

und Dr. Rasin zum Tode durch den Strang verurteilt...", ein anderes: „Verurteilung Friedrich Adlers zum Tode!" Der Scharfrichter hat inzwischen die schwarzen Zwirnhandschuhe aus der Handtasche genommen, die er zugleich mit seinem schwarzen Anzug bei jeder Hinrichtung anlegt, die Riemen, die man dem Malefikanten um die Achsel schlingt, wenn man ihn zur Richtstätte führt, und die schwarze Seidenschnur, mit der man ihm die Hände bindet. Er zeigt mir auch, wie man den Strick einseift, preßt eine Stahlklammer, den „Kloben", zwischen zwei Schränke, zieht die Doppelschlinge durch – den wirklichen Strick Battistis – und will sie mir um den Kopf legen. Ich empfehle mich!

ELLIPTISCHE TRETMÜHLE

Zum zehnten Male, Jubiläum also, wütet im Sportpalast in der Potsdamer Straße das Sechstagerennen. Dreizehn Radrennfahrer, jeder zu einem Paar gehörend, begannen am Freitag um neun Uhr abends die Pedale zu treten, siebentausend Menschen nahmen ihre teuer bezahlten Plätze ein, und seither tobt Tag und Nacht, Nacht und Tag das wahnwitzige Karussell. An siebenhundert Kilometer legen die Fahrer binnen vierundzwanzig Stunden zurück, man hofft, sie werden den Weltrekord drücken, jenen historischen Weltrekord, als in sechs nächtelosen Tagen von 1914 zu Berlin die Kleinigkeit von 4260,960 Kilometern zurückgelegt wurde, worauf der Weltkrieg ausbrach.

Sechs Tage und sechs Nächte lang schauen die dreizehn Fahrer nicht nach rechts und nicht nach links, sondern nur nach vorn, sie streben vorwärts, aber sie sind immer auf dem gleichen Fleck, immer in dem Oval der Rennbahn, auf den Längsseiten oder auf den fast senkrecht aufsteigenden Kurven, unheimlich übereinander, manchmal an der Spitze des Schwarmes, manchmal an der Queue und manchmal – und dann brüllt das Publikum: „Hipp, hipp!" – um einige Meter weiter; wenn aber einer eine Runde oder zwei voraushat, ist er wieder dort, wo er war, er klebt wieder in dem Schwarm der dreizehn. So bleiben alle auf demselben Platz, während sie vorwärts hasten, während sie in rasanter Geschwindigkeit Strecken zurücklegen, die ebenso lang sind wie die Diagonalen Europas, wie von Konstantinopel nach London und von Madrid nach Moskau. Aber sie kriegen keinen Bosporus zu sehen und keinen Lloyd George, keinen Escorial und keinen Lenin, nichts von einem Harem und nichts von einer Lady, die auf der Rotten Row im Hyde Park reitet, und keine Carmen, die einen Don José verführt, und keine Sozialistin mit kurzem schwarzem Haar und Marxens „Lehre vom Mehrwert" im Paletot. Sie bleiben auf derselben Stelle, im selben Rund, bei denselben

Menschen – ein todernstes, mörderisches Ringelspiel. Und wenn es zu Ende, die hundertvierundvierzigste Stunde abgeläutet ist, dann hat der erste, der, dem Delirium tremens nahe, lallend vom Rade sinkt, den Sieg erfochten, ein Beispiel der Ertüchtigung.

Sechs Tage und sechs Nächte drücken dreizehn Paar Beine auf die Pedale, das rechte Bein auf das rechte Pedal, das linke Bein auf das linke Pedal, sind dreizehn Rücken abwärts gebogen, während der Kopf ununterbrochen nickt, einmal nach rechts, einmal nach links, je nachdem, welcher Fuß gerade tritt, und dreizehn Paar Hände tun nichts als die Lenkstange halten; manchmal holt ein Fahrer unter dem Sitz eine Flasche Limonade hervor und führt sie an den Mund, ohne mit dem Treten aufzuhören, rechts, links, rechts, links. Ihre dreizehn Partner liegen inzwischen erschöpft in unterirdischen Boxen und werden massiert. Sechs Tage und sechs Nächte. Draußen schleppen Austrägerinnen die Morgenblätter aus der Expedition, fahren die ersten Waggons der Straßenbahnen aus der Remise, Arbeiter gehen in die Fabriken, ein Ehemann gibt der jungen Frau den Morgenkuß, ein Polizist löst den anderen an der Straßenecke ab, ins Café kommen Gäste, jemand überlegt, ob er heute die grau-schwarz gestreifte Krawatte umbinden soll oder die braun gestrickte, der Dollar steigt, ein Verbrecher entschließt sich endlich zum Geständnis, eine Mutter prügelt ihren Knaben, Schreibmaschinen klappern, Fabriksirenen tuten die Mittagspause, im Deutschen Theater wird ein Stück von Georg Kaiser gegeben, das beim Sechstagerennen spielt, der Kellner bringt das Beefsteak nicht, ein Chef entläßt einen Angestellten, der vier Kinder hat, vor der Kinokasse drängen sich hundert Menschen, ein Lebegreis verführt ein Mädchen, eine Dame läßt sich das Haar färben, ein Schuljunge macht seine Rechenaufgaben, im Reichstag gibt es Sturmszenen, in den Sälen der Philharmonie ein indisches Fest, in den Häusern sitzen Leute auf dem Klosett und lesen die Zeitung, jemand träumt, bloß mit Hemd und Unterhose bekleidet in einen Ballsaal geraten zu sein, ein Gymnasiast kann nicht schlafen, denn er wird morgen den pythagoräischen Lehrsatz nicht beweisen können, ein Arzt amputiert ein Bein, Menschen werden geboren und Menschen sterben,

eine Knospe erblüht und eine Blüte verwelkt, ein Stern fällt und ein Fassadenkletterer steigt eine Häuserwand hinauf, die Sonne leuchtet und Rekruten lernen schießen, es donnert und Bankdirektoren amtieren, im Zoologischen Garten werden Raubtiere gefüttert und eine Hochzeit findet statt, der Mond strahlt und die Botschafterkonferenz faßt Beschlüsse, ein Mühlenrad klappert und Unschuldige sitzen im Kerker, der Mensch ist gut und der Mensch ist schlecht – während die dreizehn, ihren Hintern auf ein sphärisches Dreieck aus Leder gepreßt, unausgesetzt rundherum fahren, unaufhörlich rundherum, immerfort mit kahlgeschorenem Kopf und behaarten Beinen nicken, rechts, links, rechts, links.

Gleichmäßig dreht sich die Erde, um von der Sonne Licht zu empfangen, gleichmäßig dreht sich der Mond, um der Erde Nachtlicht zu sein, gleichmäßig drehen sich die Räder, um Werte zu schaffen – nur der Mensch dreht sich sinnlos und unregelmäßig beschleunigt in seiner willkürlichen, vollkommen willkürlichen Ekliptik, um nichts, sechs Tage und sechs Nächte lang. Der Autor von Sonne, Erde, Mond und Mensch schaut aus seinem himmlischen Atelier herab auf das Glanzstück seines Œuvres, auf sein beabsichtigtes Selbstporträt, und stellt fest, daß der Mensch – so lange, wie die Herstellung des Weltalls dauerte – einhertritt auf der eignen Spur, rechts, links, rechts, links – Gott denkt, aber der Mensch lenkt, lenkt unaufhörlich im gleichen Rund, wurmwärts geneigt das Rückgrat und den Kopf, um so wütender angestrengt, je schwächer seine Kräfte werden, und am wütendsten am Geburtstage, dem sechsten der Schöpfung, da des Amokfahrers Organismus zu Ende ist und, hipp, hipp, der Endspurt beginnt. Das hat Poe nicht auszudenken vermocht: daß am Rand seines fürchterlichen Mahlstroms eine angenehm erregte Zuschauermenge steht, die die vernichtende Rotation mit Rufen anfeuert, mit hipphipp! Hier geschieht es, und hier erzeugen sich zweimal dreizehn Opfer den Mahlstrom selbst, auf dem sie in den Orkus fahren.

Ein Inquisitor, der solche Tortur, etwa „elliptische Tretmühle" benamst, ausgeheckt hätte, wäre im finstersten Mittelalter selbst aufs Rad geflochten worden – ach, auf welch

ein altfränkisches, idyllisches Einrad! Aber im zwanzigsten Jahrhundert muß es Sechstagerennen geben. *Muß!* Denn das Volk verlangt es. Die Rennbahn mit den dreizehn strampelnden Trikots ist Manometerskala einer Menschheit, die mit Wünschen nach äußerlichen Sensationen geheizt ist, mit dem ekstatischen Willen zum Protest gegen Zweckhaftigkeit und Mechanisierung. Und dieser Protest erhebt sich mit der gleichen fanatischen Sinnlosigkeit wie der Erwerbsbetrieb, gegen den er gerichtet ist. Preise werden gestiftet, zum Beispiel zehn Dollar für die ersten in den nächsten zehn Runden. Ein heiserer Mann mit dem Megaphon ruft es aus, sich mit unfreiwillig komischen, steifen Bewegungen nach allen Seiten drehend, und nennt den Namen des Mäzens, der fast immer ein Operettenkomponist, ein Likörstubenbesitzer oder ein Filmfabrikant ist oder jemand, auf dessen Ergreifung eine Prämie ausgesetzt werden sollte. Ein Pistolenschuß knallt, es beginnt der Kampf im Kampfe, hipp, hipp, die dreizehn sichtbar pochenden Herzen pochen noch sichtbarer, Beine treten noch schneller, rechts, links, rechts, links, Gebrüll des Publikums wird hypertrophisch, hipp, hipp, man glaubt in einem Pavillon für Tobsüchtige zu sein, ja beinahe in einem Parlament, der geschlossene Schwarm der Fahrer zerreißt. Ist es ein Unfall, wenn der Holländer Vermeer in der zweiten Nacht in steiler Parabel vom Rad saust, mitten ins Publikum? Nein: out. Ändert es etwas, daß Tietz liegenbleibt? Nein, es ändert nichts, wenn die Roulettkugel aus dem Spiel schnellt. Man nimmt eine andere. Wenn einer den Rekord bricht, so wirst du Beifall brüllen, wenn einer den Hals bricht – was geht's dich an? Hm, ein Zwischenfall. Oskar Tietz war Outsider vom Start an. Das Rennen dauert fort. Die lebenden Roulettbälle rollen. „Hipp, Huschke! Los, Adolf!" – „Gib ihm Saures!" – „Schiebung!!"

Von morgens bis mitternachts ist das Haus voll, und von mitternachts bis morgens ist der Betrieb noch toller. Eine Brücke überwölbt hoch die Rennbahn und führt in den Innenraum; die Brückenmaut beträgt zweihundert Mark pro Person. Im Innenraum sind zwei Bars mit Jazzbands, ein Glas Champagner kostet dreitausend Papiermark, eine Flasche zwanzigtausend Papiermark. Nackte Damen in Abendtoilette sitzen da, Verbrecher im Berufsanzug (Frack

und Ballschuhe), Chauffeure, Neger, Ausländer, Offiziere und Juden. Man stiftet Preise. Wenn der Spurt vorbei ist, verwendet man die Aufmerksamkeit nicht mehr auf die Kurve, sondern auf die Nachbarin, die auch eine bildet. Sie lehnt sich in schöner Pose an die Barriere, die Kavaliere schauen ins Dekolleté, rechts, links, rechts, links. Das Sechstagerennen des Nachtlebens ist es. Im Parkett und auf den Tribünen drängt sich das werktätige Volk von Berlin, Deutschvölkische, Sozialdemokraten, rechts, links, rechts, links, alle Plätze des Sportpalastes sind seit vierzehn Tagen ausverkauft, Logen und Galerien lückenlos besetzt, rechts, links, rechts, links, Bezirke im Norden und Süden müssen entvölkert sein, Häuser leer stehen, oben und unten, rechts und links.

Und mehr als die Hälfte der Plätze sind von Besessenen besessen, die – die Statistik stellt es triumphierend fest – vom Start bis zum Finish der Fahrer in der hundertvierundvierzigsten Stunde ausharren. In Berliner Sportkreisen ist es bekannt, daß sogar die unglücklichen Ehen durch die Institution der Six Days gemildert sind. Der Pantoffelheld kann sechs Tage und sechs Nächte von daheim fortbleiben, unkontrolliert und ohne eine Gardinenpredigt fürchten zu müssen. Selbst der eifersüchtigste Gatte läßt seine Frau ein halbes Dutzend Tage und Nächte unbeargwöhnt und unbewacht; sie kann gehen, wohin sie will, rechts, links, rechts, links, ruhig bei ihrem Freunde essen, trinken und schlafen, denn der Gatte ist mit Leib und Seele beim Sechstagerennen. Von dort rühren sich die Zuschauer nicht weg, ob sie nun Urlaub vom Chef erhalten oder sich im Geschäft krank gemeldet, ob sie ihren Laden zugesperrt oder die Abwicklung der Geschäfte den Angestellten überlassen haben, ob sie es versäumen, die Kunden zu besuchen, ob sie streiken oder ohnedies arbeitslos sind. Es gehört zur Ausnahme, daß ihr Vergnügen vorzeitig unterbrochen wird, wie zum Beispiel das des sportfreudigen Herrn Wilhelm Hahnke, aus dem Hause Nr. 139 der Schönhauser Straße. Am dritten Renntage verkündete nämlich der Sprecher durch das Megaphon, rechts, links, rechts, links, den siebentausend Zuschauern: „Herr Wilhelm Hahnke, Schönhauser Straße 139, soll nach Hause kommen, seine Frau ist gestorben!"

FÜRST BOLKONSKI AM GRABE TRENCKS

Apokryphes Kapitel von Tolstois „Krieg und Frieden"

Wohl ist es richtig, daß Fürst Andrej Bolkonski in den ersten Stunden der Fahrt von seiner Mission erfüllt war. Er hatte Marathonbotschaft zu überbringen, dem verbündeten Kaiser persönlich die Meldung vom Siege zu erstatten, und seine Entsendung war Auszeichnung, hob ihn jäh aus der ausgerichtet dastehenden Reihe aller russischen Offiziere heraus. Auch war er noch der Gedanken an die gestrige Schlacht voll, an das blutige Hin und Her, an die tote Schützenkette vor Dürrenstein, an den österreichischen General Schmidt, der eben mit ihm gesprochen hatte, als ihn eine Franzosenkugel tödlich in den Hals traf, und an das furchtbare Chaos der Verwundeten, die vor dem Lazarett in Krems Hilfe heischten.

Hinter Znaim jedoch wurden seine Träume von zukünftigem Ruhm, die Erwartung der Audienz, die Erinnerung an seine Kaltblütigkeit im Gefechte und an die gräßlichen Szenen geradezu gewaltsam von den Farben der Landschaft verdrängt, die durch die Fenster der leichten Chaise drangen und deren Inneres erfüllten. In den Furchen der Äcker und auf den höher gelegenen Teilen der Hügellehnen lagen noch Schneereste. Auf diese Zeitgenossen des Winters starrend, die hier mitten im Frühlingslager starben, dachte Fürst Bolkonski an die Franzosen, die auf dem Schlachtfelde geblieben waren: auch sie mußten ja verblutend den Sieg ihres Feindes sehen. Der Frühling hatte das Feld behauptet, und seine Farben flatterten über dem Gelände. Aber für wie lange?

Wird man in Wien die Taborbrücke halten können?

Ein wundervolles Land war es, durch das er fuhr. Goldenes Gebüsch säumte die Gärten ein, die satten schwarzen Schollen auf dem Felde erzählten dem Grundherrn von Wolowjew von großer Fruchtbarkeit, die Forste waren noch grün und dicht, die kalkbeworfenen Häuserwände, die Sta-

keten wilden Weines und der Lack der Fensterläden verrieten Glück und Heimatliebe der Bewohner. In Gasthöfen, vor denen der Postkutscher die Pferde tränkte und auch der Kurier einen Imbiß genehmigte, sprach man eine fremde Sprache, die im Tonfall wie Russisch klang. Das dürfte Mährisch sein, dachte Bolkonski und daran, daß er noch nie von der Existenz einer mährischen Sprache etwas gehört hatte. Natürlich, das hatte man in der Moskauer Kriegsakademie nicht gelernt! Die Geographie der österreichischen Erblande, der inneren besonders, hatte man nur kurz abgetan, und was kümmerte es den Soldaten, welche Sprache die Leute der Gegend sprachen, wo man eine Schlacht zu liefern hat!

Nur von diesem Gesichtspunkte aus lernen wir von der Welt. Rußland ist ihr Kern. Kein anderes Volk kommt in Betracht, kein Land ist so schön wie Rußland, keines hat solch eine ruhmreiche Geschichte, keines solch eine wunderbare Kultur.

Allein, wenn man hinauskommt, so weit wie ich, Fürst Andrej Bolkonski, sieht man, daß das anders ist. Was bedeuten für die Leute in Mähren unsere großen Fürsten Michael Feodorowitsch und Peter der Große, unsere Feldherren Suwarow und Korssakow, unsere Dichter Cheraskow und Bagdanowitsch, von denen wir glauben, daß die ganze Welt sie bewundert? Nicht einmal die Namen hat man hier je gehört und feiert hier wohl andere Zelebritäten, die wieder wir nicht kennen. Jedes Volk glaubt, es sei das herrlichste der Welt, und will die anderen beherrschen!

Freilich, unser Moskau, das macht uns niemand nach, die märchenhaft schwarzen Paläste mit Karyatiden und Ornamenten, die prächtigen Kirchen mit Riesenportalen und hohen Kuppeln! Wie armselig sehen dagegen hier die ebenerdigen Häuser aus.

Gegen einhalb vier Uhr nachmittags machte sich Bolkonski empfangsbereit. Sein Diener packte auf dem Kutschbock den Galarock des Fürsten aus dem Koffer, Andrej legte ihn an und ließ sich im Wagen die silbergespornten Stiefel bürsten. In zwei Stunden konnte er schon vor dem deutschen Kaiser stehen.

Auf dem Kamm des kleinen Hügels, der, umgeben von

der Stadt, mitten im Tale stand, sah Andrej die rechteckige Festung Spielberg, als es fünf Uhr abends war. Nervös drückte er mit der flachen Hand die Orden auf den Waffenrock, zupfte die Handschuhe über die Finger und fuhr bald darauf beim Palaste vor.

Die Tatsache, daß er, der Spezialkurier Kutusows, nicht noch heute vom Kaiser Franz empfangen, sondern vom Präsidenten des Hofkriegsrates abgespeist worden war, und die ostentative Interesselosigkeit, die Graf Latour für den russischen Sieg über Mortier an den Tag gelegt hatte, waren der Grund dafür, daß Fürst Bolkonski in höchstem Maße verstimmt war, als er das Schloß verließ, um in das Palais des russischen Botschafters zu fahren. Bilibin war nicht zu Hause, er war bei einer Unterredung mit Stadion, mit Gyulai und mit dem heute aus Wien eingetroffenen Lichtenfels, aber sein Gesandtschaftssekretär Fürst Hippolyt Kuragin begrüßte Bolkonski mit respektvoller Herzlichkeit. Gegen neun Uhr werde der Herr Gesandte zum Souper erscheinen.

Fürst Andrej, der sich vom Sitzen in der Kutsche noch durchgerüttelt fühlte, beschloß, die passiven Strapazen durch einen Spaziergang auszugleichen.

Eine schlendernde Menge bewegte sich überall, schöngekleidete Frauen, um deren Gunst sich begleitende Herren bemühten. In den Zimmern aller Häuser brannte verschwenderisches Licht, man sah von draußen, wie hoch die Plafonds waren, und konnte die kostbare Ausstattung der Wohnungen erraten. Geschäfte sind erleuchtet, Wagen rollen nach allen Richtungen.

Als ob nicht Weltkrieg wäre. Als ob nicht, nahe genug, eben eine Schlacht geliefert worden wäre. Als ob es nicht dort Todesschreie junger Menschen und zerfetzte Gliedmaßen gegeben hätte. Als ob nicht bald der Feind hiersein könnte.

Der fremdländische Offizier mit goldenen Fangschnüren und Orden erregt allgemeine Aufmerksamkeit auf der Promenade. Der Fürst merkt das und freut sich dessen. „Morgen heftet mir der Kaiser sicher einen hohen österreichischen Orden an die Brust. Und wenn der Krieg noch lange dauert – wer weiß, als was ich nach Petersburg zurückkehre."

Die Straßen sind breit, Plätze erstrecken sich in großen Bogen, die Häuser stehen wuchtig da und sind an künstlerisch gemeißelten Zieraten reich. Ein Riese von Dom reckt sich, froh seiner Größe, über die Stadt und hebt seine Arme senkrecht zum Himmel. Zu dieser Kirche, vor der Bolkonski steht, führt eine Rampe, und die verwitterten Sandsteinmönche auf der Balustrade mögen bei Tageslicht ein künstlerischer Genuß sein.

Eine herrliche Stadt, dieses Brünn, und dabei doch nicht mehr als ein Refugium des Kaisers. Wien muß viel prachtvoller sein, gewiß noch wunderbarer als Petersburg. Welcher Russe würde das glauben! Man führt uns irre, damit Kriege möglich sind. Aber – er denkt an morgen – manchem sind Kriege von Vorteil.

Aus der Kirche flutet ein Menschenstrom, Bolkonski, neugierig, ihr Inneres zu sehen, zwängt sich durch die Menge. Das Kirchenschiff ist schmucklos, der Hauptaltar plumpe Schnitzerei, die Decke unbedeutend bemalt. Während er die Seitenaltäre abschreitet, hat sich das Gotteshaus geleert, und ein bärtiger Mann im braunen Habit mit dem Zingulum steht neben ihm und fragt den interessierten Fremdling dienstbeflissen: „Wollen Sie vielleicht die Katakomben sehen?"

Andrej nickt gleichgültig und läßt sich von dem Mönch in das Kloster geleiten, dessen Eingang gleich neben dem Kirchenportal ist. Ein breites Holztor im Korridor. Durch den Glasbogen, der sich darüber wölbt, sieht man die blutenden Hände eines gekreuzigten Heilands. Nichts weiter als die blutenden Hände ... Der Klosterbruder öffnet, und der Gang geht weiter. Eine schmale Wendeltreppe, von deren Nische er eine Lampe nimmt und anzündet, führt hinab.

Die Kellerräume sind lang, nur an wenigen Stellen der Ziegelwände ist Mörtelverputz erkennbar. Überall liegen Leichen. Manche in offenen Särgen, manche – die Äbte – uneingesargt in zerfallenen Kutten in einer Reihe, bloß die Kapuze ist ihnen Kopfpolster. Sie sehen gar nicht wie Skelette aus, sondern wie halb verhungerte, zusammengeschrumpfte Menschen, die vom Schlaf der Erschöpfung befallen sind. Die Kellerluft hat ihrer Gesichtshaut verschiedene, nicht unnatürliche Farben gegeben. Zwischen den

keuschen Mönchen ruht eine Frau – die Gattin Grimms, des Baumeisters der Kirche, wie der Klosterbruder erklärt.

Der Kapuziner hebt die Laterne in die Höhe und läßt ihren Schein aufwärts strahlen. Bolkonski sieht, daß der Luster aus Menschenknochen zusammengestellt ist, in denen Kerzen stecken. Auch ein Altar aus Totenschädeln ist hier.

Ein Memento steht in schwarzen Lettern auf weißer Tünche. „Ego fui – tu eris", darunter liegt, abseits von den anderen, ein riesenhafter Leichnam auf rotem Mantel. Fürst Bolkonski starrt ihn an, und der Mönch, der dem Blick des Gastes gefolgt ist, erklärt: „Der berühmte Pandurenoberst Baron Franz von der Trenck. Hat sich am 4. Oktober 1740 auf dem Spielberg vergiftet, 38 Jahre alt."

Andrej läßt keinen Blick von dem Toten: ein ruhmvoller Kamerad, russischer Offizier wie er. Der große Trenck! In Rußland waren seine Kriegstaten mit Schanzarbeit in der Kiewer Festung gelohnt worden, und hier, in seiner Heimat, hatte man den Kalabreser Helden bis zum Tode in die Spielberger Kasematten gesperrt. Was waren die Verbrechen Trencks gewesen? Tollkühnheit, Rücksichtslosigkeit, Willkür? Man sagte so. Aber sind denn nicht bloß Feigheit, Verrat, Auflehnung und vor allem kriegerisches Mißgeschick die einzigen strafbaren Verbrechen des Soldaten? Etwas anderes hatte ihn gestürzt, etwas, was Bolkonski seit vorgestern kannte, als ihn Kutusow vor allen Offizieren zur Reise an den Hof beordert. Niemand hatte gesprochen, aber die Blicke hatten verraten, daß die Kameraden ihm keine Kameraden mehr seien.

Was hatte der blutjunge Obrist der Panduren verschuldet, das ihn, den Schutz und die stete Vorhut der ganzen Armee, ihn, den Schrecken der Feinde, in Ungnade geschleudert? Den Neid hatte er erweckt, das war seine tragische Schuld!

Morgen werde ich vielleicht den Theresienorden erhalten, sagte sich Fürst Andrej Bolkonski, als er sich fröstelnd zum Gehen wandte.

Die schwarze Inschrift über dem toten Trenck streifte noch einmal sein Auge.

PRÜFUNGSSORGEN, PRÜFUNGSSORGEN

Wenn man im Lateinischen Viertel wohnt und zu vielen Tageszeiten auf die Straße kommt, so kann man die Studenten bei den diskrepantesten Beschäftigungen beobachten.

Zum Beispiel: eine beinahe kahlgeschorene Studentin kauft morgens am Grünzeugkarren etwas Karfiol und Kartoffeln und beim Fischhändler einige Muscheln ein, um sich ihr Mittagessen zu kochen; ein junger Mann kommt jeden Vormittag vor eine der großen Buchhandlungen in der Rue de l'Ecole de Médecine, nimmt aus den draußen in offenem Schrank ausgelegten Büchern ein Lehrbuch der Gynäkologie, als ob er's kaufen wollte, und lernt – die Lippen bewegend – eine Seite nach der andern auswendig. Zwei Burschen, die zur Nachtzeit über den Boul Mich gehen, disputieren über Spinozas politisches Traktat; vor den Cafés unterbrechen sie das Gespräch und klauben unter den Tischen Zigarettenstummel zusammen. Spricht dich, ungeschickt genug, auf dem Boulevard Saint-Germain, zwischen Place Maubert und Cluny, ein Mädchen gegen Ende des Monats an und bittet, dich von ihr begleiten zu lassen, Bezahlung nach deinem Belieben, so ist es eine Studentin: Sie kann auf andere Art ihre Miete nicht auftreiben oder den Abonnementspreis im Restaurant des Etudiantes ... An zweihundert Japaner umstehen, umgehen und umsitzen während der ganzen Ferien die achtzehn Billards des Kaffeehauses in der Rue de Monsieur le Prince und üben systematisch – Diagramme in Hefte zeichnend – schwere Stöße.

Man kann auch von den Einsamkeiten des Studenten in seiner Stube erfahren, kann gleichsam bei verzweifeltem Kniefall und aufjubelndem Armebreiten Zeuge sein. Man erfährt von Stoßseufzern und Schwüren, Ängsten und Hoffnungen, Gebeten und Gelübden, von Glauben und Aberglauben. Kleine weiße Marmortafeln, von denen wohl noch kein Pariser Chronist gesprochen hat, erzählen davon, kleine weiße Marmortafeln, die an den Innenwänden einer ziem-

lich abseits gelegenen Kirche befestigt sind. Das altersschwarze Mauerwerk und die gotischen Pfeiler in der Severinskirche sind es, die diesen Schmuck heller Steintapeten tragen. Der Brauch, nach überstandenen Nöten der Kirche eine Votivtafel zu bringen, ist in französischen Gebieten stark verbreitet, jedoch die Inschriften in den kleinen Pariser Kirchen des linken Seineufers, vor allem in der Eglise Saint-Séverin, sind das Seltsamste, was sich denken läßt. Man kann aus ihnen nicht bloß die differenzierten Prüfungssorgen lesen, sondern sie ergeben geradezu ein ganzes Studienprogramm, ein Verzeichnis aller Lehrfächer und Disziplinen und ihrer Schwierigkeiten. Alle Heiligen werden um Hilfe angerufen, die Schwergeprüften sollen den Schwerzuprüfenden beistehen, und hat einer der Apostel und Märtyrer das Wunder vollbracht, so dankt der Errettete: „Dem heiligen Antonius für die Approbierung des abgelieferten Programms aus Technisch Zeichnen A." Neben diesem Dank, der die Unterschrift „H. N., Hörer der Akademie für Straßen- und Brückenbau" trägt, hat ein anderer Ingenieurkandidat sein Flehen an die Wand geschlagen: „C'est sous votre puissante protection, ô notre Dame de Sainte-Espérance, que je mets ma dernière année. J. P., candidat à l'Ecole Polytechnique."

Ein Mediziner gibt bei der heiligen Veronika seine carrarische Visitkarte ab, „mit Dank für die bestandene Prüfung aus Pathologischer Anatomie"; die Juristen scheinen mit Vorliebe den heiligen Joseph um Protektion gebeten zu haben, „Reconnaissance à St-Joseph pour mon examen du droit civil. Un normalien", oder „Saint-Joseph! Merci pour mon succès, faisant l'examen du droit public! Un licencié en droit, S. S.". Die Philosophen von der Sorbonne und vom Collège de France wenden sich nicht erst an die Heiligen, sondern an den Heiland direkt. Mit Erfolg! Er hat ihnen, wie man erfreut lesen kann, besonders in Organischer Chemie, Integralrechnung, Ägyptologie und Revolutionsgeschichte gnädig geholfen. Die Hörer der Bergakademie verlassen sich auf den Apostel Paulus; seine Eingebung bewirkt, daß man die bösesten Fragen aus Geologie, Mineralogie und Paläontologie richtig beantwortet, er war es – saxa loquuntur –, der oft Gnade für Bergrecht ergehen ließ. An

St. Dyonisius wenden sich die Studenten der Ecole Normale vertrauensvoll um Rat und Hilfe, wenn sie aus Englisch, Deutsch, Spanisch oder Russisch kolloquieren wollen.

Die Mutter Gottes aber soll jene beschützen, die sich das Kriegshandwerk erwählt haben, die aus der Wissenschaft von privilegiertem Mord und Totschlag Prüfungen ablegen. Wenn wir ein Täfelchen wie dieses lesen: „Témoignage de reconnaissance à la Sainte-Vierge d'une mère pour trois fils Saint-Cyriens", so verstehen wir es noch: die fromme Frau will ihre drei Söhne bald versorgt sehén. Aber was soll man zu all jenen Kriegsakademikern sagen, die in Marmor meißeln lassen, daß ihnen die Heilige Jungfrau bei ihren Studien aus Waffenwesen, Schießwesen, Ballistik, Taktik und Strategie geholfen habe!

Es ist der Glauben, der die Kirchenwände derart schmückt. Und so abstrus sich eigentlich die Namen von modernen Lehrfächern, diese Bezeichnungen der am schnellsten vergehenden irdischen Sorgen unter den Wölbungen des mittelalterlichen Gotteshauses ausnehmen, so ist man doch gar nicht zum Lächeln geneigt. Die Steine reden, sie erzählen von fremden Nöten, sie erinnern an eigenes analoges Leid und sind immerhin Denksteine einer Martyriologie.

NACHTLEBEN AUF DEM POLESANER KAI

Der Matrose im Krähennest, westwärts schauend, sieht, daß nun auch der Scheitelpunkt des roten Kreises im Meer versinkt. Auf Deck wird der Flaggensalut abgefeuert, und es scheint, als ob er hundertfaches Echo wecken würde, aber es ist nicht das Echo, sondern der Schall des Abendschusses auf den andern Schiffen, je nach der Entfernung ans Ohr dringend. Von jedem Deck tönt der Generalmarsch, und überall schwebt die Flagge vom Topp hinab. Zapfenstreich.

Auch die Wellen treten Nachtruhe an. Im leichten Nebel sehen die Schiffe wie zackige Kristallisationen in einem Smaragd unendlicher Größe aus. An manchen Stellen fluoresziert das Wasser vom Öl, das darauf schwimmt. Das runde Licht der Luken verschwindet und selbst der Bildrahmen, der eben noch blitzte und funkelte: Es verlöschen die Laternen der Stadt, die Rolläden ihrer Fenster schließen sich.

Vom Wellenbrecher springt der Strahl des Scheinwerfers in den Himmel, um von dort steif und langsam aufs Wasser zu fallen. Dann ist wieder Nebel und Nacht.

Doch hinter der Finsternis der Häuser ist Hafenleben. Im Marinekasino sitzen die Stabspersonen, denen das Geschick heute Dienst oder Corvé erspart hat. Sie lesen im Café Zeitungen, spielen Billard oder Bridge, hören das Konzert oder blättern in den illustrierten Zeitschriften der Bibliothek. Im großen Saal trinken sie Wein oder Sekt und erzählen; Tische sind Standesgruppen, Ingenieure sind gewöhnlich beisammen, Kommissäre sind gewöhnlich beisammen, am Admiralstisch darf kein Eleve sitzen, und am Betriebsleitertisch hat der Stabsarzt nichts verloren. Flieger, Torpedisten, Mineure, Dreadnoughtmen haben je ihre Marmorplatte und ihre Interessensphäre, und weil die Tische klein sind, so teilt man sich zumeist nach Jahrgängen. Aber manchmal wird vom Tisch der Höheren leutselig den Niederen ein Brocken hingeworfen, eine Frotzelei, ein ärarischer Witz, eine Nachricht, man markiert, daß man zusammengehört, ob nun das Elliotsauge oder bloß die blauen Streifen die Uniform zie-

ren. Alle haben längst nur noch eine Heimat auf dem Festland, das Marinekasino. Es ist der ruhende Pol im ewigen Wechsel der Erscheinungen. Wenn die Nachricht kommt, daß der Ferdl zwei Franzosen „abg'schossen" oder der Lohmaier ein Schlachtschiff torpediert hat, so geht man ins Kasino, um zu hören, wie's war, und es ist zu wetten, daß Ferdl und Lohmaier im Momente der Lancierung daran dachten, wie sie das morgen abend im Kasino recht farbig schildern werden. Auch in England, dem klassischen Land der Klubs, war ein Seemannsklub der Vater aller übrigen: der Mermaid Club in der Londoner Fryday Street, der schon zu Zeiten der Königin Anna vom most honourable Sir Walter Raleigh gegründet wurde.

Die k. u. k. Marineoffiziere sitzen im Kasino von Pola. Sie interessieren sich nicht für diese von Dante schwermütig besungene Stadt, die in ihrem Aufbau – amphitheatralisch entlang der runden Bucht angeordnet, voll von antiken Altertümern und reich an märchenhaften Inseln und Grotten in ihrer Umgebung – frappant an Neapel erinnert. Sie wissen nichts von den gigantischen Torsi römischer Cäsarenstatuen und den feingeschnittenen Gemmen im Museo Civico; sie schauen niemals die hundertjährigen Globen, die der Stolz des Seekartendepots sind; nie streicheln sie die Steine in der Nekropolis von Nesactium und kraxeln nicht auf den Galerien des Amphitheaters umher; entdecken keine Details auf der Porta aurea, die einst Michelangelo begeisterte; sie wandern nicht in den seltsamen Garten des Hydrographischen Amtes, in dessen Beeten Thermometer statt Blumen, Kohärer statt Wurzeln, Antennenmaste statt Bäume, Verdunstungsapparate statt Sträucher wachsen und dessen lauschige Pavillons Seismographen beherbergen; sie streifen niemals durch das Arsenal und kennen die grünen Giftküchen der Unterwasserfarben nicht; sie geraten in Verlegenheit, wenn sie jemand fragt, wo im Motorendepot des Fliegerarsenals die Schwimmgehäuse und wo das Schrot der Kugellager liegt; niemals haben sie sich im Taucheranzug auf den Meeresgrund hinabgelassen. Diese Stadt der pittoresken Exotik ist ihnen etwas Alltägliches, und sie sehnen sich ins Heim, in ihre vier Mauern. Und diese vier Mauern sind das Marinekasino.

Die Matrosen, die die kostbare Bewilligung zum Landgang im Bordhemd geborgen haben, machen den Polesanerinnen den Hof. Der eine sitzt mit seiner „Mula" im unendlichen Rondeau des augusteischen Amphitheaters, dessen Mauerwerk vor Wind und Patrouillen schützt. Der andere führt sein Liebchen zwischen den weiten Palmen und dicht aneinandergereihten Oliven, Pinien, Zypressen und Maulbeerbäumen des Monte Zaro an den Resten jener kostbar labyrinthischen Stollen vorbei, aus denen die venezianischen Glasbläser Saldame-Erde förderten. Die dritten aber mißachten die vom Altertum und Mittelalter geheiligten Stätten und ziehen die Lokalitäten der Neuzeit vor, die Trattorien, Osterien und Birrerien an der Riva oder die dreistöckigen Bordelle der Via Castropola, die hoch oben über der Stadt das Kastell umschließt.

Das Hafenleben hat seine Sperrstunde. Die „letzte Blaue" droht hier ärger als in Wien. Weh dem, der sie versäumt! Zu Fuß kann man vom Hafen nicht aufs Schiff gehen, selbst wenn es nur zweihundert Schritte weit vom Molo vor Anker läge.

Glock elf wird es lebhaft auf dem Kai, das ist so die Zeit, da die letzten Boote und Barkassen zu den Schlachtschiffen und Kreuzern, die letzten Tender zu den Hulks und entfernten Hafenpartien abstoßen. Man sieht sie am Molo vertäut oder durch das Wasser fahren. Die Positionslichter geben die Richtung an: vorn ein weißes, backbords ein rotes, steuerbords ein grünes und auf dem Heck ein gedämpftes weißes Licht; die Spiegelung ihres Scheines setzt sich in unregelmäßig gezackten Linien nach unten zu fort, Mannschaft springt auf den Vorderteil des Fahrzeugs, Offiziere sitzen achtern. Nicht leicht ist es, das eigene Boot in Gewirr und Dunkelheit so schnell zu finden. „Erzherzogin Anna", ruft ein Matrose, der sich im Puff zu lange aufgehalten hat, „Erzherzogin Anna", schreit er in Angst, daß er schon zu spät kommt – „Salome", ein zweiter – „Admiral Sterneck", ein dritter –, es klingt, als ob Camelots im Bois de Boulogne eindringlich die Titel ihrer Zeitungen ausrufen würden. Wohl dem, dem auf seinen Klageruf nach „Salome" noch die Antwort des Corvématrosen wird: „Salome? Hier!"

Das Boot stößt ab, ohne Abfahrtssignal, es kehrt nicht um, und liefen auch noch fünfzig Passagiere herbei. Manchmal

gelingt noch ein Weitsprung von der Kaimauer aufs Deck, in einen Menschenknäuel, der flucht und lacht.

Armer Matrose, der du unter stillem Dampf aus der Trattoria herankommst, um eine Sekunde zu spät, und den Sprung nicht wagen kannst, weil du spürst, daß du schon eine Schlagseite hast! Wie versteinert starrst du dem höhnisch wedelnden Silberschwanz deines davonsprengenden Reittieres nach. Einen Augenblick denkst du, da doch schon alles verloren ist, den Kurs zu verkehren und jenen gastlichen Hafen wieder anzulaufen, in dem du vor kurzem mit Aufbietung deiner ganzen männlichen Energie Anker gelichtet hast; aber dann fällt dir ein, welche Strafen deiner warten. So gehst du den Weg der Buße: zum Hafenwachtschiff, wo du dich beim Inspektionsoffizier als „Mankanter" meldest. Der notiert die Zeit, und du kannst dich in einem Winkel einrollen und purren bis morgen früh, bis du in deine schwimmende Heimat kommst, vom Inspektionsprofos bereits dazu ausersehen, als linke Flügelcharge den Rapport zu zieren.

Die Motorboote und Dampfbarkassen, die Dampfboote und Motorbarkassen sind abgestoßen, und die schwarze Ebene wird von phosphoreszierenden Streifen zerschnitten, der Bugwelle. Es ist eine Kunst, zu lenken, an den Schwimmdocks und Scoglien und Bojen und an den vielen Booten (links vorfahren, rechts ausweichen!) vorbei, geradeswegs ans Fallreep oder an das Landungsfloß. Nicht immer kommt das Boot genau an, man muß sich oft auf die Reling stellen und im Dunkel auf den Rand der wackligen Zattera springen – Komfort, Geländer oder dergleichen gibt es nicht, wir sind in der Seemannswelt, und jeder kann schwimmen. Übrigens ist mit der ersten Station die Fahrt noch nicht für alle zu Ende – mancher muß noch umsteigen, denn die kleineren Schiffe können keine Motorboote zum Abholen schicken, und wegen eines oder zweier Bummler unter Riemen bis zum Molo und wieder zum Schiff zu fahren wäre für die Rojgasten zu mühevolle Arbeit. So kommt das Ruderboot, unsicher wie ein Seelentränker, zum nächsten Halteplatz des Tenders und nimmt dort die Schiffskameraden auf. Man hört Ruderschläge, und dann wird es still.

An Bord spannt man die Hängematten auf und schläft ein, müde, erinnerungsselig und schnarchend.

DIES IST DAS HAUS DER OPFER

In Paris reißt man die Morgue nieder; schon seit langem hatte das ebenerdige Haus auf der Cité-Insel aufgehört, ein Rendezvousplatz neugieriger und sensationslüsterner Passanten zu sein, das Tor war gesperrt, und wer in den letzten Jahren hineinwollte, mußte klingeln und sich dem Portier mit seinen Befürchtungen legitimieren: Man fragte zitternd, ob nicht seit gestern ein Kind in rotem Kattunkleidchen hier abgeliefert worden war, ob nicht in der letzten Woche eine brünette siebzehnjährige Frau in schwangerem Zustande hier Unterkunft gefunden habe oder ein Greis mit Krücken. Verneinte der Portier, so konnte der Frager von dannen gehen, bis zum nächsten Tage von einem Hoffnungsschimmer erhellt. Die großen Tage der Pariser Morgue waren vorbei, die Katastrophen der unbekannten Toten. Die Leichen vom Tage des Bastillensturmes sind längst agnosziert, die nachfolgenden der großen und der zwei kleinen Revolutionen sind vergessen, in den Labyrinthen der Katakomben vermodert, und seit dem Mai 1871 hat die Pariser Morgue fast nur Einzelgäste beherbergt, so wenige, daß es sich nicht mehr lohnte, sie zu einem Ausstellungsobjekt für Gaffer zu machen. Daher fällt das Totenhaus von Paris dem Tode anheim. Aber in Berlin in der Hannoverschen Straße ist fast täglich die Tafel hochgezogen: „Leichenschauhaus geöffnet." Der Kampf ums Dasein ist in Berlin unvergleichlich mörderischer, hier ist auch Erwerbs- und Liebesleben noch immer von militaristischer Mentalität ergriffen, und um alle Todesopfer ohne Schauhaus sicherzustellen, müßte man jedem Bewohner eine Legitimationskapsel an die Tasche nähen lassen, wie den Soldaten der Marschkompanien.

Während das Pariser Leichenschauhaus eine Vergangenheit hat, hat die Berliner Morgue eine Gegenwart.

In den Umsturztagen von 1918 waren Hekatomben von Erschossenen hier aufgestapelt, zur Zeit der Spartakistenaufstände im März 1919 brachte jeder Tag einen Zuwachs

von hundertfünfzig bis zweihundert Leichen, hierher schafften einige Soldaten einen „unbekannten Mann, auf dem Wege zur Rettungsstation gestorben“, als ob sie nicht gewußt hätten, daß dieser „Unbekannte“ Karl Liebknecht heiße, der einzige Abgeordnete Deutschlands, der gegen den Krieg gekämpft hatte, der einzige, der allen Menschen Deutschlands und des Auslands bekannt war. Hierher wurde einige Wochen später eine „unbekannte Frauensperson“ geschleppt, aus dem Landwehrkanal aufgefischt: Man stellte fest, daß der Leichnam hundertzehn Kolbenhiebe und etwa dreißig Tritte von genagelten Schuhsohlen aufweise und daß die Tote Rosa Luxemburg heiße.

Hierher brachte man 1922 den Soldaten der französischen Kontrollkommission, der in der Friedrichstraße erstochen worden war, wofür Deutschland eine Million Goldmark Sühne zahlen mußte; in der kreuzgeschmückten Totenkapelle des Leichenschauhauses, von wo nur die Verlassensten der Verlassenen zu ihrer Beerdigung gefahren werden, sprach der Rabbiner den Totensegen, und Ententegenerale umstanden in Gala den Sarg. Auch der Generalgouverneur Armeniens, Dschemal Azmi Bey, und sein Freund, Professor Bachaddin Shakir, die in der Uhlandstraße von persischen Fanatikern erschossen worden waren, und der Redakteur Nabakoff, den im Saal der Philharmonie die gegen Miljukoff gerichtete Kugel traf, der ehemalige Großwesir Talaat Pascha, der von Feinden der Jungtürken im Berliner Westen den Todesstoß empfing, und der indische Autonomist und Englandfeind Sahir Ahib fanden im selben Jahr hier ihre vorletzte Ruhestätte.

Das waren politische Affären, die Aufsehen hervorriefen, und die Namen ihrer Opfer waren in aller Munde. Jedoch die Opfer des rasanten Berliner Erwerbstempos bleiben zumeist auch unbekannt, wenn man ihre Namen festgestellt hat: Am Tage, da der Telegrafendraht ausführlich über die Leichenfeier Rathenaus berichtete, meldete er im Ausmaß eines Telegrammblanketts, daß fünfunddreißig Menschen tot ins Leichenschauhaus gebracht wurden; sie hatten sich auf die Trittbretter eines Stadtbahnzuges stellen müssen (weil der schon überfüllt war und der nächste erst nach fünf Minuten ging) und waren in der Schönhauser Allee durch

einen entgegenkommenden Zug hinuntergefegt und überfahren worden. Das Haus von Rudolf Mosse stürzte ein, und vor den Auslagskästen im Leichenschauhaus stauten sich Frauen und Kinder, um in den ausgestellten Resten von dreizehn Menschen ihre Gatten und Väter zu erkennen.

In den unterirdischen Kammern, die nicht für die Besichtigung frei sind, da hier nur die Leichen aufbewahrt werden, deren Namen man kennt, deren Todesursache aber (nach Paragraph 157 der deutschen Strafprozeßordnung) im anstoßenden Obduktionssaal oder im Institut für Forensische Medizin festgestellt werden muß, ist kein Plätzchen leer. Drei übereinander angebrachte Bretter hat jede dieser Kabinen, und auf jedem liegt ein toter Mensch: ein Mädchen mit rotem Bubikopf, Frauen, die sich mit Leuchtgas oder mit Kohlengas umbrachten, Männer mit Revolverschüssen in der Herzgrube oder mit zerschmetterten Gliedmaßen – Sprung aus dem Fenster. Einen hohen Prozentsatz stellen Frauen, die keinen Selbstmord begehen wollten und ihn doch begingen (oder begehen mußten), indem sie eine unbefugte Operation an sich vornehmen ließen. Kleine Kinder sind immer da, Neugeborene, sechs Wochen und ein Jahr alte, manche wie Puppen im Spielwarenladen daliegend, manche wie wächserne Weihnachtsengelchen, doch muß sich erst erweisen, ob nicht Mißhandlung oder Kindesmord sie so frühzeitig zu Engeln gemacht hat.

Hinter den Schaufenstern der Publikumshalle liegen auf schrägen Brettern mit ihren Kleidern bedeckt die Namenlosen. Wasserleichen, violett und furchtbar aufgeschwemmt, mit Zetteln, „am Schleusenufer geborgen", „am Kottbusser Ufer geborgen", „im Nordhafen aus dem Wasser gezogen", „aufgefischt beim Bahnhof Jungfernheide, Charlottenburg . . .". Und die Erhängten aus dem Tiergarten.

Sind Tote hier in den Schaukästen, dann fehlt es ihnen auch an lebenden Besuchern nicht. Die Tafel „Leichenschauhaus geöffnet" ist eine Einladung. Kutscher steigen ab, ihr Gefährt auf der Straße stehenlassend, Schulkinder versuchen einzudringen, aus den Geschäften und Häusern holt der Nachbar den Nachbarn zur unentgeltlichen Schaustellung; Habitués und Passanten treiben sich in der Halle umher, die in ihrer langgestreckten Form, mit dem Glasdach und der

metallenen Geländerstange wie der Raubtierpavillon des zoologischen Gartens aussieht; die Lebenden apostrophieren die Toten in den gläsernen Käfigen mit berlinisch-zynischen Bemerkungen: „Mensch, du hast dir janz dufte ausjebadet!" – „Nu werde ick sechs Wochen lang keen Wasser trinken könn'!" – „Kiek mal *den* an: der sieht ja wie 'n Gorilla aus!" oder: „Die lacht ja – also scheint's drüben janz schön zu sein." – Die rohesten Witzreißer sind die sentimentalsten. Daß wirklich durch das Ausstellen jemand festgestellt wird, kommt selten genug vor. (Lag doch die Leiche eines im Hamburger Yoshiwara in der Schwiegerstraße verstorbenen Greises einen ganzen Tag lang öffentlich im dortigen Schauhaus, ehe man sicherstellen konnte, daß es der König von Dänemark sei.) Nach drei Wochen dieses Verkehres der unbekannten Toten mit den Lebenden holt man die Leichen aus ihren Glashäusern, wo ein Ventilatoren- und Röhrensystem sie mit eisiger ammoniakkomprimierter Luft frisch erhalten hat, sperrt sie in einen magistratlich beigestellten Sarg, genannt „Nasenquetscher", und begräbt sie. Aber nicht, bevor man sorgfältig Photographie, Personenbeschreibung, Todesart, Monogramme der Wäsche, Proben von Hemd-, Hosen-, Rock-, Mantel- und Hutstoff, Knöpfe und Tascheninhalt in die umfangreichen Regale des Kommissariats zur Sicherstellung von Leichen eingereiht hat – noch am Grabe pflanzt man die Hoffnung auf.

GENERALVERSAMMLUNG DER SCHWERINDUSTRIE

Das Hotel Kaiserhof in Essen ist in Ausmaß, Anlage und Überladenheit den Hotels Unter den Linden Berlins gewiß ebenbürtig. Die Schwerindustrie, die es in ihrer Residenz erbaut hat, läßt sich eben nicht lumpen. Aber es ist ein stilles Haus. Die wenigen Gäste, die da wohnen, gehen schon vom frühen Morgen an ihren Geschäften nach, und wenn sie sie erledigt haben, fahren sie schleunigst weiter – in Essen ist nichts los, nur Geschäfte. (Frauen sieht man nicht einmal mittags im Speisesaal.) Immer ist das Vestibül leer, die Klubsessel gähnen, die Hotelboys stürzen sich auf jeden Gast, ihm aus dem Mantel zu helfen, und streiten, wer ihn im Aufzug hinauffahren darf.

Eines Tages jedoch kommt man ahnungslos nach Hause, tritt durch die Drehtür ins Hotelvestibül und reibt sich die Augen; es ist, als wäre der Vorhang hochgegangen vor einer Massenszene: Mehr als hundert Menschen stehen in der erhöhten Halle, zu zweit, einzeln oder in Gruppen. Die Liftboys haben gar keine Zeit, uns aus dem Mantel zu helfen, und keine Lust, uns im Aufzug hinaufzufahren. Dornröschens Hotel ist erwacht. Wer hat die Massenszene hingestellt? Max Reinhardt? Dazu ist sie zu stumm. Lubitsch? Dazu ist sie zu unbewegt. Es ist ein lebendes Bild, darstellend die deutsche Schwerindustrie.

In wenigen Minuten wird im Saale hinten die Generalversammlung ihres Elektrizitätswerks beginnen, und die Aktionäre warten, bis der Vorstand oder der Aufsichtsrat, die noch eine Vorberatung halten, sie rufen werden. Aus allen Teilen des Industriegebietes kamen sie; die Papas haben ihre Söhne mitgebracht, die Juniorchefs, zu dem Adelstag, bei dem man sich nicht mit Ahnen, sondern mit Stammkapital ausweist. Dennoch haben weder Väter noch Söhne etwas von dem Patriarchalismus der Hamburger Reeder und von ihrer Eleganz, die dort ursprünglich von

England abgeguckt wurde und im Verkehr „mit Übersee" zugehörig geworden ist. Hier hat keiner das Exterieur eines Schiffahrtbesitzers, sondern bestenfalls das eines Kapitäns, eines Industriekapitäns nämlich. Als hätte ihnen die Manieren der Fuchsmajor der „Saxo-Borussen" beigebracht und als wären sie Assessoren. Die Prominentesten dieser Prominenten sind von ausgeprägter Kleinbürgerlichkeit und Unsicherheit. Jung scheint nur der achtzigjährige Thyssen zu sein; sein schnurrbartloser Mund lächelt, als ob er ein Priemchen kauen würde, das Kinn verlängert ein friesischer Fischerbart, er trägt die schwarze Uhrkette „Gold gab ich für Eisen", während nichts darauf hindeutet, daß er noch mehr Eisen für Gold gab; er sieht aus, als lenke er täglich eine Fähre von Hamburg nach Helgoland und retour. Kirdorf, ein kleiner Herr mit goldener Brille, mag als Arzt nach Kassel passen. Stinnes aber, Hugo Stinnes, ist ganz der Typus des Rabbiners von Neutitschein. Schwarzes Haar, schwarzer Bart auf Oberlippe, Wangen und Kinn, schwarzer Anzug, schwarze zementierte Krawatte; und in der Versammlung, wenn er mit beiden Händen seinen goldumränderten Kneifer aufsetzt und das Wort ergreift, wird dieser Eindruck noch zwingender: Der Rabbiner von Neutitschein erledigt bei einer Trauung die gesetzlich vorgeschriebenen Formalitäten.

Das mögen noch immerhin Typen sein. Aus der Menge der andern wüßte selbst Lavater schwerlich nach Kopfbildung und Gesichtsausdruck zu agnoszieren, wer einer von jenen ist, die die deutsche Wirtschaft in Händen haben, Kohle, Eisen, Stahl, wer bloß ein Landrat ist oder Generaldirektor der Deutschen Bank, nur ein Staatsminister a. D. oder der Syndikus einer hiesigen Aktiengesellschaft, nur ein Oberbürgermeister von Köln, Düsseldorf, Duisburg, Remscheid, München-Gladbach, Bochum, Gelsenkirchen, Hamborn oder Solingen oder ein Betriebschef, der Generaldirektor der Deutsch-Luxemburger Kohlengesellschaft oder bloß der Regierungspräsident von Trier. Der kleineren Leute kann man doch erst gar nicht Erwähnung tun, wie zum Beispiel des Bürgermeisters von Essen; aber auch ihm bringt eben ein aufgeregter Magistratsdirektor ein Telegramm, dessen Inhalt morgen in allen Blättern zu lesen sein

wird: „Der Bürgermeister von Essen, Dr. Luther, ist zum Reichsernährungsminister ernannt worden . . .“

Generalversammlung ist Öffentlichkeit, Diskussion, Demokratie. Oder soll dies zumindest formell ausdrücken. Hier jedoch wird Formalität als vorgeschriebener Formelkram manifestiert, wie wenn sie ad absurdum geführt werden wollte, als wollte man demonstrativ zeigen, daß man im eigenen Machtbereich für das Gegenteil ist: für Geheimhaltung, für Autokratie, für Absolutismus. Das Fräulein, das die eintretenden Aktien auf Herz und Nieren zu prüfen hat, sitzt draußen vor dem Saaleingang. Die Presse ist nicht geladen, nicht einmal der Vertreter der Stinnes-Blätter. Wenn ein Journalist Eintritt wünscht, weckt das nur entsetztes Staunen; gelingt es einem doch, dann ist es allerdings kein Wunder, wenn er sich ganz nahe zum Präsidium setzt. Er hat Grund genug, aufgeregt auf den Beginn der Verhandlung zu warten. Die ganze Welt schaut ja auf das Ruhrrevier. Oh, natürlich wird heute kein Wort von Politik gesprochen werden, aber immerhin muß bei der Erwähnung der nächstjährigen Aussichten in der Debatte oder in den Anträgen eine wichtige Andeutung fallen.

Ist es doch das große kumulative Unternehmen der deutschen Schwerindustrie, das heute seine Aktionäre hierhergerufen hat. Ein Unternehmen, das die ganzen Rheinlande, Westfalen, Hannover, Hessen-Nassau mit Licht und Strom versorgt, mit einer Milliarde Kilowattstunden jährlich, ein Monstrekonzern, dessen Hochleistungskessel eine Heizfläche von mehr als 73 000 Quadratmetern haben und der gegenwärtig 340 Kilometer neuer 100 000-Volt-Leitungen im Bau hat, jährlich 80 Millionen Kubikmeter Gas im Wege der Fernversorgung abgibt und fast alle elektrischen Kleinbahnen und Straßenbahnen dieser Bezirke treibt. Schon eine interne Angelegenheit dieses Werks ist sozialpolitisch für ganz Deutschland bedeutungsvoll. Gewiß wird Wichtiges gesprochen werden. Wozu hätten sonst alle Größen ihre Aktentaschen mit 800 Millionen Mark Aktien von weit her aus ihren Betrieben, wo sie sich doch unentbehrlich dünken, persönlich hierhergeschleppt?

Die Klingel läutet. Herr Stinnes setzt den Kneifer auf und verliest Zahl und Gewicht der Anwesenden, Nekro-

logie, Namen der ausgeschiedenen Aufsichtsratsmitglieder und den Antrag auf ihre Wiederwahl, Anträge auf Ausschüttung einer zwanzigprozentigen Dividende und auf eine Statutenänderung („in Zukunft brauchen nur die Inhaberaktien hinterlegt zu werden"). Er liest, als ob die Stimme dazu da wäre, die Worte unhörbar zu machen; ohne Hebung, ohne Senkung betet er das Breviarium ab, ohne Interpunktion fügt er manchen Sätzen die Wendung an: „Wenn sich kein Widerspruch erhebt erscheint der Antrag angenommen ich konstatiere daß sich kein Widerspruch erhoben hat der Antrag erscheint daher angenommen." Man hört allerdings keinen Widerspruch, aber auch den Spruch des Referenten nicht und vernimmt nur undeutlich: „Erkläre ich die Sitzung für geschlossen."

Es wird einem hier klar, daß nicht der schnarrende Kommandoton, sondern daß diese unbetonte, flüsternde, stichwortlose Redeweise des neuen Machthabers von Deutschland die einzige Form der Rede ist, die „keinen Widerspruch" aufkommen läßt. Das ist die Bilanz, die wir nach der Generalversammlung der deutschen Schwerindustrie nach Hause tragen.

Herr Hugo Stinnes unterschreibt noch einige Akten, die ihm seine Beamten mit nachlässiger Haltung und in leichtem Gesprächston erklärend überreichen, da Herr Stinnes keine Höflichkeit und keine Devotion duldet. (In modo nämlich!) Die Aktionäre strömen aus dem Saal – ihre Autos warten und drei Extrazüge. Die Hotelboys beeilen sich, ihnen in die Mäntel zu helfen – ehrenhalber, denn sie kriegen kein Trinkgeld. Nur Herr Stinnes gibt der Garderobiere und dem Boy je einen von den Zwanzigmarkscheinen, von denen ihm jeden Morgen sein Sekretär ein Paket in die rechte Hosentasche steckt. Im vorigen Monat waren es noch zehn Papiermark. Die Hotelboys – und mit ihnen alle Bewohner Deutschlands – sind von der Frage bewegt: „Was für Scheine werden es im nächsten Monat sein?"

DAS FUCHSLOCH DES HERRN VON BALZAC

In der Rue Berton von Passy, einem Weg, der zwischen Mauern kaum drei Meter breit von der Seine bis zum Blitzableiterhause Franklins steil hinaufführt, entdeckt man das Haus, auf dessen blaugrau getünchten Seitengiebel von irgend jemand hingepinselt worden ist: „La maison de Balzac, 1840–1848, s'adresser 47 Rue de Raynouard." Es ist auch eine schöne Gedenktafel aus weißem Marmor da, im Jahre 1910 gesetzt: „Dieser Meilenstein aus dem Jahre 1731 bezeichnete die Grenze zwischen den Herrschaften Auteuil und Passy." Der derart ausgezeichnete Grenzstein steht unter der Marmorplatte und ist ein alter Meilenstein wie tausend andere. Das breite braune Holztor aber öffnet sich unausgesetzt, und prächtige Automobile fahren ein in das Haus Balzacs. Es sind nämlich zwei Automobilgaragen darin.

Wer die Briefe Balzacs an die Baronin Hanska kennt, kann sich die absonderliche Anlage dieses Hauses einigermaßen vorstellen. Durch den Eingang in der Rue de Raynouard (der einstigen Rue de Basse) steigt man die Treppen abwärts, bis man auf einen Hof kommt, der zwei Stockwerke unter dem Niveau der Straße liegt; dort steht ein Häuschen, aus dem man durch eine bedeckte Falltür wieder zwei Stockwerke hinabschreiten kann in einen zweiten Hof und aus diesem in die Rue du Roc hinaus, die heute Rue Berton heißt und jenen denksteingeschmückten Grenzstein besitzt. Dieses so vertrackt angelegte Haus war dem Dichter wohl aufgefallen, als er aus seinen Jardies bei Sèvres nach Paris zu seinem Verleger ging, sorgenschwer, weil er jenen Boden unter seinen Füßen schwinden fühlte. Dieser Bau mochte ihm geeignet erscheinen, gegebenenfalls als Schlupfwinkel vor den Gläubigern zu dienen. Die Stunde kam bald. Die Jardies müssen unter den Hammer, Balzac wird Mieter, „il m'a fallu déménager très lestement

et me fourrer là où je suis", in dem kleinen Hofhäuschen, ängstlich verborgen, mit seiner Mutter lebend, unter Deckadresse Korrespondenz erhaltend, keine Besuche annehmend; nur Gérard de Nerval, Théophile Gautier und Léon Gozlon wissen Klopfzeichen und Losungswort... Wenn sonst jemand an die Türe pocht, stülpt Balzac den Hut auf, läuft zur Küche und öffnet – fluchtbereit – die versteckte Falltür, jagt die Stufen hinab in die häuserlose Rue du Roc.

Die Falltür ist noch zu sehen und die leere Wohnung und das dreieckige Gärtchen, worin Vogelbeeren blühen und eine Venusbüste steht. Das nennt sich: Museum Balzac. Eine Frau mit Brille wäscht eben den Fußboden, eine Russin; durch den Krieg um Heimat und Söhne gekommen und zufällig hier im Hause wohnhaft, ist sie damit betraut, den Haushalt des Herrn von Balzac aufzuräumen. Kahle Zimmer. Im ersten hängen zwei Gipsreliefs an der Wand, Abgüsse von der Wandverkleidung eines Theaters wohl, Gruppierungen von Figuren aus Balzacs Werken: auf dem einen die der „Provinzsitten", auf dem anderen die der Pariser Romane.

Hier saß Balzac, der reichste aller Gestalter, hier saß er Tag und Nacht, acht Jahre lang, hier schrieb er die „Cousine Bette", den „Vetter Pons", „Glanz und Elend der Kurtisanen", hier schrieb er die fünf Akte des „Mercadet" und achtzehn heißbewegte, starke Bücher, der größte Phantast der Realität, ein anerkannter Meister und doch von der Académie verschmäht, ein mit Verlagsaufträgen überhäufter Schriftsteller und der fleißigste, produktivste, den je die Welt gesehen, hier saß er und – ward die Angst vor dem Schuldturm nicht los. „Wenn ich ausgehe, muß ich vorher mein Haus auf ein Jahr verproviantieren", damit seine Mutter nicht Hungers sterbe, wenn man ihn einsperrt.

Die Nachwelt kommt für die Schulden der Mitwelt nicht auf. Das Musée Balzac? Wohl das tristeste, schäbigste Gedenkhaus, das sich denken läßt! Jede Schornsteinfegerswitwe bewahrt mehr Andenken an ihren Seligen auf als dieses Museum von Balzac. Es sind bloß Reproduktionen da, Gipsabdrücke, Ausschnitte, Drucksorten, Photographien. Ein Briefbeschwerer, aus dem Stein des Hauses in der Rue Fortuné verfertigt, wo Balzac starb. (Jetzt steht

ein Palais Rothschild dort.) Eine Photographie des unvollendet gebliebenen Balzacmonumentes von Rodin. Eine gewöhnliche Napoleonstatuette, hierhergebracht mit Beziehung auf den Ausspruch des Romanciers: „Was Bonaparte mit dem Schwert begann, mit der Feder will ich es vollenden!" Eine Vervielfältigung des Bildes, das Daffinger von der Hanska malte. Auf dem Tisch liegen drei Bände des philosophischen Diktionärs von Bayle, weil Balzac ein Exemplar dieses Werkes oft benutzte, und die Hand des Dichters in Gips. Originale, Reliquien birgt nur ein Glasschrank: die Kaffeetasse, ein Billett, ein Schillerhemd und eine Jacke, ein Necessaire, das er der Hanska gekauft hat, und eine Faktura der unglückseligen Firma: „Imprimerie de H. Balzac et A. Barbier." An der Wand im Arbeitszimmer steckte im leeren Bilderrahmen der Zettel: „Ici un Rembrandt." Deshalb hat man auch jetzt einen Rahmen mit diesen Worten an die Mauer gehängt, aber die Handschrift ist die eines Fremden – selbst von diesem entsagenden Surrogat ist bloß ein Surrogat vorhanden.

Nur die Wände stehen noch da, jene Wände, aus denen der Dichter Hunderte leidenschaftlich bewegter Gestalten treten ließ, die Komödie der Menschheit zu spielen. Das Schlößchen der Prinzessin Lamballe ist noch aus dem Fenster zu sehen, mit dem Park, aus dessen Blüten sich Balzac Farben für seine Palette holte. Der Hofraum ist unter uns, der menschenleer war, so daß der Dichter nicht fürchten mußte, aufgehalten zu werden, wenn er vor seinen Bedrängern durch das untere Haustor davoneilte. Aber die Wände sind heute verstellt von fremden Händen, Schloß und Park Lamballe sind als Sanatorium für Nervenkranke eingerichtet, im einstmals stillen Hofe sind zwei Automobilgaragen, und an dem Tor ist eine Gedenktafel, einem alten Meilenstein zu Ehren.

WAT KOOFE ICK MIR FOR EEN GROSCHEN?

In der Volksspeisehalle in der Schönhauser Allee trank ich eine Tasse Kaffee um zehn Pfennig und aß dazu einen Napfkuchen um den gleichen Preis. Drüben an der Wand, mit Kreide auf ein schwarzes Brett geschrieben, war die Speisekarte; aus ihr ersah ich, daß man für eine Tasse Milch, Kakao, Kaffee, Apfelwein oder Brühe, für eine Flasche Selterswasser, für zwei Zehntel Malz- oder Lagerbier, für eine mit Butter oder Schmalz gestrichene Stulle, für vier gewöhnliche Schrippen, für einen Blech- oder einen Napfkuchen nicht mehr und nicht weniger als zehn Pfennig zu zahlen hat. Noch reicher sehen die Genüsse aus, die sich einer vergönnen kann, der über zwei Groschen verfügt: eine Schale Weißbier, eine Pulle Brauselimonade, eine belegte Stulle, einen sauren Hering, einen marinierten Fisch, eine Portion Kartoffelsalat, ein Paar Würstchen oder ein Stück Wurst.

Um zu erfahren, ob man auch andere als alimentäre Werte um zehn Pfennig erwerben könne, rief ich eines der spielenden Gören zu mir, gab ihm einen Groschen und wollte ... der Kleine war schon mit der Schnelligkeit eines Rodelschlittens davongerast, bevor ich ihn etwas fragen konnte. Ich sprach einen anderen Jungen an und stellte ihm, das Geldstück in der Hand behaltend, die Gewissensfrage: „Was tust du mit diesen zehn Pfennig, wenn ich sie dir gebe?" – Der Knirps machte eine abwehrende Geste. „Nee, so doof bin ick nich – dann jehm Se mir den Jroschen doch nich!" – Ich gab mein Ehrenwort. – „Ick jehe in Kintopp." – Auf meinen Wunsch zeigte er mir sogleich das Kino, wo der Eintritt zehn Pfennig kostet, der teuerste Platz fünfzig Pfennig. Mein kleiner Führer verschwand mit dem Groschen in der Eingangstüre, auf der eine große Tafel besagte: Jugendlichen unter sechzehn Jahren ist der Eintritt verboten!

Ein kleines Mädchen, das ich fragte, machte mir die Mitteilung, daß sie für meinen Groschen – auch ins Kino gehen wolle. Da mir die statistische Feststellung, wieviel Kinder Berlins eine Münze zum Besuch des Films anlegen würden, doch etwas zu kostspielig schien, stellte ich den Versuch ein, mir auf dem Wege einer Umfrage das Material zur Verwendungsmöglichkeit von zehn Pfennig zu verschaffen.

Ich war in einer Gegend, in der der Geschäftsbetrieb viel mehr von den Finanzverhältnissen des Käufers abhängig ist als von dessen Bedarf. Diesem Umstande ist durch die Preisangabe in den mit tausenderlei Dingen vollgepfropften Schaufenstern Rechnung getragen. In den Papierwarenhandlungen sind keine Schreibhefte, Stahlfedern, Bleistifte oder dergleichen ausgestellt. Luxusdinge des täglichen Gebrauchs werden angepriesen: die entzückenden Künstlerkarten, welche keifende Schwiegermütter, wimmernde Pantoffelhelden und zahnlose alte Jungfern zeigen, kosten nur zehn Pfennig; der anonyme Absender braucht nur – mit verstellter Handschrift – die Adresse daraufzuschreiben ... Um den gleichen Preis ist auch die hundertsechzehnte Lieferung des für unsere Jugend bestimmten Werkes „Huronen und Delawaren oder Das Zweite Gesicht oder Die Verfolgung rund um die Erde" zu haben, unter dessen vierfarbigem Titelbild die edlen Worte stehen: „Als Wilhelm Mut aus dem Blockhause heraustrat, sah er zehn Indianer in feindseliger Haltung vor sich stehen." Für zehn Pfennig habe ich das Heft einer Pfadfinder-Bücherei erstanden, verlockt durch die bunte Umschlagzeichnung, deren Text lautete: „Durch das Krachen des Donners, das Brüllen der Wogen, das Heulen des Sturmes tönte Horst Krafts gellender Ruf: Pfadfinder, zu mir! Wir werden zusammen sterben, wenn wir sterben müssen!" Dieses Büchlein habe ich gelesen und kann sagen: Wenn Büchern wirklich ein erzieherischer Wert zukommt, dann ist dieses Werk vortrefflich geeignet, Knaben zu Idioten zu erziehen.

Auf billige Art können sich Mädchen der Peripherie mit aller raffinierten Eleganz umgeben: eine Madeira-Hemdpasse, eine Büchse mit wohlriechenden Cachous, eine Phiole !!! Allerfeinstes Pariser Ideal-Parfum !!! (die sechs Ausrufungszeichen sind Original) und ein Gummiabsatz

kosten je einen Groschen. Schwerer ist es, ein Gentleman zu sein. Zwar kosten ein Stehkragen, drei Hemdknöpfe oder einmal Schnurrbartstutzen denselben Betrag, aber schon für ein Paar Manschetten, ein Stück Prima Mandelseife mit zwei Ausrufungszeichen, eine Nagelfeile, eine Pomadenstange oder einmal Rasieren muß man die doppelte Taxe entrichten, für Haarschneiden und Bartausziehen sogar fünfundzwanzig, Kräuseln der Haare dreißig Pfennig.

Die Lust zum Heiraten wird gewiß dadurch wachgerufen oder wenigstens verstärkt werden, daß man um zehn Pfennig einen vergoldeten Ehering beziehen kann, eine Säuglingsklapper von der gleichen Wohlfeilheit, zwei Zinnsoldaten oder ein Schilderhäuschen. Mit einer Autohupe für Kinder oder fünf Knallerbsen kann man Krach machen, der mit einem Groschen gewiß nicht überbezahlt ist. Weiter: ein (etwas verbogener) Alpakalöffel, der Band einer verschrotteten Leihbibliothek „nach Eugen Sue bearbeitet von Wilhelm Eichelkogel", eine garantiert echte Haarlemer Hyazinthenzwiebel, ein achtel Pfund Kieler Sprotten, ein Stück Bruchschokolade, ein Umschlag mit Puderpapier, zwei Harzer Käse, Vanilleplätzchen und ein Kartoffelpuffer, alles bloß für zehn Pfennig.

Im Bagno-Museum auf dem Rummelplatz Ecke Lietzmannstraße–Neue Königstraße ist sogar ein Lustmord für einen Groschen zu sehen. In die Geldstücköffnung des Automaten wirft man zwei Sechser ein und dreht die Kurbel. Erstes Bild: Eine schlafende Dame. – Zweites Bild: Ein Mörder nähert sich mit gezücktem Messer. (Mörder nähern sich nämlich immer mit gezücktem Messer.) – Drittes Bild: Der Mörder nähert sich noch näher mit noch gezückterem Messer. – Viertes Bild: Der Mörder sticht der entsetzt erwachenden Dame das gezückte Messer in das Herz. – Fünftes Bild: Die Dame liegt tot neben zwei roten Tintenklecksen auf dem Boden, und der Mörder entfernt sich mit gezücktem, blutigrotem Messer. (Mörder entfernen sich nämlich immer mit gezücktem, blutigrotem Messer.)

Das alles koofe ick mir for een Groschen.

JIDDISCHES LITERATURCAFÉ

Die puritanisch strenge Einhaltung der Sperrstunde in London, das Fehlen von Kaffeehäusern kontinentalen Stils und vielleicht auch die abgesonderte Lage des keineswegs sturmfreien englischen Eilands mögen bewirkt haben, daß die Fäden der internationalen Kaffeehausboheme, die sich vom Lilienschloß des Pariser Poetenfürsten Paul Fort in die unterschiedlichen Dichtercafés von Berlin, München, Wien und selbst zum jenseitigen Seine-Ufer bis auf die großen Boulevards spannen, nicht auch den Weg über den Ärmelkanal gefunden haben. Draußen im östlichen London, inmitten aller Varianten des Elends, gibt es nun allerdings ein Stammlokal der Literatur. Es trägt nationalen Stempel: Man spricht bloß „jiddisch", jenes Sprachgemisch aus Mittelhochdeutsch, ein paar hebräischen Worten und slawischen Wendungen, das in hebräischen Buchstaben geschrieben wird.

Um dem Vorbeigehenden zu sagen, daß hier Juden aus Galizien, Bukowina, Ukraine und Palästina verkehren, heißt das Lokal – „New-Yorker Restaurant". Ein niedrig gewölbter Raum, zu ebener Erde. Vom Büfett her steigt der Duft gebackener Fische allen jenen Gästen sympathisch in die Nase, denen der Duft gebackener Fische sympathisch ist. An zwei oder drei Tischen werden Manuskripte fabriziert; unerbittlich große schwarze Schlipse sind hier entschiedene Mode; einige glattrasierte Gesichter mit den charakteristischen Mundfalten des Mimikers fallen in diesem vollbärtigen Stadtviertel auf: Schauspieler vom jiddischen „Pavillon-Theater", das auf der anderen Straßenseite liegt, gerade gegenüber.

Sogar der Cafétier hat literarische Neigungen, er ist Amateurdramaturg des Theaters drüben, gelegentlicher Mitarbeiter an der Sabbatbeilage der Blätter und „Ezesgeber", das heißt literarischer Beirat des jiddischen Verlages. Das Schlimmste ist sein Assoziationskomplex: Ob man ihm nun die neueste Untat der Suffragetten oder eine amü-

sante Straßendebatte mit Innenmissionären oder sonst etwas berichtet, er wird immer eine Fabel von Krylow, dem russischen Äsop, zu erzählen wissen, die – wie er glaubt – genau auf den vorliegenden Fall paßt.

Den Herrn mit dem Spitzbart grüßen alle, wenn er durch die Minories geht, aber nur wenige wissen seinen Namen; die Leute kennen ihn nur als „Awroimele" – mit diesem Pseudonym unterschreibt er seine satirischen Artikel. Sein Lebenslauf ist für die Ansiedlung der Intellektuellen in Whitechapel paradigmatisch. Er ist der Sohn eines Holzhändlers aus Bobrujsk und mußte den größten Teil seiner Gymnasialstudien im Privatunterricht absolvieren, da der in Rußland bestehende Numerus clausus für jüdische Schüler überschritten war. So gab es für ihn in seiner Jugend keine Assimilation. Als Mediziner kam er nach Berlin, verlobte sich mit der Tragödin Klara Bleichmann, die mit der jiddischen Truppe ihrer Eltern im Puhlmann-Theater in der Schönhauser Allee und im Concordia-Theater in der Brunnenstraße gastierte. Um nicht jahrelang auf die Aushändigung seiner russischen Legitimationspapiere warten zu müssen, heiratete er in London und blieb in Whitechapel.

Der jiddische Literaturhistoriker am Nebentisch, von dem wir nur den Hals mit zwei Furunkeln sehen, trinkt seine „Nuß Braun", er hat in der Bibliothek des „British Museum" das vieraktige jiddische Drama eines Autors mit Namen Wolfsohn entdeckt, das 1796 in Posen erschienen ist, und macht nun daran seine Studien, wenn er nicht hier seine „Nuß Braun" trinkt.

Dem Besitzer und Direktor des „Pavillon-Theaters", Mister Joseph Keßler, können wir die Anerkennung über seine Inszenierung des Gordinschen Dramas „E jüdischer König Lear" nicht versagen; den Herrn Generalmanager überrascht das gar nicht, er ist es gewohnt, die seriösen Kritiker bescheinigen täglich, daß der Versteller Mister Hochstein ein Vorzug ist und die Verstellerin Mistreß Wallerstein ein schmeckediges Ponem hat. Er bedauert, daß wir Mister Hamburger, den Komiker, bloß in einer Trauerspielerei gesehen haben; in einer Lusthandlung sei er zu preferieren. Daß der Kapellmeister betamt ist, finden wir auch: Im Zwischenakt und an melodramatischen Stellen hat er

mit einer Hand Harmonium gespielt und mit der anderen das Orchester zu bändigen versucht. Das Publikum gab seiner Anteilnahme mitten in den Glanzszenen durch ehrlich bewunderndes Zischen Ausdruck.

Man spricht vom Theater, man trägt uns nach Ossip Dymow, nach Rudolf Schildkraut, nach Scholem Asch. Ob wir Adolf Ritter von Sonnenthal gekannt haben; ob er wirklich so großartig war, der Adolf Ritter von Sonnenthal?

Im Nu lernen wir alle Stammgäste kennen; solche, denen die Schriftstellerei eine Ausrede, solche, denen sie ein ganz einträglicher Erwerb ist. Ein blatternarbiger, vierschrötiger Kollege – sein Kopf sitzt wie ein Würfel auf prismatischem Hals – wird uns vorgestellt; man spottet über seine Faulheit und erzählt, er habe das jiddische Distichon erfunden, um bloß zwei Zeilen schreiben zu müssen. Von einer jiddischen Redaktion zur Abfassung eines Essays über Israel Zangwill gedrängt, begann er mit den Worten: „Zangwill ist ein durch und durch katholischer Autor ..." – seit jener Zeit wird er nicht mehr mit Aufforderungen belästigt. Er pumpt uns um zwei Schilling an.

Spindeldürr sitzt der Liederdichter des Bezirkes da. Seine Spezialität sind Reime jiddischer Worte auf englische, zum Beispiel der Refrain eines Couplets vom Knopflochschneider:

> I am a jiddischer
> Buttonhole-Finisher ...

Ganz Whitechapel singt sein Lied vom „bidnen Arbeiter":

> Fun dei kindheit, fun dei yugend
> Finsterst ob dein welt in shop,
> Und kein heim dos hostu nit,
> Mied dei herz, dei kopp.
> Oi! seh! men behandelt dich punkt wie a hund.
> Fun dei schwere horewanie leben reiche in paleste ...

Ein neunzehnjähriger Junge ist durchgebrannt vom Lodzer Seminar – er will nicht „Bocher" sein und nicht Rabbiner werden, er will dichten, die Welt erobern, Bücher schreiben, „ein zweiter Max Brod werden".

Es gibt drei jiddische Tagesblätter in Whitechapel, die im großen Format der Londoner Zeitungen erscheinen: „Die

Zeit", „Jüdisches Journal" und „Expreß". Sie sind in ihrer politischen Färbung voneinander verschieden, nur gegen die Agitation der in Whitechapel stark vertretenen Missionshäuser, für die Abänderung des Emigrationsgesetzes und gegen den Antisemitismus kämpfen sie alle mit der gleichen Vehemenz. Eines von den vielen jiddischen Wochenblättern, der anarchistische „Arbeiterfreund", wird von einem deutschen Christen redigiert, einem biederen Buchdrucker aus Mainz, der eigens den Jargon erlernte, um in der Volksvorstadt Londons für Tolstoi und Luccheni, für Menschenliebe und direkte Aktion, für gegenseitige Hilfe und für Attentate zu agitieren. In dem von Mackay geschilderten englischen Anarchismus spielt Fürst Peter Krapotkin, der im nahen Brighton greis und grau und zurückgezogen lebt, ebensowenig eine Rolle wie Karpowitsch, der durch seinen tödlichen Schuß gegen den Kultusminister Bobolepow den Anstoß zur russischen Revolution von 1901 gegeben und jetzt als Masseur in London eine bürgerlich einwandfreie Existenz gefunden hat. Anläßlich des hundertsten Geburtstages von Bakunin sprach Urvater Tscherkessow in einem anarchistischen Meeting und erzählte von seiner Jugend, von der Revolution und wie er – 1848 – an der Seite Bakunins auf den Barrikaden Dresdens gekämpft hatte.

Zu den christlichen Stammgästen des jüdischen Winkelcafés von Whitechapel Road gehören Journalisten, die aus Fleet Street hierhergesandt sind, gleichsam als auswärtige Korrespondenten der Londoner Weltblätter für die Vorfälle des Whitechapeler Gettolebens.

Im Bohemecafé darf der literarische Kellner nicht fehlen. Zwar verfügt er nicht über eine Armee von Zeitungen, aber dafür ist der „Waiter Jow" im Kreise der Autodidakten eine angesehene Persönlichkeit, eine Instanz in Fragen der Wissenschaft. Denn Master Jow ist ein studierter Mann, er war in Bern Hörer der Philosophie, kam nach London, um seine Studien fortzusetzen, hatte kein Geld, wurde Kellner und blieb es. Und niemand im Whitechapeler Café Größenwahn kann wissen, ob er seine Stammgäste verachtet oder beneidet, die die weltgeschichtliche Unstetheit des Judentums mit der nervösen Heimatlosigkeit des Bohemiens vereinen.

TOTE MATROSEN STEHEN VOR GERICHT

Die öffentlichen Verhandlungen vor dem Seeamt sind gar so öffentlich nicht. Ein Hamburger Kollege, den ich danach fragte, wo das Seeamt sei, erklärte mir, er müsse sich in seiner Redaktion erkundigen; dann telefonierte er mir, es sei in der Seewarte. Das deckte sich mit der Aussage des inzwischen von mir interpellierten Hotelportiers, der seinerseits von einem Schutzmann erfahren hatte, es sei irgendwo in St. Pauli. Aber von der Seewarte wies man mich auf den gegenüberliegenden Hügel: ins Seemannsheim. Dort sind Matrosen, die sich anheuern lassen, und einer wußte, daß die Verhandlungen des Seeamts im Seemannsamt sind. Das ist wieder etwas anderes. Also zurück aus St. Pauli in die Admiralitätsstraße.

Im Seemannsamt hängen handgeschriebene, hektographierte, lithographierte und gedruckte Kundmachungen. Sie beziehen sich auf Strandgut, das geborgen und beim Strandamt abgegeben worden ist, Boote, Säcke, Balken, Anker, Schutenhaken, Benzinfässer, Pfähle. Auch die Kenntlichmachung unterschiedlicher Wracks und der angelegten Hebefahrzeuge ist angeschlagen, damit der Steuermann wisse, wie er bei Tag und bei Nacht auszuweichen habe. Und Todeserklärungen vermißter Matrosen ... Wo die Verhandlungen des Seeamts sind, erfahre ich auch nicht gleich. Endlich weist mich ein Wachtmeister in den zweiten Stock. Auf dem Korridor warten drei oder vier Leute, und an der Tür des Zimmers, vor dem sie sitzen, ist angeschlagen, welche Verhandlungen heute sind. Ich trete ein, zum Erstaunen des Gerichtshofes, das sich zu Verdachtsmomenten erhöht, als ich anfange, mir Notizen zu machen. Aber die Verhandlung ist öffentlich.

Es handelt sich um den Tod des Matrosen Bendfeld vom Dampfer „Scheer" der „Hugo Stinnes AG für Seeschiffahrt und Überseehandel". Dieses Schiff fuhr am 15. Mai 1924, von Ostasien kommend, im Tau des Schleppers „Geeste-

münde" in den Bremer Hafen ein, um den ihm zugewiesenen Liegeplatz einzunehmen. Hierbei hatte sich die Schlepptrosse an den Backbordanker festgehakt, und der dreiundzwanzigjährige Matrose Richard Bendfeld aus Benslow ging außenbords, die Trosse zu klaren. Dadurch, daß Bewegung in den Patentanker kam, schlugen die Flügel herum, und einer drückte den Kopf des Matrosen so heftig gegen die Bordwand, daß der Mann einen Blutsturz erlitt. Wenige Minuten später war er tot.

Zuerst wird der Kapitän vernommen. Er gibt die Personalien ab: Christian Georg Heinz Klaus Maria Höltring, achtunddreißig Jahre alt und so weiter. Dann schwört er bei Gott dem Allmächtigen und Allwissenden, nichts als die Wahrheit, die reine, lautere Wahrheit zu sagen, nichts zu verschweigen und nichts hinzuzufügen, so wahr ihm Gott helfe.

Der Direktor des Seeamts, der den Verhandlungsvorsitz führt, ein Herr in Frack und schwarzer Binde, neben dem die vier Beisitzer wie Schiffskapitäne aussehen und es auch sind, fragt den Zeugen:

„Haben Sie den Vorfall gesehen?"

„Nein, ich war auf der Brücke. Ich kam erst hinunter, als der Mann schon an Bord lag."

„Wie lag der Anker?"

„Er hing etwas aus der Klüse."

„Können Sie uns das aufzeichnen?"

Der Kapitän skizziert die Situation. „Bendfeld hatte sich rittlings auf den Anker gesetzt, und als dieser sich drehte, wurde er an die Bordwand geschlagen. So blieb er im Reitsitz auf dem Anker, als er schon Blut spie und vielleicht schon tot war. Man schlang ihm ein Tau um den Leib und zog ihn aufs Deck."

„Wen trifft die Schuld Ihrer Ansicht nach?"

„Keinen. Wir waren acht Monate auf See gewesen, und Bendfeld war immer einer der arbeitswilligsten Matrosen. Niemand hat ihm Befehl gegeben, er war eben ein eifriger Seemann. Solche Leute findet man heutzutage selten. Schade um den Mann!"

Die Beisitzer nicken. Schade um den Mann! Acht Monate Fahrt, Gefahren, Ostasien, endlich im Hafen. Da dreht sich

der Anker und schlägt ihn tot. Solche Leute findet man heutzutage selten.

Der zweite Offizier wird vereidigt. Wilhelm Hannes Matthias Eyben, achtundzwanzig Jahre alt. Er war zur Unfallszeit am Vordersteven und hat gesehen, daß das Schlepptau um den Anker verwickelt war. Aber er hat dem Bendfeld keinen Befehl gegeben, hinunterzuklettern.

Der Reichskommissar, ein alter Vizeadmiral, auch in Frack und schwarzer Binde, mischt sich in die Verhandlung. „Sie sollten eben sofort mit einer Stake das Seil lösen lassen. Ich will Ihnen das nur sagen, damit Sie nächstes Mal wissen, was Sie zu tun haben."

Der Zimmermann Thias wird vernommen. Er gibt seine Personalien an: Heinrich Thias, zweiundzwanzig Jahre alt.

Vorsitzender (unterbrechend): „Haben Sie denn sonst keinen Taufnamen?"

Zeuge: „Jawohl, Heinrich Eduard Wilhelm Georg Otto Peter Annemarie Thias."

Vorsitzender: „Sprechen Sie mir die Eidesformel nach: Ich schwöre ..."

Zeuge: „Ich schwöre ..."

Vorsitzender: „... bei Gott dem Allmächtigen ..."

Zeuge: „Ich glaube nicht an Gott."

Vorsitzender: „Dann lassen Sie ihn weg ... daß ich nichts als die Wahrheit ..."

Zeuge: „... daß ich nichts als die Wahrheit ..."

Aber auch er kann nicht aussagen, ob Bendfeld den Befehl bekommen habe, außenbords zu steigen.

Nachdem der Schiffsarzt angegeben, daß Bruch der Schädelbasis den Tod herbeigeführt habe, zieht sich der Gerichtshof zur Beratung zurück. Nach fünf Minuten verkündet der Vorsitzende: „Der Matrose Richard Bendfeld ist am 15. Mai 1924 im Hafen von Bremen auf dem Dampfer ‚Scheer' dadurch tödlich verunglückt, daß er mit dem Kopf zwischen Ankerflügel und Bordwand gequetscht wurde. Es trifft niemand ein Verschulden an dem Vorfall."

Man geht ohne Pause in die nächste Verhandlung ein. Der am 14. Januar 1906 in Finkenwärder geborene Karl Meier, Matrose auf dem Heringslogger „Marie" (Eigentum der Kieler Hochseefischerei AG), ist am 9. April 1924 gegen

elf Uhr nachts im Altonaer Fischereihafen über Bord gefallen und ertrunken. Von der Besatzung hat niemand den Unfall gesehen, weil Meier sich allein an Bord befunden hat. Als Zeuge wird der Oberwachtmeister der Sipo gerufen, ein sehr junger Mann, der an jenem Abend am Kai Dienst hatte und auf der „Marie" einen Matrosen bemerkte, der den Steuerbord-Feuerturm hinaufkletterte und hierbei in die Elbe fiel. „Ich verständigte sofort die Hafenpolizei, die mit Dienstbarkasse und Totenangel herbeikam und nach einer Stunde den Leichnam aus dem Wasser fischte. Der Arzt stellte den Tod fest."

Vorsitzender: „Wie haben Sie sich das erklärt, daß der Mann auf den Feuerturm des Schiffes kletterte?"

Zeuge: „Dort wird der Kajütenschlüssel versteckt, damit ihn die Leute holen können, wenn sie nachts nach Hause kommen."

Vorsitzender: „Und woher wußten Sie, daß der Mann betrunken war?"

Zeuge: „Das weiß ich gar nicht."

Vorsitzender: „Aber es steht hier in dem Protokoll, daß Sie das angegeben haben."

Zeuge: „Ein Hafenwächter hat mir das erzählt."

Es wird festgestellt, daß der als Zeuge vorgeladene Wachtmann nicht erschienen ist. Das Seeamt vertagt die Verhandlung mit dem Beschluß, den Führer und einen Matrosen der „Marie" als Zeugen vorzuladen.

Der nächste Fall wird vorgenommen: Matrose Peter Paul Hans Beekinger ist am 20. Mai von einem herabfallenden Kranhaken bei Steinwärder getötet worden . . .

Ich packe meine Notizen zusammen und gehe. Ein Mann macht sich an mich heran. „Nichts Besonderes, was?"

„Oh, mich hat es schon interessiert."

„Das war heute nichts. Tod von Matrosen im Hafen! Das kommt jeden Tag vor. Dreimal in der Woche wird solches Zeug verhandelt. Sie hätten vorige Woche dasein sollen! Da war ein Schiffszusammenstoß mit zehn Millionen Mark Materialschaden – das war interessant! Es wurden achtzig Zeugen vernommen. Aber wegen eines Matrosen kann man doch nicht soviel hermachen."

MITTWOCH IN KASCHAU

Sechs Tage lang scheint allerdings der Charakter des Platzes ausgesprochen dörfisch, aber dies kann den nicht täuschen, der das Namiestie Legionarov, vormals Ercsébet tér, auch am Mittwoch kennt. Der, der weiß, wie es am Mittwoch aussieht, darf behaupten, daß diese Stille nicht der eines Dorfplatzes analog ist, sondern der einer Bühne am Vormittag: Alles ist vorbereitet, Versatzstücke werden den Raum in Räume teilen, Kulissen werden endlose Weiten ergeben, und die jetzt leere Bodenfläche wird von wogender Fülle belebt sein.

Hier mündet die Hauptstraße Kaschaus, die des Doms, des Palais und des Verkehrs. Ganz nahe ist das große Hotel der Stadt und die Handelskammer, doch sieht man dem Platz solche Nachbarschaft nicht an. Niedrige Häuser sind sein Umriß, die Geschäfte haben (außer einer Wechselstube, die den europamüden Slowaken in täglich neuen, großen Kreidebuchstaben anzeigt, für wieviel Tschechokronen ein leibhaftiger Dollar zu haben ist) keine Schaufenster. Auf Rechen und Haken sind die Waren ausgehängt und bedürfen keines besseren Rahmens; es sind Mützen, Hüte, Kleider, Hemden. Eine hölzerne Kinoarena, die Zelte zweier Schnellphotographen, eine Zeile von Buden, in denen Bratwürste lockend-öffentlich in Bratpfannen geschmort und krapfenähnliches Gebäck feilgeboten wird, eine Reihe von offenen Ständen der Fleischer – die beiden koscheren sind durch Bretterwände von denen der trefenen Nachbarschaft streng geschieden.

Einige Weiber haben des Morgens Grünzeug vor sich ausgebreitet, hier und da wird vor dem Mauthause irgendeine Fuhre abgewogen.

So schaut das Theatrum vom Donnerstag bis zum Dienstag aus. Am Mittwoch aber ist's anders, am Mittwoch ist Vorstellung, am Mittwoch ist der berühmte Kaschauer Wochenmarkt. Der Jahrmarkt von Plundersweiler, der

Basar von Elbassan, Petticoat Lane und die Munkácser Valutabörs sind nichts dagegen.

In schmalen Parallelen stehen die Händler. Im Mittelalter hatte jedes Gewerbe seine Straße. Hier ist Mittelalter. Jedoch um wieviel Berufszweige mehr finden auf diesem beschränkten Platz Platz, um wieviel mehr als in den größten mittelalterlichen Städten, um wieviel spezialisierter sind wir heute! Es gibt zum Beispiel nicht etwa Verkaufsstände mit ganzen Anzügen auf dem Kaschauer Markt, wohl aber gibt es eine Hosenstraße: Auf einer Matte vor dem Verkäufer liegen Tuchhosen ausgebreitet und Leinengatjes, Lederbeinkleider und Breeches, neue, alte, durchlöcherte, geflickte, glänzende, abgeriebene, gestreifte, pepita, feldgraue, gebügelte, knollenförmig ausgebuchtete und Wasweißichwasfür-Hosen. Sie sind mit Steinen beschwert, denn wenn auch ein leichter Wind keine solide Hose wegblasen kann – eine Windhose ist gewiß kein willkommener Gast in einem Hosenlager. Angrenzend: Stadtteil W., das ist der der Westen; er hat reichhaltiges Westenlager aller Breiten und Längen, manche scheinen nur aus Futterstoff zu bestehen, so schmal ist der Tuchstreifen vorn, manche wieder sind ganz aus Tuch, so daß man auch hinten Knöpfe annähen und eine goldene Uhrkette dort befestigen könnte – sozusagen eine Kombination von normaler Weste mit einer von Christian Morgenstern genähten Oste.

Rockstraße, Hutweide und Boulevard der Stiefel fehlen in diesem anzüglichen Viertel ebensowenig wie eine Piazza der abgelegten Damenkleider und Damenhüte. Wer von uns hat sich nicht schon durch (eben) abgelegte Damenkleider geschlängelt! Aber keiner mit ähnlichen Gedanken wie jetzt. Wir bitten es der Mode ab, daß wir ihr bisher alles zugetraut haben: Diese Kleider können wohl schon überall, jedoch nie in Mode gewesen sein. Trotzdem sind Angebot und Nachfrage so rege und der Lärm so groß, daß man aus diesem Grunde der Straße den Namen einer „Rue de la Paix" vorenthalten muß. Dagegen könnte über die Bezeichnung der nächsten Querlinie keineswegs ein Zweifel obwalten, jede gewissenhafte Straßenbenennungskommission müßte ihr unbedingt den Titel einer „Avenue der Klistierspritzen" zubilligen. Nicht etwa, als ob hier aus-

schließlich dieses in keinem ländlichen Haushalte fehlende Instrument gehandelt würde, nein, auch Bruchbänder, Frauenduschen, Korsette, Monatsbinden und dergleichen Spezialitäten kannst du, schöne Leserin, in ziemlich gebrauchtem und höchst annehmbarem Zustande erstehen, allein die Klistierspritzen dominieren in so bedrohlichem Maße, daß sie den Warenmarkt Europas überschwemmen und eine Baisse in diesem Artikel hervorrufen können, weshalb dir, falls du damit eingedeckt bist, nur geraten sei, beizeiten zu spritzen.

Von der Möbelstraße ist die rechte Seite eine Front der Kanapees. Sofas aller Art, gesunde, operierte und operationsbedürftige, stehen nebeneinander und nehmen sich im Freilicht maßlos komisch aus. Mir fällt ein, daß ich gestern im Café Slavia auf der Hauptstraße mit dem Chefredakteur des „Slovensky Vychod" („Slowakischer Osten") ein Gespräch über die offiziösen Denkmalsstürmereien geführt habe; ich erwartete eine scharfe Verurteilung zu hören, aber er zuckte die Achseln. „Ja, wenn vor diesen Denkmälern magyarische Demonstrationen stattfinden!" Daraufhin habe ich ihm, der noch nicht so weit im „Vychod" ist, um alte jüdische Witze zu kennen, die Geschichte von dem Manne erzählt, der sich bei seinem Freunde Rat holen kommt: „Denk dir, wie ich heut etwas früher aus dem Geschäft nach Hause komm, find ich meine Frau mit dem Zimmerherrn intim auf dem Kanapee. Das kann ich doch nicht dulden! Was soll ich tun?" – „Schmeiß deine Frau hinaus!" rät ihm der Freund. – „Das kann ich doch nicht! Sie hat doch die Mitgift im Geschäft, sie kocht so gut . . ." – „Also schmeiß den Zimmerherrn hinaus!" – „Das kann ich auch nicht, er zahlt mir dreihundert Kronen monatlich." – „Dann ist dir eben nicht zu helfen!" Nach ein paar Tagen trifft der Freund den Ehemann. „Nun, was hast du gemacht?" – „Alles in schönster Ordnung! Ich hab – das Kanapee verkauft!" Diese Kanapeepolitik, welche die Josephsdenkmäler in Böhmen und die magyarischen Freiheitsdenkmäler in der Slowakei zu spüren bekamen, haben sich also, wie aus der Fülle der deplaciert placierten Sofas hervorzugehen scheint, auch die Ehemänner des Komitats Abauj zum Muster genommen.

Die Sackgasse ist hier jene Straße, in der man alte Säcke veräußert, in der Kinderstraße bekommt man jedoch nicht etwa Kinder zu kaufen, sondern alte Saugflaschen, Säuglingshäubchen, Kinderlätzchen, Wickelbänder, Zelluloidklappern und bekackte Windeln; die Gasse der Schnittwaren ist jene, wo Zwirn, Nadeln, Bandeln und Wäscheknöpfe feilgeboten werden; die reine Wäschegasse ist nicht jene, in der man reine Wäsche erhalten kann, sondern ausschließlich Wäsche.

Zwei dichtbesetzte Straßen sind die der echten Handarbeiten, der slowakischen gestickten Tücher und volkstümlich-farbenfrohen Bänder und des garantiert hausgesponnenen Linnens; die Nachfrage ist so groß, daß die Textilfabriken Niederösterreichs und Nordböhmens mit der Lieferung dieser Waren nicht nachkommen können.

Eine Alteisenhandlung trägt in riesigen unsichtbaren Lettern die imaginäre Aufschrift „Zur Diebesbeute"; verkrümmte Haken, glatte Feilen, brüchige Hufeisen, zerbrochene Türklinken, alte Sensen, rostige Maurerkellen, schartige Sicheln bietet ein wildlockiger Zigeuner mit scheuem Blick an, als erwarte er jeden Augenblick von Panduren festgenommen zu werden, weil er das alles zusammengestohlen hat; in Wirklichkeit aber hat ihm ein großes Eisengeschäft in der Mühlgasse diesen Schund in Kommission gegeben, weil es den braunen Sohn der Pußta als kreditfähigen, reellen Kaufmann kennt. Dagegen möchten wir, ohne als leichtfertige Verleumder angesprochen zu werden, die Behauptung wagen, daß seine Konkurrentin, die Zigeunerin mit den beiden Signa laudis auf dem Halsband, diese Orden nicht durch eine besondere kaiserliche Verordnung erlangt hat; einer ihrer Verehrer hat sie ihr sicherlich seinerzeit aus dem Felde mitgebracht. Und obwohl er sie einem Toten abgenommen hat, sind diese Ordenszeichen kein so erschütternder Schmuck wie ein anderer, den ein Mädchen im Kaschauer Zigeunerviertel wochentags und sonntags trägt: ein Kollier, bestehend aus etwa vierzig Legitimationskapseln von Soldaten, gefallenen Soldaten.

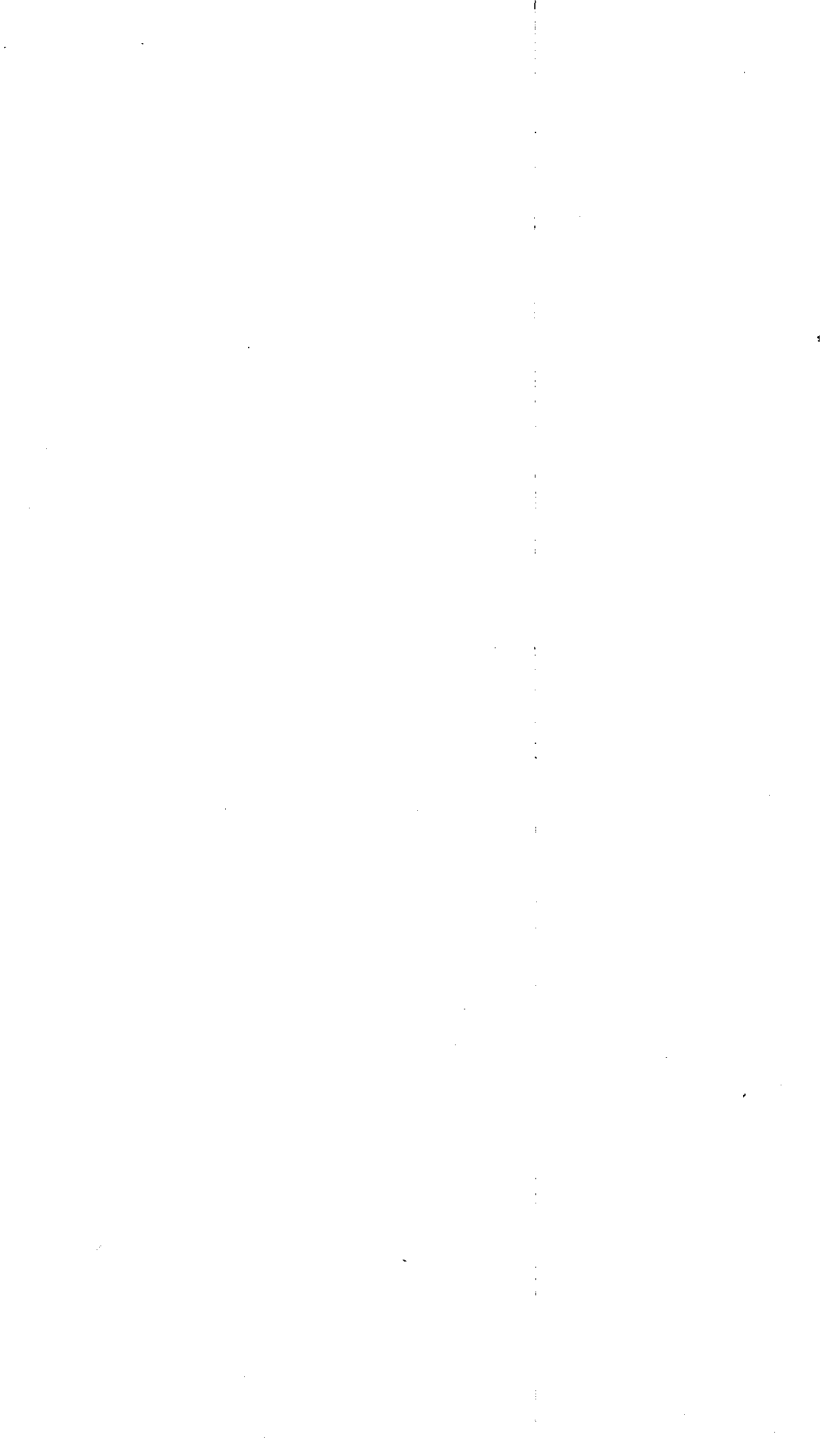
Das Marktgetriebe dringt über die Kaimauern des Le-

gionärplatzes hinaus, in der Pesti Út stehen die Wagen, welche Waren und Verkäufer wieder nach Hause bringen werden, auf dem Szépsi Körut (jetzt „Moldavska okruzna") wird um Butter, Milch und Geflügel, aber auch um Kartoffeln, Gemüse, Kukuruz und Zwiebeln in erregter, lauter und wilder Weise gefeilscht: „Na kupja citronecky, su sumné, frisné zarobim len desat filleru, dusinko." Trotz dieser Beteuerung, daß der Händler nur zehn Heller an den fünf Zitronen verdient, handelt die Käuferin noch zwanzig Heller ab. Angeheiterte Marktfieranten lungern vor einem Einkehrhaus – ut aliquid marktfieri videatur. Sehr gute Laune beherrscht diesen Markt. Sieht man jedoch die Einzeltypen näher an, den kleinen Buben mit dem blaublassen Gesicht zum Beispiel, der in der Spielzeuggasse auf und ab geht, um sein Schaukelpferd zu verkaufen, oder die Zigeunermutter, die ihrem nackten Kinde ein „neues" Hemd anprobiert, oder einen Händler, der schmerzlich die Losung zählt, oder einen Bauernknecht, der mit berechtigtem Mißtrauen seinen Kauf mustert, so kann man sich der bedauerlichen Erkenntnis nicht entziehen, daß die, die im Schleichhandel tätig sind, es immer noch weit besser haben als die, die auf freiem Markt handeln. Wenigstens auf diesem freien Markt.

Die Leute, die hier verkaufen, die Leute, die hier kaufen, haben zumeist nichts zu lachen. Nur ein alter weißbärtiger Jude steht vor seinem Brett und lacht, lacht ein lautes, meckerndes Gelächter. Er bietet einen Scherzartikel feil – die hohle Blechfigur eines nackten Knäbleins, das sich durch Druck auf einen Gummiball in ein „Manneken Pis" verwandelt. Stundenlang läßt er das Figürlein spritzen, und stundenlang lacht er dazu, um die Vorübergehenden zum Mitlachen zu animieren oder auf die Komik des Spielzeugs aufmerksam zu machen. Sein Geschäft erheischt es, daß er lacht – von den zehn Hellern, die er für den Verkauf seines Männekens erhält, ist ein Bruchteil sein Profit. Er lacht von Wochenmarkt zu Wochenmarkt, er lacht vielleicht schon seit dreißig, seit vierzig Jahren sein berufsmäßiges, gezwungenes Lachen, um ein paar Kaschauer Gassenbuben oder ein paar Slowakenmägde zum Kauf des albernen Scherzartikels zu bewegen, er lacht und ist wahrscheinlich

ein würdiger, ernster, frommer Greis, Vorsteher eines Gebethauses, hat daheim Kinder und Enkelkinder, die er etwas Tüchtiges lernen lassen möchte, Not, Schwäche und Sorge foltern seinen Kopf, sein Herz und seinen Körper, und er muß tun, als lache er sich tot über eine pissende Puppe ...

HETZJAGD DURCH DIE ZEIT



SCHOLLENJAGD UND HAIFISCHFANG

I. Ausfahrt eines Finkenwärder Fischkutters

„Die Steuerämter und die Zollbehörden müssen eben von Amts wegen jeden als Spitzbuben ansehen", warf ein alter Seemann in die Debatte der Schiffer, die auf dem Pier von Schulau standen und zu unserem Kutter hinabschauten; auf Deck manipulierten zwei Zollbeamte. Vom Transitlager wurde das amerikanische Gasöl in Kannen gepumpt, je zehn Liter goß der Beamte durch einen Trichter in die Verschraubung des Brennstofftanks und senkte einen Metallstab in die Öffnung; die Stelle, an der die Stange fettig zu werden begann, märkte er mit einer Feile. Wieder zehn Liter, wieder eine Kerbe, wieder wurde das Öl sorgsam mit Werg vom Meßstock abgewischt, dieser von neuem in den Tank gesteckt; sechs Fässer waren bereits eingefüllt, der Stab, zur Skala geworden, bekam die amtliche Plombe. Nun kann man jederzeit feststellen, ob der Verbrauch des zollfreien Öls der Fahrtdauer entspricht oder ob der Schiffer etwa ein Quantum verkauft hat, was als Schmuggel zu qualifizieren wäre. „Nur Schikanen", brummten die Zuschauer auf dem Kai, „das haben uns die Flußfischer eingebrockt. Die hetzen, wo sie hinkommen!" Stundenlang dauerte die Prozedur. Manchmal war ein neuer Eimer eingegossen worden, und auf der Leiste lag die Feuchtigkeitsgrenze tiefer als vorher. Wieso? Ein großer Dampfer kreuzte Schulau, und die Wellen bewirkten, daß sich unser Kutter neigte, für uns unmerklich, aber auch unmärklich für den Zollbeamten.

Um drei Uhr morgens, zu Beginn der Ebbe, gingen wir aus dem Hafen. Großsegel und den Besan zog man hoch – mächtige Trapeze, rotbraun von Eichenlohe, nur die geflickten Stellen in der grauen Urfarbe des Segeltuchs. Der Bugspriet wurde ausgeschoben, wie ein Kanonenrohr, und mit der Hand der Klüver darauf gehißt, ein spitzwinkliges

Leinendreieck, das bisher in der Koje gelegen hatte. Zuletzt wurde am Fockstach, einem Drahtseil, die Fock gesetzt.

II. Begegnungen auf der Unterelbe

„RMS Elsaß" dampft nach W'haven zum Übungsschießen; zwei feldgraue Minenräumer fahren an Groden vorbei, wo ehedem das Minendepot war, und träumen vielleicht von entschwundener Herrlichkeit. Boote des Reichswasserschutzes, von denen es noch 1922 hier wimmelte, sieht man nicht mehr. „Holsatia" kommt stolz des Weges, leer sind die Promenadendecks, die Passagiere erster und zweiter Klasse reisen von Cuxhaven mit dem Sonderzug bis Hamburg, die armen Leute vom Zwischendeck müssen sich Zeit lassen. Viele Bagger, die großen Eimer an einer Kette ohne Ende, arbeiten von Staats wegen, auf daß die Ozeandampfer freie Fahrt haben; die emporgeholte Erde wird bei Finkenwärder eingedeicht und aufgedämmt – man braucht Platz für die Deutsche Werft und Platz für jugendliche Sträflinge, backbord liegt Hannöversund, Gefangenenlager für etwa fünfhundert Jungen, auch hierher liefert man Elbgrund als Ackerboden. Beim Belumer Außendeich sind Saugbagger in Tätigkeit, die Schlamm und Kohle schlucken, diese Beute auf die Nordseite der Elbe bringen und außerhalb der Fahrrinne ausspeien. Personendampfer, einst deutscher Besitz, nach dem Kriege an Nordamerika abgetreten, tragen die Flagge von Panama; die dortigen Filialen der Schiffahrtsgesellschaften figurieren als Eigentümer, damit das Alkoholverbot an Bord nicht gelte. „Senator Oswald" ist einmal umgetauft worden und hat zweimal die Farben gewechselt. „Cleveland" führt den alten Namen, aber die Alkoholflagge.

Hinter Brunsbüttel dreht der Wind herum, und die Segel fangen das Klappern an, wir nehmen Fock und Klüver herunter, stöhnend windet sich der Gigbaum um seine Achse, den Großmast. Acht Mastbänder schlagen an die Riesenstange.

III. Der Krieg der Fischer

Kleine Segler der Elbfischer liegen in Stromrichtung vor Anker; ein Ruderboot haben sie längsseits, auf dem sie ihr Garn, sechs geknüpfte Wände von je dreißig Meter Länge, aussetzen und alle fünf Stunden, wenn Ebbe und Flut wechseln, wieder einholen, Butte, Aale, Stinte und Hechte erntend. Die Verbindungslinie von Ostemündung zum Ort Neufeld bei Holstein ist eine Grenze: Oberhalb dürfen die Hochseefischer keine Netze auswerfen, sie tun es dennoch, von Oktober an, bis zum Eingang, trotz Verbots und trotz der Proteste der Elbfischer, trotz der Verhandlungen vor den preußischen Landgerichten in Stade, Freiburg und Marne (Dithmarschen), trotz der (oft mit Revolvern erzwungenen) Wegnahme von Fischereigerätschaften und trotz Geldstrafen bis zu zweihundert Mark. Ein veritabler Krieg ist das zwischen Elbfischern und Seefischern. Das Gesetz stammt aus dem Jahre 1887 und ging von der Annahme aus, das Grundnetz ruiniere die Buttbestände, so daß im Sommer keine Fänge gemacht werden könnten. Aber obwohl die Seefischer, denen im Krieg das Meer versperrt war und denen noch immer im Winter jede Verdienstmöglichkeit fehlt (unter anderem gibt es keine Austern mehr in den deutschen Meeren), südlich der Grenzlinie die „Kurre" aussetzen, ergab sich auf den Märkten von St. Pauli und Cuxhaven keine Verringerung des Buttauftriebs. Außerdem wurde wissenschaftlich festgestellt, daß der Butt zum Laichen nach See geht, zumeist an die holländische Küste, und von dort in alle in die Nordsee mündenden Flüsse zurückwandert, also durch das Schleppnetz auf der Elbe die Laiche nicht gestört werden kann. Die Elbfischer jedoch beharren auf dem Gesetz, das sie vor Konkurrenz schützt, und die preußischen Behörden, besonders der Oberfischmeister von Altona, kommen ihnen mit strengen Strafen zu Hilfe.

IV. Wir laden Eis

Kurz vor Cuxhaven, wir hatten schon den Turm der Garnisonkirche und den Windsemaphor in Sicht, machten wir den Rest der Segel unter der Gaffel fest, denn es war windstill geworden. Der Motor stieß uns in den Alten Hafen. Die Landungsbrücken „Alte Liebe", mit Häusern aus Fachwerk im Hintergrund, und „Seebäderdienst", auf der der Hafenbahnhof steht, und eine Drehbrücke mit Handbetrieb schließen das Bassin ein. Zwei Tonnenleger, Staatsschiffe, schwarz, mit gelbem Schornstein, einige Lotsenschoner, zahllose Kleinboote der Krabbenfischer, drei Bergungsschiffe, „Seefalke", „Wotan" und „Hermes" – Erste Hilfe für havarierte Schiffe –, sind verstaut. Wir legten uns längsseits eines Fischerfahrzeugs, und als dieses mit dem Löschen fertig war, konnten wir an den Pier verholen.

Das Eis, das zur Konservierung der zukünftigen Beute gebraucht wird, lädt man erst in dem Augenblick, da man in See sticht. Angestellte der Kühlwerke erwarten die von der Elbe kommenden Schiffe, einer notierte unsere Bestellung, viertausend Pfund für insgesamt vierundzwanzig Mark, und ein einstiger Militärtrainwagen, von einem Auto geschleppt, effektuierte sie. Die kalten Kristalle rollten von der Mole in den Gefrierraum, der sich unterdecks hinzieht und doppelte Schotten hat, damit nicht etwa die animalische Wärme aus dem Logis das Eis schmelze.

Zigarren, Schnäpse und Konserven besorgt ein Agent aus dem Freihafen, spottbillig ist alles, aber wir dürfen von dieser zollfreien Ware nichts nach Deutschland zurückbringen. Bei den von See kommenden Schiffern erkundigen wir uns nach den Fischgelegenheiten und Fangergebnissen. „Wi hebbt fischt to Spiekeroog, Langeoog un Norderney, up veertein bis siebentein Faden; twee, drei bis süß Stieg Zungen, und's Korb anderthalb goute Schollen un veer bis fiew Stücker Mattgut im Strich, darunner fiew bis süß groute von stückerwat twölf bis fievtein Pound twischen." Ähnlich lauten alle Auskünfte, und wir wenden morgens gegen vier Uhr gegen Spiekeroog.

V. Schiffer Hein Hinrichsen vertellt

Zwischen Feuerschiff II und Feuerschiff I, eine gute Stunde hinter Cuxhaven, wies Hein Hinrichsen mit dem Arm ostwärts. „Sühst du doar den swarten Punkt?" Es waren mehrere schwarze Punkte zu sehen. „Dat sünd luder Wracks, ober wieter backbord up Wittsand, doar sitt mien Kotter, de ‚Emma-Katherine'." Er blickte hinaus. „1903 hab ich sie bauen lassen bei Schedelgarn auf der Werft in Üttesen. Dreiundzwanzigtausend Mark hat sie gekostet mit dem Motor zum Netzeheben, acht Pferde stark, zehntausend Mark war ich noch schuldig, fast sieben Jahre bin ich darauf gefahren. Im November 1909 blieben Stücker neun von den Finkenwärder Kuttern in See, nur den ‚Senator von Mölle' hat ein Dampfer nach dem Sturm bis Esbjerg geschleppt, ohne Masten und Setborte, voll von Wasser, die Mannschaft halb tot – von unseren anderen neun Fahrzeugen mit den dreißig Mann hat man keinen Span gefunden. Ich war auch draußen, mit der ‚Emma-Katherine', den Tag vor dem schweren Wind trafen wir sechs von der Finkenwärder Flotte, den einen hab ich angesprochen, den Ewer ‚Friese' des Kapitäns Klausen, und redete mit ihm über das Wetter, weil das Barometer auf siebenhundertzweiundzwanzig zeigte, doch dachten wir, der Sturm muß anderswo sein. ‚Wi wöllt man hier blieft, dat ward woll so schlimm nich wesen', hat Klausen gemeint. Ich aber sagte: ‚*Wi* wöllt weg.' Wir hatten die Reise beendigt, sechzehn Tage hat sie gedauert. Fünfzig Meilen Südsüdost von Helgoland konnten wir die Küste nicht und nicht beholen, so braßten wir denn, kriegten das Schiff wieder rum und trieben nach See, morgens war der Wind südlicher, wir setzten den großen Klüver auf und liefen mit sechs Meilen Fahrt nach Elbe zu. Nachmittags, sechs Uhr, querab von Helgoland, wurde ich ausgepurrt, Klüver und Toppsegel mußten weg, die Brise nahm zu, und wir hatten schon fast die Büx voll, weil das Barometer noch immer so furchtbar schlecht stand; Wind ging von vorne, beim dritten Feuerschiff flog uns die neue Fock weg, nur die Sturmfock blieb uns, zum Reffen war keine Zeit. Der Kutter lag mit der Reling zu Wasser, dick von Regen und Schmutz, wir klarten Ketten und Schlepp-

trosse und Rettungsboot, für den Fall, daß noch mehr brechen sollte – aber es ist nichts passiert. Glock neun vormittags vertäuten wir an der Auktionshalle Cuxhaven. Die Fischersleute im Hafen hatten die ganze Nacht vor Sorge kein Auge geschlossen. Fischereiinspektor Duge kam an Bord. ‚Onkel Hein, wie schall dat woll noch wärn?! Doar sünd jo noch een ganzer Haufen buten!' Da meinte ich: ‚Wenn de Wind man rumloopen deit, wie he gewöhnlich deit, denn is jo nix im Weg – wenn er ober südwest blift, denn seeht dat man nich fein ut for ünser Komeroden, denn se stahn all nördlich.' Wir löschten die Fische, und nachmittags um vier Uhr fuhr ich mit der Bahn nach Finkenwärder, anderntags wieder nach Cuxhaven, den Tag darauf mit aufgehendem Barometerstand in See. Als wir rausgehen bei Kugelbake, trafen wir den Kutter ‚Landrat Köster' mit Schiffer Friedrichs. ‚Na, Jacob, woar hett goh?' – ‚Bös Wetter, wenn se man bloß al wedder rin sünd?!' Achtzig Meilen Nordwestwest segelten wir zum Austernfang, und nachdem wir neun Tage gefischt hatten, wollten wir heimmachen. Nahe vom Norderneyer Feuerschiff lief der Wind rum, das Barometer fing das Fallen an, und wir kriegten ein Utscheider, haben die ganze Nacht getrieben; morgens wurde es flauer, und wir setzten Kurs auf Elbefeuerschiff. Vierzehn Tage nach dem Sturm bin ich zu Hause, geht die Fragerei los: ‚Hest du mien Vadder ne sehn?' – ‚Hest du mien Mann ne sehn?' – man mochte kaum den Deich entlanggehn. Mein Mut war weg, und ich snacke zu meiner Frau: ‚Nu, wöllt wi man Wiehnacht füern. Denn wür's jo ook woll anners.' Bin aber doch den nächsten Tag losgefahren nach Cuxhaven, da meint mein Schwager, der Bruder meiner Frau: ‚Du kannst jo mal an Land blieven, Hannes Schramm, de is hier, de kann jo mit buten gohn.' Ich sage: ‚Junge, Junge, wullt du noch annere Lüt mit'n Fohrtüch schicken, wenn de Schiffer sülben keen Mut doarzu hett?' – ‚Ach wat', macht er, ‚lot üns man losgohn.' – ‚Na, denn mientwegen. Un paß man gout ups Loot, mock jo to rechte Tied lütte Segels, denn schall wi gohn.' Nach fünfzehn Tagen kamen sie zurück, hatten Scherbretter und Netz verloren und fragten: ‚Nu, komm' wi woll ne wedder los?' Ich beruhigte sie, das hätte mir auch passieren

können, die Brille ist ja noch nicht erfunden, mit der wir auf Meeresboden kieken, und gab ihnen noch 'ne Ermahnung, und sie lichteten wieder Anker. Auf dem Heimweg kriegten sie Regen, Sturm und Stromversetzung, liefen bei Wittsand auf. Ein Telegramm aus Cuxhaven traf ein: ‚Seefischer Hinrichsen, Finkenwärder. Kutter Emma-Katherine auf Wittsand gestrandet.' Da war Holland in Not! Die Tränen liefen mir über die Backen, hab an das Hafenamt telefonieren lassen und den Bescheid erhalten: ‚Leute und der Hund geborgen.' Sofort bin ich nach Wittsand, um zu sehen, ob etwas zu retten wäre; leider war der Boden herausgeschlagen, und so liegt es noch da, das Gerippe neben zwei anderen Wracks – dort der schwarze Punkt. Nur das Barometer hab ich von der ‚Emma-Katherine'. Vom Feuerschiff II war ein Rettungsboot hin, das hatte die Leute aufgenommen, meinen Schwager Karl Helmcke, den Hannes Schramm, die beiden Jungs und den Hund Molly. Versichert waren wir nur auf fünfzehntausend Mark, und ich war viel schuldig – nicht daran zu denken, einen anderen Kasten anzuschaffen. Ich hab allerhand gearbeitet, als Ersatzschiffer Heuer genommen und so. Mein Schwager Helmcke hat die Seefahrerei an den Nagel gehängt und ist Zimmermann auf der Werft in Finkenwärder.

Mit sechstausend Mark Reichsdarlehen konnte ich dann dieses Schiff kaufen, im April 1910 von Sittas auf Kranz-Neuenfelde, ‚Landrat Theßmann', es war schon neun Jahre alt, der bisherige Eigentümer ist bei einem Sturm verrückt geworden. Neue Anschaffungen mußte ich machen und ein Jahr lang ohne Maschine fahren. Ich wollte das Fahrzeug umtaufen, wieder auf ‚Emma-Katherine', den Namen meiner Frau, das hat man nicht bewilligt – die Ehrung eines Landrats darf nicht beseitigt werden. Als ‚H. F. 262' ist es in die Schiffsliste eingetragen und 1917 (damals zogen wir nach Schulau, weil's uns in Finkenwärder zu eng wurde) auf ‚S. S. 68' geändert."

VI. Der Fang

An den ostfriesischen Inseln, 53,55 nördlicher Breite und 7,30 östlicher Länge. Bei stürmischem Wetter, Windstärke neun, Seegang sechs bis sieben, furcht unser Kutter durch unruhige See. Mittags, Glock zwölf, wird das Netz an die beiden Scherbretter steuerbords geschlagen und ausgesetzt; die Bretter, an zwei achtzig Faden langen Drahtseilleinen hängend, schießen in der Strömung davon wie Kinderdrachen in der Luft, infolge der ungleichen Einfallswinkel jedes in anderer Richtung – aber in einer Distanz von hundertvier Fuß können sie nicht weiter voneinander, das Grundtau verbindet sie, und das ist nun gespannt. Der Motor wird erst auf langsam gestellt, wenn das Netz unten ist, sonst würde es über die auf dem Meeresgrunde sitzenden Fische hinweggerissen werden. Am Besanmast wird der Fischerball hochgezogen (eigentlich kein Ball, sondern ein Korb), das Zeichen für anfahrende Schiffe, daß wir schwer manövrierfähig sind.

Drei Stunden lang schleppen wir eine Falle, die dreißig Meter breit ist und hundertzweiundvierzig Meter hinter dem Achtersteven unseres Kutters ihr Ende hat.

Um drei Uhr nachmittags wird das Netz gehoben, die Bremsen der Motorwinde gelöst, die Schiffsschraube losgekoppelt, die Drahtleine aufgerollt, und das Fahrzeug treibt. Sind die Scherbretter wieder auf Deck, fassen alle Hände an, das Strickgeflecht über die Bordwand zu bringen, bis der Beutel erreichbar ist, genannt „Steert". Zwei Fischtraillen, an den Mastbäumen mit zehn Meter langen Trossen befestigt, werden jetzt in den Steert eingehakt und dieser motorisch über die Reling geholt.

Unheimlich schwebt der nasse Riesensack auf den beiden Kranhaken hoch in der Luft. Aus seinen Maschen schieben sich Fischköpfe, Kiemen sind aufgespießt, runde Augen glotzen, Krebsscheren greifen ins Leere, Flossen flattern, heraus ragen Zacken von Seesternen, Muscheln, Strickreste, Flaschenhälse, Knochen, Tang, Kohle, Organisches und Unorganisches. In ohnmächtiger Bewegung sind die Gefangenen um ihre Befreiung bemüht, vergeblich, denn wenn es ihnen gelingt, purzeln sie auf Deck. Taumelnd, baumelnd,

triefend ist dieser Ballen zu unseren Häuptern – leblos und doch belebt in seiner Gesamtheit, von tausendfältigem Kiemengezappel, Flossenschlag und Scherengreifen im Detail. Ein Sack nur, ein Sack jedoch, der nach allen Seiten mit lebendigen Augen über entsetzt aufgesperrten Mäulern starrt!

Einer der Fischer, unter diese Dusche springend, reißt den Schlippknoten mit beiden Händen auf, die Verfallenen stürzen hinab.

Schon wird drüben das zweite Netz ausgesetzt, aber hier, steuerbord, brodelt ein Berg. Fische, den flachen weißen Bauch nach oben. Fische, den schleimig braunen Rücken nach oben, daß man sie vom Schlamm nicht zu unterscheiden vermag. Muscheln mit aufgeklappten Schalen. Enorme Taschenkrebse, in ihren wie Papageienschnäbel aussehenden Scheren eine Scholle haltend: sie haben sie im Netz erhascht und lassen sich den Fang nicht entwinden. Einsiedlerkrebse, die rot und gelb aus dem Schalengehäuse kriechen, begnügen sich mit einem Seestern. Einen halben Meter lang sind die Steinbutte. Fischbandwürmer, vielleicht in der Todesangst exkrementiert, umschlingen klebrig das Gefangenenlager. Seezungen, als wären sie sich ihres Marktwertes genau bewußt – sie sind besondere Ernte –, pressen den Kopf an eine Planke, so daß sie nicht zu greifen sind, denn der schleimige Rumpf glitscht aus jeder Hand. Die Krebse zwicken, ohne ihre Beute loszulassen, mit Scheren oder stechen mit Krallen; die hintersten Füße, bei denen man sie ungefährdet packen könnte, verstecken sie. Es schlägt der Butt und gar manche Scholle mit respektabler Wucht dem auf die Finger, der sie in den Korb werfen will. Knurrhähne streben geradenwegs zur Abflußgatte in der Bordwand – wissen sie, daß dort der Weg ins Freie führt? Scharben, Kabeljau, Schellfische und Stinte zappeln oder springen, Tintenfische, Seeigel, Quallen, Totenkopfmuscheln, Seeanemonen, Seerosen, Schwämme, Spinnen, Seemäuse, minderwertige Krabben, genannt „Klaus Dedels", und anderes Unkraut und Ungeziefer wünscht der Unheimlichkeit von Tageslicht und Menschennähe zu entrinnen.

VII. Auch menschliche Spuren sind auf dem Meeresboden

Erstaunlich ist die Zahl der Menschenspuren am Meeresgrund: große Kohlenstücke, intakte und leere Konservenbüchsen, ein Sack Mais, Knochen, Holzpantinen, ein zerrissener Strandkorb, Bierflaschen, eine Matrosenmütze, ein Südwester, Antennendraht, ein Seidenschal und ein Eimer kamen schon mit dem ersten Fischzug in unser Fundbüro. Reste eines Liegestuhls waren zwischen den Fischen, morsch das Holz, die Leinwand fehlte, und man erkannte die Stellen des einstigen Eisenbeschlags an einem Hauch von Rost und an unversehrten, golden glänzenden Metallschrauben. Einen Landungssteg erbeuteten wir auf der Fahrt und einen Poloball. Die Tafel einer Badeanstalt ließ entziffern: „Schwimmhose 10 Pf., Handtuch 5 . . ." Froh wurde eine Flasche französischen Kognaks, Originalpackung mit Korkband, begrüßt, trübselig stimmte es die Fischer, als sie ein Fischernetz im Fischernetz fanden, ein Scherbrett mit sechs Meter leinengeknüpften Rhomben. Ein Krebs hielt ein zusammengeknülltes Stück Papier in der linken Schere, nur mit Mühe konnte man es ihm entreißen; es war ein in portugiesischer Sprache bedrucktes Blatt. Zwei Pfund wog wohl die Scholle, die einen schwarzen Druckknopf aus Hartgummi mit dem Datum 1. 5. 1913 links unten am Rükken eingepreßt hat: sie ist von der „Poseidon", dem biologischen Versuchsschiff, zur Feststellung von Wachstum und Lebensalter ausgesetzt, in Hamburg müssen wir den Fisch bei der Staatlichen Fischereidirektion gegen Belohnung von drei Mark und gegen Bezahlung nach Gewicht abliefern. Höchstens zwanzig Sterne noch und kaum vier Wellenlinien mehr hat der Union Jack, der im Netz lag. Auf einem Gummischwamm, Fabrikware, saß ein Meeresschwamm, naturgeboren. Überhaupt nisten in den meisten dieser menschlichen Überreste Muscheln, Seesterne und Seerosen. Ein schmaler, kleiner Damenschuh war derart garniert, der herausschauende Rest eines Seidenstrumpfs paßte gut zu den Farben; mit Scherzen: „Schade, daß das Frauenzimmer nicht darin steckt!", ging der Schuh von Hand zu Hand, bis jemand ein wenig an dem Strumpf zog und ein Fuß zum Vorschein kam – allerdings nur für einen Augenblick, denn

schon flog das grause Stück dorthin, woher es gekommen war. – In der vierten Nacht machen wir einen noch unheimlicheren Fang. Der Mond leuchtet, und das Wasser strafft sich in den matten Farben, die wir tagsüber nur am Kühlwasserabfluß sehen, wenn der Motor stoppt, jetzt aber sind das oxydierte Silber und das Perlmutt mächtige Flächen des Hintergrunds, vor dem der Netzbeutel, heute zum achtenmal gehißt, ungeduldig über uns Ungeduldigen schaukelt. Man öffnet, und ein Mensch stürzt herab – ein nackter Mann, mit grauenhaften Glanzlichtern auf einem Körper von giftgrüner Grellheit und ungeheurer Breite, Tang und Getier an allen Stellen und in allen Haaren, sinkt auf Deck in die Knie, schlägt mit der Stirn auf das Rettungsboot, die Ellenbogen an die Hüften gepreßt. Wir jedoch springen, von sinnloser Feigheit gepackt, der Luke unseres Logis zu und fallen die Leiter hinab, einer auf den anderen, ohne zu fluchen. Der erste, der flucht, ist Steuermann Klaas, er kriecht wieder hinauf, wir anderen ihm nach, stumm, mit zusammengebissenen Zähnen. Nur der Schiffsjunge faltet die Hände, kaum daß sie frei sind, und stammelt in dieser Haltung weiter: „... also auch auf Erden ... vergib uns unsere Schuld ..."

Ein Schlippknoten wird gemacht, und man versucht, ihn dem Leichnam um den Hals zu werfen. Aber der tote Gast stützt unentwegt seine Stirn an die Wanten des Rettungsbootes, ganz fest, kein Zwischenraum bleibt für das Lasso. Der Hüne Klaas geht hin und stößt dem Knienden, ohne ihn zu berühren, ein Tau um die Brust und knüpft eine Schlinge. Jetzt erst faßt der Kapitän das Seil, es wird an die beiden Fischtraillen gebunden, der Motor zieht hoch, und der Kranhaken mit der schauerlichen Last dreht sich außenbords, schwebt mitten in den fahlen Strahl des Mondes hinein. Der Leichtmatrose öffnet den Knoten, und blaß und wortlos schlagen die Schiffer ein Kreuz. Bloß der Boy klappert: „... zukomme uns dein Reich ..." Wir nehmen die Schaufeln, und alles, was im Steert gewesen, fette Steinbutte, stattliche Zungen, Riesenkrebse – alles fliegt über Bord, in die Freiheit. Dann scheuert man das Deck.

Noch zehn Tage dauerte unsere Fahrt, doch wurde von diesem Fischzug niemals ein Wort geredet.

VIII. Der Hai

Nur einmal, am 14. Mai, der Fischbeutel tauchte gerade aus dem Wasser, fragte der Leichtmatrose scheu, ob er nicht außenbords öffnen solle. Es schien, daß abermals eine Leiche im Netz sei, und er wollte die Arbeit der Beseitigung ersparen. Wir schauten vorgeneigt und durchdringend auf das Netz und erkannten, der große weiße Korpus bewege sich. Ein lebender Mensch also? Nein, ein Haifisch. Es wurden „Stropps" geholt, eine Art Wurfschlinge, und die Holzkeule; wir standen mit Hacken zur Notwehr bereit. Der Matrose, der immer den Knoten aufreißt, war noch nie so schnell beiseite gesprungen wie diesmal. Heraus spritzten die Fische, und krachend sauste Meister Hai hernieder. Das Schiff erbebte. Zweimal schlug er mit der Schwanzflosse, Butt und Scholle von Bord fegend, schon jedoch warf ihm der Steuermann eine Schlinge über den Kopf, das Tau, das vorher durch einen Bolzen gezogen war, zwei Mann holten zu, und der Hai lag wehrlos im Ring. Wehrlos, wohl wehrlos, doch keineswegs leblos, toll trommelte sein Hinterleib auf den Boden. Ein Schlag auf den Schädel betäubt ihn – ein Stich, hart an der zackigen Afterflosse – das Blut sprudelt hoch – durchschnitten ist die Schwanzader – in zwei Minuten verendet er – ein Koloß von ungefähr hundertfünfzig Pfund.

Wir schlitzten ihn auf. Den größten Eimer füllte die Leber, im Magen steckte ein Konglomerat von Butten, Kabeljaus, Scharben, Seezungen sowie von Fischen ganz ferner Gegenden, halbverdaut und manche unversehrt. Ein Klumpen von Eiern, die größten wie Hühnereier, die kleinsten mit bloßem Auge kaum wahrnehmbar, klebte an jedem Eierstock, in zwei Beuteln saßen ungeborene Junge, etwa vierzehn Tage vor der Geburt. Hatten wir kommen müssen, um ihr Leben zu verhindern?

In Bottichen lösten wir das Fett auf, verkochten es und die Leber zu Tran, legten das Fleisch auf Eis. (Fünfzehn Mark wird in Altona der Fischhändler bezahlen, der das Haifischfleisch als „Seeaal ohne Gräten in Gelee" oder als Fischkarbonade weiterverkauft.) Zwei Stunden dauerte die Arbeit, und es wurde Zeit zum Einholen des nächsten Netzes. Die Fischer prophezeiten wieder einen Hai, denn sie

glauben an das Gesetz der Serie; im vorigen Jahr haben sie bei Helgoland vier Stück auf einmal gefischt, und Dampfer bringen oft zehn Korb nach Hamburg. Der Fischbeutel tauchte empor, wir sahen keinen Hai. Und doch war einer darin. Als ausgeschüttet wurde, lag er auf dem Boden, nicht so groß wie die Dame, die wir vorher gefangen hatten und die vielleicht seine Mutter war, aber immerhin fünfundzwanzig Pfund schwer. Trotzdem wir unvorbereitet waren, gelang es uns, ihn aufs Haupt zu schlagen.

IX. Verkehr auf flüssigem Platze

Nördlich von Wangeroog, Spiekeroog, Langeoog und Baltrum pendeln wir seit vierzehn Tagen, zehn Seemeilen Nordnordwest, Netz aufziehen, umkehren, zehn Seemeilen Südsüdost, Netz aufziehen, umkehren, Tag und Nacht, niemals stockt der Motor, alle drei Stunden ruft der Wachehabende sein „Reise, reise, intejn" in die Kojen, die Schläfer springen auf, das Netz wird gehißt, ausgeworfen, die Dutt durchsucht, Fische sortiert, ausgeweidet, der Kahn wendet, zehn Seemeilen Nordnordwest, zehn Seemeilen Südsüdost. Manchmal sind die Wellen ruhig, manchmal steht der Steven senkrecht, manchmal scheint der Mond, manchmal ist hohe See. Dann haut der Gigbaum wie ein Tobsüchtiger um sich, daß Mast und Takel stöhnen, das Bullentau reißt und vom Großsegel frei herabbaumelt, unheimlich bald hier, bald dort auftauchend. Wind und Meer sind ein ziemliches Einerlei, fragt man aber, ob man hinauf- oder ob man hinuntersegelt, kriegt man grobe Antwort: „Du Mottenkugel, kennst du dich auch nicht aus, wenn du mit der Straßenbahn denselben Platz hundertmal auf und ab fährst? Siehst du nicht steuerbord den Helgoländer Leuchtturm, achteraus die drei festen Lichter der Weserschiffe, das dreimalige Blitzen vom Norderneyer Feuerschiff?"

Die Seeleute fühlen sich nicht verlassen. „Dort ist der Kutter vom Hannes, den nennen wir nur ‚Admiral Hannes', weil er Disziplin hält wie auf einem Panzerkreuzer, sogar Teppiche hat er im Logis, man sagt, er schrubbt die Ecken

hinter den Bullern mit der Zahnbürste." – „Der ‚Landrat Lahusen', der gehört dem Fietje, sein Kompagnon hat in Finkenwärder eine Gastwirtschaft übernommen, seinen Anteil am Kutter einem Fischhändler verkauft, und der will den Fietje rausekeln, weil ihm das halbe Fahrzeug nicht genug einbringt." – „Der ‚H. F. 192' fährt mit voller Kraft und fischt mit siebzig Faden, wir fahren halbe Kraft mit hundertsechzig Faden – so sind die Motoren verschieden." Die Schiffe wenden aufeinander zu, und die Hand am Mund, berichtet man schreiend das Fangergebnis der letzten Stunden. Kommt einer vom Hafen, so erkundigt man sich, wie der Markt ist und wie es daheim geht.

Einmal, morgens um sieben, vier Meilen westlich vom Norderney-Feuerschiff, erhält unser Schiff einen Stoß, daß es jäh dreht und beide Galgen, die an Bord befindlichen Rahmen für die Scherbretter, nach außen gedrückt werden, als wären sie aus Pappe. Wir sitzen fest, die Trossen haben sich in einem Wrack verfangen. Ein aufgeregtes Manöver beginnt, hinten wird gestoppt, vorne gehievt. Morsches Gebälk, Teile von alten Masten, wohl eben abgebrochen, sind in den Maschen verfitzt. Unversehrt die Trossen, sie verraten nichts von dem Geheimnis, mit dem sie uns verbanden, verraten nicht, was unmittelbar unter uns ist; vielleicht ungeheure Schätze, vielleicht modernde Menschen, vielleicht Skelette von Seeräubern ... Nie werden wir es erfahren, unser Kahn ist wieder flott, wir wenden nach Nordnordwest, versuchen, die Galgen geradezuhämmern und das zerrissene Netzwerk auszubessern. Der Schaden ist nicht groß, vor drei Monaten war es ärger, da ging durch ein solches Wrack der ganze Kandudel zum Teufel, Grundtau, Scherbretter und Kurrleine.

Holländische Dampfer, erkennbar daran, daß sie kein Back und keine Türme haben, aus Ymuiden an der Zuidersee, kreuzen unsere Reise, und dänische Motorschiffe mit wehendem Danebrog bringen Schollen nach Hamburg, dort die Preise zu verderben. – Schau, der Jonas Hinrich zieht schon ein! – Tungenknieper kommt achtern auf, er ist aus Eisen, sein Motor hat hundert Pferdekräfte, und sechs Mann sind an Bord, aber er rentiert sich ebensowenig wie unser Kasten.

Wir verbrauchten für zweihundertzwanzig Mark Gasöl bis jetzt, für fünfundvierzig Mark Schmieröl zur Maschine, für vierundzwanzig Mark Eis. Als vor einem Vierteljahr unser Schiff vom Netz und von den Scherbrettern überhaupt nichts wiedersah, war der Schaden fünfhundertachtzig Mark hoch und außerdem beinahe kein Fang. Im Herbst flog der Zylinderdeckel vom Motor weg, ein paar Wochen später ist die Pleuelstange gerissen und das Kurbellager ausgebrannt – hat auch schönes Geld gekostet. Über dreitausend Mark Schulden lasten auf dem Fischerkahn.

Unsere Reise von vierzehn Tagen bringt achthundert Mark brutto. Was bleibt bei diesen Spesen? Beinahe dreihundert Mark gehen also ab für Motoröl und Eis. Der Matrose kriegt zehn Prozent, das sind fünfzig Mark, der Schiffsjunge fünf Prozent. Um achtzig Mark wurde Proviant gekauft; der Mann, der uns helfen wird, in St. Pauli die Fischkisten an Land zu tragen, muß auch entlohnt werden, tausend Mark zahlt man jährlich für Versicherung. So hat jeder der beiden Eigentümer (Klaas ist Onkel Heins Sozius) für vierzehn Tage ununterbrochener Arbeit, Tag und Nacht, und das ganze Risiko kaum hundertfünfzig Mark. Und wieviel Mann sind schon in See geblieben?

X. Behandlung der Beute

Ist das Netz hochgezogen, wird die Ernte geschlichtet. Zu Füßen des schleimigen, schmutzigen und zuckenden Berges stellt man vier Behälter. Der erste nimmt Mattgut auf, Seezunge, Steinbutt und Tarbutt, Bottich Nummer zwei die größeren Schollen und Kabeljau, der dritte das „Schomom", Schollen von weniger als einem Pfund, Scharben, Knurrhähne und Rochen. In Nummer vier, eine Kiste, fliegen die Kohlenstücke, die man mitgefischt hat und die sich nach ein paar Tagen zu Meterzentnern häufen; Taschenkrebse – sie haben aber gar nicht Taschenformat, sondern sind oft dreißig Zentimeter lang – faßt man bei den Hinterfüßen, bis zu denen die Scheren nicht reichen, und wirft sie in den Bünn, das offene Wasserbassin mittschiffs; bei Cuxhaven müssen wir sie allerdings, damit sie noch lebend auf dem

Hamburger Markt um je einen Groschen verkauft werden können, in einen Korb packen, denn Trockenheit vertragen sie eher als Süßwasser.

Weitaus der größte Teil des Emporgezogenen ist unbrauchbar; Einsiedlerkrebse, Quallen, Sterne, Muscheln, Knochen, Holzstücke, durchlöcherte Körbe, Flaschen mit zerbrochenen Hälsen, morsche Stricke, verfaulte Säcke, zerschlissene Kleidungsstücke und vor allem die halbwüchsigen Exemplare der Butt- und Schollenwelt. Widerstandslos lassen sich die unverwendbaren Tiere mit der Hand oder mit der Schaufel aufnehmen, als wüßten sie, daß es ihnen nicht ans Leben geht. Ins Meer zurückgekehrt, schießen sie, die noch vor einer Sekunde so leblos auf Deck lagen, mit weitem Stoß davon. Eine halbe Stunde lang arbeitet der Spaten, um den Großteil dessen, was man dermaßen mühselig der See entrissen hat, der See wieder zurückzugeben.

Die Eingeweide schleudert man gleichfalls über die Bordwand – aber sie kommen nicht bis ins Wasser: Möwen umlungern unser Fahrzeug, Aasgeier des Ozeans, und schnappen das Futter im Fluge. Bevor man den Steinbutt in den zuständigen Bottich warf, hat er einen Messerstich an die Wurzel der Schwanzflosse bekommen, auf daß das Blut abfließe und das Fleisch weiß bleibe, nun werden unterhalb der Kiemen die Innereien herausgeschnitten. Groß ist die Leber und delikat – die meisten Konservenfabriken stellen Gänseleberpastete nicht aus Gänseleber, sondern aus Steinbuttleber her. Das ausgeweidete Herz eines Butts legen wir auf die Setzborte, genau dreißig Minuten zuckt es noch regelmäßig. Geschlachtet wird auch die Seezunge, Galle, Blase, Leber, Herz und Darm fliegen möwenwärts. Von Schollen und Scharben spült man Schleim und Schlamm ab und bettet sie in flachen Kisten auf Eis. Im Gefrierraum wird alles geschlichtet. Über Deck klatscht das Wasser aus vielen Eimern, den Unrat beseitigend. Sechzig bis siebzig Minuten dauert normalerweise die Arbeit; da alle drei Stunden hochgezogen wird, hat man Tag und Nacht abwechselnd zwei Stunden Rast und eine Stunde Fron; einer der Matrosen bleibt als Wache am Steuerrad.

XI. Interieur

Die anderen stecken unten im Logis: Die Kombüse ist wie eine Kiste, gerade so groß, daß die Holzleiter stehen kann, und unter dieser „Stiege" der Herd. Angrenzend die Kajüte; sie hat vier Meter im Geviert, die Petroleumlampe schwelt, alte Stiefel und Kleider und Papiere dunsten, Küchengeruch dringt intensiv ein. Sechs Menschen schlafen und rauchen und priemen und spucken und essen und verdauen darin. Vier hölzerne Schränke mit luftdicht verschließbarer Tür, auf der die Namen des Fischers und seiner Ehefrau geschnitzt sind, dienen als Schlafstellen. An den Kojen der Bemannung ist ein Spruch: „Hier eben öberhin – Is besser als up'n Bünn." Allerdings bleiben die Türen zu den Bettstätten meistens offen, und die Schiffer schlafen, indem sie die Beine mit den bis zum Schritt reichenden Stiefeln heraushängen lassen. Es lohnt sich nicht, sie aus- und wieder anzuziehen – in zwei Stunden ruft der Wachehabende sein „Reise, reise, intejn" hinab, und das heißt: aufstehen, aufstehen, einziehen. Zum Waschen ist keine Gelegenheit, so nötig man es auch hätte; Schlamm und Blut vom Sortieren und Ausweiden der Fische, Teer und Tran vom Ausbessern der Netze, Schmieröl und Ruß von der Bedienung des Motors haften an unseren Händen. Was tun? Meerwasser nimmt keine Seife auf und reinigt nicht, mit dem Süßwasser in der Tonne ist sparsam umzugehen! Außerdem bringt es Unglück, wenn man sich während der Fahrt wäscht, das weiß jeder Seemann.

Zum Ersticken dick ist die Luft im Logis, die Luke wird nicht geöffnet. Nur Muffigkeit bedeutet der Besatzung, nach zehn bis zwölf Stunden täglicher Arbeit in mehr als frischer Luft, vollkommene Traulichkeit (ähnlich wie sich der Bauer in eine verräucherte, dumpfe, niedrige Stube setzt oder in eine drückende Last von Daunen bettet). Diese Überkompensation kommt auch in der Kleidung der Schiffer zum Ausdruck, zwei Trikots, einen Sweater und noch eine Islandjacke tragen sie, Wollschal um den Hals, Unterhose aus blauem Tuch, zwei Paar Wollstrümpfe, Seestiefel bis zu den Oberschenkeln, Anzug aus dickstem Stoff. So schlafen sie in den Federbetten der Koje, daß ihnen Schweiß

aus allen Poren strömt, so roboten sie, noch um Flottenmütze oder Südwester bereichert, selbst bei Sonnenschein und Windstille, während eine Landratte barfüßig und barhäuptig und halbnackt auf Deck bleibt.

Gegessen wird gut, denn Arbeit und Seeluft machen hungrig und erfordern Kräfte. Um achtzig Mark wurde in Cuxhaven für die vierzehntägige Reise Proviant eingekauft, Speck, Erbsen, Butter, Kaffee, Salz, Kartoffeln, Salami und so weiter, aber schon vom dritten Tage an essen wir das, was wir erbeuten, gebratene Fische, Steinbuttleber, Krabbensalat, gebackene Seezunge, so frisch bekäme man es an Land selbst zu höchsten Preisen nicht. Auch süße Speise gibt es manchmal, die ein hierherverschlagener Literaturausdruck „Frühlings Erwachen" nennt. Koch ist der fünfzehnjährige Schiffsjunge, der „Moses", und er macht seine Sache ganz gut, obwohl uns zu wünschen wäre, es bestünde wenigstens für ihn eine Möglichkeit, sich zu waschen. Schlimm genug, daß sie für uns nicht vorhanden, wir müssen mit den Händen essen, und die Hände gleichen den Schollen, die wieder ihrerseits eine chromatische Anpassung an den Schlamm durchgemacht haben. Wasserklosett ist das Meer; als einziger Etikettefehler gilt es an Bord, auf die falsche Seite zu gehen, dorthin, woher der Wind kommt, weshalb man sich den Schüttelreim einpräge: Seeleute machen's auf der Leeseite.

Ist der Fischzug gut, ist die Laune gut. Man erzählt von den goldenen Tagen des Spritwechselns, da die Kutter von den Schmugglern zur Fahrt nach Skandinavien gemietet wurden, wiederholt verdiente man massig Geld, wiederholt wurde man erwischt, der Bruder unseres Steuermannes hat sein Fahrzeug in einem norwegischen Hafen stehen, es ist beschlagnahmt. Einträglicher Fänge wird gedacht, nicht immer muß die Rentabilität von Fischen stammen, vor ein paar Wochen fand ein Blankeneser Ewer im Netz einen Totenkopf mit goldenem Gebiß und der Büsumer Krabbenfischer Thieß eine Menschenhand mit platingefaßtem Brillantring. Nahe von Norderney ist vor Monatsfrist ein Schiff gestrandet, das Goldbarren und Silberkisten nach Deutschland bringen sollte, für die Bergung bekamen die Norderneyer hunderttausend Mark. Mit Schiffbrüchigen hat man

hier überhaupt viel zu tun; als bei Borkum-Riff die „Bulgaria" unterging, zogen die Finkenwärder Fischer mehr als fünfzig Leichen aus der Tiefe. Mannigfach sind die Gefahren: Im März nahmen Hamburger Seeleute einen Passagier mit, der die Mannschaft erschoß und den Kutter in England zu verkaufen suchte; in London wurde er verhaftet und hingerichtet. Seither ist man mißtrauisch, und unsere Schiffer sind von ihren Kameraden beschworen worden, mich nicht mitzunehmen; da wir Glück hatten, schönes Wetter und reichen Fang, lachen sie jetzt über diese Warnung.

Von Erlebnissen an Land, vom Jahrmarkt in Finkenwärder spricht man, streitet, welche Fischerkneipe der Nordsee den steifsten Grog serviert, und schickt den Schiffsjungen, wenn das Gespräch noch stärker abbiegt, aus der Kajüte, indem man ihn anschreit: „Mußt du jümmer touhören, wenn Vadder snackt?!" Manchmal vertreibt man sich die Zeit mit einem Spiel, das darin besteht, Worte wegzulassen aus dem Lied:

Unser Hans hot Büxen an,
Un die sinn bunt,
Er hat bannig Knöppe dran,
Und die sinn rund.

Keiner von den Fischern kann schwimmen, wofür sie sogar eine Begründung haben: Wenn man über Bord geschleudert oder schiffbrüchig wird, so könne man sich auf hoher See durch Schwimmen ja doch nicht retten, und der Versuch eines Kampfes mit den Wellen verlängere nur Verzweiflung und Todesringen. – Fast immer haben wir gefiederte Passagiere, Zugvögel, die auf ihrer Überquerung des Ozeans ausruhen oder ein Stück Weges fahren wollen, auf dem Steven sitzen sie, unter dem Bugspriet, oft vier bis fünf beisammen. Die beiden letzten Tage fischten wir mit leichtem Garn, den Schollennetzen, die die Gefangenen nicht beschädigen; nach je einer Stunde wurde eingeholt, die Beute kam lebend in den Bünn, um noch lebend am St.-Pauli-Fischmarkt verauktioniert zu werden.

Am vierzehnten Tage morgens zogen wir den Korb vom Besanmast und wendeten heimwärts.

EILIGE BALKANFAHRT

Mai 1913

Hinter Szalaria, nahe der Serpentine Cattaro–Cetinje, wo die Schuppen der Schmiede und der Fuhrleute (ihr Eselstall ist immerhin schöner als ihr Wohnraum) und der Häusler stehen, spielen schmierige Kinder mit Aloeblüten, mit Pyramidenglockenblumen und mit wilden Rosen. Man fragt eines der kleinen Mädchen, möchtest du mir die Blumen geben, und ohne weiteres erhält man den Strauß, aber den Kreuzer, den man der Kleinen dafür reicht, will sie nicht nehmen, schaut scheu die Münze an, dann den Spender, dann die Spielgefährten, dann läuft sie schnell und freudig mit dem Geldstück davon. Kommt man nach einer halben Stunde desselben Weges zurück, lauern etwa dreißig Kinder, strecken Blumen entgegen, betteln und sind nicht abzuschütteln. Man hat sie mit dem Kreuzer verdorben – ein Miniaturbild der Politik, die die Großmächte auf dem Balkan betreiben.

Mützenkunde ist hier eine Wissenschaft. Türken sind ohne den roten Fez mit schwarzer Quaste nicht denkbar; die Kopfbedeckung der Kroaten ist der Pomigl'oro, ein flaches rotes Mützchen; Bosniaken sind am übermäßig hohen, quastenlosen Fez kenntlich; die Czernogorzen schmückt ein schwarzes flachzylindrisches Käppi mit rotem Deckel, auf dem goldgestickt die Initialen des Königs sind; der Fez der Herzegowiner ist von tief dunkelroter Färbung, und darunter, auf dem Scheitelpunkt, sitzt ein winziger „Tonsurdeckel" aus kahlem Lammfell; die Malissoren und die Miriditen krönt ein weißer Leinenfez. Verheiratete Montenegrinerinnen tragen ein schmuckes schwarzes Tuch, das aus ihrem Haarschopf über den Rücken rollt. Die Mädchen ziert ein schwarzrotes Mützchen mit Silberstickerei, und man sieht Greisinnen, die das Kopftuch nicht erworben haben, mit der koketten „Kapica" der Jungfrauen.

Zu den Märkten der dalmatinischen Städte kommen montenegrinische Frauen und Mädchen mit Eiern, Grün-

zeug, lebenden Lämmern, Reisigbesen und Holzbündeln. Sie stricken auf dem Weg über den Küstenkarst, sie strikken vor ihren Körben und setzen die Nadeln auch während des Feilschens und Verkaufens nicht außer Betrieb. Ein Arzt des Roten Kreuzes erzählt von einer Frau, die einen Abgrund hinuntergestürzt war und sich den Oberschenkel gebrochen hatte; trotz ihrer Schmerzen strickte sie bis zur Ankunft des Krankenwagens, strickte während der Fahrt ins Spital bis zum Beginn der Narkose.

Steigen auf den Hängen des Karstmassivs Nebelschwaden und über den Gipfeln wuchtige Wolken auf, dann wirkt die Bocche nicht mehr wie eine kitschige Ansichtskarte, die Adria nicht mehr wie ein süßlich-blaues Wässerchen, und es ist die beste Zeit zu einer Bootsfahrt. Durch Nebelrisse blitzen die Schneefelder des Pestingrad, die man von der Stadt aus nicht zu sehen vermag, zwischen Fjorden liegt schwarz und schwer das Wasser. Immerfort stößt des Schiffchens Kiel auf Scoglien, Felseninseln, daß die Planken zittern. Die wolkig verschwimmenden Bäume und Sträucher mit rauchenden Ranken und Zweigen verdecken die Küstenhäuser; wenn ein Lustschloß verfällt, wächst der Park um so wilder empor – die Häuser am Rande der See, die hier ein See ist, sehen alle wie solche morbide Sommerresidenzen aus. Fährt man hart am Ufer, wird dieser Eindruck bekräftigt durch prunkvolle Steinbalkone und Renaissanceplastiken auf brüchigen Fassaden. Die Festung mit ihrem putzigen Kampanile stammt gleichfalls aus der Venezianerära, einer Zeit, in der das Epitheton „gebieterisch" das ästhetische Moment mit dem strategischen vereinte. Einer Gondelpartie im Canale Grande gleicht dieser Teil der Meerfahrt. Aber nur Castelnuovo und Cattaro zeigen Spuren aristokratischer Vergangenheit, und die verschwinden an den Ortsgrenzen – der geflügelte Löwe und die marmornen Veduten verbergen sich unter simplen Firmenschildern der Krämer oder hinter der ausgehängten Wäsche armer Fischerfamilien. Elender sind die Bauten der modernen Zeit. Wo die Berge der Krivošije direkt in die Adria abfallen, stehen Dörfer auf steilem Bergrand und am Meeresrand zugleich. Morsche Bretterbuden. Als öffentliches Gebäude ist eine gebrechliche Hütte gekennzeichnet, die

Tabaktrafik; außerdem ist sie „Prodeja pica i jediva", Schnapsflaschen mit Gläschen sind auf dem Pult gruppiert, von den Balken der Decke hängen Tücher, Bürsten, Stricke und Besen und verdecken den Wirt, Kaufmann und Trafikanten. Rechts in der Ecke ein Tisch, an dem ein paar Soldaten sitzen – die Grenzgebirge stecken voll k. u. k. Truppen, hierhergeschickt, ihr Leben zu opfern, wenn Montenegro Skutari nicht herausgibt, wodurch das ausgezeichnet bewährte europäische Gleichgewicht das Gleichgewicht verlieren würde. Darüber sind sich alle Regierungen dieses so glücklich ausbalancierten Kontinents einig, die Soldaten jedoch von der hehren Mission durchaus nicht begeistert. Die hier in den neuen feldgrauen Monturen sitzen, an den papageigrünen Aufschlägen als Einundneunziger kenntlich, sprechen tschechisch. Befragt, wehklagen sie. So fern von Wrschowitz und der Kultur müssen sie ihr Dasein verbringen. Kein Kino, kein Bier, kein Mädel, fünf Tage nicht aus den Kleidern gekommen, sie schlafen in Zelten zwischen Dorfstraße und Meer, und die Wellen pinkeln manchmal nächtlings auf die Felsenmatratzen. Einer ist schon sieben Wochen von daheim fort, von Weib und Kind, Sorge plagt ihn und Eifersucht. „Jung ist sie und hübsch." Maulesel suchen starrköpfig im kahlen Kalkboden nach Gras. Durch Fahnenschwingen telegrafiert ein Gefreiter, vom Grat signalisiert man die Antwort. Ein Infanterist hat den Kopf verbunden. „Bin in ein Drahthindernis gefallen. Ein Millimeter tiefer, und das Auge wär weg gewesen." – „Dabei geht's uns noch gut. Sechs Stunden von hier, oben auf dem Kamm, sind Bataillonskameraden."

Die Leute langweilen sich, sie lassen einen Besucher nicht gern fort. Will man wieder die Barke besteigen, so hört man Soldatenstiefel laufen, ein Offizier, ein Feldwebel und ein paar Infanteristen, Gewehr in der Balance, nahen, zwei Soldaten queren strategisch von der Landstraße ab, rennen diagonal auf das Boot zu und packen das Landungsseil. Einige Augenblicke später sind auch die anderen da. „Bitte, sich zu legitimieren." Bitte, man legitimiert sich. „Woher kommen die Herren?" – Aus Cattaro. – „Und was haben Sie hier gemacht?" – Eine Spazierfahrt in der Bocche. – „Soso! In Zeiten der Kriegsgefahr macht man eine Spa-

zierfahrt in der Bocche?" – Ja, man ist eben wegen der Kriegsgefahr da, Herr Hauptmann, man ist Journalist, wie aus der Legitimation hervorgeht. – „Pah, eine Legitimation kann man sich leicht verschaffen. Außerdem ist mir gemeldet worden, daß Sie sich auffallend benommen haben und Notizen gemacht." – Gewiß, Herr Hauptmann, aber ein Spion wird sich doch nicht auffallend benehmen, am allerwenigsten Notizen machen. – „Davon habe ich andere Auffassungen. Sie werden mir ins Kommando folgen."

Man ist gefangen, der Hauptmann ist froh, eine Abwechslung gefunden zu haben, und wenn's gut geht, das heißt, wenn der Häftling als Spion entlarvt wird, kriegt der Herr Hauptmann sicher einen Orden. Zum Unglück gibt es eine Feldtelefonverbindung mit Cattaro, das Militärkommando ist informiert, aus ist es mit der Gesellschaft, der Füsilierung und dem Militärverdienstkreuz.

Im Autobus, der von Cattaro nach Cetinje fährt, sitzt unter anderen ein siebzehnjähriger Junge, Serbokroat, Oktavaner eines dalmatinischen Staatsgymnasiums und Sohn eines k. k. Landesgerichtsrates i. R. Bei Ausbruch des Balkanbrandes ist er auf und davon, um im Krieg gegen die Türken – sein verkrüppelter Fuß erlaubte ihm nicht, als Soldat einzutreten – auf slawischer Seite im Roten Kreuz tätig zu sein. Er zieht eine Nummer der in Belgrad erscheinenden „Ratna Kronika" aus der Tasche, die seine Photographie mit der Aufschrift „Peter, Fürst Gucetić, ein slawischer Balkankämpfer aus Österreich" zeigt. Fürst? Ja, er entstamme dem Fürstengeschlecht aus der Zeit der Ragusaner Republik, über die von Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts an bis zum Frieden von Campoformio ein venezianischer Comes herrschte. Die Slawen nannten diese Grafen „knez", „Fürst", in Österreich haben die Deszendenten nur das Recht zur Führung des Prädikats „Edler". So besitze er alle Adelsgrade. „In Österreich darf ich freilich nicht mehr maturieren. Ich mache in Serbien das Abiturium, und nächstes Jahr studiere ich in Wien oder in Prag an der Universität weiter." Das Automobil nimmt Benzin. „Ob es nur reichen wird", besorgt der Chauffeur. Obwohl auf der Marina an hundert Benzinfässer liegen, darf er nicht mehr

als vierunddreißig Liter mitnehmen, das Normalquantum für eine Bergfahrt. Österreich will in gespannten Tagen Montenegro nicht mit Benzin beliefern.

Die Fahrt geht über den Gorazdaberg, die dalmatinische Vegetation hört hinter Skaljari auf, und an ihre Stelle tritt wirres Steingetrümm, formlos und in mannigfaltigen Phantasiegebilden. Bald streckt ein Elefant seinen Rüssel aus, bald glotzt ein ungeheures Gesicht, bald kauert ein Embryo zwischen zwei Blöcken, bald scheint die Straße von Tierköpfen eingerahmt, bald spreizt ein überdimensionaler Adler auf einer Felsspitze seine Fittiche. Auf der Paßsperre St. Trinità, zweihunderteinundachtzig Meter hoch, flankieren aufgepflanzte Bajonette der k. k. Finanzer und Gendarmen das Auto, Revision, das ist aber nicht die Grenze, immer noch begegnet man österreichischen Patrouillen. Vom dunkelgrünen Hang des Vermatsch geteilt, liegt schräg unten die Cattariner Bucht mit ihren rotgedeckten Häusern und die Theodobai, in der drei Kriegsschiffe nebeneinander ankern, flottendemonstrativ. Der Kirchhof von Skaljari ist von Zypressen umsäumt, die winzigen Kukuruzfelder am Ufer von plump aufgeschichteten Steinmauern – Schutz gegen das Wegschwemmen des Ackerbodens. Weinlaub klimmt auf Stöcken empor, bald wird Malvasier und Muskat geerntet, in Zisternen nach Frankreich gehen und von dort, auf Flaschen gezogen und mit „Bordeaux" vignettiert, in die ganze Welt. Zwiebelfelder und Olivenkulturen sind wie bunt angelegte Trapeze, Parallelogramme und Rechtecke.

Die vierundzwanzig Pferdekräfte rattern an kahlem, verwachsenem, durchrissenem, wildem Karst vorbei, die Steinflanken rechts gehören zum Lovčen. Sechshundert Meter hoch, an scharfer Biegung, ist das letzte österreichische Gebäude, „C. k. cestarska kuča", das Wegeinräumerhäuschen, doch ist auch Mokka zu haben in winzigen Täßchen, die zur Hälfte von Kaffeesatz erfüllt sind, der Herd in Zimmermitte wird mit grünem Reisig geheizt, so daß dicker Rauch in der Stube lagert.

Kürzer werden die Windungen der Serpentine. Hinten, zwischen dunklen Karsttürmen, sieht man die bisherige Strecke wie einen Seidenfaden, in den Knoten geschlungen

sind. Man befürchtet, daß das Auto ins Schlingern geraten könnte, worauf es unfehlbar in die hundert Meter tiefen Abgründe stürzen müßte. An besonders schroffen Kurven sind etwa vier Meter lange, niedrige Mauern errichtet, zwischen ihnen Prellböcke eingerammt. Hinab schauen wir auf den Vermatsch, in dessen Schutz sich die Garnison und die Schiffe bei Cattaro so sicher fühlten, dessen Forts uns am Anfang der Fahrt so imponierend hoch erschienen, tief unten liegt der Gorazda, von dem österreichische Steilgeschütze nach Cetinje zielen, und, mit freiem Auge nicht erkennbar, die Festungen San Giovanni di Cattaro und Spagnuala di Castelnuovo. Zu unseren Häupten aber leuchtet ein Gletscher des Lovčenkammes. (Der Lovčen ist 1759 Meter hoch, der Vermatsch 789 Meter.)

Im Defilé zwischen Mrajanik und Lovčen verliert man das Meer aus dem Gesichtsfeld, an der Tafel, die in einer Höhe von 904 Metern die Grenze bezeichnet, jagt der Autobus ungehindert vorbei, kahles Land. Halt. Njegusch, die erste montenegrinische Stadt. Eine Stunde später sind wir in Cetinje.

Die Blockade hat Benzinmangel mit sich gebracht, und der Autoverkehr mit Rijeka ist eingestellt. Man wüßte nicht, was mit dem Vormittag anzufangen, die Sehenswürdigkeiten von Cetinje sind bald besichtigt, protzige Gesandtschaftspaläste – Wettrüsten der Architekten –, fensterlose, ebenerdige Häuser, der runde Klosterturm auf einem Felsen – wie gesagt, man wüßte nicht, wie man den Vormittag verbringen sollte, könnte man nicht den König besuchen. Links im Hochparterre des Konaks ist die Antichambre mit drei Ölgemälden, Leute warten, ein Adjutant sitzt beim Tisch, vor ihm liegt ein Bogen, in den Namen und Begehr jedes Audienzbewerbers eingetragen wird. Da man Journalist ist, muß man zuerst ins Ministerium des Äußeren. Das ist drüben im Regierungspalais – dem einzigen montenegrinischen Gebäude in Cetinje außer dem Königsschloß, das ein Stockwerk hat. Einige Zimmer sind als Lazarett eingerichtet, vor denen Verletzte und Angehörige der Patienten stehen. Eine Tür mit den Aufschriften „Kr. C. Ministarstvo unutrašnich diela" – „Ministère royal des affaires étrangères" öffnend, sieht man einen jungen Mann in roter

Duschanka. Nein, er sei nicht der Minister, nur der Diener, aber er werde den Herrn Minister gleich holen. Was nicht wörtlich zu nehmen ist: Er bringt bloß den Ministerialsekretär Milo Ramadanovich, der vor allem dahin informiert, ein Interview mit dem König müsse noch am selben Tag der Kabinettszensur vorgelegt und im adressierten Kuvert dem Ministerium zur Expedition überlassen werden. (Das Land ist klein, und ohne diese Vorsichtsmaßregeln könnte ein Journalist europäische Verwicklungen hervorrufen, indem er das Königswort deutelt und verdreht. [Könnte er das nicht trotz der Zensur verüben, wenn er nach Österreich hinüberfährt und dort schreibt oder telegrafiert, wozu er Lust hat?]) Der Herr Ministerialsekretär begleitet zu Seiner Majestät. König Nikita geht im Audienzsaal, einem gebohnerten Salon mit Riesenvasen, auf und ab, ein mit grauem Bart auf Wange und Hals geschmückter dicker Herr, der in hellblauen Hosen, hellrotem, goldgesticktem Rock und roter Schärpe noch dicker wirkt, die Röllchen rund und von majestätischer Größe. Er ist trotz seiner siebzig und trotz der Korpulenz von großer Beweglichkeit. Während des Gesprächs zieht er eine silberne Dose aus der Bauchbinde, in welchem Augenblick der an der Wand stehende Adjutant mit einem Feuerzeug herbeispringt. Kaum daß der Ministergehilfe den „Novinar iz Praga" präsentiert und dieser seinen Wunsch, „d'accepter un recueil authentique de la situation ...", vorgebracht hat, beginnt der König in lautem Ton und mit lebhaften Handbewegungen zu erklären, Montenegro könne Skutari unmöglich herausgeben, niemals, der Zugang zum Meer sei die einzige Existenzmöglichkeit des Staates, der Bojanafluß sein Lebensnerv, und der gelähmt, bliebe das Ostufer albanisch. Die Bojana und der Skutarisee seien für Montenegro und den ganzen Welthandel absolut wertlos, wenn sie nicht in der Hand einer zivilisierten, christlichen Nation wären, sondern in der der wilden Albaner. Dadurch würden die Balkanwirren nur eternisiert, denn man vermag die montenegrinischen Wünsche nach Erfüllung dieses lebenswichtigen Anspruches niemals zu unterbinden. „Die Mächte sprechen von Prestige, aber niemand bedenkt, daß das Königreich Montenegro auch ein Prestige zu wahren hat. Wir haben in unserem

Kriege gegen die Türken die Stadt unter furchtbaren Opfern erobert und können sie trotz Demarche der Großmächte, trotz Flottendemonstration und Blockade nicht herausgeben, um keinen Preis der Welt.“ Der Interviewer wagt zu fragen, ob nicht eine Rekompens möglich sei, aber Se. Majestät erwidert, energisch im Ton, diplomatisch im Wortlaut: „Montenegro hat alle Versuche, sich durch eine Entschädigung abfinden zu lassen, weit zurückgewiesen. Es gibt keinen Ersatz für Skutari.“ Das ist Nikitas letztes königliches Wort, er wendet sich um, er will dem Interviewer nun einmal Skutari nicht abtreten. Der geht zum Ausgang, Se. Majestät besinnt sich, ruft ihm „Na zdar!“ zu und lacht glücklich, weil ihm der tschechische Gruß eingefallen ist. Am Nachmittag erhält man die Einladung zur Hoftafel, am Abend wohnt man ihr bei, aber sie verläuft schmerzlos. Birnensuppe, Hammelbraten mit Sauce tatare, Torte, Eis und Mokka, der König bleibt nur eine halbe Stunde, es sind noch zwei Ministerialbeamten beigezogen, zwei Konsuln, die vor der Belagerung Skutaris geflüchtet waren und nun zurückkehren, und ein höherer türkischer Funktionär, der bei der Eroberung Skutaris gefangengenommen und jetzt freigelassen wurde.

Am nächsten Morgen liefert man das Interview dem Ministerialsekretär ab, der es ins Nebenzimmer trägt – wahrscheinlich zum Referenten für österreichische Angelegenheiten. Nur einige formale Korrekturen sind zu machen, zum Beispiel die Ichform des Königs in „der montenegrinische Staat“ zu ändern und der Name „Skutari“ durch „Skadar“ zu ersetzen. Doch ist das Manuskript erkennbar kopiert, und man hat den Durchschlag vorzulegen, damit auch dieser richtiggestellt werde. (Als ob man nicht jenseits der Grenze jeden Zensurstrich öffnen könnte!)

Der Autoverkehr ist noch immer eingestellt, ein Wagen nicht aufzutreiben, und man muß zu Fuß nach Rijeka, an die Ostseite Montenegros. Nach kaum dreiviertelstündigem Marsche ist man auf dem Belvedere, einem Hügel, von dem aus sich ein weiter Prospekt ostwärts erschließt. Schilfumstanden und mit Wasserpflanzen übersät liegt der Skutarisee da wie ein ungeheurer Sumpf, die Firne der albanesischen Berge dahinter brennen in Weißglut, ihrem

Namen Ehre machend, das ist nicht mehr die düstere graugrüngraue Höllenwirkung des Karstes, das ist Alpenlandschaft. Noch vier Stunden dauert es, bevor man, nach kurzer Einkehr in die grottenartige Behausung einer weinkredenzenden Hexe, im Abenddämmer in Rijeka ankommt, begleitet von Schüssen, die aus unmittelbarer Nähe abgefeuert werden und von den Felsen zehnfach widerhallen; montenegrinische Burschen machen mit Militärgewehren und -patronen Jagd auf „uklevy", kleine Fische.

Die Umgebung Rijekas ist beinahe tropisch, Maulbeer, Quitte, Granatäpfel und Feigen betäuben geradezu durch ihr Parfüm, weit ausladend ist das Gerank. Aber die Stadt! Albanesisch, schmutzig, schief gebaut, gebrechlich. Wenn Skutari Skadar wird, muß dieses Nest aufblühen, denn es liegt in der Mitte des Weges zwischen Cetinje, der Metropole, und Skutari, der größten Stadt, ist der Umschlagsplatz zwischen Skutarisee und dem Landweg nach Europa. Um so trister ist Rijekas Gegenwart, und eines der ärgsten Häuser ist das Hotel, sein Äußeres straft das Innere nicht Lügen. Dort übernachtet man.

Jäh verschwindet jeder Gedanke an individuelle Beschwer vor dem kumulativen Jammer jenseits des Sees, vor dem Elend der Stadt, die belagert war und nun erobert ist, über die der Hunger herrschte und noch immer herrscht, trotz aller Fruchtbarkeit des Wilajets. Vierhundert Erwachsene und zweihundert Kinder starben während der Zernierung an Hungerödem. Jetzt dürfen Maulesel aus Buschati wieder Kukuruz heranschleppen, Schiffe bringen in geflochtenen Käfigen Ferkel aus Altmontenegro, ohne Kanonenschüsse vom Tarabosch fürchten zu müssen. Doch noch immer bettelt kreidebleich, zu Gebein abgemagert, schlotternd, wankend, lallend, groß und klein um einen Bissen Brot. Werden ihnen ein paar Para zuteil, dann galvanisieren sich die Knochen und tappen zum Fenster, wo Brot zu haben ist, für einen Piaster ein Stück aus schwarzem Mehl und so klein, daß man es mit zwei Fingern umspannen kann. Wehe dem Philanthropen – ein Totentanz umwirbelt ihn, jeder, jeder hat Anrecht, das entschiedenste „Hadasch" genügt nicht zur Abwehr, die Makabren berühren den

Wohltäter mit ihren Fingerknochen, starren aus gläsernen Augen, weichen nicht von seiner Seite.

Es gibt Mehl und Schafkäse, doch das montenegrinische Militär, das sich in immer stärkeren Massen zusammenzieht, ißt es auf und treibt die Preise in die Höhe, die Soldaten haben lange nichts anderes als die Ration bekommen, ein Kilogramm Brot, zweihundertfünfzig Gramm Reis und Bohnen. Zigaretten sind billig.

Am bejammernswertesten sehen die Hunde aus, die hier, wie in den meisten Städten des Orients, herrenlos vor den Türen lungern. Sie mögen auch früher nicht wohlgepflegt gewesen sein, aber nun durchdringen ihre Rippen das räudige Fell, lethargisch, unempfindlich gegen Tritte liegen sie auf dem Bürgersteig, suchen im Straßenschmutz Nahrung, und begegnen einander dort Hund und Hündin, so beschnuppern sie sich nicht einmal... Oft sitzt ein Mensch zwischen den Hunden, den Rücken an eine Häuserwand gelehnt, kraftlos.

Die Kabinette aller Großmächte verhandeln wegen Skutari, marschieren und demarchieren, blockieren und mobilisieren, demonstrieren und konferieren, statt mit hundert Waggons Mehl die Stadt der Hungersnot zu entreißen, die einzig mögliche europäische Politik zu machen! Geringschätzig schaut man auf den Balkan von jenem furchtbaren Balkan, der Europa heißt.

Der Häuserbau in Albanien steht auf niedriger Stufe – eine einzige Granate genügt zum Einsturz zweier Häuser. Fast neuntausend Artilleriegeschosse wurden in die Stadt gefeuert. Manche Straßen erinnern an Pompeji. Nur die untersten Mauerreste sind geblieben und sagen, hier stand ein Gebäude, hier wohnten Menschen, nun irren sie obdachlos und hungernd und ohne Habe umher und gehen abends im steinigen Inundationsgebiet des Kir zur Ruhe. Die Häuser, die an die zusammengeschossenen grenzen, zeigen dermaßen bedrohliche Risse, daß man sich unwillkürlich auf die andere Seite der Straße drückt. Die große katholische Kirche liegt halb in Schutt und Trümmern, von den Lufterschütterungen des Bombardements zersplitterten alle Fensterscheiben und bunten Glasmosaiken über den Torsegmenten.

Mäntel von Schrapnellen und Granaten sind beliebtes Kinderspielzeug. Den Tisch, an dem man sein Abendbrot, Eier und Schafkäse, verzehrt, „schmücken" braune Geschoßmäntel als Vasen, Schwertlilien stecken darin.

Diplomaten kommen an, man diskutiert die Balkankrise, von Tag zu Tag verdichtet sich das Gerücht von der Neutralisierung Skutaris, bald wird auch bekannt, daß der König bereits in die Abtretung gewilligt habe und daß die Übergabe der Stadt an ein internationales Detachement noch in diesem Monat vollzogen wird.

Am 25. Januar griechischen Kalenders, das ist am 10. Februar dieses Jahres, hatten die Czernogorzen auf dem Bardanjol, der Hügelkette nördlich von Skutari, nach dreitägigem Kampfe zwei Positionen der Türken eingenommen, die Montenegriner geben zweitausendfünfhundert Tote und Verwundete an, von den Truppen Hassan Rizas fielen viertausend. Seither sind drei Monate verstrichen. Auf den eroberten Flächen haben die Sieger Zelte aufgestellt, Abteilungen, Wachen und Patrouillen hüten den Berg.

Die Straße Domus-Bazar entlang vor die Stadt, am katholischen Kirchhof vorbei. Bis hierher hat sich Skutari nicht ausgedehnt, denn dieses Terrain setzt der See alljährlich unter Wasser. Flache, glatte Steine und Sand markieren das unendliche Inundationsgebiet. Der schmale Schienenstrang der Rollbahn ist ein sicherer Wegweiser. Am Horizont übergeht der Sand in glitzerndes Silber, später erkennt man den Fluß, der die kahle Landschaft durchströmt. Eine Holzbrücke führt über den Kir, vor dem weißen Schilderhäuschen ist eine Wache postiert. Soldaten waschen mit nacktem Oberkörper ihr Hemd und breiten es zum Trocknen aus. Hinter Gehölz, dessen Boden mit gigantischem Farnkraut überwuchert ist, ein kahles Plätzchen: die erste Spur des Kriegslagers, verkohlte Holzscheite, ein kreisrunder Abdruck im Boden, vom Kessel einer Feldküche stammend. Wenige Schritte weiter der Schützengraben. „Graben" ist nicht das richtige Wort, „Schützenschlucht" sollte es heißen; in die braunroten Felsen haben Hacken einen Riß gekerbt, hoch genug für einen aufrecht stehenden Mann. Mit dem geförderten Steinmaterial wurde die Deckung maskiert. Zwei, drei Kilometer lang ist die künstliche Bö-

schung, Steinsäcke zum Auflegen der Gewehre, tausend an der Zahl, sind von Schüssen versengt. Von zwanzig zu zwanzig Meter ist in den Schützenverhau eine Hütte gegraben, Unterstand für die aus der Schwarmlinie abgelösten Türken. Diese Festung überkletternd, erklimmt man die Hänge des Bardanjol. Überall die verfitzten Stacheldrahtrechtecke, die man entlanglaufen muß. Zur nächsten Position. Welch furchtbares Feuer hat hier gewütet! Der Fuß stapft in einem Meer von Kartons, Emballagen der Patronenmagazine. Bei jedem Schritt klirren Metallhülsen, mattglänzende, an der Spitze platt gedrückte Bleikörperchen liegen auf der Erde, die Gewehrgeschosse von drüben.

Zerfetzte Monturstücke, zerbrochene Hufeisen, durchlöcherte Brotsäcke, eine Spitzhacke, ein Tornisterfell, eine abgebrochene Bajonettspitze, schmutzige Tücher, Patronentaschen, Papiere, Stiefelsohlen, Stiefel und immer wieder Patronenhülsen und Patronenverschläge. Das Erdreich ist halbkugelförmig aufgewühlt, die Sträucher und Gräser und Farnkräuter verbrannt: Aufschlagstelle einer Granate. In den Gräben lagert noch Schweißgeruch der Soldaten. Vergeblich wirbelt man in krampfhaften Zügen Zigarettenrauch empor, Bremsen, Fliegen und Hummeln durchschwirren ihn, als wäre er blauer Äther. Pferdekadaver strecken gebleichte Knochen von sich, die braunen Fellfetzen bewegt der Windhauch, der, selten genug, vom See zum Bardanjol streicht.

Ein Posten, barfuß, tritt aus dem Schilderhaus, sein Hemd gelb von Alter und Schmutz, die Kleider zerrissen, das Gesicht mit Tüchern umwickelt. Von früh bis abends steht er Wache, wohnt hier, ein besonders armer Schlucker von Soldat, den man nur zu solchem Dienst verwendet. Vielleicht hat er den Posten für andere bezogen, die ihm einige Para bezahlen. „Du bist verwundet?" fragt man ihn wegen seines bandagierten Kopfes. – „Nein, das schützt mich bloß vor den Mücken." – „Und was bewachst du?" – „Die Mitrailleuse da."

Aus gehackter Grube lugt die Mündung einer alten Gewehrkanone, ein zweiter Unterstand, mit Wellblech gedeckt, diente als Munitionsdepot und Aufenthaltsort für den feuerleitenden Offizier und die Bedienungsmannschaft;

hoch aufgeschichtet noch volle Geschoßverschläge. Links die letzte Artilleriestellung der Türken, vier moderne Kanonen, Lafetten und Rohre, hinter Verkleidungen aus Rasen und Erdwerk geborgen. Wattestücke liegen umher, die sich die Artilleristen bei dem mörderischen Krachen in die Ohren gestopft hatten.

An dem Felsen lehnt mit gebrochenen Holmen eine Tragbahre aus rotem Tuch. Aus rotem Tuch? Näher tretend sieht man, daß die Imprägnierung unregelmäßig ist, es ist geronnenes Blut. Krähen und anderes Gevögel kreist bodennahe. Eine halbverfallene Kuča hat tausend schwarze Punkte im Mörtel – Löcher der Gewehrprojektile.

Der Dunst ist nicht auszuhalten. Nur schnell vorwärts. Man stößt auf einen menschlichen Körper. Sein braungrüner Fez ist aus der Stirn gerückt, leere Augenhöhlen eines Kopfskeletts, über das sich wirre Haare schatten, starren ins Nichts. Da noch einer, auf dem Rücken liegend, die Knochen der Arme emporgereckt. Und dort wieder einer mit verkrampften Händen, und wieder einer, und wieder einer. Dann ein totes Pferd, daneben zwei tote Menschen.

In die Sträucher blinzelt ein Wässerchen. Ein toter Türke staut die Strömung; die Wellen spielen mit den losen Knochen, deren viele schon fortgeschwemmt sind.

Der Wachposten zeigt ein Massengrab seiner Waffenbrüder, von einer Steinplatte gedeckt. Ein niedriges Grabmal nennt in kyrillischen Lettern einige Namen. Der Pestgeruch, der herausdringt, ist stärker als der um die Unbestatteten.

„Warum begrabt ihr nicht auch die Türken?" – „Was kümmern uns die? Haben sie unsere Toten begraben?"

Czernogorzen aus dem Zeltlager füllen ihre Feldflaschen und trinken vom Wasser des Bächleins, das oben an der Türkenleiche zerrt.

IM WIGWAM OLD SHATTERHANDS

Der Grund für den Sturm moralischer Entrüstung, der sich in der Gerichtssaalrubrik erhoben hatte und von dort unaufhaltsam durch Feuilleton und Leitartikel fegte, war dem Kenner journalistischer Gepflogenheit ersichtlich. Karl May war ohne Mitwirkung der Kritik, ohne Zeitungsreklame Haupt einer vieltausendköpfigen Lesergemeinde, zu ihrem Heros und zu einer populären und allgemein interessanten Persönlichkeit geworden, und jeder aktuelle Anlaß zur Stellungnahme mußte gegrüßt sein. Hätte er einen Literaturpreis bekommen, so wären persönliche Reminiszenzen, Biographien, Beweihräucherungen erschienen, da er im Gerichtssaal eine Schlappe erlitt, wurde eben Empörung geboten, um so leichter zu motivieren, als Karl May ja, weiß Gott, keine literarisch ernst zu nehmende Gestalt darstellte. Dabei schien es klar, daß von den gegen ihn erhobenen Beschuldigungen die meisten nichts als geschickt propagierte Mache bedeuteten und überdies verjährte Delikte behandelten.

Erstens: Karl May habe niemals die beschriebenen Länder gesehen, und alle seine Erlebnisse seien erfunden! – Bereits als vierzehnjährige Karl-May-Fanatiker hatten wir nicht eine Minute geglaubt, daß Old Shatterhand wirklich jahrzehntelang in den Prärien des Arkansas, in den Schluchten des Balkan, am Rio de la Plata, im Reiche des Silbernen Löwen und so weiter und so weiter sich herumgetrieben, Bären, Löwen, Tiger, Elefanten und Büffel gejagt, Länder entdeckt, Indianerstämme gefangen, durch den Hieb seiner Schmetterhand Menschen betäubt, die wildesten Hengste zugeritten, Tausende übermenschlicher Abenteuer siegreich bestanden und nachher noch Zeit gefunden habe, vierzig dickleibige Bände, abgesehen von den Romanen im „Guten Kameraden", zu schreiben.

Zweitens: Mays Doktorat sei erschwindelt. – Auch das war uns schon knabenweis immer ganz selbstverständlich

gewesen: daß er sich diesen Titel ebenso beilege wie den des Kara ben Nemsi oder des Old Shatterhand. Sogar noch selbstverständlicher, denn über seine Hochschulzeit hatte er in seinen Büchern niemals etwas ausgesagt.

Drittens: Er habe seine Frau ohne Unterstützung gelassen. – Das war eine Privatangelegenheit, die das Publikum nichts anging, obwohl man zugeben muß, diese Beschuldigung hätte uns in der Jugend am meisten verblüfft, da „Emmeh" in den Romanen als das Ideal einer geliebten Frau geschildert war.

Viertens: In seinen Erstlingsbüchern seien frivole Stellen enthalten. – Diese Romane, verschollen, stehen nicht in Zusammenhang mit dem Erfolg Mays, den hatten die Fehsenfeldschen Bände erzeugt, und diese strotzen so sehr von moralischem Gesalbader und Frömmigkeit, daß selbst allfällige wüsteste Pornographie von Jugendwerken dadurch reichlich wettgemacht ist.

Fünftens: Er sei ein Plagiator. – Eine vollkommen unhaltbare Behauptung. Denn im Grund war überhaupt keine Handlung in diesen dicken, atemlosen Büchern, ihre Spannung wurde, billig genug, durch die Masse der Gegner, die Schnelligkeit von Flucht und Verfolgung, die Unbesiegbarkeit des Helden und durch den Zauber exotischer Namen („Phantasie") erregt, und diese Elemente wiederholten sich ununterbrochen, so daß May nur ein Plagiator seiner selbst sein konnte. Die Parallelität einer kleinen Novelle Gerstäckers (ein Fluch, der sich erfüllt) mit einer Mays war übrigens den Mayanern bekannt, ohne daß wir dieser Tatsache Bedeutung beigelegt hätten.

Sechstens: Karl May sei ein berüchtigter Räuberhauptmann, Zuchthäusler, Gewalttäter und Erpresser. – Das war zu absurd, um erfunden zu sein, aber da May doch als einer der produktivsten Schriftsteller weder Geldnot noch Zeit zu Verbrechen haben konnte, mußten die Delikte mindestens vierzig Jahre zurückliegen (um so niederträchtiger der Vorwurf) und schienen übertrieben charakterisiert zu sein.

Das waren sie allerdings nicht. Das Material, das mir für große Summen – die Karl-May-Kampagne war eine Industrie geworden – zum Abdruck angeboten wurde, gab darüber Auskunft. Ich kaufte es um so weniger, als ich mich be-

reits auf die Seite Mays gestellt und ihm meine publizistische Hilfe angeboten hatte, die er mit Freude annahm. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß die Gerichtsakten als Beitrag zur Psychologie des schriftstellerischen Schaffens bedeutsam, ja sensationell sind. Für den Fall Karl May beweisen sie: Er verdankte den außerordentlichen Erfolg seiner Bücher einer so außerordentlichen Hemmungslosigkeit, daß sie im bürgerlichen Leben nur als kriminell gewertet werden konnte, und er war kein gewöhnlicher Bramarbas, sondern wirklich ein Mann des Abenteuers, das aus dem Tätlichen ins Verbale verdrängt, also innerlich echt war. Wie sehr die den heidnischen und mohammedanischen Milieus aufgesetzten Predigten von Moral und Ehre dazu dienten, eine verkrümmte Lebenslinie geradezubiegen, indem sie auf die andere Seite geneigt wurde, liegt klar zutage. May führt diese Überkompensation auf sittliche Läuterung zurück, die ein katholischer Anstaltskatechet bei ihm, dem Lutheraner, bewirkt hat, doch wird die Tatsache, daß die erfundenen Abenteuer das genaue Komplement der erlebten sind, aus den Akten ersichtlich. Einige Proben daraus können veröffentlicht werden, ohne daß jemand es wagen wird, sie zu einer Herabsetzung Mays zu verwenden, der nach diesen Taten mehr als vierzig Jahre lang an seinem schriftstellerischen Œuvre gearbeitet hat, so gut er konnte.

Fasz.-Nr. 80 463 Kgl. Polizeiamt Leipzig.
20. März 1865.

Mit heutigem Tage zeigt Herr Hermann Hennig, im Geschäft seiner Mutter, der Witfrau Johanna Hennig, Essigfabrikantin, Thomaskirchhof 12, an: Nachmittags gegen drei Uhr sei zu seiner Mutter ein junger Mann gekommen, circa 25 Jahre alt, blasses Gesicht, blondes halblanges Haar, ohne Bart, circa 73 Zoll groß und von schlanker Statur, bekleidet mit brauner Tuchtwine, grauen Hosen und einer Deckelmütze, und habe sich mit Frau Hennig sofort über ein Zimmer, das dieselbe zu vermieten und heute im Tageblatt annonciert hatte, geeinigt. Kurz darauf habe der junge Mann, der sich „Noten- und Formenstecher Hermin" nannte, eine Geldtasche in den Kleiderschrank gehangen und sich entfernt. Circa dreiviertelfünf Uhr sei der angebliche Her-

min wieder nach Hause gekommen, und kurz darauf habe ein Kürschnerbursche einen Biberpelz gebracht. Der Kürschnerbursche sei in die von Hermin gemietete Stube gegangen. Nach ungefähr einer halben Stunde kam der Kürschnerbursche ins Nebenzimmer und fragte, wo der Käufer des Pelzes sich aufhielte, er lasse ihn schon so lange warten. Man habe nun den Hermin gesucht, denselben jedoch nicht gefunden, augenscheinlich sei derselbe mit dem Pelz, den er seinen Wirtsleuten zu zeigen angegeben, sofort die Treppe hinuntergelaufen, und habe auch die Stube nur zu dem Zwecke gemietet, um den Betrug ausführen zu können.

Der gleichzeitig miterschienene Kürschnergehilfe Otto Erler hat den angeblichen Hermin genau so, wie oben bemerkt, beschrieben und dazu bemerkt: Derselbe sei heute nachmittags in das Geschäftslokal, wo nur Erlers Mutter anwesend gewesen, Brühl Nr. 73, gekommen, habe einen Biberpelz mit Biberfutter und desgleichen Aufschlag und schwarzem Tuchüberzug für 72 Taler gekauft und den Auftrag gegeben, den Pelz in seine Wohnung bei Frau Hennig zu tragen. Dies habe Erler junior auch getan, habe den angeblichen Hermin angetroffen, demselben den Pelz übergeben und nun auf die Zahlung gewartet. Hermin sei damit zur Stube hinausgegangen, um den Pelz seinen Wirtsleuten zu zeigen, jedoch nicht wiedergekommen.

Die Geldtasche, die der Fremde in den Kleiderschrank der Frau Hennig gehangen, hat derselbe, auf welche Weise, ist unbekannt, wieder an sich und mit fortgenommen. – Die Polizei hat das Leihhaus und die Pfandleihen benachrichtigt und ersucht, den Pelz gegebenenfalls festzuhalten.

Kgl. Polizeiamt Leipzig,
21. März 1865.

Früh nach acht Uhr ist vom Leihhause gemeldet, daß ein Biberpelz von Frau Beyer, Hallesche Straße 5, zum Versatz gebracht und letztere angehalten ist. Auf Vorlegen hat Herr Kürschnermeister Erler den Pelz als denjenigen anerkannt, den gestern nachmittags seine Ehefrau an den beschriebenen jungen Mann verkauft habe. Frau Beyer hat, befragt, angegeben, daß gestern nachmittags nach fünf Uhr ein jun-

ger Mann, einige zwanzig Jahre alt, schlank, ohne Bart, mit blassem Gesicht, bekleidet mit schwarzem Rock und schwarzseidener Mütze, der im Halstuch zwei Stecknadeln getragen, zu ihr gekommen sei, ihr den fraglichen Pelz zum Versatz im Leihhause überbracht und, da sie ihm gesagt, daß sie den Versatz erst am nächsten Tag vornehmen könne, vorläufig Zahlung von zehn Talern verlangt habe. Diese Summe habe sie dem Fremden, der sich „Friedrich" genannt, nach Rücksprache mit ihrem Ehemann auch gegeben, worauf sich der angebliche Friedrich entfernt und am folgenden Tag das übrige Geld vormittags um neun Uhr abholen zu wollen erklärt habe.

Der Wachtmeister Lindner hat sich sofort mit Polizeidiener Krug in die Wohnung der Beyer verfügt, um den Fremden, wenn er sich einfinden würde, in Beschlag zu nehmen. Der Fremde hat sich jedoch weder um neun Uhr noch später bei Frau Beyer wieder sehen lassen.

27. März 1865.

Gestern nachmittag um drei Uhr hat Frau Beyer, Hallesche Straße 5, hier melden lassen, daß ein Packträger soeben unter Überreichung des Zettels (folgt Sub 1 bei) Zahlung desjenigen Betrages verlangt hat, welchen sie nach Gewährung der zehn Taler von dem beim Leihhaus verlangten Pfandbetrag für den Pelz noch übrig habe, sowie daß der Packträger (Karl Heinrich Müller, Thomaskirchhof 10) in ihrer Wohnung warte. Die sofort dahin abgegangenen Polizeidiener Bentner und Wolff haben den Packträger in der Beyerschen Wohnung nicht mehr angetroffen und von Frau Beyer erfahren, daß ihr Mann mit demselben in das Rosental gegangen sei, um denjenigen, der dem Packträger den Auftrag zur Abholung des Geldes gegeben habe und an gedachtem Platz auf Rückkunft seines Boten habe warten wollen, festzuhalten.

Die Diener Bentner und Wolff haben sich nun eiligst in das Rosental begeben, sind dort kurz nach dem Packträger und Herrn Beyer eingetroffen und haben einen fremden Mann, mit dem der Packträger, nachdem er von jenem zur Abgabe des Geldes in das Gebüsch gerufen worden ist, gerungen hat, ergriffen und nachher mittels eines Fiakers hier-

hertransportiert. Bei dem Ringen mit dem Packträger, der anfänglich sich gestellt hat, als ob er das Geld bringe, und so dem Fremden ganz nahe gekommen ist und ihn nun gepackt hat, ist dem Fremden *ein Beil* (folgt Sub 2 bei), welches derselbe bei sich geführt hat, unter dem Rocke vorgeglitten. Der Arretierte ist anfänglich ganz regungslos und anscheinend leblos gewesen und hat auch, nachdem der Polizeiarzt herzugerufen wurde, nicht gesprochen und erst später angegeben, daß er Karl Friedrich May heiße, in Ernstthal heimatberechtigt und dort Lehrer gewesen sei und seit dem 28. Februar dieses Jahres in Gohlis, anfänglich bei Hausbesitzer Wilhelm Damm, Möckernsche Straße 28b, dann aber bei dem Stahlstecher Schule, in dem nämlichen Hause wohnhaft, gewohnt habe.

Das Beil ist Eigentum des gedachten Schule, im Besitz Mays gewesen und von demselben gestern mit zur Stadt gebracht worden. Bei einer Visitation in der Wohnung Mays hat man die Umhängetasche desselben (folgt Sub 3 bei), den Heimat- und Verhaltschein (Sub 4/5), einen Verhaltschein des Ortsgerichtes zu Nauslitz (Sub 6) aufgefunden.

May ist gestern nachmittag aufgehoben worden. Er hat die Schriftstücke Sub 7–13 samt dazugehörigen Kuverts, einen Pfandschein des Pfandleihers Bitterlich (Sub 14), zwei Zettelchen, Adressen von hier und Dresden enthaltend (Sub 15 und 16), ein Portemonnaie mit 20 Pf., drei Münzen und einem unechten Ring (Sub 17), ein Rasiermesser (Sub 18) und einige Toilettegegenstände, Bleistift pp. (Sub 19) bei sich gehabt.

Heute früh ist May sowohl Herrn Hermann Hennig als Frau Friederike Erler, geb. Krumbach, vorgestellt und von beiden als der Ermieter des Logis bei Frau Hennig bzw. der Käufer des Biberpelzes anerkannt worden. May hat auch eingeräumt, daß er sich auf die Fol. 1 angegebene Weise den Pelz des Herrn Erler zu erschwindeln gewußt habe. Ferner ist derselbe auf Vorhalt, daß er der im Gendarmerieblatt Band X, Stück 50, Seite 291, Nr. 19, aufgeführte Unbekannte sei, welcher sich in Chemnitz auf betrügerische Weise zwei Pelze von Bisam und zwei Frauenpelzkragen im Dezember vorigen Jahres erschwindelt habe, nicht in Abrede zu stellen imstande gewesen, daß er in Wahrheit der dort auf-

getauchte Seminarlehrer, welcher sich Ferdinand *Lohse* genannt habe, sei. Die betr. Requisition wird beigelegt.

May ist nicht über Leipzig gekommen, hat vielmehr seiner Angabe zufolge die beiden Pelzpelerinen an ein ihm unbekanntes Frauenzimmer für sechs Taler in Freiberg, den neuen Pelz für zwanzig Taler an den Gutsbesitzer Fickler in Nauslitz bei Dresden verkauft und den älteren Pelz für fünfzehn Taler in Dresden versetzt, angeblich auf dem Sub 14 beigefügten Pfandschein.

Ferner hat May auf Vorhalt auch eingeräumt, daß er der im Gendarmerieblatt Band X, Stück 7, Seite 42, Nr. 22, Seite 92, Nr. 17, und Seite 123, Nr. 23, gesuchte, in Penig aufgetauchte Betrüger, der sich med. *Heilig* genannt hat, sei.

Seiner Angabe zufolge hat er den erschwindelten Winterüberzieher und die Weste noch (die Beschreibung paßt genau auf diese beiden Kleidungsstücke) und will den andern Rock und die beiden Paar Beinkleider, nachdem er diese Kleidungsstücke einige Zeit getragen, an einen ihm dem Namen nach nicht bekannten Trödler in Chemnitz für fünf Taler verkauft haben.

Das Beil will May deshalb bei sich geführt haben, um es in Leipzig schärfen zu lassen. (Sonntags!)

Schließlich wird noch erwähnt, daß der frühere Logiswirt Mays, Herr Damm, angezeigt hat, daß ihm aus seinem unverschlossenen Kasten, der in der Schlafkammer Mays gestanden, zwei Stück Shirting, 6/4 Ellen breit und je 6 bis 8 Ellen lang, verschwunden seien. Diesen Diebstahl stellt May beharrlich in Abrede.

Für diese Delikte wurde Karl May vom Bezirksamt Leipzig zu Arbeitshaus in der Dauer von vier Jahren und einem Monat verurteilt, welche Strafe er am 14. Juni 1865 antrat; nach erfolgter Begnadigung wurde er am 2. November 1868 entlassen. Kaum anderthalb Jahre später wird er in Tetschen an der Elbe von neuem festgenommen – er hatte unter dem Namen Alwin Wadenbach aus Orby in den böhmischen Wäldern des Erzgebirges (wo er schon früher mit dem Banditenhauptmann Napoleon Krüger ein Räuberleben geführt hat) verschiedene Delikte verübt, war verhaftet worden, ist aber entsprungen. Am 13. April 1870 ergeht vom

Kgl. Bezirksgericht Mittweida (Abtg. II, Nr. 771) folgendes Urteil:

In der Untersuchung wider Karl Friedrich May erkennt auf Grund der heute stattgefundenen öffentlich-mündlichen Verhandlung das Königliche Bezirksgericht zu Mittweida für Recht: daß Karl Friedrich May

wegen einfachen Diebstahls,
ausgezeichneten Diebstahls,
Betruges, und
Betruges unter erschwerenden Umständen,
Widersetzung gegen erlaubte Selbsthilfe, und
Fälschung, bzw. mit Rücksicht auf seine Rückfälligkeit

nach Artikel 272, 276^2, 278^3, Strafbest. 284, 285, 2b und 3 in Verbindung mit Art. 276 und 277, 299 Abs. 1 sub. 3 und Abs. 2, 3 Art. 276^3, 143 in Verbindung mit Art. 142, 311, 78, 82 folgende ff. 300 Abs. 1 des revid. Strafgesetzbuchs mit *Zuchthausstrafe* in der Dauer von *vier Jahren* zu belegen, auch die aufgelaufenen Untersuchungskosten abzustatten schuldig ist.

Das Königl. Bezirksgericht
(gez.) Wirthgen, Lincke, Leonhardt.

Entscheidungsgründe

Der Angeklagte Karl Friedrich May, geb. Februar 1842 in Ernstthal, Sohn eines dortigen noch am Leben befindlichen Webers, hat, wie von ihm selbst angegeben wurde, eine nicht gewöhnliche Erziehung genossen und ist auf den Seminarien zu Waldenburg und später zu Plauen zum Lehrer geworden. Nach beendigtem Kursus und nach beendigter Prüfung zum Schulamtskandidat ist der Angeklagte gegen Ende des Jahres 1861 als Hilfslehrer in Glauchau und bald darauf als Lehrer an der Fabrikschule zu Alt-Chemnitz angestellt worden. Bereits im Jahre 1862 hat indes May den Verlust dieser Stellung dadurch verschuldet, daß er einen gemeinen Diebstahl verübte und eine bei dem Gerichtsamt Chemnitz ihm zuerkannte sechswöchige Gefängnisstrafe vom 6. September bis 20. Oktober 1862 verbüßt hat. Gleicher Gestalt ist er im Jahre 1865 wegen gemeinen Betruges vom Bezirksamt Leipzig zu vier Jahren einem Monat Arbeitshaus verurteilt worden, hat jedoch diese Strafe infolge ein-

getretener Begnadigung nur bis zum 2. Nov. 1868 verbüßt. Kaum aus der Strafanstalt zurückgekehrt, hat der Angeklagte seine verbrecherische Tätigkeit aufs neue begonnen.

Ad 1) Am 29. März 1869 vormittags hat der Angeklagte bei dem Krämer Karl Reimann in Wiederau sich eingefunden und unter dem Vorgeben, er sei der Polizeileutnant von Wolframsdorf aus Leipzig und beauftragt, nach Falschmünzern, mit denen Reimann seit Jahren in Verbindung stehen solle, zu recherchieren, genannten Reimann angeblich zu Protokoll vernommen und ihn aufgefordert, die etwa vorhandenen Kassenscheine zur Prüfung ihm vorzulegen. Reimann hat einen Zehntalerschein herbeigeholt, der Angeklagte aber solchen, nach anscheinend genauer Untersuchung, als falsch erklärt. Ebenso hat er Reimanns Taschenuhr mit dem Bemerken, daß er sie als gestohlen erkenne, zu sich genommen und Reimann aufgefordert, behufs weiterer Erörterung mit ihm nach Clausnitz zu gehen, wo sich die Gendarmerie befinde. Dort angekommen, ist Reimann von dem Angeklagten einstweilen, bis er werde gerufen werden, in den Gasthof gewiesen worden. Der Angeklagte selbst mit Geld und Uhr hat sich schleunigst von Clausnitz fortgemacht, die Uhr, die einen Schätzwert von acht Talern besaß, verkauft und den Erlös ebenso wie den Zehntalerschein für sich verwendet.

Ad 2) In ganz ähnlicher Weise, nämlich unter dem Vorgeben, er sei Mitglied der Geheimen Polizei und abgeordnet, wegen Ausgabe falschen Geldes zu recherchieren, ist der Angeklagte am 10. April 1869 bei dem Seilermeister Krause in Ponitz eingetreten, hat denselben unter vier Augen zu sprechen verlangt, ihn dann aufgefordert, die vorhandene Barschaft vorzuzeigen, und von dem von Krause hervorgebrachten, aus 23 Talern Kurantbillette und ungefähr 12 Talern klingender Münze bestehendem Gelde die sämtlichen Kurantbillette und mindestens sieben Taler klingender Münze unter der Erklärung, daß dieses Geld falsch sei, an sich genommen, auch Krause aufgefordert, ihm sofort nach Crimmitschau an Gerichtsstelle zu folgen. Auf dem Wege dahin und vor Frankenhausen ist indes der Angeklagte unter dem Vorgeben, ein natürliches Bedürfnis befriedigen zu müssen, abseits getreten und hat plötzlich querfeldein die

Flucht ergriffen, ist von Krause und von einem von diesem zu Hilfe gerufenen Dritten verfolgt worden und hat, nachdem er das von Krause abgeschwindelte Geld von sich geworfen, der Ergreifung dadurch mit Erfolg sich widersetzt, daß er ein bei sich geführtes *Doppelterzerol* aus der Tasche gezogen und damit auf seine Verfolger, wenn sie ihn nicht gehen lassen würden, zu schießen gedroht hat.

Ad 3) Am 28. Mai 1869 hat der Angeklagte bei dem Schmiedemeister Weißfloh in Ernstthal, bei dem eine der Schwestern des Angeklagten zur Miete wohnte, einen Kinderwagen, eine Schirmlampe, ein Geldtäschchen mit zwei Talern, eine Brille in Futteral, zwei Sperrhaken oder Dietriche, ein zweites Geldtäschchen an sich und fortgenommen. Die Sperrhaken sind bei des Angeklagten Arretur noch in dessen Besitz vorgefunden worden.

Ad 4) Am frühen Morgen des 31. Mai 1869 ist der Angeklagte in die leere Gaststube des Viktor Wünschmann in Leipzig eingetreten und hat dort fünf Stück Billardbälle an sich genommen, die er in Chemnitz durch einen Dienstmann für fünf Taler an einen Drechslermeister verkaufte.

Ad 5) In der Nacht zum 4. Juni 1869 hat der Angeklagte aus dem Stall des Gasthofbesitzers Schreier zu Bräunsdorf bei Waldenburg ein Pferd herausgezogen samt einer Trense und einer Reitpeitsche, mit sich genommen, zuerst in Remse zum Verkauf angeboten, dann aber in Hüttenaudorf an den Pferdeschlächter Voigt für fünfzehn Taler verkauft. Indes ist der Angeklagte von dem Bestohlenen so rasch verfolgt worden, daß er es für ratsam gehalten, ohne den Kaufpreis von Voigt ausgezahlt erhalten zu haben, aus Hüttenaudorf sich schleunigst zu entfernen.

Ad 6) Am 15. Oktober 1869 ist der Angeklagte bei dem Weber und Bäcker Wapler in Mülsen-St. Jakob eingetreten und hat sich für einen Expedienten des Advokaten Dr. Schaffrath in Dresden ausgegeben und Wapler durch die unwahre Botschaft, demselben sei von einem Verwandten in Amerika eine Erbschaft zugefallen und er möge daher mit seinen drei Söhnen sofort nach Glauchau gehen, um dort in Dingelstädts Hotel mit Dr. Schaffrath zusammenzutreffen, zu bestimmen gewußt, sich nebst seinen drei Söhnen wirklich nach Glauchau auf den Weg zu machen.

Der Angeklagte, der vorgegeben, daß er zunächst in Zwikkau eine Besorgung habe, dann aber ebenfalls nach Glauchau kommen werde, ist indes bald nach der Entfernung Waplers und dessen Söhnen in die Waplersche Behausung zurückgekehrt und hat der verehelichten Wapler und deren Schwiegertochter eröffnet, daß in ihrem Hause Falschmünzereien getrieben werden, daß er deshalb haussuchen müßte und daß er Wapler und dessen Söhne durch einen Vorwand bestimmt habe, nach Glauchau zu gehen, um das Aufsehen eines Transports durch die Gendarmerie zu vermeiden. Auf des Angeklagten Verlangen hat die verehelichte Wapler ihres Ehemannes Geldvorrat hervorgebracht, wovon der Angeklagte 28 Taler als angeblich falsches Geld sich aneignete, an sich und mit sich fortnahm.

Ad 7) Während einer der letzten Nächte vor der am 2. Juli erfolgten Arretur des Angeklagten ist derselbe in das verschlossene Kegelhaus des Restaurateurs Engelhard in Hohenstein eingestiegen und hat ein Handtuch, gerichtlich auf drei Neugroschen fünf Pfennig gewürdigt, und ein Zigarrenpfeifchen mit sich fortgenommen.

Ad 8) Bei der durch Gendarmerie erfolgten Arretur des Angeklagten sind in dessen Besitz zwei Schriftstücke vorgefunden worden, welche er in der Absicht angefertigt hat, um davon bei Ausführung seiner Betrügereien und Schwindeleien Gebrauch zu machen. Das eine trägt die Aufschrift „Polizeiliche Legitimation" und die gefälschte Unterschrift „Dresden, am 19. Juni 1869, Dr. Schwarze, Generalstaatsanwalt" und soll dem Inhalte nach den Inhaber zu Recherchierungen nach falschem Papier- und Silbergeld ermächtigen. Das zweite Schriftstück trägt die Überschrift „Akta betr. in Sachen der Erbschaft des Partikuliers ......" und die Unterschrift „Dresden, den 24. Mai 1869, Vereinigtes deutsch-amerikanisches Konsulat: G. D. Burton, amerikanischer Generalkonsul; Heinrich v. Sybel, sächsischer Generalkonsul". Der Inhalt dieses Schriftstückes bezieht sich auf die Erbschaft eines in Cincinnati angeblich verstorbenen Partikuliers, dessen Namen jedoch noch offengelassen wurde, und auf einen angeblich von dem Dr. Schaffrath nach den unbekannten Erben haftbar erlassenen Aufruf.

Eine riesige Aktenkorrespondenz zwischen Amtshauptmannschaft Dresden-N., dem Königlich Sächsischen Justizministerium, dem sächsischen Ministerium des Kultus und des Unterrichtes, Kaiserlich Deutschen Konsulat in Chicago, Landgericht Dresden und so weiter wird geführt und professoral-entrüstete Gutachten von Hochschulen erstattet, ob Karl May auf Grund eines Diploms der sogenannten Universität Germana-Americana (eines Geschäftsunternehmens, das damals in Inseraten der europäischen Presse Doktorate zum Verkauf anbot) berechtigt sei, den Titel „Dr. phil." zu führen. Karl May hatte sich so unterschrieben, an seiner Villa ein Schild mit dieser Abbreviatur angebracht, im Adreßbuch und in Kürschners Literaturkalender das „Dr." seinem Namen beigesetzt – eine in titelsüchtiger Welt nicht allzu eitle Lächerlichkeit und jedenfalls von der Lächerlichkeit übertroffen, mit der sich wirkliche Doktoren darüber empörten.

In der am 14. Januar 1903 von der Elften Zivilkammer des Königlichen Landgerichtes Dresden ausgesprochenen Ehescheidung wird die Schuld zur Gänze der beklagten Ehegattin beigemessen, so daß sich in diesem Punkt die vollkommene Haltlosigkeit der gegen May erhobenen Vorwürfe erweist. In dem Erkenntnis heißt es unter anderem:

Die Beklagte hat, wie sie der Zeugin Plöhn selbst erzählt hat und der Wahrheit entsprechend angesehen worden ist, fortgesetzt dem Kläger heimlich Geld entwendet, um nach ihrer eigenen Angabe „verfügbares Kapital zu besitzen, damit sie gut leben könne, wenn ihr Mann nicht mehr sein würde". Sie hat unter dem Kopfkissen des Klägers, während dieser geschlafen, wiederholt Geld weggenommen und hat auch im Juli 1902, während eines Reiseaufenthaltes in Berlin, aus der in der Westentasche steckenden verschlossenen Brieftasche des Klägers beim Reinigen der Weste einen Hundertmarkschein entwendet und hat ihn erfreut der Plöhn gezeigt und dabei geäußert: „So muß man es machen! Nur immer soviel nehmen als möglich. Es ist besser, wir haben es."

Obgleich die Beklagte sehr reichliches Wirtschaftsgeld von ihrem Ehemanne empfing und für sich selbst „sinnlos

viel Geld verbrauchte", hatte sie dennoch stets viel Geld zu ihrer Verfügung. Ja, sie hat sogar dem vor etwa zwei Jahren verstorbenen Ehemann der Zeugin Plöhn nach und nach die Summe von sechsunddreißigtausend Mark gestohlenen Geldes zur verzinslichen Anlegung und nach Plöhns Tode der Zeugin Beibler weitere sechstausend Mark zur Aufbewahrung überbracht, so daß sich bei der Verschwendung der Beklagten auch nicht annähernd beziffern läßt, welche Summe sie dem Kläger heimlich und widerrechtlich weggenommen und sich zugeeignet hat.

Ferner hat die Beklagte „aus Neugier oder um ihren Mann zu ärgern", wie die Beibler bekundet, fortgesetzt an diesen gerichtete Geschäfts- oder Privatbriefe abgefangen und versteckt oder durch Feuer vernichtet; sie hat auch einen vom Kläger lange Zeit vermißten, für ihn äußerst wichtigen Verlagsvertrag beiseite gebracht und in ihrem verschlossenen Vertikow unter den Dienstbüchern des Dienstpersonals versteckt. Erst nach dem Weggange der Beklagten ist sowohl dieser Vertrag als eine größere Anzahl Pakete solcher Briefe im Hause des Klägers versteckt aufgefunden worden.

Weiter hat die Beklagte, nach den übereinstimmenden Angaben beider Zeugen, ihren Ehemann jahrelang in der gehässigsten Weise behandelt. Er war ihr lästig, deshalb wollte sie ihn los sein und wollte für ihn nicht einmal mehr kochen. Sie ist geflissentlich darauf ausgegangen, den Kläger zu kränken und ihm weh zu tun, hat ihn auch mit Schimpfworten gemeinster Art wie „Kerl, Saukerl, alter Ekel, verrücktes Luder" belegt und geäußert: Es wäre ihr eine Wonne, wenn sie es dem Kerl recht stecken könne; sie wäre froh, wenn sie allein wäre, sie wolle das Leben genießen; auf den Friedhof würde sie an sein Grab nicht gehen.

Bei dem erwähnten Aufenthalt in Berlin im Sommer 1902 hat die Beklagte, nachdem sie sich einen höchst auffälligen Mantel gekauft, während der Kläger neben ihr im schlichten Anzug gegangen ist, ihm in Gegenwart der Plöhn laut zugerufen: „Du siehst aus wie unser Louis" und ist dabei verächtlich zur Seite getreten. Von der Plöhn hierüber zur Rede gestellt, hat die Beklagte geäußert: „So muß man es dem Kerl sagen, das Derbste ist gerade gut für ihn, sonst

zieht es nicht." Dem Drängen der Plöhn, dem hierüber aufs höchste erregten Kläger Abbitte zu leisten, ist die Beklagte nicht nachgekommen. Sie hat daraufhin noch erklärt: „Nein, so muß es kommen; nur so kann man den Kerl kleinkriegen und durchsetzen, was man will. Nur das zieht, wenn man ihm so gemein kommt!"

Durch einen Rattenkönig von Prozessen und die maßlosen Angriffe war May – 1910 ein alter Herr von achtundsechzig Jahren – physisch und psychisch vollkommen in Anspruch genommen. Nach einer Zeugenverhandlung in Köln erkrankte er nicht unbedenklich. Trotzdem schrieb er mir, dankbar selbst für den entlegensten journalistischen Anwalt, jede gewünschte Information oder ließ sie durch seine zweite Gattin, Frau Klara May, schreiben. Im Mai 1910 bekam ich folgenden Brief:

Villa Shatterhand, Radebeul-Dresden den 6. 5. 10.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Ich hoffe, bis Montag, den 9. d. M., von meinem Unwohlsein so weit hergestellt zu sein, daß ich Sie empfangen und Ihnen Auskunft geben kann. Ich stehe Ihnen an diesem Tage zur Verfügung. Wenn Sie in Dresden, Hauptbahnhof, eintreffen, geht auf demselben Geleis stündlich ein Zug nach Radebeul. Ich wohne sechs Minuten vom dortigen Bahnhof entfernt, Villa „Shatterhand", Kirchstraße 5.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr

Karl May.

Drei Aufschriften bezeichnen in Radebeul die Villa, an der Vorderfront, auf der sich das Blau von Glyzinien emporrankt, steht der Name des Hauses „Shatterhand", am Eingangstor zwei kleine Messingschilder, „May" besagt das eine, das andere gestattet Fremden den Besuch nur nach vorhergegangener Vereinbarung. Die Diele betont allerwildestes Wildwest, betont Prärie und Indianerdorf. Mit Tigerfellen ist die Wand drapiert und mit dem Kopf eines Elentiers, Tomahawks und Bumerangs kreuzen sich, doppelläufige Gewehre und vierschneidige Tigermesser, Lassos

und Zaumzeug umschlingen Jagdtrophäen, Schirwans, Mokassins und alles übrige, was zur stilgemäßen Ausrüstung eines ruhmreichen Trappers gehört. Noch phantastischer der Salon. Auf Riesenkartons die Originale der Zeichnungen, mit denen Sascha Schneider Mays Bücher illustriert hat. Bric-à-brac aus Wachsstein und Porzellan Chinas, bemalte indianische Holzskulpturen, phönizische Steinstatuetten füllen die Vitrinen, die Zimmerecke schneidet ein geflochtener Wandschirm voll Koransprüche, auf einer Etagere liegen ein rottönernes Kalumet, ein Rosenölfläschchen und ein geschnitztes Tespih, ein Kranz türkischer Gebetkugeln – ausgebreitet wie Corpora delicti auf dem Gerichtstisch.

Zunächst wird man von Frau May begrüßt, die in der Behandlung des Themas Karl May Routine besitzt. Sie führt seine Korrespondenz, empfängt die Wallfahrer, erklärt ihnen die Schätze der Villa Shatterhand, erzählt ihnen von May, seinen Reise- und Bücherplänen, und der große Magus braucht sich dann nur für einige Augenblicke zu zeigen, um ohne großen Zeitverlust zu seiner Arbeit zurückkehren zu können. May selbst ist ein untersetzter Herr, soigniert gekleidet, nur der grünschillernde Skarabäus in der Krawatte meldet den Globetrotter. Das silbergraue schüttere Haar liegt fest an und reicht tief in den Nacken; auch der graue Schnurrbart wohlgepflegt. Die Stirne nicht denkerisch gewölbt, aber hoch und frei, wie bei Menschen, die „Geographie des Hirns" besitzen, die klare Anordnung und Bereitschaft reichlicher Gedächtnisgüter. Er sächselt leicht und kommt bald in Erregung, was bei dem Thema selbstverständlich ist, wenn aber seine Frau, mitgerissen, sich allzu lebhaft an der Debatte beteiligt, unterbricht er sie ein wenig ärgerlich: „Das verstehst du nicht!"

Wir sprechen zuerst vom Charlottenburger Prozeß. Warum hat May nichts erwidert, als der Beklagte, der Schriftsteller Selius, ihn beschuldigte, er habe Diebstähle verübt, Marktfrauen überfallen, eine Räuberbande gegründet, Geld entlockt und Meineid begangen? „Weshalb ich nicht geantwortet habe? Der Richter ließ mich nicht zu Worte kommen. Ich war auf derartige Angriffe vollständig unvorbereitet, es war ein Prozeß formaler Natur; sechs andere große Prozesse, die ich gegen Selius angestrengt habe,

schweben noch. Der Vorfall war ganz geringfügig im Vergleich zu den anderen Delikten, um derentwillen ich ihn geklagt habe. Er hatte mich zwar einen geborenen Verbrecher genannt, jedoch nur in einem Privatbrief an die Weimarer Kammersängerin Selma von Scheidt, es lag also keine öffentliche Beleidigung vor, ich wußte genau, er könne hierfür höchstens zu einer Geldstrafe verurteilt werden, und nahm mir nicht einmal einen Rechtsanwalt mit. Selius aber hatte seinen Schriftsatz vervielfältigt an die Zeitungsredaktionen geschickt, alle Berichterstatter zusammengetrommelt. Als ich, starr vor Staunen über seine Beschuldigungen, das Wort erbat und ausführte, daß ich wenigstens zwei Stunden brauchen würde, um jedes einzelne Glied dieser Riesenkette von Unwahrheiten zu widerlegen, erwiderte der Richter, dies sei nicht nötig, klappte die Aktentasche zu, und der Gerichtshof verließ den Verhandlungssaal. Nach einer Weile kehrte er zurück und verkündete, Selius sei zu fünfzehn Mark Geldstrafe verurteilt. Nun meldete sich der Rechtsanwalt des Selius zum Wort und sagte, er habe ja noch kein Plädoyer gehalten, sondern nur Beweisanträge gestellt. Daraufhin erklärte der Richter, das Urteil sei irrtümlich gefällt worden, hörte die Rede des Verteidigers an und sprach den Selius frei. Ich habe selbstverständlich Berufung eingelegt.

Was das für ein Mensch ist, dieser Selius? Er stammt aus Reval. Was er ursprünglich für einen Beruf hatte, weiß ich nicht. Seiner politischen Färbung nach war er zuerst nationalliberal, dann freisinnig, dann Sozialdemokrat, und jetzt ist er Funktionär der Gelben Arbeitervereine. Im Jahre 1904 kam er nach Dresden, um sozialdemokratischer Redakteur zu werden, doch gelang ihm dies nicht, und so gab er selbst ein Blättchen heraus, das er die ‚Sachsenstimme' nannte. Eines Tages erschien er bei mir und gab seine Ansichten zum besten. ‚Wir Schriftsteller sind arme Leute', sagte er damals ungefähr, ‚wir können uns keine eigene Gesinnung leisten. Wer uns bezahlt, dem gehören wir. Man muß sich bemühen, Leute kennenzulernen, man muß sie studieren. Jeder Politiker, jeder Beamte hat Werg am Rocken. Irgendwo gibt es im Vorleben jedes Menschen einen dunklen Punkt. Bei passender Gelegenheit macht man geschickt

eine Andeutung über die geheime Sünde des Betreffenden, dieser muß sich nun bemühen, die Gunst des Schreibers zu erwerben, und auf diese Weise wird man ein einflußreicher, großer Redakteur.' Später wandte sich Selius in Briefen an mich, ich möge ihm Geld für sein Blatt senden. Zunächst bat er um zweitausend, dann um dreitausend und zuletzt um zehntausend Mark. Dafür wolle er mich rühmen und preisen, Hunderte von Exemplaren blau angestrichen an reichsdeutsche und österreichische Zeitungen senden, mir einen großen literarischen Ruf schaffen. Ich entgegnete, daß ich dies nicht nötig habe und für solche Zwecke kein Geld besitze, und schickte ihm auch keinen Pfennig. Er hatte bei mir den Schriftsteller Max Dittrich kennengelernt, welcher eine Broschüre über mich abzufassen beabsichtigte, und Selius wollte nun von mir eine Empfehlung an Dittrich, daß dieser ihm den Verlag der Schrift übertrage. Er schrieb mir, er würde die Broschüre glänzend vertreiben und mich lancieren, und wandte sich gleichzeitig an Dittrich, dem er von jedem verkauften Exemplar eine hohe Tantieme anbot, wenn er ihm die Broschüre in Verlag gäbe und einen Druckkostenbeitrag von zehntausend Mark von mir verschaffe. Dittrich teilte mir das damals schriftlich mit, und meine Absicht, den Selius keinesfalls zu unterstützen, wurde hierdurch noch bestärkt. Eines Tages langte eine anonyme Postkarte an mich ein, bloß mit Anfangsbuchstaben unterzeichnet. ‚Ich saß soeben', hieß es auf dieser, ‚in einem Restaurant, und da erklärte ein gewisser Herr Selius zu anderen Leuten, daß er in der nächsten Nummer der »Sachsenstimme« gegen Sie einen Artikel loslassen werde.' Ich ging mit der Karte zum gerichtlichen Sachverständigen, und der konstatierte, sie sei von Selius selbst geschrieben. In der nächsten ‚Sachsenstimme' erschien wirklich ein Artikel, in welchem er mich als ein kleines, altbackenes Schulmeisterlein mit struppigem Haar schildert und sagt, ich sei sehr kurzsichtig, jedoch verstecke ich meinen Klemmer sorgfältig."

Was sollte dieser Vorwurf?

„Er wollte mich damit blamieren, denn ein Weidmann, ein Schütze darf nicht kurzsichtig sein. Ich sehe aber außerordentlich gut, nur trage ich beim Lesen einen Kneifer, weil

ich weitsichtig bin. Solcher Unwahrheiten waren in dem Aufsatz etwa siebzig enthalten, doch unterließ ich jede Erwiderung. Darauf wurde ein zweiter veröffentlicht, ich reagierte wieder nicht. Die Artikel waren zuwartend, einige Angelegenheiten nur andeutungsweise berührt, Selius glaubte wahrscheinlich, ich würde doch noch mit den zehntausend Mark herausrücken. Er irrte. Da erschienen am Weihnachtsabend in den Schaufenstern der Papierhandlungen und Buchhandlungen Dresdens große Plakate mit der Aufschrift: ‚Die Gräfin Montignoso und die Vorstrafen von Karl May' – Reklame für einen Artikel in der Zeitschrift des Selius; das Tertium comparationis war, daß sowohl die Gräfin Montignoso als auch ich ausgepichte Bösewichter seien. Natürlich wurde das Blatt, weil jeder einen pikanten Zusammenhang zwischen mir und der ehemaligen Kronprinzessin vermutete, massenhaft gekauft. Das war für mich eine böse Weihnachtsüberraschung. In dieser Weise schrieb er noch eine Reihe von Pamphleten gegen mich, bis er verschwand."

Frau May (einfallend): „Mit Schulden!"

Karl May: „Mit massenhaften Schulden. Einmal habe ich ihn wegen zwei Mark fünfzig Pfennig pfänden lassen wollen, die mir vom Gericht zugesprochen worden waren – nicht einmal die konnte ich bekommen."

Wurde er nie zu größeren Strafen verurteilt?

„Ich habe selten gegen ihn Klage erhoben. Ich hatte keine Zeit, mich mit ihm abzugeben. Einmal klagte ich ihn zum Beispiel, er wurde verurteilt, und ich glaubte mit diesem einen Fall fertig zu sein, in zweiter Instanz wurde er jedoch freigesprochen."

Frau May: „Er ist nämlich ein Talent in der Art seiner Verteidigung."

May: „Ein Genie geradezu! Er arbeitet mit beispielloser Unverfrorenheit. Er sagte einmal dem Staatsanwalt, ein Hotelier vom Berge Sinai habe ihm erklärt: ‚May ist ein Lügner, dem darf man nichts glauben.' Nun gibt es auf dem Berge Sinai bloß das Kloster der heiligen Katharina, sonst kein Haus, kein Restaurant, am allerwenigsten ein Hotel. Meine Anzeige wurde damals zurückgewiesen, man nahm an, eine derart konkrete Behauptung könne er nicht aus

dem Stegreif erfunden haben. Bei diesem Prozeß handelte es sich um die Geschichte der anonymen Postkarte; er wurde freigesprochen, weil man ihn auf Grund von Indizien des schweren Verbrechens der Erpressung nicht schuldig erkennen wollte. Als Selius aus Dresden verschwunden war, tauchten in Wien und in Deutschland in einigen Blättern seine alten Artikel gegen mich auf. Plötzlich erschien Selius wieder auf dem Plan, und zwar als Mitarbeiter des Bruhnschen Wochenblattes in Berlin ‚Die Wahrheit'. In dieser wurde ein Schundartikel veröffentlicht, in dem behauptet wurde, ich sei ein atavistischer Verbrecher. Das war eine Beleidigung, für die kein Wahrheitsbeweis zulässig ist, und ich hätte ihn ruhig verklagen können, aber ich dachte mir: du müßtest wieder draufzahlen, denn bei der Pfändung kriegst du ohnedies nichts. Nun gab er ein neues Blatt heraus, das er selbst als ‚Leib-und-Magen-Blatt der gelben Arbeiter' bezeichnete. Es hieß ‚Der Bund'. In diesem ‚Bund' ging er besonders scharf gegen seine früheren Bundesbrüder, die Sozialdemokraten, los. Diese antworteten ihm entsprechend, und es kam zu mehreren Beleidigungsklagen. Hierbei wurde ich von den Sozialdemokraten als Zeuge gegen Selius nominiert. Ich, das sage ich aufrichtig, nahm mir vor, mich der Sache zu entziehen, und habe auch in diese Prozesse nicht eingegriffen. Selius aber fürchtete, weil er von meiner Absicht, mich der Aussage zu entschlagen, nichts wußte, mein Zeugnis werde ihn kaputt machen.

Deshalb schickte er seine Frau nach Radebeul. Sie wagte es nicht, in meine Villa zu kommen, sondern bat meine Frau in die Bahnhofswirtschaft von Radebeul. Dort setzte Frau Selius meiner Frau auseinander, wie ich bei dem Prozesse aussagen sollte; wenn ich nicht so täte, würde Selius abermals gegen mich losziehen und mich ruinieren. Meine Frau erwiderte, ich würde nichts als die Wahrheit aussagen. Daraufhin fuhr Frau Selius von dannen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Um diese Zeit ließ Selius eine Annonce erscheinen, daß er einen Schriftsteller suche; mit dessen Hilfe wollte er mich endgültig zugrunde richten. Es meldete sich ein Schlossergeselle namens Friedrich Wilhelm Kahl aus Basel, der zur Schriftstellerei übergehen wollte. Diesen engagierte Selius, zahlte ihm nach und nach zweihundert-

fünfzig Mark aus; dafür sollte er eine Broschüre unter dem Titel ‚Karl May, ein Verderber der deutschen Jugend' schreiben. Hierüber sagte Kahl in einer eidesstattlichen Versicherung ungefähr folgendes aus: ‚Selius hat mir gesagt, daß May durch diese Broschüre totgemacht werden soll, er werde diese Broschüre den Richtern vorlegen, damit diese den Aussagen Mays nicht glauben; Selius bezeichnete sich als großes forensisches Talent, wenn er vor Gericht zu sprechen beginne, so seien die Richter auf seiner Seite. Darauf antwortete ich: Ich kenne May ja gar nicht! Er hat mir nichts getan, ich habe gehört, daß er ein tüchtiger Kerl ist, und wenn ich solche Sachen schreibe, komme ich ins Zuchthaus. – Selius entgegnete mir: Wir Schriftsteller stehen alle mit einem Fuß im Zuchthaus; auch ich bin wiederholt vorbestraft, aber das ist nur eine gute Reklame für uns. Selius gab mir die nötigen Unterlagen, und nun sollte ich die Broschüre beginnen.' Kahl schrieb den Anfang der Broschüre, aber, da ihn Selius nicht überzeugt hatte, so schlecht, daß er unmöglich gedruckt werden konnte."

Kahl wird es wohl nicht besser getroffen haben?

„O nein. Er schrieb es mit Absicht schlecht. Ganz konfuses Zeug, das überhaupt keinen Sinn hatte. Als Selius dies las, sagte er: ‚Das taugt nichts; ich werde die Broschüre selber schreiben und Ihren Namen daruntersetzen.' Kahl verbat sich das sowohl bei Selius als auch bei dem Verleger, trotzdem erschien die Druckschrift unter dem Namen Kahls und strotzte von Lügen, Übertreibungen und Invektiven."

Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß . . .

„Bitte, sagen Sie mir nicht ‚Herr Doktor'! Ich habe zwar das amerikanische Doktorat erworben, aber ich höre es lieber, wenn man mir bloß ‚Herr May' sagt."

Ich wollte fragen, Herr May, ob das wirklich ganz erlogene Behauptungen sind, die Selius bezüglich Ihrer Vorstrafen aufgestellt hat.

„Ich bin vorbestraft. Allerdings habe ich meine Strafen schon vor fünfzig Jahren abgebüßt. Ich schreibe jetzt ein Buch, worin ich nichts leugne und meine Gefängnisstrafen schildere. Es wird ‚Am Marterpfahl und Pranger' heißen und eine Selbstbiographie sein. Ich gestehe darin meine

Sünden, lege meine Ideale und Bestrebungen dar und schildere, was ich noch zu tun gedenke."

Waren Sie lange im Kerker?

„Ja. Das habe ich nie geleugnet. Aber ein Räuberhauptmann war ich nie."

Frau May: „Den Räuberhauptmann Krüger, als dessen Komplize mein Mann geschildert wird, hat er kaum gekannt."

May (zu seiner Frau): „Misch dich nicht hinein." (Zu mir): „Nur ganz oberflächlich kannte ich ihn. Er ging in dieselbe Schule wie ich, einige Klassen tiefer. Seither habe ich nur selten mit ihm gesprochen. Einmal traf ich ihn in meinem Heimatort Hohenstein-Ernstthal bei Chemnitz. Da trat er auf mich zu und sagte: ‚May, ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten, ich habe vieles, was ich getan habe, auf Sie geschoben.' Ich entgegnete ihm: ‚Sprechen Sie nicht mehr davon.' "

Und darf man wissen, weshalb Sie bestraft wurden?

„Nein. Mein Verleger hat mir das verboten, damit ich dem Buch nicht vorgreife. Aber das, was man mir vorwirft, habe ich nicht getan."

Wieso wußte Selius von Ihren Vorstrafen?

„Die Affäre Selius hängt mit meinen Prozessen mit meinem ehemaligen Verleger Münchmayer zusammen. Dieser kannte meine Eltern und wußte von meinen Gerichtsstrafen. Er dachte also, er könne mit mir machen, was er wolle, da ich mich nicht rühren werde. So änderte er meine Romane, die ich ihm in Verlag gegeben hatte, und sein Rechtsanwalt hat selbst zugestanden, daß fünfzig Prozent des Inhaltes meiner Bücher im Münchmayerschen Verlage ins Unmoralische geändert worden sind. Die derart verballhornten Romane sind zum Gegenstand der größten Angriffe gegen mich gemacht worden. Man hat mir vorgeworfen, ich schreibe auf einer Seite fromm, auf der anderen abgrundtief unsittlich."

Weshalb hat Münchmayer diese Änderungen vorgenommen?

„Er spekulierte auf die Sensationslust der Menge und flocht Zoten und frivole Scherze hinein, um den Absatz der Bücher zu vergrößern."

Woraus schließen Sie, daß zwischen Selius und dem Münchmayerschen Verlage ein Zusammenhang besteht?

„Ich beanspruche von Münchmayer dreihunderttausend Mark für meinen Roman ‚Das Waldröschen', die ich übrigens nicht für mich, sondern für eine Witwen- und Waisenstiftung verwenden will. Der Verlag weigert sich, das Geld zu bezahlen, und hat ein Interesse daran, meine Ehrenhaftigkeit in Zweifel zu setzen. Und der Rechtsanwalt des Herrn Selius ist gleichzeitig der Rechtsanwalt des Münchmayerschen Verlages ..."

Wie erfuhren Sie, Herr May, von den Machenschaften des Selius mit Kahl?

„Als Kahl gehört hatte, die Broschüre sei trotz seines Einspruches unter seinem Namen erschienen, kam er zu mir und erzählte mir den ganzen Schwindel. Er bot sich als Zeuge an, und ich verklagte Selius wegen dieser Broschüre. Das Gericht verbot ihren Vertrieb. In der entscheidenden Verhandlung vor dem Gerichte Berlin-Schöneberg kam auf Veranlassung des Vorsitzenden ein Vergleich zustande, wonach Selius alle seine Behauptungen, materielle wie formelle, revozierte, bedauerte, mich beleidigt zu haben, und versprach, es nicht wieder zu tun. Darauf nahm ich meinen Strafantrag zurück und glaubte zu Ende zu sein. Da geht der Mann hin, engagiert meine geschiedene Frau, zahlt ihr zweihundert Mark und beginnt abermals. Das sind die neuen Beleidigungen. Sechs Stück: eine ‚Bund'-Nummer, zwei Flugblätter und drei in Charlottenburg anhängige Prozesse. Der Prozeß in Charlottenburg, bei dem Selius im vorigen Monat freigesprochen wurde, hat weder zu einer Beweisführung noch zu irgendeiner Feststellung geführt. Ich habe weder etwas eingestanden, noch sind Zeugen einvernommen worden, noch hat man irgendwelche Dokumente vorgelegt. Trotzdem wird in Hunderten von Blättern behauptet, ich hätte alles zugegeben, die Zeugen hätten das alles bestätigt und die Dokumente hätten alles erwiesen, was mir vorgeworfen worden ist. Das sind Lügen, die bei der Verhandlung in zweiter Instanz ans Tageslicht kommen werden. Ich fühle mich keineswegs als Besiegter, sondern bin vollständig davon überzeugt, daß ich aus der ganzen Hetze als Sieger hervorgehen werde."

Es ist auch gegen Sie der Vorwurf erhoben worden, Sie hätten überhaupt keine überseeischen Reisen unternommen. Darf ich fragen, wie es sich damit verhält?

„Ach, das ist Unsinn. Ich reiste schon als siebzehnjähriger Junge. Klärchen, hast du nicht einige Photographien aus Amerika oder aus dem Morgenland bei der Hand?"

Klärchen hat einige Photographien aus Amerika und dem Morgenland bei der Hand. Es sind Bilder, die Karl May am Brunnen Abrahams in Hebra, am Silvahteiche in Jerusalem, vor einem Zelt der Tuscarora-Indianer, an den Tempelruinen von Korinth, am See Genezareth in Kapernaum, am Den Rock, dem Nuggetberg der Indianer, und am Monument des Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wat-ha in Buffalo zeigen. Auf all diesen Photos sieht man Karl May als alten Mann, und sie widerlegen die vorgebrachte Behauptung nicht, May habe erst von 1900 ab Reisen unternommen, um späterhin sagen zu können, daß er wirklich im wilden Westen Nordamerikas und im heißen Osten Afrikas gewesen sei. May muß meinen skeptischen Blick bemerkt haben.

„Selius sagt freilich, daß man solche Bilder auf dem Jahrmarkt herstellen kann. Er will mich sogar in Dresden in einer Droschke zu einer Zeit gesehen haben, da ich in Amerika war. Übrigens", fährt May fort, „ist es ganz gleichgültig, ob ich in fremden Ländern war oder nicht. Ich wiederhole, daß ich weite Reisen gemacht habe, aber das kommt für die Beurteilung meiner Schriften nicht in Betracht. Das ‚Ich', in welchem ich schreibe, hat mit meiner Person nichts zu tun, mit diesem Ich ist die Menschheit gemeint, welche die Aufgabe hat, den Menschheitsrätseln nachzugehen, sie zu ergründen. Winnetou, der Apachenhäuptling, ist der Prototyp der sich eben in Amerika entwickelnden germanisch-indianischen Rasse, mein Hadschi Halef Omar stellt die Anima dar, die da glaubt, Geist und Seele zu sein, aber keines von beiden ist, Marah Durimeh, die kurdische Königstochter, ist die Menschheitsseele, Schah-in-Schah ist Gott. Ich sende meinen Kara ben Nemsi, meinen Old Shatterhand in fremde Länder, um zu zeigen, wie wir als Edelmenschen dort zu handeln haben. Mir stünde es völlig frei, in der Heimat zu bleiben, und wenn ich dann trotzdem be-

haupten würde, in der Fremde das Erzählte miterlebt zu haben, so ist das keine Lüge. Denn die Ereignisse spielen sich zu Hause ab, die Fremde ist Imagination. Hat nicht auch Dante das ‚Inferno', das ‚Purgatorio' in Ich-Form beschrieben, ohne dort gewesen zu sein? . . .

. . . Gewiß, aber man kann ja auch die Orte meiner Reiseabenteuer als Phantasieland ansehen, wenn man gerade wollte. Da die Länder wirklich bestehen, wie man aus der Geographie ersehen kann, habe ich noch mehr Anrecht, sie zu beschreiben. Viele Länder und Stätten sind auch bei mir symbolisch aufzufassen, wie Dschinnistan als Land der zukünftigen Edelmenschen und Ardistan als das Land der Gewaltmenschen von heute."

Man hat auch gegen Sie den Vorwurf des Plagiats erhoben.

„Ganz unbegründet. Was nennen Sie ein Plagiat?"

Ich denke, daß man es als Plagiat bezeichnet, wenn ein Autor Idee und Form eines nicht von ihm stammenden Werkes für sich verwendet und als eigenes Geistesprodukt ausgibt.

„Das ist nur mit Einschränkungen richtig. Es wäre zum Beispiel kein Plagiat, wenn jemand von einem Hirtenvolke schreiben würde, daß es in Not lebe, nur einmal erscheine in jedem neuen Jahr, sobald die ersten Lerchen schwirrten, ein Mädchen, schön und wunderbar – nämlich der üppige Frühling. Weil das ‚Mädchen aus der Fremde' Gemeingut aller Gebildeten geworden ist und niemand glauben wird, der Schriftsteller habe die Meinung erwecken wollen, daß er diese Worte selbst gedichtet habe. Ebenso kann man objektive Wahrheiten wiedergeben, vor allem solche, die in Lehrbüchern oder in beschreibenden Werken stehen. Das erlaubt sogar das Gesetzbuch."

Man behauptet, daß Gerstäcker von Ihnen verwendet worden sein soll.

„Das bezieht sich auf eine Geschichte ‚Ehry', die vor vielen Jahren in einer Novellensammlung von mir veröffentlicht worden ist und zu der mir eine alte Beschreibung von Indien den Anlaß gab. Friedrich Gerstäcker, der selbst nie in Indien war, scheint nun die Erdbeschreibung mit jener Episode gelesen und in einer Novelle benützt zu haben.

Daher die Übereinstimmung. Natürlich heißt alles gleich Plagiat! Maeterlinck hat in einem Schauspiel drei Szenen von Paul Heyse abgeschrieben; Heyse erhob Einspruch, aber Maeterlinck lachte ihn aus und ließ das Stück ruhig unter seinem Namen erscheinen. Carl Maria von Weber hat das populärste Lied aus seinem ‚Freischütz', den ‚Jungfernkranz', nicht selbst komponiert, sondern von einem unbekannten italienischen Komponisten entlehnt. Goethe, Shakespeare, Lessing taten Ähnliches. Sogar die vier Evangelisten erzählen das gleiche, also müssen wenigstens drei von ihnen Plagiatoren sein. Das Abschreiben würde mir mehr Schwierigkeiten machen als das eigene Schaffen. Ich habe Phantasie genug. Mehr als siebzig große Romane sind von mir verfaßt."

Darf man, ohne indiskret zu sein, auch fragen, wie es sich mit Ihrer ersten Frau verhält, die in dem Prozeß wiederholt erwähnt wurde?

„Meine geschiedene Frau stammte aus demselben Orte wie ich. Sie war sehr schön, und das bestrickte mich. Ich wollte sie heiraten, trotzdem ich wußte, daß sie arm war. Es kam nicht dazu, und ich zog aus der Heimat fort. Als ich einmal nach Hause zurückkehrte, hörte ich, daß ihr Vater eben gestorben sei. Ich ging deshalb noch am selben Abend zu ihr ins Haus. Der Vater war nicht gestorben, sondern nur vom Schlage getroffen und lag gelähmt im Bette. Das Mädchen fiel vor mir nieder und bat mich, ich möge es nie verlassen. Von Rührung übermannt, beschwichtigte ich sie und versprach, ihren Wunsch zu erfüllen. Ich habe sie geheiratet und zweiundzwanzig Jahre mit ihr gelebt. Es war eine unglückliche Ehe. Sie hat gar nicht mit mir gefühlt oder gedacht, sie hat nicht einmal meine Bücher gelesen."

Sie haben sie aber in Ihren Werken als Muster einer Frau so liebevoll geschildert?

„Ja, das tat ich, um ihr Interesse zu wecken. Ich zeigte ihr die Stellen, die sich auf sie bezogen, und wollte, daß sie wenigstens aus Eigenliebe meine Bücher lese. Sie tat es nicht. Sie hat mir viel angetan. Dokumente, welche ich in einem Prozesse brauchte, hat sie, während ich in Asien war, verbrannt, weil sie in meinen Prozeßgegner, den Verleger

Münchmayer, verliebt war. Die Ehe wurde aus ihrem Verschulden vor Gericht geschieden."

Es hieß, daß Sie Ihre Frau nicht alimentieren?

„Das ist erfunden. Meine Frau bekam, als sie von mir wegzog, eine ganze Ausstattung, Möbel und eine Summe von dreitausend Mark jährlich. Eines Tages schrieb mir der Schwager des Selius im Namen meiner geschiedenen Frau, daß sie auf den jährlichen Zuschuß von dreitausend Mark verzichte. Kurze Zeit später gab sie an, daß sie von dieser Verzichtleistung überhaupt nichts wisse. Selius hatte den Brief schreiben lassen, um sie für sich zu gewinnen, damit sie bei Gericht gegen mich zeuge; er versprach ihr hundert Mark monatlich, solange sie lebe, sie mußte bei seiner Familie wohnen und erhielt im ganzen von ihm zweihundert Mark. Als sie mich bat, ich möge sie wieder aufnehmen, drohte ihr Selius, er werde sie auf dreihundert Mark verklagen. Jetzt zahle ich meiner Frau freiwillig zweitausendvierhundert Mark jährlich aus, trotzdem sie sich mit Selius gegen mich verbündet hat."

Hugh. May hatte gesprochen. Er und seine Frau zeigten mir Old Shatterhands Beutestücke und den Henrystutzen, Sehnsuchtstraum aller Gymnasiasten, der allerdings gar kein Stutzen war, sondern ein gewöhnliches Winchestergewehr, wie es ganze Armeen haben, auch europäische. Und die Silberbüchse erwies sich mir als Torso eines europäischen Schießprügels, dem die Läufe fehlten. Dann gingen wir in den Garten, den verstohlen bittenden Blick seiner Frau, er möge in der Villa bleiben, lehnte May mit verstohlen energischer Bewegung ab, er mußte durchaus wetterharter Jäger sein. Zuerst ging es in einen Holzschuppen, der mit amerikanischen und asiatischen Gegenständen zu einem Raritätenkabinett umgewandelt ist. Hunderte von Sträuchern und Kirschbäumen neigten, schwer vom Regen, ihre Äste, Tropfen glitzerten auf den Blättern, den gepflegten Kieswegen und den Bänken in den Farben des Spektrums. Ein prachtvoller Besitz. Man muß als deutscher Schriftsteller genau so schreiben, wie Karl May schreibt, um ein solches Haus haben zu können, und auch ihm wird es nicht vergönnt, man macht dem wüsten Abenteuerschil-

derer zum Vorwurf, daß er in seiner Jugend wüste Abenteuer erlebt, man beschimpft ihn, wie man nie einen betrügerischen Kaufmann, einen gemeingefährlichen Fabrikanten, einen bestechlichen Beamten, einen selbstherrlichen Gutsherrn oder gar einen mißhandelnden Offizier zu beschimpfen wagen würde. Eben schüttelt ihn ein Hustenanfall, und trotzdem er, die Hilfe der Gattin unwirsch abweisend, aufrecht ins Haus zurückgeht, ist nicht zu verkennen, daß sein Lächeln vom hippokratischen Zug erbarmungslos durchstrichen wird.

„MONNA VANNA" AUF DER HOCHZEITSREISE

Hauptmann Ägidius von Drofta war heute von der Hochzeitsreise zurückgekehrt und hatte wieder das Präsidium der Offiziersaspirantenmesse in der Albrechtskaserne übernommen, wo er – der Anstandswauwau – uns das Benehmen bei Tisch zu lehren hatte. Von seinem Sitz aus beehrte er jeden mit einer Begrüßung. „Ah, der Kisch ist auch da", wandte er sich an mich, „der Herr Schriftsteller!" – „Jeder hat eben seinen Beruf", bemerkte ich mit dem für Subalterne vorgeschriebenen geschmeichelten Lächeln. – „Na, dös is a feiner Beruf, überhaupt die ganze moderne Literatur is eine Sauerei, weiter is es ja nix – nein, lieber Kisch, i laß mich von kaa'm net blöd machen und sag alles, wie's is!" – „Was hat Herrn Hauptmann denn die moderne Literatur getan?" – „Was sie mir getan hat, die moderne Literatur? Dös kann ich erzählen, wenn's euch interessiert!"

Gewiß interessierte uns das, selbstverständlich, Herr Hauptmann.

„Also, da werd ich euch die Chose auseinanderexplizieren. Ich hab doch in Klagenfurt geheiratet vorige Woch'n und hab in Wien zweite Nächtigungsstation gemacht. Da sagt mir meine Frau, sie möcht einmal ins Burgtheater gehn. I kenn ja das Burgtheater genau, am Franzensring is es, ein tadelloses Gebäude, das muß i schon sagen, aber i wär doch lieber ins Theater an der Wien gangen, unter uns g'sagt. Na, aber meine Frau hat sich das amal in Kopf g'setzt, sie war zum erstenmal in Wien und hat schon sehr viel vom Burgtheater g'hört g'habt, da kann man ihr dös net abschlagen, am zweiten Tag nach der Hochzeit – die Frau hat sich ganz brav g'halten die zwei Täg – ganz unter uns g'sprochen, meine Herren. Na, alstern, geh m'r's an, ins Burgtheater. Sie haben ‚Monna Vanna' g'spült, von dem Fürsten Metternich . . ."

„Von Maeterlinck ist es, Herr Hauptmann ..."
„Ja, Metterlink oder so was heißt der Kerl, ich hab's ja g'wußt – kennst du vielleicht das Stück?"
„Jawohl, Herr Hauptmann."
„Und was sagst du dazu?"
„Das ist doch ein schönes Drama, Herr Hauptmann."
„A schönes Drama? A schöne Schweinerei is das, weiter nichts – i laß mich doch nicht blöd machen, i hab doch mein eigenes Urteil. Ich werd euch die Handlung erzählen, damit ihr selbst sagen könnt ... Also, Turin wird belagert, is total zerniert, und der Festungskommandant, Collona heißt er, schickt seinen Vater hinaus als Parlamentär – einen Zivilisten, bitte!, Blödsinn Numero eins – zum Belagerungskommandanten, dem Prinzivalli, daß der die Stadt nicht in Brand stecken soll. Also da geht der triefäugige Gaukler, der Sonnenthal – du entschuldigst schon, Kisch ..." (Hauptmann von Drofta hatte nämlich „Saujud" sagen wollen, das Wort im letzten Augenblick durch „Gaukler" ersetzt, entschuldigte sich aber dennoch), „... er geht also hinauf zu dem Belagerungskommandanten, und die verhandeln da, bis es herauskommt, was der Schweinkerl, der Prinzivalli, eigentlich haben will: Er fliegt auf die Frau von dem Stationskommandanten, die kennt er nämlich von früher, hat sie aber noch nicht g'habt und fuchst sich darüber. Drum erklärt er sich bereit, die Stadt zu schonen, wann dös Weibsbild zu ihm raufkommt, nur mit einem Mantel bekleidet, das heißt bei mir – nackicht, net? Dös is der Blödsinn Numero zwei, denn so ein geiler Hund gehört vors Kriegsgericht, dös weiß er selber ganz gut! Also, was soll ich euch sagen, da geht die Hohenfels, so eine Schlampen, hinaus zum Gegner, nur mit dem Mantel bekleidet – bitte, ich *betone*, ich war mit meiner Frau da! –, und da schmusen sie ein blödsinniges Gelatsch, und zum Schluß entläßt er sie unberührt. Unberührt! Dös kann mir der Herr Metterlink net aufbinden, *ich* laß mich doch nicht blöd machen, *ich kenn das Lagerleben* – drei Jahr' war ich beim detaschierten Bataillon in Bosnisch-Raca und weiß, wie's zugeht in der Kantonierung! Unberührt! Dös is a hirnverbrannter Stiefel! Er entlaßt sie *nicht* unberührt, im *Ernstfall* petschiert er sie grün und blau, darauf geb ich mein Offiziers-

ehrenwort. Ist vielleicht jemand von euch anderer Meinung?"

Niemand von uns war anderer Meinung.

„Dös is eine ganz gewöhnliche Sauerei", brummte Hauptmann von Drofta, „die ganze moderne Literatur, und ein Mordsschwindel dazu! I laß mir doch nicht von einem Herrn Metterlink erzählen, wie's im Lagerleben zugeht, i war drei Jahr' beim detaschierten Baon in Bosnisch-Raca!"

VERBRECHEN IN DEN HOCHALPEN

Auf der Alm, da gibt's ka Sünd, und Verbrechen schon gar nicht, das wäre ja noch schöner, sanft weidet das Lämmlein, „how lovely", flötet die Amerikanerin, gutmütig glotzt Rindvieh die Touristen an, jodeln tut die Sennerin, wie ist der Älpler, bieder ist der Älpler, unschuldsweiß strahlen die Gipfel, wunschlos lebt es sich in der Hütte, golden geht die Sonne auf, reichlich grünen die Matten, Edelweiß und Alpenrose sind schön, kindlich murmeln die Bächlein, Friede zieht dir ins Herz hinein und so weiter. Und kommt man nach Bern, ist es beinahe noch idyllischer, ein naives Volk freut sich stundenlang der Bären im Zwinger, Redner der Heilsarmee und frommer Sekten sprechen sonntags auf den Plätzen; Lauben, Brunnen, Wahrzeichen der Häuser und Traditionen der Bürger und gar der Burger sind jahrhundertealt, in der rechten Laube spazieren die ledigen Leute, Studenten, höhere Töchter, Hörerinnen der Hotelschule, die „verheiratete Laube" gegenüber dient den Eiligen. Ja, das Berner Oberland ist einfach und ehrlich, in Stadt und Land, und nur aus Prinzipienreiterei bin ich diesmal meinem alten Grundsatz nicht untreu geworden, in jeder Stadt das Polizeimuseum zu besuchen. Wie armselig muß die Sammlung kriminalistischer Dinge sein in dieser glücklichen Welt, dachte ich, was kann schon darin sein, das Apothekchen eines Kurpfuschers, Stöcke, mit denen sich Burschen bei der Kirchweih geprügelt haben, und vielleicht die Liebestropfen einer Berghexe? Dachte ich ...

... und sah Bilder und Andenken an Mord und Totschlag. Da ist der Fall des Kaufmannes Grieder am Kornhausplatz in Bern; er rüstete die Hausierer aus, die mit Kurzwaren in die einsamen Bauernhütten kraxeln, um dort ihre Schätze auszubreiten, zu handeln, mit Milch und Brot bewirtet zu werden und mit einem „Vergelt's Gott" weiterzuziehen. Solche biederen Hausierer bezogen also vom Kaufmann Grieder ihre Waren, bis ihn 1914 in seinem

Laden solch ein biederer Hausierer namens Witwer mit Hammer und Messergriff erschlug, daß Blut und Hirn auf die Schachteln spritzten, wie hier noch zu sehen ist; mit reichem Raub entfloh der Täter, binnen kurzem aber wurde er verhaftet. Nicht jeder läßt sich so leicht festnehmen; der Browning liegt in der Vitrine, mit dem der Einbrecher Neukomm 1923 im Wald bei Lotzwyl einen Landjäger tödlich traf, und ein hübsches Bauernhaus von Felsau bei Brenngarten ist in effigie da, das eines Wilderers, der es mit dem ihn arretierenden Gendarmen ebenso machte. Auf dem Gsteig im Saanengebiet, zweitausend Meter hoch, schleppt sich, mehrfach verwundet, ein Jäger zur Sennhütte – er stirbt mit der Angabe, daß zwei Burschen gegen ihn gefeuert haben, die er wegen Wilderns stellen wollte; die Täter wurden nie erwischt. Vor zwei Jahren erregte das Verbrechen auf dem Säntis Aufsehen in der alpinen Welt: Der Hüttenwart und seine Frau wurden von einem Tiroler Bergführer erschlagen und beraubt; drei Wochen vermochte der Täter, aller Verfolgungen spottend, in den unwegsamsten Höhen verborgen zu bleiben; schließlich ging ihm der Proviant aus, und er erhängte sich an einer Felszacke. Selbst gerichtet hat sich auch der Handlungsgehilfe Gnauck, er hat 1922 Raubmord an einem Konfektionär in Bern verübt, flüchtete in einem Mietauto, nachdem er den Chauffeur an einsamer Stelle des Waldes verwundete, und erschoß sich in Solothurn. In der Kantonalen Strafanstalt zu Thorberg büßen Mörder ihre Taten ab. Der Händler Alfred Grasser, der hoch oben im Jura, auf der Plagne, eine verheiratete Frau durch drei Schüsse entleibte, um sie loszuwerden, und sein Gegenspieler, der Franzose Delacour, der auf einer Tour im Berner Oberland seinen Freund Cerisier umbrachte, um dessen Frau heiraten zu können. Im gleichen Zuchthaus versucht ein Mann namens Kern, Mörder einer Wirtin in der Genfer Gasse zu Bern, immerfort neue Ausbrüche, trotzdem seine Zelle betoniert und besonders bewacht ist. Vielleicht ist sein Vorbild jener Pole Makowsky, dessen Ausbruchswerkzeuge der Clou des Berner Polizeimuseums sind: Mit nichts als einer Schere und einem Eisenstück, das ihm beim Garnhaspeln in der Einzelzelle zum Beschweren des Fadens diente, hat er aus seiner Suppenschale eine

ganze Garnitur vollkommenster Schlüssel mit kompliziertem Bart und ausgearbeitetem Griff für die Zelle, für die Barrieren, die den Korridor sperren, und für das Anstaltstor hergestellt und ging von dannen; erst nach Monaten erwischte man ihn mitsamt seinen Fabrikaten, gegen die alle anderen Diebeshaken und Einbruchsinstrumente hier – Dietriche von Bern! – armselige Stümperarbeit sind.

Totschläge an Wildhütern (Racheakt oder Vereitelung der Festnahme) sind in den Bergen nichts Seltenes, ebensowenig Raufhändel mit tödlichem Ausgang, und die Polizei hat Auftrag, jedem verdächtigen Todesfall nachzugehen. Photographien dieser Tatbestände sind von ganz anderer Art als die der großstädtischen Polizeibehörden: Ein auf der Bergstraße aufgefundener Leichnam zum Beispiel schien auf eine Rückgratzertrümmerung durch Stockhiebe hinzuweisen, aber die Spurenaufnahme ergab, daß der Mann in Mietholz bei Kantergrund auf Eis geraten und ins Rutschen gekommen war, dreimal mit dem Körper an Baumstämme schlagend, und schließlich mitten auf dem Karrenweg liegenblieb. Ähnliche Ergebnisse zeitigte die kriminalistische Untersuchung an der Leiche einer Medizinerin aus Berlin, auf die 1923 Holzfäller bei Bad Weißenburg stießen, und der eines Schusters aus Thun, der beim Pflücken von Alpenveilchen auf der Wimmisseite des Niesen abgestürzt war.

Allen Vermißten muß nachgeforscht werden, die Landjäger des Oberlands haben Steigeisen, Skier und Seile. Knapp vor dem Krieg ging ein Student aus Pommern vom Jungfraugipfel gegen Fiesch und kehrte nicht zurück. Man hatte große Geldsummen bei ihm gesehen, und das Gerücht eines von Führern begangenen Raubmordes wollte nicht verstummen. Eine Führerkolonne machte sich auf, ihn zu suchen. Vergeblich. Er war damals in eine Gletscherspalte gefallen, und durch die Abwärtsbewegung des Gletschers trat erst nach elf Jahren die Leiche zutage, Körper, Gesicht und Kleider unversehrt, nur die rechte Hand hatten Füchse abgefressen. In der Tasche des Verunglückten lagen seine Papiere und der Geldbetrag in Schweizer Franken. Die Eltern, die alljährlich in die Gegend gereist waren, um dem

unbekannten Grabe des Sohnes nahe zu sein, kamen in dem Augenblick vorüber, als man ihn fand...

Manchmal bewahrt der Gletscher seine Beute dreißig Jahre lang, und so ist die Hoffnung nicht aufzugeben, daß man auch noch Georg Winklers Leiche entdecken wird, jenes berühmten jungen Alpinisten, Ersteigers des Winklerturmes in der Rosengartengruppe und des Winklerweges auf der Cima di Madonna, der in den Neunzigerjahren an der Ostwand des Weißhorns in den Schrund gestürzt ist.

Natürlich kann hier oben in den Bergen manches Verbrechen ungesühnt bleiben, wer vermöchte zu sagen, ob es ein Fehltritt oder der Stoß des Begleiters war, was einen Unglücklichen über den Grat riß?

Sehr zahlreich sind Corpora delicti von Wilddieben, Vogelstellern und Fischfrevlern vertreten, Stockflinten, meist Eigenbau, mit dem Lauf ausrangierter Vetterligewehre der Miliz, zusammenlegbare Stutzen, Vogelfallen, die man aus dem Fenster steckt, um Distelfinken und Goldammern zu fangen, Gewehre für Gemsen, Rehe, Steinwild und Hasen, Klemmen und Schlingen für Füchse, Dachse und Murmeltiere, verbotene Doppelangeln und Netze mit zu engen Maschen, womit in der Aare und in der Emme, im Thuner und Brienzer See Lachs und Forellen gefischt werden. Auch von Brandstiftungen bleibt die höchste Region nicht verschont, in der Einsamkeit werden Falschmünzerwerkstätten etabliert, und das Museum bewahrt die Apparatur eines Baders zu Biel auf, der Sennerinnen von Folgen der „Sünde" half.

Das alles hätte ich hier beileibe nicht vermutet, als ich – wie eingangs erwähnt, ohne Laune und bloß aus Prinzip – das Kriminalmuseum betrat, und ich bin benommen von den Dramen des Hasses und Blutvergießens, die sich hinter den idyllischen Kulissen abspielen, in den zuhöchst erhabenen Erdenwinkeln. Ich kann nun wieder hinausgehen aufs Schänzli, den Blick auf Wälder und Berg zu richten und auf die Hütten, in denen man Friede und Sitte zu Hause glaubt, die Sonne geht unter, alles strahlt in glücklichem Schein. Aber der täuscht mich nicht mehr.

IL EQUILIBRISTA

Sonntag vormittag sitzen wir an einem der leeren Tische hinten an der Galeriebrüstung des Zuschauerraumes, Rastelli trägt einen braunen Anzug, wie ein Bürger, nicht das rohseidene Knabenkleid mit den Pumphosen, das am Abend zur spielerischen Art seiner Kunststücke paßt. Auf der Bühne proben Parterreakrobaten, Sachsen. Ich frage ihn aus, er lacht italienisch, kauderwelscht deutsch, spricht englisch, wie es sich für einen in Rußland geborenen Artisten schickt, der eben aus Spanien kommt, nach Rumänien fährt und dessen Frau eine Dänin ist. Auf welche Weise er seine Kunst entdeckt hat, möchte ich vor allem wissen und erwarte vielleicht zu hören, daß er einmal als Kind unbedachtsamerweise ein Tischtuch herabgezerrt hatte und nun aus Angst alles, was fiel, mit seinen Händchen und Ärmchen auffing, Teller und Tassen, Vase und Lampe, Torte und Zuckerdose, zum Staunen der knapp vorher so erschrockenen Familie. Doch Enrico Rastelli:

„Oh, ick aben müssen lernen schon als bambino, als ein ganz kleiner Kind, you understand? Wir sein die alte Familie von Artisti in Italia, beaucoup des générations de jongleurs. Sangue di artisti – Sie verstehen? Hunderttwenty Jahre wir schon arbeiten in die ganze Welt, grande tradizione! Meine bisnonno, meine Vorgroßvater ist geheißen Francesco Rastelli und gehabt große Successen, er aben gewesen in Saxonia, in die quartiere di guerra von Napoleone, bei Leipzig in Saxonia, aben er vor ihm gearbeiten, ma Napoleone è stato vinto, ist gewerdet besiegt und in the same week my Vorgroßvater aben gearbeiten vor drei andere Imperatore, Frederico Guillelmo di Prussia, Francesco di Austria e Alessandro di Russia – eine große Successen, n'est-ce pas? Grande tradizione, nevvero?"

Die Akrobaten auf dem Podium proben fluchend und schwitzend eine Pyramide, immerfort fällt oder springt einer ab, so daß Rastelli und sein Ausfrager sich nur schwer verständigen.

Können Sie mir noch etwas aus Ihrer Familiengeschichte erzählen?

„O no, I don't know nothing more – si, meine Großvater aben gehabt die Namen Raimondo Rastelli, aben gewesen 1848 – la revoluzione, Sie wissen? – in Budapest, Hungaria und aben mussen jonglieren die Tricolore nazionale di Hungaria auf die Nase, o la la, und dann aben gekommen die Austriaci und aben portato in prigione, einsperren meine Großvater Raimondo. Meine Vater, Alberto Rastelli, sein auch eine Jongleur – man sagen richtig: eine Jongleur?"

Ein Jongleur, Signore Rastelli.

„Si, si. Und meine Mutter sein auch ein Jongleur, Julia Bedini, aber Mama arbeiten nicht mehr. Meine Vater aben gewesen fünfundvierzig Jahre bei Zirkus Pirantoni und gespielen for a fortnight jeden Abend Soloprodüczion in Costantinopoli für Sultano Abdul Amid. Meine Vater gemachen alleine die Invenzionen von meine Trücs, tutto neue Systemen, alles original, differenti Systemen wie die andere Jongleuren, par exemple la famille Schäffer ou Kara ou Cinquevalli – aben Sie gekennen Cinquevalli? – oh, eine große equilibrista!" – Haben Sie Geschwister, Herr Rastelli? – „Non, ick bin der einen Sohn." – Sind Sie verheiratet? – „Ja, ja. Die Signora, was assistieren zu mir auf die Bühne, that's my wife, sie sein aus Denmark." – Sie haben Kinder? – „Yes, I've two children – girls. Die sein bei ihre Großpapa in Bergamo." – Also sind Sie der letzte Rastelli? – „O no, zwei Cousins, Adolfo und Oreste Rastelli, was arbeiten in eine Quartetto ‚Rastelli e compagnia', ick hören, eine sehr gute troupe." – Sie haben es bloß gehört? Haben Sie sie denn nie gesehen? – „Mai – mai, niemals. Wir sein ja immer in Engagement, sie sein jetzt in Südamerika. Einmal aben wir gearbeiten ganz nahe von sich: meine Cousins aben sein engagé in London und ick in Wien – aber ick nicht Zeit gehaben, zu machen die kleine Excürsion zu sie."

Oben auf der Bühne haben eben die Parterregymnasten eine Pyramide gemacht, die zusammenstürzt. Zwei der Athleten fallen aufs Kreuz, die beiden Untermänner drehen sich nicht nach ihnen um, sondern richten die Armgelenksriemen.

Wann sind Sie geboren, Herr Rastelli, und wie lange sind Sie schon beim Geschäft?

„In Samara, in Rußland, bin ick gebort, in 1896. Wie ick waren vier Jahr alt, ick aben mussen cominciare a lavorare, zu arbeite, mit zwei piccolo, piccolo Kugel, wie die children spielen auf die strada, und dann mit drei Kirschen, und mit elf Jahre aben ick schon gearbeiten solo für Gage."

Aber es hat Ihnen Freude gemacht?

„Pas du tout! In contrario! Ick nicht gerne gelernen. Erst wie ick sein größer gewerdet, aben ick bekommen Freude, zu machen neue Invenzionen, zu lernen neue Trücs, ick können jetzt zweihundert Trücen und trainieren ein ganz neuer Sache ..."

Er will nicht verraten, was es ist – damit es ihm niemand vorwegnehme. – Ein anderer kann Ihnen doch nicht zuvorkommen, wende ich ein, es doch nicht schneller erlernen als Sie, der Meister. Aber Enrico belehrt mich, daß eine Idee durch schlechte Ausführung noch eher kompromittiert wird, und er hat recht. Wir sprechen von seiner Kunst, auf die ich drei Abende vom bezahlten Sitz fassungslos gestarrt hatte, von seiner Kunst, die die Überwindung der Schwerkraft durch Leichtigkeit, das dynamische Dementi der Statik und die Aufhebung der Physik durch die Physis, der mechanischen Gesetze durch menschliche Geschicklichkeit darstellt, und ich frage ihn, welches das schwierigste seiner Stückchen ist. Das Balancieren der sechs Teller, während der Gummiball auf seinem Nacken schaukelt, hat ihn ein Jahr Arbeit gekostet, acht Stunden täglich, das Emporwirbeln der acht Teller (von denen er vorher zwei in einem Bauchladen, einen im Mund und fünf in den Händen hält) beinahe anderthalb Jahre. Lange hat es auch gedauert, bevor er gelernt hat, kopfstehend, mit dem linken Fuß einen schweren Stern rotieren zu lassen, auf dem rechten Fuß einen leichten Reifen zu wirbeln, mit den Händen dabei drei Billardkugeln zu jonglieren und sich im Kreis zu drehen. Aber er vermag heute nicht mehr anzugeben, welches sein Clou ist. Was er kann, macht ihm keine Mühe mehr. Das Geheimnis der Gummibälle? Welcherart sind sie mit Klebstoff bestrichen, daß sie springen wie gewöhnliche Spielbälle und auf dem Rist des Fußes, nein sogar auf der Fußspitze abgestoppt

werden können, um in scharfem Wurf auf seinem Kopf oder Nacken anzukommen, und doch nicht abprallen, sondern liegenbleiben, allen Gesetzen vom Stoß elastischer Kugeln und allen meinen Erfahrungen als Fußballer, der fast fünfzehnmal zweiundfünfzig Sonntage zwischen den Toren verbracht hat, strikte zuwider?

Enrico ist beleidigt, weil ich seine Instrumente für präpariert halte. „Andrea", schreit er über die Bühne (auf der wieder eine Pyramide krachend zusammenstürzt und einer der Akrobaten sich schmerzverzerrt sein blutendes Knie reibt) in die Kulisse, „Andrea, portami tre palle, la verde, la gialla e quella a fiori, e due bastoni, ma presto!" Schon kommt Andrea herbeigerannt, mit einem grünen, einem gelben und einem geblümten Ballon und zwei weißlackierten Rundhölzern, so wie es der Maestro bestellt hat, und Rastelli reicht sie mir; ich sehe, daß sie wirklich nicht gummiert oder sonstwie präpariert sind – natürlich, er hat doch ausdrücklich bestimmt, welche der Assistent bringen sollte. Aber siehe da, sitzen bleibend wirft der Jongleur einen Ball schräg auf seinen Kopf, selbiger normale Ball tänzelt ein wenig und legt sich reglos hin, Enrico neigt das Haupt, und der Ball rollt über den Hinterkopf auf den Hals, dessen Peripherie entlang und setzt sich gehorsam auf den Nacken, wo er weiterer Befehle harrt. „Big practice, sentiment and feeling", sagt Rastelli, „ick machen niemals keine Camouflage, Leute das merken, in Amerika kommen die Publikum sulla scena, toccare i miei Instrumenten und stehen bei mir, quando ick machen mein Experimenten."

So erklärt er seine Kunst: „Big practice, sentiment and feeling" – große Erfahrung, Gefühl und . . . ja, wie übertrage ich „feeling" ins Deutsche, wenn ich schon „sentiment" mit „Gefühl" übersetzt habe? „Einfühlung?" Kann man sich in etwas Seelenloses, in Gegenstände einfühlen? Vielleicht liegt darin die Zauberei des großen Gauklers, daß seine Instrumente ihm keine leblosen Dinge sind, sondern Geschöpfe mit Gefühlswelt, die man erforschen muß, gleich der Welt der Kinder oder der Tiere, ehe man es vermag, mit ihnen richtig zu *spielen,* sie zu erziehen oder sie zu dressieren. Macht es nicht wirklich den Eindruck, als fielen die Kugeln und die Teller und die Reifen nicht nach den nüchternen

Gesetzen der Physik, sondern nach dem Wink des Dresseurs, als kröchen, kletterten, hüpften, hockten sie dorthin, wohin der Lehrer wünscht? Als prallten sie von ihm nicht ab, weil sie ihn nicht fürchten, als blieben sie bei ihm, weil sie ihn lieben? Hat für ihn nicht jeder Ball ein Eigenleben, hat er nicht jeden der gleichartigen Gummiballons besonders bezeichnet, die der Famulus bringen sollte? Vollzieht sich hier das Wunderbare?

Rastelli weiß das gewiß selbst nicht, er nimmt eines der weißen Hölzer zwischen die Zähne, stellt auf dessen Ende den zweiten Stab im rechten Winkel auf, und ohne daß er den Kopf oder auch nur das Gebiß zu bewegen scheint, beginnt das vertikale Stöckchen sich zu drehen, zu wirbeln, eine Minute, zwei Minuten, drei Minuten kreist es um seine Achse, springt in die Höhe und bildet plötzlich die Verlängerung des ersten Stabes, der noch immer zwischen den Zähnen des Meisters liegt, nur etwas aufwärts gerichtet.

WERFTEN UND DOCKS

Die christliche Neuzeit hat den Tempel aufgerichtet und nach dem heidnischen Kriegsgott Ares benannt. Kein Theologe und kein Archäologe wäre imstande, den Ritus dieses seltsamen Gotteshauses zu beschreiben. Schiffe werden hier gebaut und das, wessen ein Schiff bedarf: Maschinen und Masten, Seile und Segel, Anker und Antennen, Kessel und Ketten, Schaufeln und Schlote: wenn es Schlachtschiffe sind, und es *sind* Schlachtschiffe, auch Panzer, Geschütze und Mitrailleusen.

Fabriken zur Rechten, Fabriken zur Linken. Essen verbreiten unheimliche Glut, Schlote verwandeln den Horizont in eine geometrische Zeichnung, Werkstättenschiffe schwimmen auf das Land, und Lokomobile rollen ins Wasser – Dampfhämmer sausen – Treibriemen drehen sich nach allen Richtungen – eine Felsenlandschaft steht düster am Rande des Geländes: Kohle – Batterien fahren auf – Dynamos fauchen und zittern – Preßluft von hundertfünfzig Atmosphären wird aus einem Torpedo gelassen und sperrt, eine unsichtbare Schlange, zischend den Weg – Ketten klirren und quietschen – flüssiger Stahl blendet die Pupillen – auf dem für die Schlitten geseiften Boden der Werften gleitet man aus – Eisenbahnzüge queren signallos die Wege – oberhalb deines Schädels baumelt ein Geschützrohr (und wenn auch ein Kranhaken haltbarer ist als ein Pferdehaar, so hat doch dafür das Damoklesschwert sicherlich nicht 46 448 Kilogramm gewogen!) – das Surren des pneumatischen Bohrers läßt an einen kosmischen Zahnarzt denken mit gigantischen Apparaten – über Luftleitungsröhren stolpert man – Stickgeruch der Lacke kriecht in die Lungen – Gendarmen fahnden nach Spionen und überprüfen jedermanns Legitimation ...

Ja, ja, du siehst höchst verdächtig aus, dieweil du ängstlich überall Gefahren witterst und Feindschaft des Objekts, dieweil dein Blick die Genrebilder und Riesengemälde, die

Seestücke und Interieurs aufzunehmen strebt, dieweil du herumirrst im Artilleriebezirk, im Maschinenbauviertel, im Elektroquartier, in der Takel- und Torpedovorstadt und auf der Ile de cité, der Schiffbaustadt, in diesen Komplexen, deren jeder eine Direktion hat und die allesamt dem Bürgermeisteramte unterstehen, als welches den Titel „Seearsenals-Kommando" führt. Etwa sechstausend Bewohner, Werftarbeiter, Nieter, Verstemmer, Kalfatterer, Bohristen, Feinmechaniker, Handwerker, Schiffsleute, Elektriker, Metalldreher, Maschinisten, Schmiede, Tischler, Stahlarbeiter, Offiziere, Ingenieure, Beamte, Bauzeichner, Bootsbauer, Installateure, Soldaten, Matrosen, Seiler, Kupferschmiede, Werkschüler, Eisengießer, Lackierer, Drechsler, Böttcher – beiläufig fünfzig Berufe.

Alles wird hier gemacht, Konstruktion, Reparatur, Ausrüstung, Instandhaltung, Überprüfung, Taucherkähne, Torpedoboote, Kreuzer, Minensucher, Torpedobootzerstörer, Tender, Barkassen und Plätten, die feinsten Apparate der Starkstromtechnik, Radioanlagen, Ferndrucker, Telefonverbindungen, sogar Textilindustrie, Glasfabrikation und andere Spezialgewerbe werden betrieben, ein chemisches Laboratorium analysiert Spezialstahl, macht Pulverproben, Rauchgas- und Sprengstoffexperimente, stellt Kaloriengehalt von Brennstoffen und die Wertigkeit von Ölen, Fetten und Seifen fest, fabriziert Wanzenvertilgungsmittel.

In einer der Hallen spielen Männer im Sand und graben Ornamente wie Kinder am Strande. Aber ein tiefer Sinn liegt in dem kind'schen Spiel. Nach einem Modell, das in der Tischlerei geschnitten worden ist, werden in den Formkasten auf der Erde die Negative der kompliziertesten Teile geknetet, gepreßt und mit Graphit bestrichen; dann wird flüssiges Gußeisen aus den Kupolöfen eingelassen.

Die Giftküche: Landschaft der Grottenbahn im Vergnügungspark. Grellgrün gefärbte Fabelwesen, gespenstisch, mit vermummten Gesichtern, kochen Grünspan, mischen ihn mit Kolophonium und Leim. Gesegnete Mahlzeit! Die Austern, die Algen und Muscheln und anderes Meeresungeziefer, das sich am lebenden Werk der Schiffe ansetzt, deren Fahrtgeschwindigkeit vermindernd, sollen es fressen und daran krepieren. Nun, sie fressen's – und dennoch ist es

aller Toxikologie, allen Hexenkesseln und allen Giftmischern mit Gasmasken und grünen Dämpfen noch nicht gelungen, den Unterwasseranstrich zu mixen, der Fauna und Flora und Rost davon abhielte, als blinde Passagiere auf dem Ozean zu fahren.

Ein Berg verrosteter Ketten. Jahrzehntelang haben sie Meeresgrund mit Meeresoberfläche treu verbunden. Jetzt liegen sie da, ein Häufchen Unglück. Alte, einarmige Anker lehnen an einer niedrigen Mauer gleich Straußen, die sich über eine Hürde recken: wie Augen sehen die Bujen aus, der Ankerarm wie der Kopf und der Schaft wie der Straußenhals.

Der Mallboden ist ein hölzernes Zeichenblatt von mehr als achtzig Meter Länge und fünfzehn Meter Breite; direkt auf das Parkett wird gezeichnet, ein ganzer Dampfer mit allen Konstruktionsteilen in natürlicher Größe. Die Arbeiter, bäuchlings auf der Erde, haben die Detailpläne vor sich, den Zirkel in der Hand und vergrößern nun mit Kreide und Ölfarben die Zeichnung fünfzigfach auf Millimeter genau, den „Stracks", einen langen, biegsamen Holzstreifen, als Lineal für Gerade und Kurve benutzend. Nach den Konturen auf dem Mallboden schnitzt man die Holzschablonen, und auf der Spantenbiegeplattform gießt man sie in Eisen.

In der großen Schiffsschmiede fallen Hämmer von sieben Tonnen Schwere auf weißglühenden Stahl, der sich dehnt und drückt wie Nougat. Dahinter der Abraum: so lange wurden Asche, Schlacke, Abfälle und Unrat in die See geschüttet, bis Festland entstand, ein neuer Bauplatz gewonnen war. Dafür hat man anderswo dem Meere zwei Absteigequartiere in den Felsenboden gesprengt, die Trockendocks. Diente das Amphitheater des Augustus, dessen Ruinen nahe sind, als Vorbild? Auch hier die Ellipsenform, auch hier die Riesenmaße, auch hier die Verkleidung mit Quadern und Ränge wie für das Publikum!

In dieses submarine Kolosseum schwimmt das erkrankte oder verwundete oder krankheitsverdächtige Fahrzeug, um auf Kielaufklotzungen zwischen Kimmböcke und Seitenstützen gebettet zu werden. Das Dock-Tor, ein Schiff von der Form einer abgeplatteten Kugel, verschließt hermetisch das Dock, aus dem das Wasser ausgepumpt wird. Die Behand-

lung kann beginnen. Wenn schließlich der Befund auf „geheilt entlassen" lautet, wird durch Röhren wieder Wasser eingelassen, empor steigt der Dampfer, fährt von dannen.

Auch hölzerne Trockendocks gibt es, und weit draußen haben Schwimmdocks ihren Platz, die eigentlich selbst riesenhafte Schiffe sind und Dreadnoughts mit einem Deplacement von zweiundzwanzigtausendfünfhundert Tonnen aufnehmen können. Jedes Dock ein Krankenbett oder ein Operationstisch, die Gesamtheit der Dockanlagen ein Sanatorium. Gebäranstalt sind die Stapel. Hier kommen Schiffe zur Welt. Schräg ist der Boden, die Helling, gegen das Meer geneigt und reicht unter dessen Oberfläche, das Werftdach, aus Eisen und Glas konstruiert, wölbt sich in einer Höhe von dreißig Metern, und dort oben, entlang der Galerie, fahren die Hebezüge. Unten stellt man die eisernen Skelette der Dampfer zusammen, setzt die Extremitäten an, fügt Herz und Eingeweide ein und umgibt das Geschöpf mit Haut und Kleidung und Rüstung; dann rutscht es auf geseiften Schlitten ins Meer hinab, läuft vom Stapel. Odysseus hat schneller gebaut:

> Bohlen sodann zum Bord, an häufigen Rippen befestigt,
> Stellt er umher und schloß des Verdeckes weitreichende
> Bretter.
> Drinnen erhob er den Mast, mit der kreuzenden Rahe
> gefüget,
> Auch ein Steuer daran bereitet er, wohl zu lenken.

Hoch über alle Dächer des Konstruktionsarsenals und über alle Masten reckt sich der Hellingkran. Seiner schlanken Geliebten auf der anderen Seite der Bucht, der Kranschere, streckt er den Arm entgegen. Tausend Hämmer schlagen auf Eisen.

ES SPUKT IM MOZARTHAUS

Ganz Smichow weiß davon. Im Bio Knížeci, wo sich alte Frauen an der Kassa für die Sonntagsvorstellung drängen, im „Lavoarek", dem kleinen Park bei der Bezirkshauptmannschaft, wo die Kindermädchen zusammenkommen, im Kinskypark, wohin die Soldaten in gemischten Doppelpatrouillen gehen, und im „Hotel Hafen", jenem abendlich viel frequentierten Labyrinth von Brettern und Balken, von dem man, ohne die Moral zu verletzen, nicht erforschen kann, warum man es „Hotel" nennt, im versteckten Beisel „Belgie" und in jedem Vyčep spricht man davon: in der Bertramka gehen Gespenster um.

Die verruchtesten Details sind zu hören: Der Sohn der Hausmeisterin von der Bertramka, der junge Ket, sei in der Nacht einer Weißen Frau vor dem Hause begegnet, habe sie grob angefahren, worauf sie eine Drohung gegen ihn ausstieß. Die Schafferin der Bertramka, Frau Hořejši, habe für eine in der Bertramka vor einigen Jahren verstorbene Dame in der Kapelle des Kleinseitner Friedhofes eine Messe lesen lassen müssen, um der Toten, die sich allnächtlich in ihrem Sterbezimmer zu schaffen machte, einige Ruhe zu gewähren. Ein Jüngling, der im oberen Gartensalon wohnte, sei in seinen Träumen von Vampiren und ähnlichen ungebetenen Gästen heimgesucht worden, bis er sich dem Spiritismus ergab und mit Hilfe der dabei erworbenen Lehren die quälenden Geister für geraume Zeit zu bannen vermochte.

Allen Respekt vor den Gespenstern: kein besseres Plätzchen könnte ein Sterblicher für so okkulte Zwecke ausfindig machen. Unmöglich ließe sich fünf Minuten von der Straßenbahn, den Ringhofferschen Dampfhämmern und den Fabriken der Mewa ein so entzückendes Rokokotuskulum vermuten. Der Graf Clam wollte es mitnichten, daß die neugierige Bürgerwelt Smichows auch nur einen Blick in jenes zärtliche Heim und dessen amouröse Räume werfe, das er für seine erklärte Freundin, die Sängerin Josefine Duschek,

in dem Weinberg Bertramka aufgebaut und mit einem verschwiegenen zweiten Eingang versehen hatte, in Koschiř – dem Portal seiner Klamovka ganz nahe. Wenn es hier Gartenfeste Fragonardschen Stiles gab, drang kein Flüstern und kein Knistern in eine argwöhnische Welt hinaus.

Als es galt, 1787 für den nach Prag gekommenen Compositeur Wolfgang Amadé Mozart ein recht stilles, recht ungestörtes und recht idyllisches Studio ausfindig zu machen, wo man ihn sanft zur Abfassung einer Ouvertüre für seine neue Oper namens „Don Giovanni" zwingen könnte, so war wahrhaftig die Bertramka wie geschaffen dazu. Da hat denn selbiger Kammermusikus in dem kleinen, rot-gold tapezierten Eckzimmerchen mit dem eingelegten Fußboden und an dem Brunnen im Garten geträumt, in sein klingendes Innere hineingehorcht und das Erlauschte mit kleinen schwarzen Punkten notiert. Hernach hat die vielgeliebte Frau Josefine Duschek-Hambacher den hübschen Melodienschöpfer dankbarlich auf das rot-goldene Sofa im Salon gezogen, auf das ihr gräflicher Mäzen oft sie gezogen hatte – aber, zum Teufel, wissen wir denn überhaupt, ob Graf Clam die wunderschöne Pepi hier im Don-Juan-Salon karessiert hat und ob Wolfgang Amadeus solches getan und ob in diesem Salon jetzt Gespenster ihren Spuk treiben? Wie sollen wir das wissen? Die Bertramka ist als Liebesvilla so pst gebaut, daß selbst in diesen doch vierfenstrigen Ecksalon kein indiskreter Blick zu dringen vermag. Von hier oben sieht man nichts als ein grünes Brettertor, den Hofweg, auf dem ein ausrangierter Schubkarren steht und eben eine lahme Katze humpelt, und einen unbewohnbaren Schuppen. Überdies ist noch ein Paravent vor die Fenster geschoben: der großmächtige Kastanienbaum, dessen Laub zwar, wir sind im Spätherbst, „Fiesco" geschoren, dessen Geäst aber derart dicht und breit ist, daß man selbst mit einem Feldstecher von außen nichts erlugen könnte. Längs der ganzen Innenfront ist überdies ein geschlossener Korridor gelegt wie das Schloß auf Papagenos Mund.

Und die Bewohner des Hauses? Die Besitzerin, Frau Sliwenski, die trotz Wohnungsknappheit die Mozartzimmer als ein für irdische Dinge unverwendbares Heiligtum behütet, ihre Freundin, die Pastorswitwe Molnar, deren Gatte

einst aus Pilsen nach Prag berufen worden war, um die Leiche von Franz Palacký einzusegnen, und deren Sohn, mit dem ich 1915 im Užoker Paß wirklich gespenstisch-grauenhafte Nächte verbracht hatte – sie zeigen die kostbaren Andenken an den großen Tondichter, sie geben sogar (wenn auch anscheinend nicht gerne) alle Auskünfte über die Gerüchte von Gespenstererscheinungen in ihrer Wohnung, sie weinen, wenn man von dem oder jenem spricht, der hier in der Bertramka starb und vorher oder nachher mit dem Spuk in Zusammenhang gebracht wurde, sie lächeln gar nicht über die Geistererzählungen, aber ... Aber: sie fügen hinzu, das Gebäude sei leider so vertrackt gebaut, daß dem Munkeln freie Bahn gelassen ist und man nichts recht überprüfen kann und daß eine merkwürdige Akustik jedes Knacken des alten Mobiliars klingen läßt, als ob zumindest ein Steinerner Gast im Hause wäre. Auch auf die silbernen Birken und die Reste der Rokokostatuen im Garten weisen sie hin, die im bewegten Abendnebel leicht Leben zu gewinnen und Menuette zu tanzen scheinen. Und indem sie dem Geistersucher in alten Tassen heißen Tee servieren, bitten sie ihn „nur" um eines: „Um Gottes willen, nur keinen Namen nennen! Man kann doch nicht tote Menschen in die Zeitung geben und von ihnen schreiben, daß sie bei Nacht herumlaufen." Der Besucher führt den Goldrand der bauchigen Teetasse zum Mund, und obwohl er in seinem Leben schon lockenden und raffinierten Bestechungsversuchen widerstanden hat, sagt er unbedacht zu, die Namen der angeblich ruhelosen Toten zu verschweigen, trotzdem sie alle mit der Mozarttradition in irgendeinem Konnex stehen.

Die Schafferin wird herbeigeholt, die Großsiegelbewahrerin der Gespenstererzählungen. Gleich wird sie dasein, sie muß bloß erst ihre neue Schürze umbinden; also warten wir ein paar Minuten auf die kokette junge Dame! Dann erscheint sie: Frau Anna Hořejši, vierundachtzig Jahre alt, ein verrunzeltes Frauchen, seit einunddreißig Jahren in der Bertramka bedienstet. Allnächtlich hört sie, wie im Mozartsalon Karten gespielt werden, Schritte gehen zum runden Spieltisch, in den Goldschüsselchen klirren Münzen, wieder werden Spielkarten auf den Tisch geschleudert, und dann

macht sich jemand mit Schürhaken und Kohlenschaufel am Ofen zu schaffen. Die alte Hořejši hat dafür eine fromme Erklärung: Jemand, der im Hause gewohnt und eben in jenem Salon gestorben ist und den sie gut kannte, hat Abend für Abend gespielt, auch am Sonntag, ja, und einmal sogar, um Gottes willen, am Karfreitag. Frau Hořejši holte sich beim Kleinseitner Friedhofspfarrer Rat, und der hat ihre Ansicht bestätigt: Die arme Seele habe im Grabe keine Ruhe, man müsse für sie eine Messe lesen. Die greise Schafferin bezahlte die Totenmesse, und seit der Zeit ist das gespenstische Kartenspiel seltener geworden. Auch das Stochern im Ofen, das gleichfalls bei Lebzeiten der verstorbenen Person zu deren Gewohnheiten gehört hat, ließ etwas nach.

Frau Hořejši berichtet ferner von der nächtlichen Begegnung, die der Franz, der Hausmeisterssohn, gehabt hat. Der kommt eines Abends spät nach Haus und sieht im Mondlicht eine verschleierte Weiße Dame um das Haus gehen. „Was machen Sie da?" fragt er. Die Fremde hebt einen Finger und spricht: „Ich gehöre her. Aber *du* gehörst nicht her. Und du wirst in einem Jahre nicht mehr dasein." Am nächsten Tag hat's der Franz genau erzählt, mit dieser Prophezeiung, nur der Mutter, damit sie sich nicht ängstige, verriet er nicht, was das Gespenst gesagt, und grün wie eine Wiese hat er sich zu Bett gelegt und war lange krank. Einmal schreit er mit einer Gestalt, die ihn erwürgen will; als der Pepi, sein Bruder, der neben ihm liegt und auch Schritte vernommen, jedoch nichts gesehen hat, aufspringt, ist der Geist verschwunden. Am nächsten Tage war der Franz tot ...

„Das stimmt alles aufs Wort", nickte die Besitzerin der Bertramka, „aber der Franz hat schwer gefiebert und Halluzinationen gehabt. Und der Pepi war eben auch aufgeregt."

„Haben Sie einmal einen Geist gesehen, Frau Hořejši?"

Die Schafferin schlägt ein Kreuz. „Niemals. Ich habe sie oft gehört, die Seelen, aber nie gesehen. Der Herr Jesus Christus müßte mich ja strafen, wenn ich etwas lügen wollte. Mit solchen Sachen treibt man keine Scherze."

GÄSSCHEN DER UNTERRÖCKE

„Petticoat", die Verschmelzung eines (verstümmelten) französischen und eines englischen Wortes bedeutet soviel wie „Unterrock", und der im Londoner Whitechapel von Aldgate East gegen Bishopsgate abfallende Straßenzug hieß von alters her „Petticoat Lane", das heißt „Gäßchen der Unterröcke". Was eine ironische Anspielung darauf war, daß Frauen des armen Ostlondon bei der Besorgung von Fisch, Fleisch, Brot und Gemüse hier auch zum Kauf von allerhand Toilettenartikeln billigster Sorte verlockt wurden. Seither sind Zeiten vergangen, die bissige Benennung hat im offiziellen Straßenregister dem Namen „Middlesex Street" weichen müssen, und die Pogrome in Russisch-Polen, die sozialen Mißstände in anderen Ländern, besonders der Pauperismus in Irland, die Judenverfolgungen in Rumänien, das Wachstum des Themsehafens und die freie Ansiedlungspolitik Englands haben den Sprengel der einstigen White Chapel zu einer Riesenkolonie aller Stände gemacht. Der Markt ist zwar am alten Platz geblieben, doch beschränkt er sich längst nicht mehr auf Nahrungsmittel und Schnittware, sondern es sind jetzt Tausende von armseligen Luxus- und Bedarfsartikeln, die dieses Freiluftmagazin feilhält; der Westlondoner kennt die Geusenbezirke nur vom Hörensagen. Er bezeichnet es entweder als Selbstmord, sich in den Bannkreis des Pöbels zu wagen, oder er bestreitet pharisäisch die Echtheit solcher Manifestationen des Volkslebens, sie seien für neugierige Ausländer künstlich gestellt und der ganze Markt von Petticoat Lane von Verkehrsbüros erhalten, die den Touristen für die Besichtigung dieser Sehenswürdigkeiten ihre Detektive vermieten. (Übrigens findet man in der ganzen Welt die Spießeransicht vertreten, daß Massenquartiere und Verbrecherkaschemmen nur Inszenierungen der Fremdenindustrie, Spelunken vom Schlage des „Grünen Kakadu" seien.) Eine Exkursion zur Elendenkirchweih von London genügt, um darzutun, daß

selbst Hunderte von Fremden in dem Gewühl erregter Massen verschwinden müssen, genügt, um allzu klar zu erweisen, wie schmerzhaft echt das Fieber des Gelderwerbs, des Feilschens, der Not, der Überredung, des Alters und des Schmutzes ist, das hier die Menschenmenge schüttelt. Am Sonntagvormittag, wenn jedermann Zeit zum Einkauf hat, schwillt das Marktgetriebe ins ungeheuerliche.

In Liverpool Station verläßt man den Waggon der Untergrundbahn und betritt die Stiege, die aus dem Stollen an die Oberfläche führt, man kann auf der untersten Stufe stehenbleiben, die Treppe rollt empor, aber wer Eile hat, nimmt die Stufen und ist doppelt so schnell oben. Das ist der Vorteil des Trottoir roulant gegenüber dem gewöhnlichen Lift, der nivelliert, auf die Unterschiede der Dringlichkeit keine Rücksicht nimmt und alle in das gleiche Abteil preßt, Gemächliche und Hastige.

Vor dem Ausgang bieten schreiende Knaben Ansichten des Marktes von Petticoat Lane an – sie allerdings spekulieren auf die Fremden, denn die Untergrundbahn kommt vom Westen und bringt nur Outsider. Die wahren Interessenten pilgern zu Fuß aus den Arbeiterhäusern von Shadwell, aus den Docks von Bromley, aus den Seemannsheimen von Blackwall, aus den chinesischen Heizerquartieren von Limehouse, aus den schmierigen Zigeunerhöhlen von Millwall, aus den Werkstätten der „Sweated work" = Schneider in den Minories, aus den Kellerlöchern der Schuster von Shoreditch, von den Kais in Poplar, Irländer aus ihrer geschlossenen Kolonie in der Riche Street, Packer, Auslader oder Gelegenheitsarbeiter. Und armselige Strolche und noch armseligere Huren.

Der Anfang der Middlesexstraße ist frei von Verkaufsständen, massig spreizt sich der Block von Ostindien-Speichern, gegenüber ein Hospiz, dahinter biegt die Straße nach rechts. Dort ist der Ursprung des Krawalls, der schon hörbar war, als man die Tubestation verließ, dort schaukelt eine unabsehbar lange Kette von Passanten. Kaum elf Meter breit ist die Gasse, durch zwei Budenreihen, die an den Rändern der Fahrbahn stehen, in drei Teile geschieden,

vor den Häusern: auf den Bürgersteig geschobene Tische mit Trödel;

vor jedem Zelt, vor jedem Laden: Besitzer, Aufseher und Ausrufer;

fast vor jedem Stand: ein Meeting von Gaffern, Kauflustigen und Unentschlossenen;

alle drei Schritte: irgendein fliegender Händler;

und durch diese beängstigende Häufung von Ansammlungen, durch die sich berührenden oder sich überschneidenden Menschenkreise wälzt sich ein Riesenstrom rücksichtsloser Passanten.

Den Verkauf von Anzügen, Frauenkleidung, Stoffen und Tüchern betreiben russische Juden mit Schmachtlocken, über denen samtene Jarmilkes sichtbar werden, wenn sie wegen der Hitze ihre steifen, fettglänzend-schwarzen Schildmützen abnehmen. Manche tragen noch Kaftan und Stulpenstiefel. Frauen helfen im Geschäft, Töchter und Söhne, oft kaum zehnjährige Kinder, geben Auskünfte, preisen an, messen und handeln, besser als die Alten, die nicht Englisch können, und, arme Kinder, ebenso tüchtig.

Sicheren Absatz haben die Dinge, deren der Engländer am dringendsten bedarf: die kurze Tabakspfeife, der Rasierapparat und die Pepitakappe, mit der sich der Gentleman aus Whitechapel unendlich nobel vorkommt. Aber auch diese stark gefragten Artikel können der Reklame nicht entraten, denn groß ist die Konkurrenz. So staut ein Mützenhändler vor seinem Stand die Menge, indem er durch seinen schauspielerisch begabten Ausrufer die ganze Brautwerbung Richards III. und die Antwort der Königin Anna pathetisch vortragen läßt. Nur gelegentlich werden zweckentsprechende Varianten geschaffen. Bei den Schlußworten

> Ward je in dieser Laun' ein Weib gefreit!
> Ward je in dieser Laun' ein Weib gewonnen!
> Das glückte mir, weil ich die Mütze trag,
> Die um zwei Schilling ich mir hier gekauft!

bricht das Auditorium in Beifall aus, und einer oder der andere der begeisterten Boys ergreift die Gelegenheit, eine Mütze von der gleichen Bezugsquelle zu erstehen, die einem buckligen Schuft zu so stolzem Erfolg bei einer Königin verholfen hatte.

Ein anderer Händler singt zweideutige Lieder und schal-

tet vor der zweiten Strophe, deren pikanten Inhalt er bereits angekündigt hat, eine Pause ein, unaufgefordert die Kleider und Taschentücher seiner Zuhörer mit Parfüm zu besprengen. Wer möchte da nicht Käufer sein?

Der Stromrichtung entgegen zwängt sich ein Fünfziger mit Seehundsgesicht. „Ich bin ein fröhlicher Gesell", flüstert er den Leuten ins Ohr, zwinkert und verzieht den Mund zu einem Lächeln, daß die Stoßzähne erschreckend sichtbar werden. In Kniehöhe steckt er – ostentativ verstohlen – einen Umschlag mit „französischen Photos" denen zu, die ihm den verlangten Penny reichen; wer auf den alten Boulevardschwindel hineinfällt, findet in der Enveloppe eine Postkarte mit dem Bild einer keifenden Schwiegermutter oder eines Betrunkenen oder ähnliche Sujets, wie sie die Schaufenster vorstädtischer Papiergeschäfte füllen.

Fast nackt, am Blumenkohlohr als echter Boxer kenntlich, führt ein Jüngling gegen einen wehrlos taumelnden Punchingball Haken, Schwinger und Uppercuts, um die Kraft der Boxhandschuhe zu beweisen, die er anzupreisen hat; statt männlichen Sportnachwuchses umringt ihn ein Rudel von Mädchen, das sich an seinem Muskelspiel ergötzt. Auf regelrechter Jockeiwaage lassen sich kleine Burschen des East End wiegen und träumen, im Sattelraum von Epsom zu sein. Optische Instrumente, Goldbronze, Amulette, Spielwaren und Speiseeis haben es nicht leicht, Abnehmer zu finden, diese Branchen sind unergiebig für Anreißertricks, doch ohne Reklame floriert der Stand, der Portionen grüner Erbsen mit Pfefferminzsoße verschleißt. Bedrohlicher Andrang herrscht vor dem Gingerschanktisch, die Biergläser sind durch Drähte mit der Theke verbunden, die von einem Kordon ausdauernder Säufer und Säuferinnen zerniert ist; die hinten angestellten Durstigen stoßen mit Schultern, Fäusten und Drohungen vorwärts, aber da eine Frau – die karierte Männermütze vermittels einer Hutnadel an der Ponyfrisur festgesteckt, einen Säugling auf dem Arm – sich durch die kompakte Masse zum Ausschank quetscht, machen alle ihr bereitwilligst Platz. In den Auktionshallen wird entfesselter Kitsch in Goldrahmen abgesetzt wie warme Semmeln.

Der Defekt als Anziehungspunkt: ein Stotterer, auf

einem Podium stehend, empfiehlt Seifen, seine Zunge wölbt sich gefährlich aus dem Mund, Worte bleiben im Hals stekken, sein Kopf blaurötet sich, halb belustigt, halb aus Mitleid nehmen ihm viele etwas von seinen Blumenseifen ab.

In den Nebengassen sind Gewühl, Getöse und Schweißgeruch nicht mehr so beklemmend, um so stärker tritt die autochthone Not in Erscheinung. Die einstöckigen, schmutzigbraunen oder einst grünen Häuser sehen wie alte Laubhütten aus, die vor Jahrhunderten zu Wohnstätten umgemodelt worden sind. Darin Trödlerladen mit Aufschriften in jiddischer Sprache und hebräischen Lettern, Fleisch- und Gemüsegeschäfte, Buden voll wurmstichiger Möbel, zerlesener Romane und schwarz gewordener Goldwaren, Straßenzüge mit Fischständen, andere mit Verkaufstischen der Schuster gefüllt. Alle Häuser sind Passagen, Labyrinthe, die vielverschlungen durch schmutzige Höfe und finstere Korridore in andere, nein, in gleiche Bezirke führen.

In einem Winkel zählt ein Mann mit Seehundsgesicht und Stoßzähnen seine Kupfermünzen; der „fröhliche Gesell", der die Schundkarten als Serie pikanter Bilder verkauft hat. Er blickt scheu, geduckt, ist es wohl gewöhnt, als Betrüger beschimpft, vielleicht sogar mißhandelt zu werden. – Ein Bettler steigt aus seinem Rollwagen. – Auf einer Tonne spielen zwei Männer Karten und laden Passanten ein, mitzumachen. – Notdurft wird überall ungeniert verrichtet. – Bobby, der blaue Hüne, pfeift sich ein Lied bei seinem Patrouillengang. – An der Schwelle einer Haustür sitzt die Frau, der die Durstigen vom Gingerausschank so hilfsbereit Platz gemacht haben, ihre karierte Mütze ist trotz Hutnadel ganz schief ins Gesicht gerutscht, bloß ihr linkes Auge ist sichtbar und von dem nur das Weiße, sie ist offenkundig besoffen, ihr Kleid geöffnet, Baby trinkt an ihrer Brust Gingerbier.

DIE BEFREIUNG ORSOVAS

Schwer hatten die Bewohner Orsovas am Kriege zu leiden. Zwar schützte die Donau, eingedenk des Umstandes, daß sich ihr Lebenslauf fast ganz im österreichisch-ungarischen Staate abspielte, das äußerste Städtchen der Monarchie vor dem Herüberkommen der Serben, deren Gewehrprojektile fanden über das sechshundert Meter breite Strombett kein sicheres Ziel, nur Fensterscheiben fielen den Übungen serbischer Schützen zum Opfer, und die vielen Löcher in den Holzwänden der Hafenmagazine sind kein Unglück. Um so heftiger waren die Kanonen, in den hohen Waldungen von Tekija aufgefahren; sie tasteten das Nordviertel der Stadt ab, wo sie die Staatsbahnstation, die Petroleumfabrik und das Elektrizitätswerk wußten, und am 12. September 1914 steckte auch richtig ein Volltreffer das Bahnhofsgebäude in Brand. Französische Flieger warfen Bomben.

Die Züge mußten schon vor der Stadt, beim Wächterhäuschen 100, Endstation machen, Passagiere und Gepäckträger hatten einen weiten Weg zu Fuß. Tot war der Hafen. Von den Bewohnern Orsovas, die bei Schiffahrtsgesellschaften angestellt oder sonst vom Transportwesen abhängig sind, war die Mehrheit beschäftigungslos geworden. Fünfzehn Monate lang brannte in den Straßen keine Laterne, fünfzehn Monate lang durfte man in keinem Hause Licht anzünden, fünfzehn Monate lang mußte die Bevölkerung mancher Stadtteile in Kellern nächtigen, um nicht schlafend von einem Geschoß zerfetzt zu werden. Zur Zeit der Kukuruzernte trat die Czerna, die hier in die Donau mündet, aus den Ufern, Hochwasser, und die Orsovaner hatten die Wahl, in ihren unterirdischen Quartieren zu ertrinken oder in ihren Wohnungen durch Schrapnelle zu sterben – zwei Grenzmöglichkeiten, innerhalb deren es Zwischenstufen gab, wie Rheumatismus und Verwundung.

Mitte Oktober 1915 traf man Anstalten, das Städtchen zu

befreien, geräuschvolle Anstalten: Österreichische Kanonen feuerten in beängstigend kurzen Intervallen gegen Süden, Granaten eines Zweiundvierzigzentimetermörsers flogen über den Strom, daß die Luft und die Donau bebten. Drüben barsten die Gipfel der Hügel, in die Bergwälder wurden Lichtungen gerissen, das Feuer vom anderen Ufer verstummte. Deutsche Truppen kamen. Am 23. Oktober, morgens um neun Uhr (zwei Stunden vorher war, durch drei Mörserschüsse eingeleitet, ein mörderisches Bombardement losgegangen), übersetzten Mackensens Soldaten die Donau. Ganz Orsova sah von den Anhöhen den Pionieren zu, die Pontons in der reißenden Strömung serbenwärts bewegten. Der erste stieß ans gegnerische Ufer, ein schwarzer Fleck, der sich im Nu in Punkte auflöste – die Passagiere schwärmten aus und rückten vor. Auf Zillen, landesüblichen Kähnen und auf dem bislang hinter Ada Kaleh versteckt gelegenen Dampferchen „Sellö" folgten weitere Soldaten und verschwanden in den Forsten des Longtomberges und des Hügels mit dem serbischen Fort „Elisabeth", das die Donau über das Eiserne Tor hinaus und stromaufwärts zur Felsenenge von Kasan beherrscht. Je zwei Pontons, durch Bretter miteinander verbunden, auf denen Pferde standen, brachten die Maschinengewehrabteilungen. Die Orsovaner lauschten dem Schießen, bis sich dort oben am Kamm, dessen Konturen von aufgeworfenen Schützengräben nachdunkelten, ganze Figuren zeigten: Die Höhen waren erklommen, die Pontons kehrten mit verwundeten Serben, Österreichern, Deutschen und Ungarn zurück, und mittags führte schon ein Telefonkabel aus Serbien in die Monarchie.

Am Abend brennen in den Straßen Orsovas zum erstenmal seit nahezu anderthalb Jahren die Glühlampen, in den Gasthäusern spielen Zigeunerkapellen, Bürger holen ihre Betten aus den Kellern und brechen die Holzverschalung der Fenster ab, Eisenbahnzüge fahren wieder in die Bahnhofshalle ein und von dort weiter bis zur alten Endstation Verciorova in Rumänien.

Ein Telegramm meldet, die erste bulgarische Armee habe den Anschluß an die österreichischen und die deutschen Truppen bei Kladova vollzogen, gerade an der Stelle, von der aus die Stadt bombardiert worden war. Durch die Be-

setzung des Ostzipfels von Serbien ist die Stromverbindung mit Bulgarien und der Türkei frei, der Hafen von Orsova Umschlagplatz zwischen Okzident und Orient. Nie hat das letzte Donaustädtchen des Reiches einen solchen Verkehr erlebt, und nie mehr wird es ihn wieder erleben! Stromaufwärts kommen Lastdampfer und Remorqueure mit Warenkähnen, Schafwolle und anderen Rohmaterialien, die in Orsova ausgeladen und in Waggons verfrachtet werden. Vom Norden langen per Achse Tausende von Fässern und Ballen ein, Stoffe, Wäsche, Steinsalz, Zigaretten- und Pflanzenfaserpapier, Weine, Liköre, Sprit, vor allem und jedem aber die Hauptprodukte mitteleuropäischer Kultur, Munition und Waffen, und eine geheimnisvolle Neuheit: lange Eisenbehälter, die giftige Gase für den Frontkampf enthalten sollen. Das alles bringen wir nach dem Balkan. Unaufhörlich, unaufhörlich drehen sich Krane, rollen Ankerketten, pfeifen Lokomotiven, schreien Schiffssirenen, im Tageslicht und im grellen Strahl des Scheinwerfers bilden Hände wallachischer Hafenarbeiter, hierherkommandierter Soldaten, mohrenschwarzer rumänischer Zigeuner und russischer Kriegsgefangener von den Verladeräumen der Schiffe bis zu den Waggons der Lastzüge einen Paternoster, auf dem sich Pakete bewegen. Die Landungsbrücken hinab torkeln Handwagen und Karren, über und über beladen, gelöscht wird und gebunkert, verstaut und geschippt, geladen und sortiert, geheizt und gewogen, wie im größten Meereshafen zu Zeiten friedlichsten Güterverkehrs, Automobile werden von der Rampe auf die Schiffe geschoben, Schienen, Schwellen, Traversen aufwärts und abwärts getragen, Säcke und Kisten aufgeschichtet, Pferde von Fuhrkolonnen mittels Aufzügen an Bord befördert: Jeder Gaul tritt in eine schmale hohe Kiste, deren freie Wand nun durch eine Planke verschlossen wird, der Kran hebt die Bretterbude mitsamt dem wiehernden Inhalt vom Kai und senkt sie in den Laderaum, das Roß zittert und schnaubt wie „Trompette", der Kohlengaul in „Germinal", der in den Schacht muß.

Die Schleppkähne des Bayerischen Lloyd sind blau-weiß lackiert, und auf Deck stehen ein Holzhäuschen mit bunten Fensterläden und Vorhängen, einer Maringotte gleich, eine

Speisekammer, eine Hundehütte, ein kleiner Hühnerhof, ein Schweinekoben, ein Gänsestall und ein Taubenschlag. Während die Hafenarbeiter Säcke mit Blaustein, Mais und Fellen aus dem Schiffsbauch in die Waggons umschlagen, plättet eine deutsche Steuermannsgattin, der Schifferstadt Dolna entstammend, die Familienwäsche und schilt ihre auf der Ankerkette schaukelnden Buben. Der Kontrolleur der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, der eben in harbstem Wienerisch einem türkischen Kurier Auskunft über die Kabinen gibt, stammt aus Turn-Severin, das sich aus einer Werft der DDSG zur rumänischen Hafenstadt entwickelte – die Fremdlinge der „Mahala niemcaska", des deutschen Viertels, sind die Ureinwohner der Stadt. Die ganze Kriegszeit hindurch mußte die Donauflottille in der Matschin, einem Seitenarm der Donau in der Dobrudscha, nahe der russischen Grenze, vor Anker liegen. Jetzt bewegen sich die Dampfer wieder fahrplanmäßig, nur sind die Passagiere größtenteils Offiziere und Soldaten mit Marschroute oder „offenem Befehl", die keinen Fahrpreis zahlen.

Für Fußgänger ist im Hafen bloß ein Pfad zwischen Kairand und Schienenstrang. Geht man diesen Weg bei Nacht, rennt hart nebenher ein belfernder und jappender Wächterhund, aber er verläßt den Schleppkahn nicht, den er zu schützen hat, springt nicht auf den Kai, und nachdem er den Passanten von Heck zu Bug begleitet hat, übergibt er ihn der Aufsicht des nächsten Hundepostens.

Aus den Schenken und aus dem „k. u. k. Etappenstationsbordell" grölt nächtlicher Lärm. Im Monat nach der Befreiung Orsovas wurden zwölf geschlechtskranke Soldaten an das Garnisonspital Temesvár eingeliefert, im Dezember bereits dreihundertzwanzig, darunter einundachtzig Frauenspersonen und Zivilisten. Dabei ist die Zahl der Prophylaxestationen auf vier erhöht, Tag und Nacht amtieren sie, und ihre „Nichtbenutzung nach vollzogenem Beischlaf wird als Selbstverstümmelung unnachsichtlich bestraft". Nächste Woche hört der Export nach Temesvár auf – die Volksschule, die als Unterkunft für Flüchtlinge diente, wird zu einem Spezialspital für venerisch Erkrankte eingerichtet, drei Ärzte (ein Psychiater und zwei Zahnärzte) sind schon da.

Ja, Orsova ist zum Welthafen geworden, nicht allein im Waren-, sondern auch im Personenverkehr. Reisende aus aller Herren Balkanländern kommen und gehen. Offiziere aus Bulgarien und aus der Türkei. Gefangene Serben und befreite österreichische Kriegsgefangene aus Serbien. Diplomaten. Etappenkommanden. Stäbe. Kuriere. Händler. Hochstapler. Spionierer und Spione. Ein Schwarm Kokotten, woher kamen sie so schnell? Wie glänzend klappt die Organisation, die sie dirigiert! Eine Budapester Orpheumsgesellschaft, die nur aus Frauen besteht, aber das Repertoire ihrer wahrscheinlich eingerückten Männer mit den ödesten Eindeutigkeiten zum Vortrag bringt, will ein Mädchen das Ensembles als garantierte Jungfrau an den Meistbietenden losschlagen. Viele Häuser sind für Kanzleien requiriert, der Rest der Wohnungen wird im Schleichhandel vermietet, in den Kellern wohnen Offiziersdiener und Ordonnanzen. Die aus dem Schulgebäude vertriebenen Flüchtlinge bauen eine Baracke, die befreiten Bürger der befreiten Stadt Orsova desgleichen. Tag und Nacht arbeitet die Desinfektionsanstalt, es wimmelt von Läusen und Schleichhändlern, von Schiebern, die Nahrungsmittel aufkaufen, von Schiebern, die Wohnungen besetzen, von Schiebern, die Champagner trinken, von Schiebern, die sich die Waren von schönen Gattinnen der Kaufleute nach Hause bringen lassen, von Schiebern, die in den Proviantmagazinen und auf den Schiffen tuscheln. Alles freut sich, daß Orsova befreit ist, Handel und Wandel blüht, und am 21. Januar, zwei Uhr nachmittags, erschien auch Kaiser Wilhelm II., um den Überschiffungsstellen der Truppen die historische Sanktion zu geben und um die dazische Heerfahrt zu kopieren. Allerdings war Kaiser Trajan zu Pferd dieses Weges gekommen, während sein Nachfahr den Salondampfer „Zsofia Hercegnö" der Ungarischen Fluß- und Seeschiffahrts AG benützte, gesichert und umgeben von kreuzenden Minensuchern und Motorbooten und dem Passagierschiff „Ferencz Josef Föherczeg", die hin und her fuhren in der lachenden Hoffnung, auf eine Mine zu stoßen und solcherart ihr Leben für das des Auftraggebers alleruntertänigst zu opfern. Sechs Detektive stiegen aus dem Kaiserschiff, acht ihrer Budapester Kollegen hatten in Gemeinschaft mit der Gen-

darmerie und den Spitzeln der Kundschaftsstelle die Kaschemmen durchsucht und auf der Straße jedermann zur Ausweisleistung angehalten; nun standen die vereinigten Sherlock Holmese am Fallreep und lugten mit ostentativen Argusaugen nach Attentätern aus, trotzdem alle Straßen gesperrt und nur den Spitzen der Behörden und den Offizieren Zulaß zum Landungsplatz gewährt war. Se. Majestät geruhten beim Speisen zu sein und die Empfangshungrigen ein Stündchen warten zu lassen, erschienen dann, die Schneejacke über den Ohren, winkten mit einem goldgekrönten Reitstöckchen die vorbereiteten Ansprachen ab, stiegen mit bekannt elastischem Schritte ins Auto und fuhren nach Bazias. Dafür zeigten die Stewards strahlend ihr Eisernes Kreuz, das sie heute verdient. (Passend wäre die Umschrift: Ich servier.) Ausländische Kettenhändler, die keineswegs Interesse daran gehabt hätten, durch ein Attentat den langsamen Prozeß des Krieges zu stören, aber dennoch gestern in Verwahrungshaft genommen worden waren, wurden nun freigelassen und hielten sich nachts in der gastlichen Wohnung von Madame Kutzner aus Arad schadlos, auch der Großherzog von Mecklenburg, Königliche Hoheit, war da, ein junger Mensch und, fern von seinen Untertanen, durchaus kein Spielverderber.

WAS DIE WÖCHNERINNEN SINGEN

Rot ist die Farbe unvertünchter Ziegel und der Liebe. Demnach stimmt es symbolistisch wie realistisch, wenn der Volksmund den schloßartigen Gebäudekomplex, der im Tudorstil mit steilen Treppengiebeln auf dem Windberg den Folgen der Liebe errichtet ward, nicht anders als das Rote Haus nennt. Die Backsteine an der Außenfassade sind glasiert und schamottiert, aber in der spitz gewölbten Vorhalle (wo der Pförtner jeden Besucher, einer veralteten Vorschrift gemäß, streng nach dem Impfzeugnis fragt und sich vielleicht mit der Vorweisung einer Impfpustel in Kronenwährung zufriedenstellen muß) und in dem Stiegenhaus sind alle Wände ziegelrot. Prager Mädchen singen dehnend und tränend die kumulative Selbstbiographie „Já jsem sirotek":

Bin ein Waisenkind,
In Prag gebar man mich,
Kannte meinen Vater niemals,
Kenn die Mutter nicht.
Dort im Roten Haus
Bei Apollinar
Wissen tausend Kinder nicht,
Wer ihr Vater war . . .

Auch die Ärzte wissen es nicht. Zwar: la recherche de paternité est ordonnée, aber wie soll die Recherche ein Ergebnis haben, wenn selbst die Mütter den Herrn nicht persönlich kennen, von dem sie ein Kind haben. „Ich hab mit ihm in Weleslawin getanzt; so ein Blonder war's!" Was könnt ihr mit solcher Personalbeschreibung anfangen? Oder man bekommt nur die Auskunft: „Ein Jäger im Wald!" Oft wissen die Mütter mehr, aber sie verraten nichts. Und neulich war eine Gouvernante, die sich sehr fein und geheimnisvoll gebärdete, über die Kunst der ärztlichen Diagnostik

sehr erstaunt, als bei der gynäkologischen Untersuchung der Assistent zu seinen Hörern bemerkte: „Das ist die Frau mit dem kleinen Becken." – „Ja", gestand sie daraufhin, „es ist wirklich ein Kleines vom Bäcken in der Petersgasse..." Manche Mütter machen wieder zu weit gehende Angaben: „Entweder war's der oder der!" Sie haben Wahl und Qual. Daß sich ein Vater oft nicht bloß aus wirtschaftlichen Gründen zu nennen unterläßt, sondern aus jenem Schamgefühl, das eine Tat nicht verhindert, aber vom Bekenntnis zur Tat abhält – es wird beinahe verständlich, wenn man in die Zimmer jener Frauen kommt, denen ihre schwere Stunde erst bevorsteht („Na forrotě" heißt, vom Worte „Vorrat" abgeleitet, dieser Teil der Klinik). Da trifft man auf dem Korridor und an den Fenstern mehr als eine Frau von solcher Häßlichkeit und mit solchen Defekten, daß man den Mann nicht begreift, welcher die Ursache ihrer Hierherkunft war. Natürlich gibt es auch Mädchen, deren gegenwärtige Figur nicht imstande ist, den Gesichtsausdruck äußerster Keuschheit Lügen zu strafen. Und tritt man dann in die Wöchnerinnenzimmer, so findet man alle schön – denn dort liegen sie, Mutter geworden, ihr Kind an der Brust haltend, selig mit dem Säugling tändelnd, verzückt in dessen Augen schauend oder ängstlich nachblikkend, wenn die Wärterin es in die Wiege am Fußende des Bettes legt. Anders als anderswo klingen die Kinderlieder. Die Mütter hier singen von ihrem Weg, der immer der gleiche ist: „A ta pražská porodnice – Ta jest pěkně stavená – Toho jsem se nenadála – Že tam budu vězněná." Die Strophen erzählen den Passionsweg von der schwachen Stunde zu der schweren: „Sto doktoru jich tam stálo – Tam u mojí postele – Toho jsem se nenadála – Že mě sáhnou...", es folgt nun ein Reim auf „postele". – Die dritte Zeile jeder Strophe ist gleich: „Nein, geahnt hätt ich das niemals", die vierte Zeile bringt die Überraschung, die keine sein müßte, da die Mehrheit der Mädchenschicksale in gleicher Zeile verläuft.

Übrigens ist es Übertreibung, wenn das Lied behauptet, hundert Doktoren hätten am Bett gestanden. Es waren etwa fünfzehn, darunter höchstens vier richtige Doktoren und der Rest Studenten, die immer auf Lager sind; die Hörer

der Medizin werden in Gruppen von zehn bis sechzehn zum Praktikum und Internat, zur Lehre und zum Dienst für eine Woche hierherbeordert.

Sie lernen und betätigen sich auf dem Gebiete der Geburtshilfe, derjenigen der Wissenschaften, die selbst die meisten Wehen zu bestehen hatte, auf dem langen Wege vom instinktiven Helfen bei den Urvölkern und in der Tierwelt mußte sie über unendlich große Hindernisse: Moralauffassung verbannte die männlichen Ärzte vom Frauenbett, Vorurteil ließ die Doktoren die Anwendung ihrer Kunst für einen so vulgären Naturvorgang verachten, ein Aberglauben gab, noch in der Neuzeit, den schwangeren Frauen geschriebene Psalmen zu essen, Konkurrenzkampf zwischen Hebammen und Ärzten erstreckte sich bis zum Lager der Wöchnerinnen, und mörderischer Eigennutz ließ den Erfinder der Geburtszange deren Konstruktion jahrzehntelang geheimhalten. Doch auch heute, da die Gynäkologie schon eine Disziplin von scholastischer Exaktheit geworden ist, kann dem jungen Schüler der Heilkunde nicht ganz der Sinn dafür verlorengehen, daß es ein ungeheures Mysterium ist – der erste Akt des Mysteriums „Liebe und Leben" –, zu dem sich der Vorhang hebt. Und der Kontrast zwischen der Nüchternheit der Kunde, die sich ihm eröffnet, und der Romantik ihrer Ursachen entlädt sich in Liedern, Witzen und Gedichten, von denen wir hier mehr als in anderen Kliniken finden.

„Das Prager Lied", das man auf Deutschlands Hohen Schulen eifrig sang und das sich noch in den Neunzigerjahren im „Allgemeinen Reichskommersbuch für deutsche Studenten" (Breitkopf & Härtel) und in der Lahrer Studentenbibel vorfand, ist zweifelsohne ein Produkt solcher Laune und erzählt in biderben Biedermeierstrophen und barocken Wortformen die Medizinerfreuden im Prag der Fünfzigerjahre, der Breiski-Zeit:

115. Das Prager Lied





Zum Spital, dem allgemeinigen,
Will ich meinen Fuß beschleunigen,
Wo der Jüngling arzten lernt.
Wo auch ohne venae sectio
Die entzündliche affectio
Aus der pleura sich entfernt. –

Auf den Windberg, auf den steiligen,
Möcht' ich zu den Jungfrauen eiligen
Mit geräumigem Utero,
Drin am Nabelstrang, dem keuschen,
Nach den Placentargeräuschen
Lächelnd hüpft der Embryo. –

Zu Apolligen, zu Apolligen,
Will ich auch im Geist mich trolligen,
Wo der Tischgast atrophiert,
Wo zum Tanz die heska holka
Nach dem Klang der muntern Polka
Den Primär am Bandel führt. –

Zur Bastei möcht' ich hinanigen,
Wo der Herbstwind mit Kastanigen
Nach dem Haupt des Wandrers zielt,
Dort, wo unter Samtmantillen
Für den Lustwandlör im stillen
Menschlich die Chlorose fühlt. –

Endlich auch zum edlen Bindinger
Möcht' ich sein ein Pfadefindiger,
Wo der Hase golden hüpft,
Wo des fröhlichen Tokayer
Kühlend heißes Freudenfeuer
Durch den Pharynx willig schlüpft. –

Hierher wird mit Wehmutstränigen
Stets das Herz retour sich sehnigen
Klopft es wiederum daheim.
Hier, wo jetzt bei Weinesblitzen
Abortiert in schlechten Witzen
Doctor medicinae *Keim* –

Arzt, Chirurgus und für Kinder
Auch vereidigter Entbinder
Aus der preuß'schen Monarchei,
Prag, im Mai am letzten Datum,
In dem Jahr post Christum natum
Achtzehnhundert, fünfzig, drei.

Das Lied hat das Glück gehabt, gedruckt zu werden. Das wäre nur bei dem kleinsten Teil jener Literatur möglich, die in diesem Rayon verfaßt worden ist. Was sich sonst in dem kahlen, fünfzehnbettigen Studentensaal außer Monogrammen und Zirkeln auf den schweren Eichentisch eingeschnitten, in das Innere des Schrankes gekritzelt und auf die Wände gemalt vorfindet, ist allzu derb, wenn auch oftmals künstlerisch. Palimpseste könnten uns weitere Werke bringen, denn schon von alters her bediente man sich der Prager Gebärhauswände zur artistischen Emanation. Der Professor der Geographie und Ethnologie an der Züricher Universität Dr. Otto Stoll schreibt in seinem Werke „Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie" (p. 790): „Auf weit höherer Stufe der zeichnerischen Kunst standen die detaillierten Zeichnungen, die zu der Zeit, als ich in Prag Geburtshilfe studierte, also lange vor der Erbauung des neuen Gebärhauses, in dem damaligen, als ‚Kaserne' bekannten Studentenmassenquartier auf dem Windberg zu sehen waren ... Die ganze Gruppe bildete ein gutes Beispiel der graphischen Medizinerzote und verdiente als solche in bezug auf die künstlerische Ausführung alle Anerkennung,

um so mehr, als dadurch nicht, wie durch die obszönen Verunzierungen der Hauswände, öffentlich das Schamgefühl weiblicher Personen beleidigt wurde ... Unter den mannigfaltigen Wandzeichnungen der alten Kaserne in Prag befand sich auch eine, die in kleinem Maßstab, aber sehr zierlicher Art einen mit gewaltigem medizinischem Apparat in Szene gesetzten Geburtsakt darstellte." Dergleichen ist noch im neuen Hause zu sehen. Literatur und Malerei schildern, geradezu in Kindbettfieberphantasie, all das, was hier der Tag und besonders die Nacht an Abwechslungen bringen. Wenn man dem Spruch glauben darf, den die – durch Freskenmalerei zur Zunge eines riesigen Teufelskopfes gewordene – elektrische Klingel trägt, so ist die Nacht keines Geburtshelfers Freund: „Bei Tage schweige ich fein still – Doch nachts erheb ich mein Gebrüll – Und wecke dich, als wie zur Strafe – Aus deinem allertiefsten Schlafe!" – Den Fresken nach zu schließen, sind die Träume der Gynäkologiebeflissenen beinahe mit solchen Wehen verbunden, wie sie eigentlich in das höhere Stockwerk gehören: Embryonen erscheinen, sich zu rächen, sie zerquetschen dem Schlafenden mit dem Kranioklast den Schädel, sie hacken und klemmen und schneiden und zwicken ihn und stechen ihn mit Perforatorium, Pinzette, Zange und Küvette und reißen ihm mit Achsenzug die Zunge aus. Nicht minder angenehm muß der Traum sein, der den Schlafenden mit dem „Phantom" vermählt, jener Lederattrappe eines Bauches, an der man diagnostizieren lernt.

Die meisten Bilder und Sprüche sind Lehren – beinahe die ganzen Wagnerschen Vorlesungen sind schon in Knittelverse gebracht und dementsprechend illustriert worden. Ein großes Tableau, ähnlich dem der Bänkelsänger, warnt davor, die Instrumente falsch zu verwenden, zum Beispiel mit der Othartspritze Feuer zu löschen, mit der Chamberlenschen Zange Zähne zu ziehen, den Ansatz des Irrigators als Zigarrenspitze verwenden zu wollen. Eine Kollektion von Hegarstiften verschiedener Breite ist an die Wand gemalt, und die Legende gibt eine Charakterbeschreibung der zugehörigen Frauentypen. Ein Kolossalgemälde feiert das zehntausendste Baby, dem Mama Vesely, die Schulhebamme, die Einreise auf diese Welt beschaffte, ein anderes

den alten Mediziner, bei dessen gynäkologischem Rigorosum sich herausstellt, daß er noch an den Klapperstorch glaubt.

Eine Modernisierung der Rembrandtschen Anatomie schildert in karikaturistischer Übertreibung die Schrecken des Kaiserschnitts, und dem bewegten Zeichner entringt sich ein gereimter Trost: „Zum Kind gibt der Mann den Samen. Gebären dürfen nur die Damen. Gelobt sei Jesus Christus, amen!" Das Bild einer Selcherei mit eigenartigen Waren trägt die Aufschrift „Uteri ovar", was auf tschechisch „Am Dienstag Krenfleisch" bedeutet. Es ist die Reminiszenz an eine Episode des Prager Gynäkologenkongresses, nach welchem Professor Neißer, der gerade über „infektiöse Erkrankungen von Ovarium und Uterus" vorgetragen hat, mit Professor Pitha durch die Straßen Prags ging und plötzlich vor einem Fleischerladen, auf dessen Schild „Úterý ovar" („Dienstag Krenfleisch") stand, entsetzt ausrief: „Um Gottes willen, Herr Kollege, *das* essen hier die Leute?!" – Ein Porträt zeigt Frauen, die entbinden, und den Text: „Parturiunt chontes."

Das Grüne Buch des Roten Hauses, das Gedenkbuch, ist neueren Datums. Die Gruppen der zum Internat kommandierten Hörerinnen raufen sich mit ihren männlichen Vorgängern und Nachfolgern in Witzen und Versen und vice versa, eine Muster-Geburtsgeschichte ist eingeklebt, schwer geborene Gedichte registrieren die Ereignisse der betreffenden Schicht, manchmal ist's eine medizinische Sensation, zu der die Klingel dreimal läutete und deren Schilderung dann humorvoll wiedergegeben wird, ein Uterus bicornis oder sonst eine Abnormität oder Drillinge (unter achtzig Geburten ist durchschnittlich eine Zwillings-, unter sechstausendvierhundert eine Drillingsgeburt) oder die „Geburt" eines zehn Jahre alten Kindes, eines Lithopädion. Es gibt auch allgemeine Weltsensationen hier oben auf dem dörfisch stillen Platz zwischen Karlshof und Apollinar, zum Beispiel, als die zusammengewachsenen Zwillinge Blažek einen Sohn bekamen und alle amerikanischen Zeitungen Interviews mit der Kindesmutter und ihrer Schwester verlangten; die Schwester verweigerte mir damals energisch jede Aussage, sie erklärte, sie wisse von nichts, sie liege ganz unschuldigerweise im Wochenbette, und die Božena müsse sich hinter ihrem Rükken mit dem betreffenden Ausrufer eingelassen haben.

WILDE MUSIKANTENBÖRSE

Ein Bursch mit kastanienbraunem Teint, starkbuschigen Brauen und dörfischem Anzug hat in der Ansammlung plötzlich seinen Vater erspäht und ist ihm mit einem Aufschrei in die Arme gestürzt, die beiden küssen sich, rumänisch-zigeunerische Worte tauschend, und achten nicht auf die ironischen Zurufe der anderen, „moderato", „ritardando", „man nich zu zärtlich". Diese anderen haben eine andere Gesichtsfarbe, die der ewig durchwachten Nächte, der abgewischten Schminke und des Puders. Mager fast alle, harte Linie der Kinnbacken, hochaufgekämmt halblanges Haar, einige (aus der romantischen Generation stammend) schüttere, melierte, bis zum Hals reichende Locken. Unter dem Paletot sieht man die kühne Lavallière oder die genähte schwarze Masche und eine ansehnliche Fläche der Hemdbrust: Sie tragen ihr Dienstgewand, Smoking oder zumindest Frackweste. Sie warten vor dem Haus der Elsässer Straße, bis es elf Uhr wird, Beginn der Börsenzeit, dann gehen sie, von schwachen Hoffnungen schwach belebt und starke Enttäuschungen stark befürchtend, über den Hof in das Hintergebäude, opfern der Frau, die vor zwei aufeinandergelegten Tellern den Eingang hütet, einen Groschen und dürfen, den Vorhang zurückschlagend, in den großen Wirtshaussaal eintreten. Den füllen sie als ein anarchisches Orchester von unentwirrbarer Kakophonie.

Das ist der „Alte Dessauer", die „Wilde Musikantenbörse" (nicht zu verwechseln mit der Stellenvermittlung des Vereins Berliner Musiker in der Kaiser-Wilhelm-Straße, wo nur die Organisierten Zutritt haben und wo größtenteils Orchesterpersonal engagiert wird). Hier entspringt der kastalische Quell für die Musiken der kleinen Kinos und Cafés, hier werden Ensemblemusiker geheuert, manchmal auch Solopianisten für Restaurants, für Privatgesellschaften, für Tanzschulen.

Ein weiter Saal, in dem sich – besonders Sonnabend –

von elf bis eins diese poweren Börsianer stehend drängen. An der Wand hängt ein Bild Theodor Körners, beziehungslos oder um der Leier willen, die er neben das Schwert placierte. Ein gemalter Pfeil deutet energisch auf das Brett an der Säule: Leset die Warnungen! Es müssen wahrlich schon kriminell schlechte Stellungen sein, von denen diesen arbeitshungrig-hungernden Menschen abgeraten wird. Selten jedoch ruft ein „Cavete" von den angehefteten Zetteln, heute sind es nur Verkaufsangebote, Offerten. Ein Schreiner verfertigt Notenschränke gegen Ratenzahlung. Ein Klavierbauer und ein -stimmer werden gesucht. Ein Kaufmann aus der Berliner Antarktis, aus Pankow, zeigt an, er übernehme abgespielte Musikinstrumente, Pistons, Tenorhörner, Geigen, Flöten, Mandolinen, Trommeln, Glockenspiele und dergleichen; vielleicht lockt die Anzeige doch einen Stellungslosen, sein Instrument zu veräußern, sein Einziges und seine Hoffnung. Zwischen solchem Entschluß und dessen Vollzug läßt sich eine Pause einschalten, ein Sospiro sozusagen, indem man sein Instrument am Schwarzen Brett feilbietet und wartet, ob ein Kollege es benötigt, einen günstigeren Preis zahlt; „Geige, sehr alt, wegen Notlage zu verkaufen", „Verkaufe Beckenmaschine, wie neu, sog. Fleming". Auf liniertem Blatt eines Schulheftes sind ungelenke Buchstaben staccato hingekritzelt: „Kranker Invalide verkauft wegen unheilbarer Krankheit chromatische Harmonika." Offene Stellen: Sitzgeigerposten mit siebzig Mark Monatsgage und Abendbrot (Frack Bedingung!), Cellistenstelle für Trio, humoristische und stimmbegabte Herren bevorzugt, Engagement für ersten Posaunisten bei Marschkapelle. Niemand beachtet das, jeder weiß, daß unten an diesen Zetteln mit kleiner Schrift die Buchstaben „a. B." stehen, und außerhalb Berlins will keiner leben, der innerhalb Berlins stirbt, und der letzte Trommler will lieber als Tonkünstler der Metropole infolge Unverstandes der Massen und infolge Hungerödems sein Finale spielen, bevor er in der Provinz eine Ouvertüre versucht.

Beim Fenster hat eine Frau Kolophonium, Bogenbezüge, Notenhalter, Violin- und Zithersaiten, Kinnstützen, Vogelstimmen und Dämpfer ausgelegt, links auf einem Tisch der Längswand ein Musikalienhändler sein vergilbtes Noten-

lager von „neuesten" Schlagern, Walzer, Märsche, Lieder aus dem „Vogelhändler" und dem „Obersteiger"; auch „Moderne Tänze" hat er, aber in der Maxixeära blieb er stekken.

Sonst ist kein Möbelstück vorhanden, wer ein Glas Bier, einen Steinhäger oder eine Stulle verzehren will, postiert sich an den Schanktisch, hinter dem der Wirt an einem mit braunroter Majolika umkleideten Bierhahn seines Amtes waltet. Günstig der Platz an der Theke, denn wenn ein telefonisches Stellenangebot kommt, ist man a tempo primo beim Apparat, braucht nicht erst prestissimo die Reihen zu durchdrängen, um dann doch den Einsatz zu verpassen. Durch eindringliche Fragen nach dem Begehr hält der Wirt die fern, die am Schranken nassauern wollen. Der Wirt bedient den Fernsprecher selbst, nimmt den Auftrag entgegen und schwingt dann maestoso eine Glocke, im Rezitativ verkündend: „Harmoniumspieler fürs Café. Zehn Mark." Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, das heißt, er darf mit dem Besteller durchs Telefon verhandeln und abschließen. Neben dem Hörrohr aber hängt die Einschränkung: „Für die Richtigkeit der telefonischen Musikerbestellungen übernehme ich keine Verantwortung. Der Wirt."

Wer eintritt und fremd ist, wird mit der Frage nach seinem Bedarf umringt, und man schickt ihm Interessenten zu. Ein Artist findet auf diese Weise einen jungen Mann, der willens und geeignet wäre, ihn auf der Gitarre und auf der südamerikanischen Tournee zu begleiten; er streichelt seinen präsumtiven Sozius während der Unterhandlung, um rechtzeitig zu erfahren, ob dieser gegen liebevolle Behandlung nichts einzuwenden hat. (Drum prüfe, wer sich ewig bindet.) Der Gitarrist läßt sich's gefallen.

Bloß der kleinste Teil der Börsengeschäfte wird an der Bar mittels Ferngesprächs abgewickelt, die meisten Engagementsabschlüsse werden persönlich, zwischen Unternehmern, Kapellmeistern und Musikanten, getätigt, und die mit Energie verfochtenen Ansprüche zweier Partner verklingen mit den Unterhaltungen und Unterhandlungen der übrigen Gruppen zu einer ohrenbetäubenden Diskordanz, die um so heftiger ist, als alle Idiome der Welt in dieser Kapelle vertreten sind. Zwei kaum dem Knabenalter ent-

wachsene Slowakenburschen, ihre Blasinstrumente unverhüllt unter dem Arm, radebrechen mit dem Chef einer Nechanitzer Damenkapelle, der für zwei schwanger und kontraktbrüchig gewordene Harfenistinnen irgendeinen Ersatz sucht; auf einen beleibten Zillertaler, Gemsbart am Lodenhut, Wildzähne und Münzen am grünen Bauch, dringt vivace ein braunblasser, schnauzbärtiger Magyare ein, ihm begreiflich zu machen, daß es sinnlos ist, für eine Schrammelkapelle einen Zitherspieler zu suchen, noch dazu einen, der die Kunst des Jodelns und der Schnadahüpfel beherrscht, während doch in Berlin ein Zymbalschläger für ein Tiroler Ensemble das einzig Mögliche sei. Der Pußtasohn, nicht bloß in der Aussprache, sondern auch in der deutschen Grammatik einen total falschen Anschlag beweisend, wird immer aufgeregter, der Dicke aus dem Zillertal immer gemütlicher, ohne daß Alpen und Alföld zusammenkommen.

Ein Flötenspieler unterhandelt mit einem Fachgenossen, der möge ihn vertreten, da er selbst eine neue Stellung provisorisch annehmen will; sie sprechen leise, das Blasrohr hat ihre Stimme aufgesaugt, man nennt das in Bläserkreisen „Tuba-Kulose", und nur durch ein Kopfnicken oder ein Aufstoßen mit dem Fuß geben sie hie und da einem Worte Nachdruck, damit es in dem lauten Gezänke furioso der angrenzend gruppierten Stagione von Italienern nicht verlorengehe.

„Ausjeschlossen", beteuert ein Berliner vom Kietz unaufhörlich seinem Nachbarn, „ausjeschlossen, een' Bratscher, was Baßschlüssel spielen kann, den findste nich."

Umschwärmt ist ein Herr im Gehrock, Henriquatre auf rundem Kinn. Er stellt für ein neues Lichtspieltheater auf dem Kurfürstendamm ein Ensemble zusammen. Fremd in Berlin, hat er einen Führer mitgenommen, den Hörer der Staatlichen Musikhochschule, der sich – trotz des strengen Verbotes der Schulleitung – seinen Lebensunterhalt durch Spielen in Cafés verdient. Der Konservatorist präsentiert dem Dirigenten einige seiner Nachtkollegen, die übrigen suchen, sich kontrapunktlich anpreisend, in die Duette der Vereinbarungen einzufallen. Ein alter, herabgekommen aussehender Paukenschläger zieht den Mittelsmann bei-

seite. „Wenn du mir verschaffst, daß ich bei dem da Pauker werde, kriegst du ein Bier und eine Zigarre. Es soll mir nicht darauf ankommen.“ Gleichzeitig denunziert ein lächelnder anderer in Moll: „Der will den Pivonka für Oboe engagieren, der hat doch den miserabelsten Ansatz, keine Lippenkraft und Gedächtnis schon gar nicht.“ Der Kapellmeister kann sich des Andranges nicht erwehren, er ist kein energischer Herr, unentschlossen streicht er den Bart, der sicherlich ein Grübchen im Kinn verbirgt und wie ein aufgeklebter Pinsel herabhängt. Mit denen, die ihn am hartnäckigsten bestürmen, schließt er ab. Sie zwingen ihn zum Handschlag. Etliche waren jedoch bereits, sie gestehen es auf Befragen, bei dem Konzern beschäftigt, für dessen neues Kino die Musiker bestimmt sind, und dürfen laut strenger Weisung nicht wieder aufgenommen werden, der Handschlag ist nichtig, fortissime schwillt der Protest an, ängstlich duckt sich der Dirigent. In Geigern, Bratschisten und Klavierspielern ist Hausse, und Henri IV. im Gehrock muß Adressen notieren, schriftlichen Bescheid versprechen. Resigniert verläßt die Mehrheit die Börse, manche haben einen Musiker, manche eine Stellung, ein Sohn den Vater gefunden, ein Artist hält den Freund untergefaßt, der ihn in warme Länder begleiten wird, viele, viele haben gesehen, daß ihnen auch heute keine Hoffnung blüht, ein Zymbalspieler paßt nicht in eine Älplertruppe, die Musikalien und Utensilien werden eingepackt, der Wirt wischt die Theke blank, een' Bratscher, was Baßschlüssel spielen kann, den findste nich, verstohlen heftet ein Gelbsüchtiger einen Zettel auf die schwarze Tafel, ein Organist kommt als Ersatz für schwangere Harfenspielerinnen aus Nechanitz gar nicht in Frage, alle sind blasse, enttäuschte, verhärmte Proletarier der Kunst, die nicht einmal das Glück erreichen können, nächtlicherweile zu Gesang, Trunk und Tanz aufzuspielen, um die Zechenden in noch fröhlichere Stimmung zu versetzen.

MYSTERIEN DES HYDROGRAPHISCHEN INSTITUTS

I. Merkwürdige Gewächse im Institutsgarten

Du wirst, in das Hydrographische Institut der k. u. k. Kriegsmarine tretend, den Garten zuvörderst für nichts anderes halten denn für einen Luxuspark mit nettem Pavillon, mit Blumenrabatten und frisch aufgeworfener Erde, in die man wahrscheinlich eben Wurzeln gepflanzt hat.

Doch hat der Pavillon, den deine Phantasie mit dem Trianon verglich, niemals eine Pompadour beherbergt, niemals galanten Frauen zum Schäferspiel gedient. Er ist auch nicht so diskret. Im Innern ist einer, der genau aufpaßt, daß die Erde keine Sprünge macht, und jede derartige Entgleisung kreidet er unerbittlich an. Ihm, dem Herrn Horizontalseismographen, ist dieses Institut erbaut, sein Katheder ein betonierter Felsen des Monte Zaro, er selbst von eiserner Strenge und ein gewichtiger Herr von tausend Kilo. Daß in der Klasse Ruhe herrscht, darauf hat er zu achten, und wenn in der letzten Bank gemuckst wird, in Reykjavik oder in Buenos Aires, so merkt er die Bewegung unter seinen kardanisch gelegten Füßen, und in sein Klassenbuch, ein berußtes Papier, das mittels einer Uhr ununterbrochen um eine Walze gedreht wird, notiert er mit seinen feinen Aluminiumschreibfedern genau die Richtung, die Art, die Dauer und die Entfernung der mutwilligen Störung.

Aber die Gartenlaube gegenüber, das ist doch eine Gartenlaube? Nein. Hier ist nicht Raum für Picknick und Familienidyll. Minimalthermometer sind darin, die die niedrigste Temperatur des Tages anzeigen und festhalten – mag sich's das Wetter nachher tausendmal überlegen und in hohe Wärmegrade steigen, die Skala kennt keine Amnestie, keinen Rekurs und keinen Milderungsgrund. Das Maximalthermometer nebenan macht es ebenso.

Die zarten, aus den Beeten sprießenden Röhren sind keineswegs exotische Blumen, sondern Thermographen, unter den frischen Erdschollen nicht Hyazinthen- oder Tulpenzwiebeln, sondern Thermometer. Man muß wissen, wie heiß es vier, sechs, acht Meter tief im Innern der Erde ist, wo nicht jeder Windhauch das Quecksilber beeinflußt.

Auf diesen reizenden Steintisch, geschaffen für ein Symposion, ist nie eine Bouteille Wein aufgefahren, nie ein Braten. Die Platte ist dazu bestimmt, Nivellierungsinstrumente aufzunehmen und zu prüfen.

Die grünen Bäume? Grün sind sie wohl, aber Bäume nicht. Es sind Regenmesser. In den Schalen, die für Baumkronen gehalten werden könnten, sammelt sich Regenwasser, und der Schwimmkörper darin zeigt nach der Höhe und der Geschwindigkeit seiner Steigung auf der Tabelle die Intensität. Der Papierkorb dort? Ist kein Papierkorb, ist ein Verdunstungsapparat. Auch der hohe Mast dient nicht zum Anlegen von Flaggengala, seine Antenne, in den Kohärer leitend, hält Gewitter- und Ätherschwingungen graphisch fest.

Ist das das Gärtnerhäuschen? Abermals fehlgeschossen: das erdmagnetische Observatorium. Seine Kellerräume reichen bis in die Höhlen und ausgemauerten Stollen des Zaroberges, aus denen die Venezianer Saldame holten, die feine Kieselerde, um sie zu Glas zu verarbeiten. Für solchen Mumpitz ist keine Zeit mehr. Jetzt werden da unten Deklination, Inklination, Horizontalintensität, die drei Komponenten des Erdmagnetismus, festgestellt, ohne deren Kenntnis die genaueste Spezialkarte und der schönste Kompaß den Marineuren auf hoher See nichts nützen würden.

Glaskugeln schmücken den Rasen, jedoch nicht zur Zier. Es sind Löschbomben, gegen Feuersbrunst in Bereitschaft.

Und das grüne Zeug auf den Beeten? Das ist Gras, wirkliches Gras!

II. Bitt schön, wie spät ist's?

Die Frage kann wichtig sein: Man könnte ein Stelldichein versäumen, die letzte Elektrische verpassen, zum Abendbrot zu spät kommen oder – zu früh ins Büro. Zum Glück erteilt

jeder Passant, jeder Kellner, jeder Kupeegenosse freundlich Auskunft, und auch Damen dürfen auf der Straße Herren ansprechen, um zu erfahren, wieviel es geschlagen hat. Turmuhren, Transparentuhren an Straßenkreuzungen und Schaufenster der Uhrmacher antworten sogar ungefragt.

Auf dem Dampfer gibt es zwar Türme, doch keine Turmuhren, Uhrmacher, doch keine Schaufenster, und gerade dort ist die Zeit das Allerwichtigste, weil aus dem Vergleich der Uhr mit der durch astronomische Beobachtungen festgestellten Ortszeit die erreichte geographische Länge bestimmt wird, wenn man nicht weiß, wo man ist, kann man auch nicht wissen, wie man weiterfahren soll, das Wasser sieht überall gleich aus, und es ist kein Stationsvorstand da, bei dem man sich nach der nächsten Verbindung erkundigen könnte. Soll der Navigationsoffizier, dessen alte Zwiebel in der Westentasche voraus- oder gar kaputtgeht, vom Kommandoturm in die Offiziersmesse hinunterlaufen, zum Steward: „Bitt schön, wie spät ist's?"

Der Erkenntnis von der Unschicklichkeit derartiger Situation verdankt nicht bloß die Erfindung des Chronometers, sondern auch die Einrichtung von Sternwarten bei der Kriegsmarine ihr Entstehen, und besonders die Chronometerdepots, die Ersatzbataillone von Uhren: die werden hier assentiert, präsentiert, ins Grundbuchblatt eingetragen, müssen Kurse mitmachen und Prüfungen ablegen, zur Marodenvisite vorgeführt werden, erhalten einen Militärpaß mit Beschreibung (Uhren höherer Rangklassen eine Qualifikationsliste) und gehen schließlich auf den Kriegsschauplatz ab, von wo sie erkrankt oder verwundet hierher zurückkehren beziehungsweise nicht mehr zurückkehren. Seemannstod. Noch vierundzwanzig Stunden kann die Uhr auf dem Meeresgrund durch den Schlag ihres Räderwerks das sie umlauernde Ungetier davon abhalten, sie anzufallen, dann verstummt dieser letzte Rest von Taktik.

Zuhöchst im Rang der Uhrenhierarchie sind die beiden astronomischen Pendel von Riefler, und nach ihnen haben sich alle zu richten, Büchsenchronometer, Deckchronometer und kleine Sekundenuhren, Chronographen und Stoppuhren. Die zwei Pendeluhren werden auf dem Observatorium mittels Sonnen- und Sternendurchgängen oder Azimutbeobach-

tung kontrolliert, an Hand des Passageinstruments, das die Zeit nach dem Durchgang der Sterne durch den hiesigen Mittagskreis (55 min 23 sec n. Gr.) feststellt, oder des Meridiankreises, eines Riesenfernrohrs von sieben Zoll Linsendurchmesser, nur längs des Meridians beweglich und in das der Beobachter liegend schauen muß, weshalb auch ein Sofa unter dem Objektiv steht.

Jede Uhr hat täglich genau zur selben Minute Reveille, alle werden in stereotyper Reihenfolge aufgezogen, und das Zimmer weist immer den gleichen Wärmegrad auf. Das Examen der Büchsenchronometer erfolgt in anderen Räumen, den Prüfungssälen, für jeden Chronometer werden auf einem Kurvenblatt die bei steigender und fallender Temperatur (zwischen 10 Grad und 38 Grad Celsius) erhaltenen Gänge graphisch dargestellt und nach Krümmung und Verlauf der Kurven auf kompliziertem mathematischem Wege die absolute Größe des Ganges, die Größe der Temperaturkorrektion und die Gangsprünge konstatiert, die sich bei Änderung der Luftwärme ergeben.

Die Frage „Bitt schön, wie spät ist's?" ist leicht gefragt, aber vom Fachmann nicht leicht beantwortet.

III. Der Barometermacher auf der Zauberinsel

Das erste Stück, bei dem ich im Theater war, war die Zauberposse vom Schiffbruch und Glück des Wiener Barometermachermeisters. Vielleicht brachte ich deshalb die Barometermacher stets mit der Geheimniswelt in Verbindung, vielleicht taucht diese Ideenassoziation von selbst auf, was Raimund veranlaßt hat, einen Vertreter obenbezeichneter Standesgruppe zum Titelhelden seines Stückes zu wählen. Ich habe mir keine Gedanken darüber gemacht, wie eine Barometermacherwerkstätte im allgemeinen und die des fallierten Bartholomäus Quecksilber im besonderen ausgesehen haben mag.

Heute habe ich eine besucht, das Instrumentendepot – eine Fabrik mit Drehbänken, Tischlereien, Galvanisierungs- und Magnetisierungsanlagen und Treibriemen, mit Indikatoren und Vergleichsapparaten, mit langgestreckten und

hochgefüllten Versanddepots, mit Feinmechanikern, Uhrmachern und Optikern. Allerdings werden hier nicht bloß Barometer erzeugt wie im Unternehmen des Herrn Quecksilber, sondern auch Aneroide, Barographen, Decklogs, Navigationspeilscheiben, Distanzmesser, Distanzrahmen, Prismenbinokels, Stangenfernrohre, Scherenfernrohre, Peilfernrohre, Spiegelgoniographen, Logs, Sextanten, künstliche Horizonte, Schleuderthermometer, Krängungsmesser, Wasserthermometer, Kompasse für Schiffe und Flugzeuge und ähnliche Dinge, auf deren Erzeugung sich unser Bartholomäus hätte werfen sollen, um keiner Feengaben zu bedürfen und statt mit Hilfe eines problematischen Staberls mit Heereslieferungen Gold zu machen. Denn der Bedarf von Heer und Flotte an solchen teueren Instrumenten ist groß, die Marine braucht zu nautischen Zwecken Tausende davon, auch zu meteorologischen, trotzdem im ersten Theaterstück meines Lebens der Held dies bestritten und eindringlich gesungen hat:

Was braucht man Barometer
Auf dieser Welt noch mehr?
Ein jeder macht sich 's Wetter,
So wie's ihm g'fallt daher.

ERSTE UND LETZTE AUSFAHRT DER FLOTTE

Aus ist's mit dem Leben an der Boje, aus mit dem Hafenleben, addio, ihr Polesanerinnen! An Bord wimmeln weit über tausend Matrosen, sie haben Schwimmwesten (unaufgeblasen) um den Leib geschnallt, arbeiten bei den Signalen, Geschützen, Kesseln und Maschinen, der eine oder der andere schreibt noch Feldpostkarten. Boote stoßen ab mit Dienststücken, Akten, Post und auch mit Privatgepäck, um das es schade wäre, wenn der Dampfer unterginge, Wäsche ist teuer, und Paradeblusen sind heute nicht zu bezahlen; ein Freund vom Hulk oder das Hafenadmiralat nehmen die Habe in Verwahrung bis zu dem Tage, da man zurückkommt, oder bis zu dem Tage, da man sie den Hinterbliebenen in die Heimat schicken kann – je nachdem.

Die beiden Rauchfänge stoßen Qualm aus, und die Brise fegt die Schwaden inklusive Rußkörner über Deck; den Offizieren und der Mannschaft tut das nichts, aber die Seefähnriche reiben sich die schwarzen Punkte aus den Milchgesichtern und schnellen die „Heizerflöhe" von den dottergelben oder weißen Blusen.

Schon ist seeklar gemacht, das Fallreep gehißt, die Boote eingesetzt, die Backspieren eingelegt, die Maschinenprobe beendigt, der Steckkontakt aus der Telefonboje genommen, das Telefonkabel eingerollt, die Kette ausgeschäkelt. Nur noch an einer Pferdeleine, die durch den Bojring geht und deren beide Enden an Bord sind, hängt der Riese.

Der Hornist bläst „Ankerstationen", alle Mann auf die ihnen bestimmten Plätze. „Los von der Boje!" Der Doppelpart wird losgeworfen. Boje 31, die uns lange genug Festland und Heimat war, schaukelt frei. Noch einmal schmiegt sie sich fest an den Schiffskörper, als wollte sie mit mütterlichem Kuß Abschied nehmen. Wir schreiben den 8. Juli 1918, es ist fünf Uhr p. m.

Von der Signalleine wird der Ypsilontopp eingeholt. Am

Achterdeck der „Viribus unitis", auf dem man einst den ersten Toten des Weltkrieges aus Sarajevo brachte, an der Stelle, wo unter dem Sonnensegel das Zelt des erschossenen Franz Ferdinand und seiner erschossenen Frau stand, ist das Postenquantum angetreten. Der Trompeter auf der „Zriny" schmettert: „Habt acht!", und unserer erwidert: „Links habt acht!", drüben salutieren die Offiziere, hüben wir. Einer unserer Seekadetten winkt einem von der „Zriny" zu, gestern abend waren sie mit zwei Signorinen in der Taubengrotte, es war sehr schön, der eine fährt heute ins Gebiet der Tauchboote, Seeminen und Schiffsgeschütze, der andere bleibt zu Haus. Addio, ihr Polesanerinnen! Die Mannschaft stramm, Hand an der Hosennaht, dann wieder „Ruht", kaum zwei, drei Minuten, schon bläst der nächste Kreuzer den Salut, hierauf der nächste und wieder der nächste, überall stehen die Nachbarn vor den Türen und grüßen uns Auswanderer ins Ungewisse. Es ist die erste Ausfahrt der Dreadnoughtflotte. Wir passieren die Barrikadensperre; die Mitrailleusenbatterie, zur Tauchbootabwehr dienend, wird bemannt. Der Wellenbrecher bleibt hinter uns, wir sind auf offener See, die Heimat ist weit, um Jahre entfernter, um ein Menschenleben entfernter vielleicht als eine Viertelstunde vorher, leb wohl, Mutter, leb wohl, Frau, lebt wohl, Kinder, niemand denkt mehr an Polesanerinnen und Taubengrotte, wir haben den Hafen verlassen. Der Flottenkommandant, Konteradmiral von Horthy, geht auf die Signalbrücke, nicht ohne vorher den Journalisten, der an Bord ist, zur Begleitung aufgefordert zu haben. „Das wird Sie sicher interessieren, Sie können da einen Vergleich machen zwischen der Kommandobrücke einst und jetzt, zwischen ‚Tegetthoff' und mir ..."

Gesichert marschieren wir durch die See, ein Torpedozerstörer fährt uns voran, je drei Torpedoboote sichern die Flanken. Wir, das Admiralschiff, bilden die Tete, im Kielwasser folgt uns die „Prinz Eugen" auf vierhundert Schritt, die beiden anderen Dreadnoughts, „Szent István" und „Tegetthoff", kommen im zweiten Stapel nach. Innerhalb der Schutznetzbarrikaden der Reede von Fasana gehen wir um sechs Uhr abends vor Boje. Meldung: „Bei Bank Pericolosa feindliches Tauchboot gesichtet. Minensucher nehmen die

Verfolgung auf." Um zehn Uhr nachts laufen wir wieder aus, Kurs Süd, fünfzehn Meilen die Stunde. Auf Höhe von Veruda zweites Radiogramm: „Feindliches U-Boot in Fühlung mit Kreuzungsdampfer ‚Arsa'." Mittels Megaphon wird eines der Begleitschiffe, Torpedoboot 75, auf Preidistanz gerufen, den fünf Sicherungsfahrzeugen das Telegramm weitergeleitet mit der Weisung, bei Begegnung mit „Arsa" von dieser keine Erkennungszeichen abzuverlangen. In den Räumen der Operationskanzlei sitzt der Flaggenstab, Konteradmiral Horthy hat die Kommandobrücke schon verlassen. Um drei Viertel sechs Uhr morgens werfen wir Anker in der Bocche di Tajer, südöstliche Ausbuchtung der Insel Grosso, südlich von Zara, verbringen dort den Sonntag. Von der Signalstation Sale aus werden Chiffrentelegramme an Bord gegeben.

Mittags wird das Badesegel ausgebracht, Matrosen springen von der Nock des Backspiers oder von der Plattform kopfüber ins Meer oder kraxeln die Jakobsleitern und Hanger hinunter, im Nu sieht das Wasser wie ein übervölkerter Exerzierplatz aus. Jeder schwimmt anders, jeder kann andere Künste, jeder ist anders tätowiert, jeder – je nach der Form seines Trikots – anders abgebrannt, verschiedenartig sind die Schwimmhosen, der eine hat einen Fußlappen umgebunden, der andere abgeschnittene Unterhosen, dem dritten tat es leid, diese zu zerschneiden oder auch nur die Bandeln abzutrennen. Übrigens scheint es, als ob alle lange weiße Hosen anhätten, denn da sie stets mit nacktem Oberkörper in der Sonne arbeiten, sind sie bis zur Taille kastanienbraun, unten aber weiß wie Großstädter. Im Badesegel spielt sich eine tolle Wasserpantomime ab.

Nachts hocken die Leute beisammen, singen oder spielen Karten. Manche lesen Bücher aus der Schiffsbibliothek. Von der Kommandobrücke aufs Deck schauend, kann man sich die Landkarte Österreich-Ungarns imaginieren, denn die Matrosen sitzen sozusagen in Ländergruppen beieinander. Als die Marine noch eine reine Schiffahrtsangelegenheit war, als man Schwimmer, Segler, Steuerleute brauchte, bildeten Istrien und Dalmatien gewissermaßen den Ergänzungsbezirk der Flotte, sogar das Heizerpersonal setzte sich aus italienischen Istrianern und kroatischen Dalmatinern

von den Handelsschiffen zusammen, und es ist noch nicht lange her, daß die offizielle Marinesprache Österreich-Ungarns Italienisch war. Aber seither ist der Dienst immer mehr und mehr zu einer technischen Angelegenheit geworden, und die Massen von Monteuren, Elektrotechnikern, Maschinenmeistern, Installateuren, Gießern, Metalldrehern und anderen Spezialarbeitern mußte man aus allen Binnenländern holen. Deutsch wurde nun Vermittlungs-, Verständigungs- und Kommandosprache, und nur der alte Steuermeister redet noch im Kauderwelsch von Anno Dallerup, ein Sammelsurium von Triestiner Dialekt, dalmatinischem Fischeridiom, slowenischen Brocken und deutschen Fachausdrücken.

Sonntäglich ist es im Innern des Panzerschiffs, das auf dem Kriegspfad, sogar die Gefechtstürme sind menschenleer. Aber hier hat eine ingeniöse Technik so gigantische Instrumente des Massenmordes geschaffen, daß man – wenn auch jetzt alles unbelebt ist – erschüttert und an der Zeit verzweifelnd die gräßlichen Wunder sieht. Aufs Flaggentuch des Dreadnoughts gehört das Wort von der Notwendigkeit der Schiffahrt und der Unnotwendigkeit des Lebens. Die Bremer Kaufleute, die den Spruch lateinisch auf ihres Zunfthauses Giebel schrieben, verstanden ihn anders, doch für den Dreadnought, den tausendmal fürchterlicheren Klaus Störtebeker von heute, der, durch Panzer und Gesetz geschützt, den Schrecken der Meere bildet, gelten die Worte erbarmungslos zeitgemäß, denn er belebt sich, wenn er fährt, also ist ihm die Schiffahrt notwendig, und er tötet das Leben der anderen, denn es ist ihm überflüssig.

Wie gut gewappnet gegen den eigenen Tod und für den der anderen! Vier glatte Rundtürme ragen grau von der schwimmenden Feste. Nicht einmal besonders hoch, vom Krähennest schaut man frei über sie hinweg, selbst die Kamine sind höher. Aber man kann ernsthaft sagen, daß diese Türme im Innern höher sind als außen, gehen sie doch tief in den Rumpf des Schiffes, sieben Stockwerke. Ganz unten, schon nahe am Schiffsboden, steht der Pivot, auf dem der drehbare Bau zentriert ist, darüber das Geschoß der Geschosse, von der nächsthöheren Kammer werden die Patronen emporgewunden, es folgen Nebenaufzugsraum, Haupt-

aufzugsraum und Umladestation, und aus den Mansardenfenstern des Giebels lugen drei Zyklopen über Land und Meer: 30,5-cm-Geschütze. Die Kanonenrohre, vierzehn Meter lang, jedes dreiundfünfzigtausend Kilogramm schwer, starren parallel aus der Panzerung und sehen einander ähnlich wie Drillinge. Von der Kommandobrücke lassen sie sich einzeln und gemeinsam lenken, dort wird gezielt, Distanz und Seitenverschiebung hierhertelegrafiert, auf einer Tafel tauchen die Ziffern auf, und der Geschützvormeister hat bloß mechanisch zu visieren und elektrisch abzudrücken. Sechsundzwanzig Sekunden braucht es von Schuß zu Schuß, aus jedem Turm können in der Minute sechs Geschosse abgefeuert werden, jedes von vierhundertfünfzig Kilo Gewicht.

Binnen einer Minute vermag man das sechsstöckige Gebäude um zweihundertsiebzig Grad zu drehen, bei kleinster Geschwindigkeit rotiert es ebensolange um seine Achse wie die Erde um die ihre: vierundzwanzig Stunden.

Nicht nur von oben speit der Panzerpirat Verderben, Seitengewehre stecken in seinem Gürtel, ein Dutzend 15-cm-Kanonen, sechs Reduiten steuerbord, sechs backbord. Auf Deck ist leichte Artillerie aufgefahren: Schnellfeuer-, Landungs-, Ballongeschütze, alle 7-cm-kalibrig (L/50, Skoda), und Maschinengewehre. Aus den vierzehn Munitionskammern führen in jeden Turm fünf Munitionsfahrstühle. In den Lancierraum geht es treppab, die Torpedos, braune Riesenzigarren, sind auf Ständern ausgebreitet, eine steckt sogar schon in der zugehörigen Zigarrenspitze, die marinetechnisch Lancierrohr heißt. Sechsundeinviertel Meter lang und dreiundfünfzig Zentimeter breit ist jede und ein gar schweres Kraut, sechshundert Kilogramm; neunzig Kilogramm Schießbaumwolle sind unter dem stählernen Deckblatt. Hermetisch abgeschlossen, wie ein Caisson drei Meter unter Wasser eben sein muß, wird hier weder gezielt noch abgedrückt. Hoch oben und fern steht der Offizier auf dem Kommandoturm, elektrisch lenkt er das Rohr, und elektrisch feuert er. Vorher wurde hier unten der Mündungsdeckel, die „Schleuße", abgenommen, die See drang ins Lancierrohr, und der Torpedo im Rohr ist vom Wasser umgeben. Auf einen Knopfdruck strömt komprimierte Luft ein und stößt das Geschoß ins Meer. Die Innenröhre des Lancierapparates geht

als Schutzhülle mit hinaus, um es vor einer Ablenkung durch den Wasserdruck der Schiffsseiten zu bewahren. Erst wenn der Torpedo bis zum Schwanzstück, dem Steuerkreuz, außerhalb der Bordwand ist, kann er sich – ein selbständiges Schiff, ein U-Boot ohne Bemannung – mit eigener Steuerkraft und eigener Maschine drei Meter unter dem Meeresspiegel in einer Geschwindigkeit von vierunddreißig Meilen gegen das oft sechstausend Meter entfernte Ziel bewegen. Trifft er das feindliche Schiff (unterhalb Panzerung), schnappt die Greifnase auf den Zünder, wodurch die Sprengladung explodiert. Die Innenröhre ist aber, nachdem sie den Torpedo vor die Tür begleitet hat, wieder heimgekehrt, das Haustor schließt sich, und der nächste braune Gast fährt elektrisch vor ... Vier Lancierer haben wir mit, je einen auf den Breitseiten, einen am Bug und einen am Heck. In jeden Torpedoraum führen Kupferrohre von den Luftkompressoren, Torpedos und Lancierreservoire (hundertfünfzig Atmosphären) zu füllen; zum und vom Kommandoturm, von einem Lancierraum zum anderen, zu den Pumpen und Hilfsmaschinen und in die Artilleriewerkstätte sind Sprachrohre und laut sprechende Telefone geleitet.

Er kann Schrecken genug verbreiten, der Dreadnought, kann hundertfachen Tod bringen und mit allen seinen Mannen selbst hundertfachen Tod erleiden. Aber das ficht ihn nicht an und seine Gegner nicht: Navigare necesse est, vivere non necesse est!

Abends um neun Uhr liefen wir von Tajer aus, um halb acht Uhr morgens ankern wir bei Slano im Kanal von Calomotta, etwas nördlich von Ragusa. Im Mittelpunkt eines beinahe kreisrunden Teiches liegen wir. Auf dem Ufer ringsum: Gestrüpp, Blöcke, Pinien, Olivenbäume, ein Kirchlein mit Kegelturm, Steinhäuschen ohne Mörtelverputz, so daß sich vom Grau des felsigen Hintergrundes nur die Ziegelröte der Dächer abhebt, und auch sie nur verschwommen, denn der Rauch der Flotte fährt wie ein Wischer über das hellgrün-hellgraue Bild. Die Torpedobootzerstörer „Tatra", „Balaton", „Orjen" und „Uszok", die Torpedoboote 82, 86, 89, 91 und 95 sind a lai vertäut, um Kohle von uns zu nehmen. Sie haben Doppellancierer, deren Torpedos zum Unterschied von den Unterwasserapparaten nicht mit Preßluft,

sondern mit Pulverladung abgefeuert werden. Offiziere kommen an Bord und erhalten Dispositionen, heute nacht soll's losgehen.

Das weiß jeder. Operationstische und Tragbahren werden hergerichtet, Instrumente und Verbandzeug verteilt, Munition, Stahlhelme und Gasmasken bereitgestellt, Rettungsboote, Rettungsflöße, Rettungsgürtel und Rettungswesten geklart, Weisungen ausgegeben. Alle sind erregt, aber anders ist es als vor einem Sturm bei der Infanterie. Auf den Schiffen ist der Fatalismus größer, die Lüge vom „Heldentum" auffälliger, der einzelne kann gar nichts machen, es gibt keine Flucht, es gibt überhaupt keinen einzelnen, es gibt nur einen Schiffskörper, viribus unitis. Die Mannschaft schlägt wieder (zum Baden ist es zu kalt) die Spielkarten aufs Deck, Offiziere inspizieren und visitieren, und nur die kleinen Seekadetten bitten Gott und Italien um feindliche Gegenwirkung, sonst kriegten sie ja das Truppenkreuz nicht.

Im Saal des Admiralstabes herrscht große Nervosität, deren Ursachen wir um sieben Uhr abends vom Admiralstabschef erfahren. „Leider muß ich den Herren eine betrübliche Mitteilung machen. Unsere Aktion ist nämlich leider Gottes verraten. Die feindliche Bewachungslinie in der Otrantostraße, die wir behupfen wollten, hat sich nach Süden zurückgezogen bis Santa Maria di Laika und noch weiter. So würde uns zumindest der Rückweg abgeschnitten. Auch fahren die Transportschiffe aus Brindisi, Valona, Tarent heute infolge des Avisos nicht aus. Aus Korfu kommen uns die italienischen Dreadnoughts entgegen, aus dem Golf von Tarent französische und italienische Motorboote. Wir haben es aber auf eine Überraschung abgesehen gehabt, also müssen wir zurück, alles war umsonst, die erste Ausfahrt der österreichischen Kriegsflotte ist gescheitert." Admiral Horthy, der wie immer seinen Abendspaziergang auf dem Achterdeck macht, hat eine traurige Miene angelegt, wirklich traurig sind die Seekadetten, und einer witzelt elegisch: „Die Argonauten zogen von Pola aus, um das Goldene Vließ zu erlangen – wir bringen nicht einmal das Karl-Truppenkreuz heim." Um drei Viertel zehn Uhr abends lichten wir Anker und fahren polawärts.

Denen im Kesselhaus ist es gleich, ob es zum Gefecht kommt oder nicht. Sie haben es unvergleichlich schwerer als ihre Kollegen auf den Passagierdampfern, sie stehen unter militärischem Zwang, und fürchterlich eng ist ihre Arbeitsstätte. Für das Leben ist wenig Platz auf dem Schlachtschiff, man braucht allen Raum für den Tod des Feindes: für Geschütze und Torpedos. Nur ein Dutzend Kessel hat die „Viribus", die müssen den Koloß von zwanzigtausend Tonnen vorwärts treiben, zwanzig Meilen in der Stunde, und acht Turbinen und viele Hilfsmaschinen mit einer Wellenstärke von fünfundzwanzigtausend Pferdekräften in Betrieb erhalten. Heizgase umspülen elfhundert Mannesmannrohre, bis deren Wasserinhalt, selbst zu Gas verflüchtigt, zur Hauptmaschine strömt. Aus achtzehn Kohlenmagazinen fressen die zwölf Ungeheuer, verschlingen stündlich drei Tonnen Kohle. Freilich, Vorrat ist genug da, bei einer Geschwindigkeit von zehn Meilen würde das Kohlenmagazin auf dreitausendachthundertsechzig Meilen reichen, also für eine Fahrt unseres Dreadnoughts bis in die Mitte des Indischen Ozeans.

In Siedehitze ficht hier unten je ein Heizer gegen ein Feuerloch. Der Oberheizer kommandiert, und schon hat der Ofen seinem Gegner einen feurigen Hieb über das verrußte Gesicht geschmiert, aber im gleichen Augenblick ist die Riposte gestochen, mit der beladenen Schaufel in den Leib. Der Sekundantenspeer fährt dazwischen, das Ofentor, und trennt die Gegner für vier Sekunden voneinander. So geht es tagaus, tagein, Hieb und Stich, Hieb und Stich, ein fauchender Assaut von Mensch und Ungetüm in einer Höllenglut, die kein Luftschacht und kein Ventilator und keine Nacktheit und kein Trunk Tee und keine Augenbrille erträglich machen. Die Aschenejektoren, die Lava und Schlacke dieses Vulkans verschlucken und angeekelt in die See speien, lassen keinen Hauch von der Kühle des Meeres, die Schlote von achtzehn Quadratmeter Flächenbreite kein Stückchen Himmel herein in das Chaos von Heißluft, Rußflocken, Wallung, Sud, Dampf, Flammensträhnen, Kohlenstaub, Zittern, Dröhnen, Stürzen, Prasseln und Finsternis, in die Welt schwarzer verzerrter Gestalten mit weißen Augen, gefletschten Zähnen und feucht im heißen Winde flatternden Haarsträhnen. Welch ein Kontrast zwischen diesen ausge-

mergelten Sklaven und den freien Burschen, die oben in Licht, Sonne und See baden, hoch hinaufklettern dürfen auf den Rahen bis in den Äther, welch ein Kontrast zwischen diesen ausgedörrten Menschenautomaten und – „Fast die ganze Mannschaft meldet sich zum Heizerdienst", sagt der Maschinenoffizier, „natürlich, keiner will exerzieren!"

Um vier Uhr morgens kommt die Meldung, daß die „Szent István", die jetzt vor uns fährt, lanciert worden ist; bei der Torpedierung ist eine fünfzig Meter hohe Wassersäule emporgeschossen.

Die ganze Reling und alle Aussichtspunkte werden mit Offizieren und Mannschaft besetzt, die nach Unterseebooten auslugen, die Begleitschiffe schließen sich wie ein Panzer um die „Viribus", damit es ihr nicht ebenso ergehe wie der „Szent István", dem größten und modernsten Schlachtschiff der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine. Wie wird es die Havarie überstehen? Seit es Dreadnoughts in der Welt gibt, ist noch keiner torpediert worden, wird er wieder flottwerden?

Eine Stunde später kommen wir an dem verwundeten Giganten vorbei. Seine Maschinen arbeiten nicht, der Körper schwankt, daß er zu kentern droht, aber Admiral Horthy lehnt es ab, Hilfe zu bringen, trotz hoffnungsloser Rapporte gibt er den Befehl, daß drüben alle Mann an Bord bleiben müssen, um das Schiff flottzukriegen. Wir dürfen uns nicht aufhalten, erklärt der Flottenkommandant, denn wenn auch wir, das Admiralschiff, einen Schuß abbekämen, so wäre der Siegesjubel in Italien ungeheuer.

Unsere Offiziere schauen mit Feldstechern auf das Wrack, von dem wir uns lösen, ohne ihm beizustehen, und schütteln die Köpfe. „Die ersaufen alle", murmelt, das Trieder einsteckend und sich von der Bordwand entfernend, der alte Maschinenmaat ... Am Heck der „Tegetthoff" steht der Artillerieingenieur vor dem Filmapparat und kurbelt die schwankende „Szent István" mit den verzweifelt hin und her rennenden Menschen.

Auf der Höhe von Zara kommt die Nachricht, daß die „Szent István" untergegangen. Erst um sechs Uhr morgens, als sie bereits zu sinken begann, war „Los vom Schiffe" befohlen worden, aber plötzlich kippte der Rumpf so schnell,

daß nur wenige von Bord zu springen vermochten, die meisten wurden ins Meer geschleudert und von Torpedos und von der „Tegetthoff" geborgen. Vier Offiziere und etwa hundert Mann werden vermißt, sie sind entweder ertrunken oder unter dem kenternden Schiffsrumpf begraben worden. – Wir wollten sie „behupfen", sie haben uns „behupft".

In unserer Offiziersmesse ist man niedergeschmettert. Mit dem heutigen Tage sind die Dreadnoughts erledigt, sagen alle, die blamable Rückfahrt der Flotte, der Ertrinkungstod von hundert Matrosen und vor allem die Vernichtung eines Schiffes von einer halben Milliarde Baukosten beweise die Wertlosigkeit dieser Riesenwaffe. Wieso es möglich ist, daß die Schotten nicht hielten, daß durch einen Schuß der ganze Komplex untersank, ist unfaßbar. Man spricht von Korruption bei Vergebung der Lieferungen, schlechtem Material und dergleichen.

Es ist drei Viertel sieben Uhr abends, als wir an der leeren Boje der „Szent István" im Hafen von Pola vorüberfahren, alle sehen sie an. Um sieben Uhr sind wir wieder auf dem Bojring 31 vertäut. Kurz darauf legen Boote an, der Kommandant, Linienschiffskapitän Seitz, und Stabsoffiziere von der „Szent István" erstatten Bericht über den Schiffbruch.

Am nächsten Tage lesen wir im Marinekasino das amtliche Telegramm der Marinesektion des Kriegsministeriums: „SMS ‚Szent István' wurde bei einer Nachtfahrt in der Adria torpediert und ist gesunken. Linienschiffsleutnant Maxon del Roewid, Maschinenbetriebsleiter Sernitz und Seekadett Müller sowie etwa achtzig Mannschaftspersonen werden vermißt. Seekadett Serda ist tot. Der Rest der Mannschaft wurde gerettet." – Die Agenzia Stefani gibt folgende Meldung aus: „Beim Morgengrauen des 10. d. M. griffen bei den Dalmatinischen Inseln zwei kleine italienische Torpedoboote, die vom Korvettenkapitän Luigo Rizzo befehligt wurden, eine österreichisch-ungarische Schiffsabteilung, bestehend aus zwei großen Kreuzern des Typs ‚Viribus unitis' und durch zehn Torpedojäger beschützt, an. Unsere Einheiten drangen über die Linien der Torpedojäger vor und trafen den vorne fahrenden Kreuzer mit zwei Torpedos. Darauf kehrten unsere Einheiten, die von Torpedojägern verfolgt wurden und einen davon

schwer beschädigten, in ihre Basis zurück." – Das k. k. Korrespondenzbüro fügt dieser italienischen Meldung zu: „Es wurde weder das zweite Schiff der Gruppe getroffen noch ein Begleitfahrzeug beschädigt."

Die Zahl der Toten ist sicherlich weit größer, als eingestanden wird. Nur zwanzig Leichen wurden geborgen und in Pola bestattet.

So singt Dante (Inferno, IX. 113–117): „... bei Pola dort am Meer – Das Welschland schließt und netzt der Grenzen Gaue – Grabhügel sind im Lande ringsumher – Wo auf unebenem Grunde Tote modern." Auf dem unebenen Grunde von Policarpo modern tote Seeleute. Der eigentliche Marinefriedhof liegt allerdings zu Füßen des Hügels und reicht weit, stundenweit, bis gegen Griechenland und Sizilien, der eigentliche Marinefriedhof ist das Meer.

Oben weint eine alte Frau vor dem Bildnis Christi und küßt den kirchlich geweihten Boden, in dem ihr Sohn nicht ruht. Auf der Marmortafel an der Kapelle liest man Namen der Matrosen, die eine Sturzwelle über Bord gerissen. Sie starben, steht dort, den Heldentod, und Ehre ihrem Andenken, es fehlen die Worte „Friede ihrer Asche" oder „Die Erde werde ihnen leicht". Es fehlen die Worte „Hier ruht ...", die man auf allen übrigen Grabsteinen in allen Sprachen einträchtig nebeneinander findet: „Itt nyugsit" – „Oui riposa" – „Zde odpočivá" – „Here is buried" – „Ovdie pociva" – auch in verschnörkelten türkischen Buchstaben mit Halbmond und Stern und in hebräischen Lettern unter dem Doppeldreieck des Königs David. International und interkonfessionell und friedlich ist dieser Friedhof wie kein anderer. Denn er ist ein Kriegerfriedhof.

Ein erhöhter Granitwürfel von großem Ausmaß steht den Toten des Krieges da, von Zypressen umsäumt. In der Mitte ist Großadmiral Haus pompös bestattet, noch wölben sich hier Blumengewinde und Palmenzweige. Knapp an den altersschwach gestorbenen Flottenkommandanten rücken jetzt Knaben heran – Kadetten und Fähnriche der Fliegerabteilung, zu Brei zerschmettert fielen sie von der Höhe ihrer Jugend. „Geboren 1. Mai 1898" – „Geboren 1899" – „Besitzer der Goldenen Tapferkeitsmedaille" – „Dreimal mit der Silbernen Tapferkeitsmedaille I. Kl. ausgezeich-

net“ – bedauernswerte Opfer, dafür gabt ihr euer Leben, für all die Medaillen könnt ihr euch keinen Sonntag mehr kaufen, arme Jungen! Sogar fünf Frauen liegen hier, auch sie starben als Opfer der „Pflicht fürs Vaterland“, Munitionsarbeiterinnen, Explosion, wären sie in einer Kohlengrube getötet worden, so gälte das nicht als „Tod fürs Vaterland“, und kein Heldenfriedhof hätte sie aufgenommen.

Massenbeerdigungen, wie sie der Landkrieg nach jeder Schlacht sieht, sind selten. Vielleicht ist heute die erste.

Der Marinepfarrer segnet mit vorgeschriebenen Worten und vorgeschriebenem Gestus die große Erdhöhle, an deren Rand Kränze streng geschlichtet liegen, Kränze, die für einen vom Kommando bewilligten Geldbetrag gemeinsam bestellt wurden. So liegen auch in vier Fünferreihen ausgerichtet und aufgedeckt geschlossene Holzsärge, einer wie der andere. Es sind zwanzig von den hundert Toten der „Szent István“, ihre Namen sind nirgends angegeben. Keine Angehörigen sind da und auch keine Trauer. Der Matrosenzug, den ein Seefähnrich befehligt, besteht nicht aus Leuten der „Szent István“, denn die haben keine Extramonturen mehr, wie sie für einen so repräsentativen Akt vonnöten sind. Die Abordnungen sind sich ihrer Würde bewußt. Vorne steht das Offizierskorps und macht ernste Gesichter, denn sie denken des toten Schiffs, des neuesten, besten und größten, mit solch ungeheueren Kosten erbaut, ein Viertel der ganzen Dreadnoughtflotte untergegangen mitsamt zwölf 30,5-cm-Haubitzen, also mehr, als auf allen Forts von Pola vorhanden sind, und etwa dreißig anderen Geschützen, Lancierern und so weiter, es ist wirklich traurig. Manche denken vielleicht auch des Zylinders, der ihrer harrt; an die Matrosen in der Grube, an die hundert Matrosen am Meeresgrund denkt niemand, vivere non necesse est. Die Bemannung des deutschen Tauchboots, das, mit Tang und Grünspan bedeckt, vorgestern aus Westafrika ankam, ist erschienen; zwei Mann haben sie zur Bewachung des räudigen Kamels und der vier jungen Mufflons zurückgelassen, die zum Gaudium der Polesaner Knaben im Adriapark weiden. Einige einheimische Burschen und Mädchen und viele Kinder haben die Musikband hierherbegleitet und schauen von einem Hügel auf die Zeremonie.

Die Kapelle intoniert einen Choral, dann leiert der Pope ein endloses Totengebet, der Fähnrich kommandiert „Generaldecharge", Hände klappern auf Patronentaschen, „Hoch an – Feuer!", die Salve war gut, niemand hat verspätet abgezogen. Der Befehlshaber des untergegangenen Dreadnoughts wirft drei Schollen Erde in das Loch, schlägt die Hacken zusammen und übergibt die Schaufel gehorsamst dem Herrn Flottenkommandanten, dieser höflich dem Herrn Hafenadmiral Cicoli. Von da ab geht's weder gehorsamst noch höflich, sondern streng nach Anciennität, Generale und Admirale, Offiziere und Kadetten reichen einander den Spaten in der Reihenfolge des Militärverordnungsblattes, dann kommen Unteroffiziere, Matrosen und Soldaten. Aus ist die Feier; die ausgerückte Abteilung nimmt längs der Friedhofsmauer Aufstellung. Zug rechts – schaut, habt acht, Doppelreihen links um, marschieren – Zug marsch, die Kapelle spielt den Radetzkymarsch, und die männliche und weibliche Jugend von Pola schließt sich, pfeifend und einander untergefaßt haltend, der lustigen Kolonne an, oben liegen zwanzig Särge, addio, ihr Polesanerinnen. Die Offiziere nehmen Tschako oder Mütze ab, um den Schweiß von den Stirnen zu wischen, bieten sich gegenseitig Zigaretten an und gehen ins Offizierskasino, davon sprechend, daß man heute die Dreadnoughts begraben hat.

DER NATURSCHUTZPARK DER GEISTIGKEIT

Es ist für unsereinen recht schön, daß es so etwas gibt wie Weimar: eine ganze Stadt als Reliquie, ein Bezirk als Wallfahrtsziel, weil hier einmal Dichterleben war. Immerhin erfreulicher, wenn nicht Generale an den Straßenecken bronzern Posten stehen, wenn statt der Roons, Winterfelds, Derfflingers und übriger Spitzen der Militärrangliste aus kriegerischen Zeiten ausnahmsweise der Goethe und der Schiller und der Herder und der Wieland in Erz gegossen sind. Selbst den Großherzogen, die auch auf den hiesigen Plätzen versteinert umherreiten, wird diese tributäre Huldigung nicht mit Waffentaten motiviert, sondern mit dem von ihnen getätigten Engagement besagter Dichter. Die heimische Dynastie wird bloß literaturgeschichtlich eingeteilt; jene Großherzogin hat die Sophienausgabe der Goetheschen Werke (ein Stammtischeinfall, von Philologenärschen ausgebrütet) patronisiert, jener Großherzog das Goethe-Schiller-Archiv erbaut, jene Prinzessin ist die Prinzessin, die in der Fürstengruft dem Grabe Schillers gegenüberliegt, jene Großherzogin ist die Gattin jenes Großherzogs, der mit Goethe . . . Und so.

Ganz Weimar ist eine zur Stadt erhobene Dichterbiographie. Wer nicht zumindest einige Werke über das Leben Goethes studiert hat, kann sich in der Stadt verirren. Fragt man den Einheimischen, wie man ins Hotel kommt, so antwortet er, man müsse am Wohnhaus der Frau von Stein vorüber, bei der Bank, bei der Christiane Vulpius ihrem nachmaligen Gatten als fremdes Mädchen mit einer Bittschrift entgegentrat, nach links biegen, dann geradeaus, über die Jahre 1779 und 1784 gehen, entlang der Prosafassung der „Iphigenie auf Tauris", den zweiten Teil des „Faust" rechts und „Wilhelm Meisters Wanderjahre" links lassend, und schon sei man da, beim Absteigequartier Zelters. Bleibt man im Park einen Augenblick stehen, um end-

lich Luft zu atmen, gleich läuft der Parkwächter heran, man erschrickt, glaubt etwas angestellt zu haben, nein, er will nur rasch mitteilen, daß in jenem Gebüsch, von niemandem belauscht, Bettina von Arnim dem fünfzigjährigen Goethe einen Heiratsantrag gemacht hat. In dem mit Baumrinde benagelten Häuschen, fügt er pflichteifrigst hinzu, hat Goethe mit Großherzogin Anna Amalia und Hofdame von Göchhausen, mit Doktor Eckermann und Major Knebel einmal gefrühstückt. Bei dem Stein dort – sehen Sie den Stein, ja? – traf Großherzog Karl August IHN nach dessen Italienischer Reise zum ersten Male.

Die Museen – hier ist jedes Haus ein Museum oder ein Gedenkhaus – sind nur Pavillons des großen Museums, das Weimar heißt. Bekneiferte Lehrerinnen führen Mädchenpensionate von Vitrine zu Vitrine, Gänse schnattern, manche seufzen vor irgendwelchen Tabellen zur „Farbenlehre" schmelzend ein „Nein, wie niedlich", manche kichern vor dem Bett im Sterbezimmer, was übrigens ebenso geschmackvoll ist wie pietätvoll-ergriffenes Seufzen. Der Geschäftsreisende erklärt seinem Ehegemahl branchekundig einige Andenken, der Gymnasiallehrer schwelgt vor jedem Zettel. Im Goethehaus am Frauenplan drängt sich die Masse der Besucher von morgens bis abends. Instinktsicher hat der Spießer herausgefunden, daß Goethes Leben komplementär zu seinem Werke war – so genial dieses ist, so pedantisch, autoritätsgläubig, devot, zeitfremd und egoistisch war seine Privatexistenz. Das hat der Pfahlbürger aller Nationen mit dem lyrischen Genius gemein, das ist es, was ihn zur Wallfahrt nach Weimar treibt, was ihm die Legitimation ausstellt, pedantisch, speichelleckerisch, zeitfremd und egoistisch zu sein und sich dabei goethisch vorzukommen und das „Deutschland Weimars" aus seiner Feindschaft gegen das deutsche Volk auszuschließen, den Geist Deutschlands zu hassen und den Geist Goethes zu lieben.

Auf Fußnoten schleichen die Erbverweser durch die geweihten Räume, häufen Makulatur auf Makulatur, verwandeln geschriebenes Papier in bedrucktes und bedrucktes Papier in geschriebenes, vergleichen die Schreibmaterialien der Goetheschen Sekretäre miteinander und wenden die Methoden der Altphilologie auf die Kunst des neunzehn-

ten Jahrhunderts an – öde Anatomen, einen lebendigen Organismus tötend, um ihn obduzieren, um ihn klassifizieren zu können, Esoteriker und Verächter der profanen Welt. Wenn man sich zum Beispiel nach Briefen von Goethes Mutter erkundigt, die über ihre Beziehung zum Königsleutnant Aufschluß geben könnten (derart stark war diese Beziehung, daß Thoranc die aufsehenerregende Verhaftung seines Quartiergebers wegen demonstrativen „Hochverrats" auf Fürbitte der Frau Rat rückgängig machte, eine offenkundige und öffentliche Pflichtverletzung!), stößt man auf entsetzte Mienen der Tempelhüter. So etwas wagen Sie mir zu sagen, in den Tagen der Ruhrbesetzung?!"

Um Schiller kümmert man sich bei weitem nicht in diesem Ausmaß; der war kein Staatsminister und kein Bürgermeistersenkel, er wurde verscharrt, so daß man den Schädel gar nicht fand, als man ihm schließlich die verspätete „Ehre" antun wollte, ihn in der Fürstengruft neben leibhaftigen Großherzogen beizusetzen. Ins Nietzschearchiv oder ins Lisztmuseum kommen wenig Besucher, auch nach Andenken Herders oder Wielands forscht wohl nur der Fachmann.

Ja, große Männer haben in Weimar gelebt, und es ist großherzogliche Familientradition geblieben, beizeiten Dichter hierher zu verpfropfen, damit aus ihnen rentable Fremdenattraktionen würden, wie es Goethe war. Man spekulierte daneben: Als letzter Goetheaspirant wurde der Dramatiker Ernst von Wildenbruch, Hohenzollernscher Hauskitschier, in dem Treibhaus Weimar aufzuzüchten versucht.

Lächerlich, solch ein Geniekult, lächerlich, ein Leben in Spiritus zu konservieren, lächerlich, die Bewohner einer Stadt zu Mitwirkenden eines beständigen Passionsspieles zu machen. Aber unsereiner könnte sich freuen, daß man doch noch irgendwo einen Dichter ehrt, indem man seinen Wohnort zu einem Sanktuarium weiht, wenn das Ganze nicht bloß ein Naturschutzpark wäre. Als in Amerika die Urwälder fast überall dem Erdboden gleichgemacht, beinahe alle edlen Tiere erlegt, die Indianer mit Branntwein und Flintenkugeln nahezu ausgerottet worden waren,

zäunte man ein Stückchen ein und schuf den Yellowstonepark. Dann zeigte man ihn der Welt, zum Zeichen des pietätvollen Verständnisses, das das angeblich so nüchterne Amerika der Natur entgegenbringe, und konnte ruhig den Rest der Urwälder, der Indianer und der Tiere vernichten. Wir hingegen haben Weimar.

BESUCH BEIM PRAGER SCHINKEN

Schlendert man, von einer schweinebevölkerten Hazienda kommend, durch die Straßen von Buenos Aires, so grüßt auf einer Firmentafel: „Jamones de Praga". In Yorkshire, wo es gelungen ist, die berühmten Schweine zu züchten, deren überflüssiger Teil, der Kopf, auf Kosten des Leibes ganz verkümmert ist, achtet man den Bischof Teweles vielleicht nur deshalb, weil er von Zeit zu Zeit seinen Gästen „Prague Hams" vorsetzt, die er sich pietätvoll aus seiner einstigen Heimat schicken läßt. Selbst in Mainz gibt es ein Prager Schinkenstübel, was die französische Besatzung überraschte, da in Frankreich der westfälische Schinken „Jambon de Mayence" heißt und sie nicht begriff, daß in seiner Vaterstadt der Rivale Anziehungskraft besitzen könne.

Dem Prager in der Fremde macht man zuerst das Kompliment, daß seine Heimat guten Schinken hervorbringe; für so viel Liebe, für so viel Nutzen und für so viel landsmannschaftliche Treue ist man in Prag durchaus nicht dankbar. Zwar ist dort „Schinken" kein Schimpfwort wie der Name des Tieres, das ihn spendet, doch kümmert man sich wenig um ihn. Man ißt das, aber man spricht nicht davon; er war eben, nehmt alles nur in allem, ein Schweinepopo. Ein Berliner Importeur Prager Schinkens (er ist nie in Prag gewesen und seine Schinken ebensowenig) ersuchte vor kurzem einen Freund, er möge ihm aus Prag Propagandamaterial mitbringen, Ansichtskarten, Bücher, Embleme, die auf diesen bekanntesten Ausfuhrartikel Bezug haben. Er dachte wahrscheinlich, die Form der Schinkenkeule sei die Umrahmung des Prager Stadtwappens, die Landesfarben der mageren und der fetten Schinkenseite zu Ehren rot und weiß, die Türme und Schlote keulenförmig erbaut und rosa angestrichen, das Zentrum der Stadt heiße Schinkenplatz, die Schutzleute regeln den Verkehr mit dem Schinkenbein in der Hand, die Heimatkunst werfe Hunderte wissen-

schaftlicher und belletristischer Werke über den Schinken auf den Markt und die Maler schaffen nur Schinkenstillleben. Das Schinkenmuseum, dachte er, stehe als Kathedrale da, die Trichinen würden in einem Konzentrationslager festgehalten, die Universität habe eine schinkologische Lehrkanzel, wenn nicht gar Fakultät, die Zeitungen eine große Rubrik, in der der tägliche Auftrieb von Schweinen samt Gewichten und Preisen börsenmäßig verzeichnet werde, Jubiläen, Biographien, freudige Familienereignisse hervorstechender Schlächter und berühmter Muttersäue, marktwichtige Todesfälle, Spezialberichte aus den Räucherkammern, Statistiken über den Export und so weiter. Die Coupletsänger stellte er sich mit nichts anderem beschäftigt vor als ...

Aber weshalb sollen alle seine Vermutungen aufgezählt werden? Genug daran, daß dem nicht so ist. Nicht ein Wörtchen kann man in Prag über den autochthonen Schinken auftreiben. Der Zettelkatalog der Universitätsbibliothek und die Archive der Zeitungen enthalten keinerlei Material, im „Slovník naučny" existiert überhaupt kein Schlagwort „šunka" (im deutschen Konversationslexikon wird unter „Schinken" der Prager Schinken wenigstens lobend hervorgehoben), und sub „vepř" steht auch nichts darüber. Nur in seinem Heim läßt sich der Schinken – den die Prager Deutschen mit beschimpfendem Femininum „*die* Schinke" benennen – finden, in der Selchwarenfabrik.

Zuerst erfährt man dort, was dazugehört, ein Schinkenerzeuger zu werden: man muß Chmel heißen. Wer diesen Namen führt, ob er nun bisher Geschäftsreisender, Bankbeamter, Schneider oder Katechet war, dem stellt man sofort Kapital für die Errichtung einer Selchwarenfirma zur Verfügung. Dagegen ist auch am ältesten und tüchtigsten Metzgergehilfen Chmel und Malz verloren, er kann sich niemals etablieren, wenn er nicht in männlicher Deszendenz dem Geschlechte der Chmeliden entstammt. Der englische Schinken ist salzig, der westfälische schmeckt roh und faserig, der Prager aber ist saftig und zart. Wieso? Die großen Fleischkönige wie Swift oder Armour aus Chicago kamen nach Prag, das zu erkunden, sie engagierten die Meister

weg – es gelang ihnen doch nicht, in Chicago Prager Schinken herzustellen. „Es waren eben keine Chmels!"

Ein Mythos schlingt sich um die Prager Schinkenfabrikation: Man erzählt in der Branche des Auslandes, die Schweine söffen vor dem Schlachten Pilsner Bier, der Sole, in der die Schinken lagern, und dem Heizmaterial seien geheime Essenzen beigemischt, für die Räucherung werde besonderes Obst verwendet und der Schinken in einer Umhüllung aus Brot gebacken. Nichts davon ist wahr, versichern die Eingeweihten. „Man muß bloß Chmel heißen, das übrige besorgt der lokale Bazillus!" Und was ist der lokale Bazillus? „Der ist nicht entdeckt."

Nirgends im Herstellungsprozeß ist seine Spur zu finden. Im gekühlten Souterrain hängen Hunderte von Schweinen – tot. Gestern noch hatten sie wollustgrunzend aus dem Trog gefressen, der diesmal besonders gut gefüllt war, damit in der Prager Schlachtbank ihr Gewicht größer sei, und behaglich im Schmutze wühlend, ahnten sie nicht, heute tot und sauber zu sein. Sie sind bereits abgebrüht worden, und ihre rosaglänzende Farbe erfüllt den Keller mit Helligkeit. Fleischergehilfen hacken mit sicherem Hieb „in den Wirbel zwischen Speckseite und Schinken" – eine anatomisch exaktere Bezeichnung kennen sie nicht – das Hinterteil ab, lösen das Schwänzchen und die Zehen los, schneiden die Hinterbacken auseinander und machen einen die Keule rundenden Ausschnitt. Diese Urschinken werden mit Salz bestreut und müssen nun ablagern; dann wirft man sie in riesige Bottiche mit Salzbrühe, den „lák", wo sie fünf bis acht Wochen zur Pökelung bleiben. Die Wärmeverteilung ist die wichtigste Prozedur, nach Gefühl und Erfahrung wird reguliert, man arbeitet in verschiedenen Phasen des Pökelungsprozesses mit Temperaturen von 0 bis 48 Grad Celsius. Wenn die präsumtiven Schinken gar sind, vom Salz bis zum Knochen durchzogen (ein an der Färbung erkennbarer Zustand), kommen sie hinauf in die Werkstätten, um in fließendem Wasser mit Reisbürsten gewaschen zu werden. Ein Gehilfe steht am Wasserbecken und sticht mit hölzernem Dolch jedem heranrutschenden Schinken zweimal tief in den Leib und führt die Spitze des Holzstiletts zur Nase – er riecht, ob das durchbohrte Stück nicht min-

derwertig ist oder gar angefault. Für die gesunden Schinken sind die Räucherkammern bereit: Auf Haken, in dichten Reihen eingerammt, wie in einer Garderobe, hängen sie. Darunter glühen Scheite von Buchenholz, kreuzweis geschichtet, und kreuzweis lecken die Flammen gegen die Reversseiten der Schweine; aber sie erreichen sie nicht. Nur der heiße Rauch küßt sie. (In Westfalen setzt man den Schinken bloß trockenem Rauch von glimmenden Sägespänen aus.) Das Räucherungswerk ist nach zwölf Stunden vollendet, die für den Lokoverkauf bestimmten Schinken kocht man in Kesseln, den zum Export gelangenden (jährlich etwa eine halbe Million) brennt man auf Gasöfen Firmenstempel und Schutzmarke ein, näht sie in Säcke, wenn sie innerhalb der Tschechoslowakei oder nach Wien verschickt werden, verpackt sie in Körbe, wenn sie nach Frankreich, in die Türkei, nach Ägypten oder Griechenland wandern, und in Kisten, wenn ihr Bestimmungsort in Deutschland liegt. Über den Ozean, nach Tokio und Adelaide, fährt der Schinken in Blechdosen: In der Konservenabteilung kann man sehen, wie man ihm den Knochen aus dem Körper zieht und diesen in den blechernen Panzer preßt, darin hermetisch verlötet, kocht und vignettiert. „Jambon de Prague, cuit dans son propre jus" oder „Prague hams cooked in their own juice".

Das ist alles, lieber Herr Importeur, was ich über den Prager Schinken in Erfahrung zu bringen vermochte, und hoffe ich, daß Ihnen damit gedient ist.

DIE FESTUNG BOUILLON

In etwas übertrieben romantischer Pose und Kostümierung, die Knie an die Brust gezogen, sitzt auf dem Kamm des ungeheuren Steinblocks ein Recke in Wehr und Zier. Ihm huldigen, von weit her gekommen, die Wälder der Ardennen, auf deren grüne Flächen der Herbst alles Gelb und Braun seiner Tuben gedrückt hat. Der Fluß schlingt willig, den Schutz zu verstärken, einen geschlossenen Bogen um den Fels, weiß umsäumt ist das Wasser von dichten Schaumknollen, die die Wellen des Semoy am Schilfrand geschlagen haben. Eichen, Farnkraut, Hügel, Sonne. Das ist das Schloß Bouillon. Wohin der Burgherr blickte, von welcher der dreihundert Zinnen, aus welchem der schwebenden Erker, durch welche der tausend Schießscharten, überall sah Herzog Gottfried seinen Namen. Er mußte fromm werden, das wunderbare Fleckchen Erde zu seinen Füßen, im eigenen, so gesicherten Besitz, und überall Gottes Frieden; darum wohl gelobte er dankbarlich, auch anderwärts das Wort des Herrn zur Tat zu machen, das da heißt, es sei den Menschen Friede auf Erden. Ich bin, der ich mit Gottes schönster Gabe begnadet bin, der Berufene.

Oder aber: zweifelt er daran, daß das, was sein Eigentum, auch wirklich das schönste Gefild der Erde ist? Scheint es nur so, weil es mein ist? Vielleicht starrt er auf die Berge, als wollte er sie durchbohren, um zu erfahren, ob weit, weit im biblischen Osten nicht üppigere Länder seien: Lockt es ihn deshalb aus Gottes Frieden in Gottes Krieg? Oft eitert das Glück!

Gottfried von Bouillon und Verdun ist von seinem Kreuzzug nicht zurückgekehrt: Als königlich gekrönter Herzog von Jerusalem liegt er in der Heiligen-Grabes-Kirche bestattet, und das Wort vom Frieden auf Erden hat heute noch keine Geltung – nicht einmal im Umkreis seines eigenen Schlosses. Acht Jahrhunderte nach Gottfrieds Tode qualmen Orte des Herzogtumes, zerschossen und niedergebrannt,

und vom Südosten her tönt pausenloser Donner, den kein Turmwächter des Mittelalters deuten könnte. In den Felsen, der die Burg trägt, ist ein Tunnel gebohrt, die „Porte de France". Die militärische Kleinbahn fährt durch diesen mehr als bombensicheren Korridor von Sedan nach Bouillon, und eine Schildwache patrouilliert vor dem Ausgang. Sie hat den Verkehr zu regeln, nicht etwa dafür zu sorgen, daß sich jemand der Burg bemächtige. Denn die Feste, für die vor zwölfhundert Jahren der Ardennenfürst Turpin einen so uneinnehmbaren Bauplatz gefunden, die seine Nachfolger, die Herzoge von Bouillon, die siebenunddreißig streitbaren Fürstbischöfe von Lüttich, die Grafen von der Mark, die Fürsten de Latour-d'Auvergne und Grafen von Turenne, die Rohan-Monbazon, und schließlich die Holländer, Luxemburger, Franzosen und Belgier nach dem jeweiligen Stand der strategischen, fortifikatorischen und ballistischen „Wissenschaften" ausgebaut hatten, ist heute nicht Drohung mehr. Die glatten, lotrecht aufsteigenden Felsen und ihre genaue Verlängerung, das Gemäuer, beide gleichermaßen verwittert, mit Maueralgen, Erika, Moos und Steingestrüpp bewachsen, mögen sie auch eine noch so unteilbare und untrennbare Einheit sein – ein dienstfrei spazierengehender Artilleriste lächelt überlegen, dieweil seine Augen den schwindlicht hohen Stein aufwärts klettern: ein Jahrtausend hat's nicht vollbracht, was heute ein Mörserschuß vollbrächte. Und die Zitadelle, die vom Anfang des Mittelalters an durch alle Kriegsläufte wegen ihrer Unerreichbarkeit den Feinden trotzte, überdauert um ihrer allzu leichten Erreichbarkeit willen die Jetztzeit.

Bouillon-Stadt und Bouillon-Burg haben auch im letzten Krieg keinen Schuß abbekommen. Zwischen den vollkommen unversehrten, weißen Häuschen der Stadt tummelt sich belgische Jugend auf Stelzen und träumt davon, daß die Stangen ins endlose wachsen und man mit ihnen nach Jerusalem, auf den Nordpol spazieren kann; in den Geschäften verkauft man französische Parfüms, die von Tag zu Tag stärker verschnitten werden, bis nur die Vignette pariserisch sein wird; in den Zigarrenläden kriegt man belgische Zigaretten, an denen tüchtig gezogen werden muß, damit

sie nicht verlöschen. Weit und hoch strecken sich Wiesen und Felder.

Droben im „Castell Beulen" lebten die Schloßherren unbedroht, friedlich und glücklich, aber deshalb suchten sie Bedrohung, Unfrieden und Unglück. Selbst ein kleiner pfälzischer Kurprinz, der auf dem Schloß zur Erziehung weilte, hat den längsten Krieg der Weltgeschichte eingeleitet. Dann freilich, in der Not des Feldlagers, mochten sie bitter bereuen, man weiß nicht, was Herzog Gottfried im heiligen Jerusalem dachte, als er elend den Tod fühlte, und der kleine pfälzische Kurprinz, der inzwischen einen Winter lang König gewesen und flüchtig durch ganz Europa geirrt war, starb nicht zufällig gerade dort unten im Walde, von wo er die Burg seiner kühnen Jugendträume sah ... Und die vielen namenlosen Männer, die im Laufe des letzten Krieges Waffen tragen und Waffen führen mußten, haben sich durchaus nicht kriegerisch gefühlt, nicht einmal innerhalb der wuchtigen Zinnen und krenelierten Mauern. Im Gegenteil, sie träumten, Nachfolger der Minnesänger zu sein: Unter dem bröckelnden Mörtel der Schloßarsenalwände erwachen Palimpseste zum Leben, Liebesgedichte, Herzen und verschlungene Namenszüge, Spuren jener zweitausendsechsundachtzig französischen Soldaten, die im Jahre 1870, nach der Sedanschlacht, um der Gefangennahme zu entgehen, die belgische Grenze überschritten und hier interniert wurden. Deutsche Soldaten kraxelten über die eingerosteten Zugbrücken, verwitterten Steinstufen, rasenbedeckten Höfe und brüchigen Wehrgänge und verewigten sich gleichfalls mit Namen und Versen, manche mit Rang und Regimentszugehörigkeit. Etwa zweihundert haben angesichts des Gemäuers, das in zwölf Jahrhunderten nicht gestürzt ist, angesichts einer zu kriegerischen Zwecken erbauten Burg, die eben wieder Krieg um sich erlebt, die merkwürdige Erkenntnis gewonnen, daß das Alte stürze, die Zeit sich ändere und neues Leben blühe aus den Ruinen, und nur einer (vom Telegrafenbataillon Nr. 1, Berlin) schrieb einfach die Übersetzung hin: „Bouillon ist eine abgestandene Brühe."

PRAG–WYSOTSCHAN–PARIS

Von Wysotschan nach Paris geht's schnell, in kaum sieben Stunden ist man mit dem Flugzeug dort. Aber von Prag nach Wysotschan, da ziagt si der Weg! Bevor man den Paß bekömmt, muß man die ältesten Steuern und die neuesten Gebühren bezahlen, Photographien beibringen, auf der Polizei warten, Gebühr über Gebühr, französisches Visum, deutsches Visum (für den Fall eines Todessturzes auf deutschem Boden) und überall den Bescheid hören: „Warte nur! Balde."

Wenn man am Grandprioratsplatz den Paß mit dem Vermerk „Bon pour se rendre en France" doch endlich erhalten hat, dann tut einem der Aufenthalt in Prag nicht mehr weh. Man weiß: Schmeckt mir das Mittagessen beim Piskaček nicht mehr, so nachtmahle ich am selben Abend in der Maison Dorée auf dem Boulevard des Italiens ... Und vielleicht wäre ich, den visierten Freiheitsbrief in der Tasche, aus Trägheit noch den ganzen Sommer in Prag geblieben, wenn ... Der kleine Pilot Gaston, der zweimal in der Woche sein Flugzeug von Prag nach Warschau und wieder zurück nach Prag lenkt, zwinkerte mir am Samstag, im Vorgarten der Passagebar, vom Nebentischchen zu. „Mademoiselle Riri fliegt übermorgen nach Paris ..." – „Allein?" – „Ja." – Petit Gaston wußte ganz genau, daß die Tänzerin Riri meine Aufforderung, doch mit mir ein Tänzlein zu wagen, hochnäsig abgelehnt hatte. Der kleine Pilot konnte sich denken, daß ich die übermorgige Gelegenheit, die Dame kennenzulernen und womöglich im Fluge zu erobern, beim Schopfe packen werde. Aber ich habe den Petit im Verdacht einer „Petite": daß er mir die Mitteilung nicht aus Altruismus machte. Sicherlich wollte er der Tänzerin einen Streich spielen, die für ihre Landsleute und deren Edelvaluta viel Sympathie hat, aber den kleinen Piloten nicht bei sich landen ließ, weil ihr der Generalsekretär irgendeiner französischen Einkaufsgesellschaft noch französischer, das heißt edelvalutarischer erschien.

In der Kanzlei der Französisch-Rumänischen Luftschifffahrtsgesellschaft holte ich mir mein Billett. Mein Vermögen wechselte ich in Franken um, da jeder Passagier nur fünfzehn Kilogramm Gepäck mitnehmen darf. Um halb elf Uhr vormittags war ich mit meinem Koffer im Büro der Aérienne. Einige Pakete mit Gablonzer Ware und ein Kollo mit Briefen wurden dort abgegeben.

Im Auto der Gesellschaft fuhren wir nach Wysotschan, auf das Flugfeld von Kbell, der Direktor der Franco-Roumaine, der jeden Aeroplan abfertigt, ein Beamter, der heute in Straßburg sein muß und mit den Postpaketen in einem eigenen Flugzeug hinfährt, und meine Wenigkeit; Mademoiselle Riri hatte erklärt, direkt auf das Flugfeld zu kommen. Draußen: eine Baracke für Büro, Post, Paßabfertigung, Zollrevision, alles noch etwas primitiv. Man pickt auf meinen Koffer eine Vignette mit blau-roter, dreieckiger Flagge und den Buchstaben FRA. Darüber freue ich mich, denn es ist unendlich lange her, seit mein Koffer mit solchen papierenen Ehrenzeichen beklebt war, zur Erinnerung an schöne Reisen und schöne Stationen. Sieben magere Jahre sind vergangen (auf den Tornister hat man keine Vignetten geklebt), aber jetzt kommt hoffentlich wieder deine Zeit, mein Kofferchen, und man wird dich wieder mit bunten Zetteln schmücken!

Mademoiselle Riri und ihr Generalsekretär waren schon da. Sie trug weißen Crêpe Georgette mit einem Spitzenvolant und machte wieder ihr hochnäsiges Gesicht, als ob ich für sie Luft wäre – aber man soll die Luft nicht unterschätzen, wenn man ins Aero steigt. Ich schaute sie überhaupt nicht an, um den Generalsekretär nicht vorzeitig aufmerksam zu machen. Er brachte ihr aus der Kantine ein Glas Zitronenlimonade, und da es heiß war, hatte ich große Lust, auch eine zu trinken. Aber man hatte mir eingeschärft, zwei Stunden vor dem Start nichts mehr zu essen und nichts mehr zu trinken, und so ließ ich es sein. Unser Vehikel hatte eine zweisitzige Limousine mit gewölbtem Blechdach, in dem zwei gläserne Schiebefenster waren. Über eine angelegte Holztreppe stieg Mademoiselle Riri ein (ja richtig, sie hatte außer dem Crêpe Georgette auch lange, sehr lange weiße Seidenstrümpfe), setzte sich auf ein Stockerl und

mochte neugierig warten, wer ihr Partner sein werde. Nach einer Spannungspause schwebte ich, geradezu elastischen Schrittes, auf das Fallreep, warf oben in weitem Bogen die Zigarette weg, da man im Abteil nicht rauchen darf, und sprang neben Mademoiselle Riri in die Badewanne – wie die Pariser sagen: jako by nic.

Das Dach der Limousine wird zugeklappt, das Schiebefenster geöffnet, der Einkaufsgeneralsekretär von Riri macht ein langes Gesicht, der Pilot kurbelt an, die Dame schwenkt ihr reines Taschentuch, ich hingegen das meinige, der Propeller beginnt Krawall zu schlagen, das Flugzeug jagt über das Feld wie ein einbeiniger Storch, hebt sich in die Höhe, macht eine schöne Schleife, ich stecke meinen Kopf durchs Fenster und grüße mit leutseliger Handbewegung den Generalsekretär von Mademoiselle Riri, der Apparat schwingt sich noch höher, der Magen der Dame auch, ihre Zitronenlimonade auf meine Hosen, sie entschuldigt sich mit einer bedauernden Gebärde (denn das gesprochene Wort ist natürlich nicht zu hören), und ich wische die Limonade von meinen Hosen und von ihrem Spitzenvolant, ruhig, wie sich's für einen alten Aviatiker geziemt. (Denn ein Aviatiker – vom lateinischen avis – ist nicht bloß der Pilot, sondern jeder Passagier.)

Wir fliegen über den Holleschowitzer Hafen und haben das Glück, ihn in vollem Betriebe zu sehen, das wogende Hafenleben von der Höhe herab bewundern zu können: Es fährt nämlich gerade ein Maňásek hinaus, der Seelentränker eines Knaben in Schwimmhosen. Über Karolinenthal bis nahe zum Josefsplatz – das Repräsentationshaus sieht von oben genauso schön aus wie von unten – über die Weinberge hin. „Wär's nicht näher durch die Heinrichsgasse?" möchte ich dem Piloten zurufen, der vor der Badewanne sitzt und den wir nicht hören und nicht sehen. Er aber, er kann auch uns nicht sehen und nicht hören, Mademoiselle Riri, ist das nicht fein?

Die Schwimmschulen sind wie winzige Bilderrahmen, an einer Wand hängend, auf dem Schittkauer Wehr sind kleine gelbe Flecke; das sind Männer und Frauen im Badekostüm, und ich weiß auch, welch saubere Reden sie dort führen, und spucke entrüstet hinunter auf das Gesindel;

das Flugzeug steigt etwas höher, grüne Rechtecke, gelbe Rechtecke, von weißen Linien durchzogen, sind rechts und links von uns die Felder und Straßen hinter Zlichow; der Apparat schaukelt ein wenig, Mademoiselle Riri fällt in meine Arme, ich halte sie fest... Während der Mann am vorderen Volant – dem des Apparates – in eine kühle Höhe von etwa sechshundert Metern geht, sind wir bereits im Himmel; und als ich wieder hinunterblicke, ob wir vielleicht schon über Radlitz sind, sehe ich erstaunt die scharfkantige Kontur von – Stuttgart unter mir. Bald darauf fahren wir ein grauglitzerndes Band entlang. „C'est le Rhin", rufe ich meiner Freundin zu, ohne allzusehr schreien zu müssen, denn jetzt weiß ich, daß sie, die unten nichts von mir hören wollte, mir hier oben willig Gehör schenkt.

Zu Straßburg auf der Schanz, auf dem sogenannten Oktogon von Neuhof, schwingt sich unser Apparat wieder zur Erde nieder. Wir kriechen hinaus, ich stelle mich artig meiner Begleiterin vor, damit sie weiß, mit wem sie das Vergnügen gehabt hat. Unsere Pässe werden vidiert: „Vu à l'entrée en France par avion; Strasbourg, le 1er août; l'inspecteur de police spéciale: E. Minker." Auch Zollrevision ist, und mein Koffer kriegt noch ein Zettelchen.

Unser neuer Wagen und drei neue Passagiere warten bereits vor der Tafel, die die Windverhältnisse in Prag, Tabor, Eger und Varsovie anzeigt, und wir steigen ein. Die Limousine ist wieder Type Potez, aber bedeutend größer, für fünf Personen berechnet, und für eine sechste ist neben dem Piloten Platz, der nun auf einem erhöhten Sitze hinter uns ist. Rundfenster auf den Seiten, eine verschließbare Luke über unserem Kopf. Die Korbsessel tragen Riemen, mit denen man sich festschnallen kann, jedoch wir machen keinen Gebrauch von ihnen, sondern klettern abwechselnd auf den Aussichtsplatz neben dem „Chauffeur", zuerst natürlich Riri.

Eine Abflußöffnung ist nirgends im Boden zu sehen, auch kein Spucknapf oder etwas Ähnliches, für den Fall, daß dem Luftschiffer etwas passieren sollte, wie zum Beispiel meiner Riri mit ihrer Zitronenlimonade. Aber es passiert nichts. Ein paarmal schieben sich schwarze Wegelagerer (oder wenn man will: Wolkenlagerer) auf unsere Strecke,

wir springen über sie hinweg oder fahren mitten durch sie, es wird schnell wieder hell, Riri baumelt mit den Füßen, die andern lesen die Zeitung, der Pilot hat den kardanisch gehängten Kompaß neben sich und fährt nach O, was aber nicht Osten ist, sondern ganz im Gegenteil „Ouest". Unter uns haben Kinder Ritterburgen, Festungen und Städte aufgestellt und aus winzigen Zweigen Gärtchen dazu errichtet, Nancy, Avricourt, Frouard, Châlons, Epernay, dann sieht man in fernen Dünsten den Eiffelturm; eine Abwärtsschwingung des Apparates, ein Gleiten auf weitem Feld, ein Geruch von verbranntem Öl, ein Halten knapp vor dem Hangar der FRA in Le Bourget, dem Aërogare, dem großen Fliegerzentrum des Kontinents Europa. Ein Beamter nimmt die Flugbilletts ab, Autotaxi der Gesellschaft stehen bereit, und ich fahre mit Riri durch die Rue de Flandre, über den Boulevard Strasbourg, den Boulevard Sébastopol, versinkend in einem Wellenstrom des Lichts, durch die Rue de Rivoli – wann fuhr ich von Wysotschan ab, vor sieben Stunden oder vor sieben Jahren? –, durch das Louvre-Tor über den Place du Caroussel, Quai des Tuileries, Pont des Arts und über die glitzernde Seine durch Paris, durch Paris!!

„Ja, freilich, es sieht schon ein bisserl anders aus wie damals, als mir her'kommen san."

Herr Syrowattka wendet sich selbstzufrieden im ersten seiner beiden Waggons um, die ihm und seiner Familie Wohnung sind.

„Als mir her'kommen san – im Zwölferjahr war's, im Mai –, da haben die Leut geschimpft, in Salmannsdorf und die Neustifter auch, hier ist ein Villenviertel, haben sie geschrieben an die Stiftsverwaltung, und meine zwei beiden Waggons verschandeln die ganze Gegend, haben s' gesagt, die Teppen haben gemeint, ich werd die Waggons da stehenlassen, schwarz und schmierig, wie sie g'wesen sein ..."

„Die zwei, was am ärgsten gehetzt haben, san eh schon g'storben im Krieg", mischt sich Frau Syrowattka in die Debatte.

„Na, *du* hast z'reden! Du hast mir ja auch nicht heraufwollen, in an Waggon willst net leben, hast g'sagt, wie die Zigeuner. Aber ich hab auch schuften müssen, bevor es so zurecht worden ist."

Die Frau Syrowattka ist bei dem Vorwurf, sie sei einmal zu stolz gewesen, die Waggonvilla zu beziehen, ein wenig rot geworden, doch da ihr Gatte den Besucher auf den jetzigen Zustand verweist, erwacht in ihr die Hausfrau, und sie entschuldigt sich, wie es Hausfrauen eben tun: „Ist schon lang nicht hergerichtet worden. Mein Mann war fort im Krieg und die Buben auch, zwei sind mir invalid zurückkommen, der eine hat vierundsiebzig Splitter im Leib g'habt, die rechte Hand kann er nicht bewegen, er ist achtzig Prozent arbeitsunfähig, aber jetzt werden wir bald anfangen, das Häusl herzurichten."

Der Hausherr verrät die neuen Pläne. „Ich werd ein neues Dach machen mit ein' breiten Rand, daß mir das Regenwasser nicht die ganze Außenwand ruiniert, wann's ablauft..."

Ich schaue mir die Wohnung an. Eine Proletarierwohnung wie viele, aber mit Symptomen heraufziehender Kleinbürgerlichkeit, eine gehäkelte Decke und ein metallbeschlagenes Photographiealbum auf rundem Tisch, ein gipserner Goethe und ein ölgedruckter Kaiser Franz Joseph in goldlackiertem Rahmen, Nippesfiguren auf dem Gesims des Sofas. Der achtzigprozentige Invalide spielt mit zwei Brüdern „Angehn", die Tochter liegt bäuchlings auf dem Kanapee, den Finger in die Nase und den Kopf in einen Roman vertieft, die Mutter steht am Herd, im Anrichteschrank sind Teller und Gläser, auf dem polierten Kleiderstock hängen Beinkleider, Hemden, Unterhose und was sonst noch auf einen Kleiderstock gehört.

Wäre der Plafond nicht auffallend flach gewölbt und aus Holz mit Querrippen, wären nicht oben die typischen Lücken, man würde nicht glauben, in Waggons zu sein. Die beiden Lastwagen sind mit je einer Längswand aneinandergeschoben, eine Tür und Fenster wurden durchgebrochen, die Wände übermauert, ein Herd mitsamt Kamin eingebaut, der erste Wagen durch Bretter in Schlafkabinett und Küche geteilt, ein Keller fehlt keineswegs, das Dach sitzt oben wie auf jedem richtigen Haus, vorne ist ein Ziergärtchen mit Rosenstöcken, hinten ein Schuppen und ein Gemüse- und Obstgarten. Eigentlich sind die beiden Waggons der unwichtigste, der überflüssigste Bestandteil der Waggonvilla und haben ihre Entwicklung eher gehindert und beschränkt als gefördert. Man äußert diese Ansicht. Herr Syrowattka aber lächelt schlau. „Hätt man mich denn bauen lassen, wann ich net mit denen zwei Waggons angekommen wär? Die hätten mich schön davongejagt."

Wie sind Sie denn auf die Idee gekommen, Herr Syrowattka, sich so mir nichts, dir nichts hier anzusiedeln?

„... Wissen S', ich hab damals keine Wohnung kriegen können, und ich kann doch nicht mit der Frau und sieben Kindern im Wald schlafen, nicht? Da hab ich gehört, daß man alte Waggons kaufen kann, ausrangierte, so bin ich halt zur Staatsbahn hin und hab mir die zwei ausgesucht. Siebzig Gulden hab ich dafür gegeben, mein letztes Geld. Ich bin ein geborener Neustifter und bin zu einem Pächter in der Ratsstraße gegangen, der hat mich lange kennt, und

hab ihn gebeten, ob er mir ein Stückerl von seiner Wiesen abtreten möcht. Der hat nichts dagegen g'habt, aber wie wir hinkommen san mit dem Streifwagen, die zwaa riesigen schwarzen Kisten drauf – das Untergestell mit die Achsen und die Räder haben s' schon abgenommen gehabt in der Werkstätten und die Puffer aa – hat er net mehr wollen, der Herr Pächter. Es geht nicht, hat er g'meint, er wird den Grund jetzt verkaufen, und grad über die Wiesen soll eine neuche Eisenbahnlinie gehen, und solches Zeug hat er g'redt ..."

Na, und da hat denn der Maurer Syrowattka den Pferden, die an seiner obdachlosen Familie und an seiner zukünftigen Behausung tüchtig zu schleppen hatten, kurz entschlossen ein paar Peitschenhiebe gegeben, ist bis zum Dorotheer Wald gefahren, auf den Sommerheidenweg hinauf, wo er ein ödes Grundstück wußte (in seiner Kindheit wurde hier Braunkohle geschürft, später war ein Steinbruch da), lud die beiden Wagen ab und stellte darin seine Möbel auf, zum Gaudium der Neustifter Jugend, zum Staunen der Erwachsenen und zum Ärger der noblen Anrainer. Als er gar Miene machte, sich auf dem requirierten Boden für ewige Zeiten einzurichten, hagelte es Beschwerden der Nachbarschaft beim Grundeigentümer, dem Klosterneuburger Stift. „Sogar bei der Polizei hab'n sie mich verpfiffen, so a Gemeinheit, gegen an armen Familienvater die Polizei zu mobilisieren!" Da legte Syrowattka die Schaufel hin, zog einen Rock an, ging zu den hochwürdigen Herren und stellte sich als neuer Pächter vor. Die machten ihm Vorwürfe, daß er nicht vorher gekommen sei, aber er wandte ein, daß sie ihm den Boden ja doch nicht abgetreten hätten und daß er's „nur von wegen die Kinder" getan; weil die Stiftsherren wohl einsahen, er werde ohne öffentlichen Skandal nicht mehr fortzukriegen sein, verpachteten sie ihm das Stück Land, etwa zwölfhundert Quadratmeter, für dreißig Kronen jährlich.

„Und zwanzig Kronen müssen wir Steuer zahlen auf dem Währinger Rathaus", wirft die Gattin unwillig ein.

Es ist trotz der hohen Steuer noch immer billig. Allerdings war es Brachland, und Herr Syrowattka rühmt sich, ungefähr dreihundert Fuhren Abraum und Gestein planiert

zu haben, bevor alles so schön wurde, siebzig Obstbäume gepflanzt werden konnten. Man kann ihm das Lob nicht versagen, daß er da eine kühne Tat geleistet, beinahe eine revolutionäre. Wenn es jeder so hielte wie Sie, Herr Syrowattka, gäbe es bald keine Wohnungsnot, dann ...

„Sö, hören S' mir auf, das tät ja noch fehlen, daß da a jedes hergelaufene G'sindel hier a Häusl aufstellt. Aaner hat's mir eh schon nachmachen wollen, aber i hab an Riecher g'habt, und wie er mit sein Fuhrwerk ankommen is, hab ich die Buben um die Polizei g'schickt, er hat net abladen dürfen, den eingetepschten Personenwagen dritter Klass', wo seine Bankerten schon drin g'sessen san, und mit an Abort auf jeder Seiten."

„Schön is er wieder obig'fahrn mit sein' Scheißwaggon", lacht die Dame des Hauses, „der hat sauber g'flucht, der Kerl, haha."

Er hätte Ihnen wohl den Platz weggenommen?

„Ah na, dös grad net, er wollt ja ganz woanderst hin, zum Waldrand dort, aber man kann das doch nicht einreißen lassen, daß a jeder abgerissene Schlurf sich da sei' Buden herstellt und weiß Gott was für a Wirtschaft hermacht. Hier wohnen lauter feine Leut..."

Sie haben aber doch auch, Herr Syrowattka...?

„Ja, freilich hab i damals aa nix g'habt, aber ich hab doch mein Haus tadellos herg'richt und mach dera Gegend ka Schand, das müssen S' doch selber sagen, net? Und jetzt kommt ein tulli Dacherl mit 'n breiten Rand, dann streich ich die Fassad an, und nächstes Jahr..." Ein Schreckgespenst unterbricht die Schilderung seiner Absichten. „Wann nur net der Bolschewismus kommt, die Gaunerbande! Was glauben S'?"

Das kann man heute noch nicht sagen, Herr Syrowattka.

Frau Syrowattka sieht mich besorgt an. „Die Bolschewiken, die täten dem Kloster alles wegnehmen?"

Darauf läßt sich nichts erwidern, als daß dies wohl eine unvermeidliche Folge des Kommunismus wäre.

Die Frau (angstvoll): „Müsseten wir am End dann wieder weg von hier?"

Der Villenbesitzer schwingt wütend die Fäuste. „Dös glaub i, darauf hätt'n die a Schneid! I waaß ganz gut, was

dö wolln, an Putsch machen möchten s' und die Regierungsgewalt ergreifen und mir mein Haus wegnehmen und sich selber hereinsetzen, weiter wollen s' ja nix, die Bagasch! Aber das is *mei* Grund, *mei* Häusl, i zahl meine Steuer, sö sollen nur kommen, die Hungerleider, i werd ihnen schon heimleuchten, denen Bolschewisten!"

PISTYANER SCHWEFEL

Morgens kam ich an, Omnibusse standen vor dem Bahnhof und priesen sich den Reisenden laut an, durch lange, ungepflasterte Dorfstraßen ging der Weg. Zweifel tauchte auf: Bin ich in einer falschen Station ausgestiegen?

Ich nehme Direktion nordwärts. Soll das die Badedirektion sein? Ebenerdige Bauernhäuser, dazwischen Höfe, deren Mauern aus Korbgeflecht sind, Holzpumpen; Ochsengespanne kommen mir entgegen, mit Klee beladen oder mit Rutenholz, nicht nur die Kinder sind barfüßig, auch Männer und Frauen und Jungfrauen, welch letztere man weit müheloser erkennt als anderswo, denn sie tragen in der Mitte gescheiteltes, glattgekämmtes Haar, aber zum Unterschied von den verheirateten Frauen kein Kopftuch. Ein Friedhof hält seine Tür offen, ich trete ein, wundere mich, daß in diesem slowakischen Gebiet, das unter langjähriger Herrschaft Ungarns keine noch heute merkliche magyarische Tünche anzunehmen vermochte, drei Viertel der Grabinschriften deutsch sind. Rathaus und Kirche sind dörfisch, der abgeplattete Steinkegel, frei stehend, ist, so wahr mir Gott helfe, ein Pranger; man sieht die Klammern, an denen die Armensünder angeschmiedet werden. Zur Sicherheit frage ich einen bejahrten Bauer, was das für ein Monument ist. „Das ist der Pranger." Der Alte beruhigt mich gleich, schon längst sei der Schandpfahl nicht mehr in Verwendung, nur zum Angedenken, damit man wisse, wie böse die guten alten Zeiten waren. Ich erkundige mich bei dem Slowaken nach den Bädern. „Oh, die sind weit, sehr weit: in Teplitz." – In welchem Teplitz? Hoffentlich nicht in Teplitz-Schönau, wohin eine Schnellzugsreise mehr als einen Tag dauern würde, hoffentlich bloß in Trencsin-Teplitz, das zwar gleichfalls viele Stunden entfernt ist, doch wenigstens in der Slowakei liegt? „Nein, in Pistyan-Teplitz", erfahre ich. Bin ich nicht in Pistyan? Das schon, aber es besteht aus drei Teilen, aus Groß Pistyan, wo ich

eben bin, aus dem nur von Bauern bewohnten Pažid und aus Pistyan-Teplitz, wo die Bäder sind.

Ich kehre um, und von Zeit zu Zeit frage ich nach dem Wege. In der Nähe des Parks sind bereits Geschäfte städtischen Charakters. Kurgäste nahen. Die rheumatismuskranken Herren reden sich, wie die kahlköpfigen, gerne ein, ihr Übel sei sozusagen das Zeugnis für reichlich genossenes Leben, für ausdauernden Fleiß und minder entsprechende Sitten, jedoch nur allzu viele holten sich ihr Rheuma im Feld, also als sie solid waren, und ihre Glatzen im Gefangenenlager, wo es keine Frauen gab. Der flachsblonde Bursch mit der breiten Sattelnase, der auf zwei Krücken humpelt, hat sein Gebrechen schwerlich vom Sumpfen, eher von einem Sumpf in der Matschwa, von der Feldwache. In zweirädriger Sänfte zieht man einen verrunzelten Mann vorüber, mit kraftvoller Nase und kraftloser Unterlippe, ich kenne ihn: in feuchtem, stickigem Kellerlokal verkaufte er jahrzehntelang Roßhaar, bis sein jüngster Sohn mit Luftgeschäften so viel verdiente, um den im luftlosen Geschäfte zum Krüppel gewordenen Vater in die Thermen schicken zu können. Ein Slowak mit weißem Haar und zwei Stöcken ist kaum mit jenem alten Slowaken aus dem „Rastelbinder" identisch, der die Frage, was besser sei, ob Schnaps oder Tabak, mit dem Lied beantwortet: „Ein Hubičku vom Mädličku ..." Die auffallende Dame hat gesunde Beine, wenigstens bis zu den Knien, wovon sich jeder überzeugen kann, da ihr Rock noch kürzer ist, als die Mode vorschreibt. Sicherlich kam sie nicht her, um sich vom Badediener die Kur machen zu lassen wie die anderen. Im Gespräch stelle ich fest, daß sie Ungarin ist, sie trägt einen Ehering. „Gnädigste begleiten den Herrn Gemahl?" – „Mein Mann nit Pistyan", erwidert sie, was ich zuerst mißverstehe. Sie sei nur wegen der guten Luft hier, die reich an Mineralien ist. „Schwefel", bemerke ich, und sie nickt. Und sie spielt so gern Roulett, und, joj, tanzt sie gern Foxtrott, und die Bar im Kursalon ist wunderbar eingerichtet, so was gibt's nicht einmal in Budapest, die Séparées: igozán gyönöry, jetzt ist freilich noch nichts los, die „izé", die Hochsaison, ist erst im Juni, da kommen die Kavaliere ... Ich versichere, daß ich keiner bin, worauf sie sich verab-

schiedet, weil sie gerade in einem Geschäft etwas zu besorgen hat.

Im Kurpark sitzen auch noch keine Kavaliere, sondern zumeist Heilungsbedürftige und Slowaken und Slowakinnen, die mit dem Munde zu hören scheinen.

Immerfort begegne ich schwarzen Sänften, jede von einem slowakischen Kuli gezogen; selbiges Vehikel, hierorts „Infanterist" geheißen, dient dazu, die schweren Patienten in das Bad und aus dem Bad zu transportieren. Allerdings, wer im Thermia-Palace wohnt, in dem modernen Hotel, den hebt der Lift direkt aus der Schlammkammer ins Hotelzimmer, vorausgesetzt, daß der Aufzug funktioniert. Dies ist allerdings selten der Fall, und die Fremden halten das Wort „Nejezdi" („Fährt nicht") für die tschechische Übersetzung von „Lift".

Eine Betonbrücke führt über die Waag, aus der morgens Schwefelschwaden steigen und die seicht ist um diese Jahreszeit, aber von klarem, reißendem Wasser und nachmittags voll von Schwimmern. Am anderen Brückenende baden die Kranken auf der Insel, wo die Quellen und die Bäder sind und die Gasthöfe. Das neue Riesenhotel ist ein Lagunenbau, errichtet auf Pfeilern aus Gußmörtel; sie einzurammen war schwer, ein Kampf gegen Strahlen beinahe siedenden Wassers, das überall emporschoß. Daneben das Irmabad, eine hochgewölbte Rotunde mit Schamottewänden und Goldleisten und ohne Fundament: Im Bassin steht man auf natürlich aufgeschwemmtem Schlamm inmitten des aschgrauen, heißen, schwefligen Wassers. Allerdings, es wird nicht so heiß gebadet, wie's gekocht wird, die Pistyaner Quellen müssen um vierzehn Grad abgekühlt werden, bevor man sie in die Bäder pumpt. Auf Gartenbänken sitzen die Kurgäste und lassen sich von der Sonne bestrahlen, die freigebiger ist als der Badediener. Der macht die Schlammpackungen nur an jenen Stellen des Körpers, die der Arzt auf der im Ordinationsbuch vorgedruckten Zeichnung eines nackten Menschen rot angestrichen hat.

Die Patienten sind zumeist schwerer krank als die von Trencsin-Teplitz, der Konkurrenz. Ein Wiener, der seit zehn Jahren nach Trencsin-Teplitz zur Kur geht, geriet am Sonntag mit einem alten Stammgast von Pistyan in Streit.

Anfangs lobte jeder sein Bad, wie jeder der deutschen Fürsten im Uhlandschen Gedicht sein Land rühmt, aber in der Hitze der Diskussion wurden sie aggressiv, und der weitere Verlauf glich nicht mehr der Ballade, sondern jener Novelle aus den Daudetschen „Lettres de mon moulin", wo die Bürger zweier Wallfahrtsorte einander in die Haare fahren und jeder die Mutter Gottes des anderen verhöhnt, beschimpft und beschuldigt. Der Pistyaner machte sich mit der Temperatur von 67 Grad seiner Quellen patzig und lachte geringschätzig über die 36 Grad „heißen" Quellen von Trencsin-Teplitz. „Hehe", blieb ihm der Trencsin-Teplitzer aus Wien die Antwort nicht schuldig, „ihr müßt sie auch abkühlen, bevor sie ins Bad fließen, sonst verbrüht sich der Kranke den Toches! Dabei geht die ganze Radioaktivität flöten, und es bleibt nur gewöhnliches heißes Wasser, da kann ich ja gleich in eine Teekanne steigen. Bei uns entspringt die Quelle im Bad." – „Und der Schlamm? Den haben wir im Bassin, bei euch muß ihn der Badewärter im Rückenkorb erst von draußen holen..." Schließlich warf der eine dem andern vor, in dessen Kurort komme man mit dem Čakan und verlasse ihn auf Krücken. Damit hat es folgende Bewandtnis: In den Bädern von Slowensko trägt der Gesunde den landesüblichen Spazierstock mit hölzernem bemaltem Griff von der Form eines Beiles. Schon der berühmteste Trencsiner, der Anno 1713 gehängte Räuberhauptmann Juro Janošik, hatte einen solchen Čakan, und in den Bauernhütten sieht man den sagenhaften Rebellen abgebildet, wie er, die Beine gekreuzt, über ein Lagerfeuer springt, mit dem Terzerol in seiner Rechten die Krone eines Baumes herunterschießend und mit dem Čakan in der Linken die Krone eines anderen hohen Tannenbaumes abhackend. Diese Stöcke tragen also die Sommergäste, auch wenn sie nicht Räuberhauptmänner sind und sich keine derartigen Sprünge leisten dürfen. Die Kranken schleppen sich auf Krücken, da man hauptsächlich Gicht, Rheumatismus und Ischias abzugeben wünscht. Und die im obigen Disput gefallene Bemerkung, man könne hier zum Krüppel werden, ist blödsinnig. Ich habe in Pistyan mehr als einen getroffen, der vor kurzem im Rollwagen geschoben wurde und jetzt selber schiebt, daß es nur eine Art hat.

In Trencsin-Teplitz ist die Wirkung noch augenfälliger, dort ist auf der Kolonnade der Raum zwischen Glaswand und Holzdach seltsam gerippt, von Krücken, welche von den geheilten Kurgästen zurückgelassen wurden, erstens aus Dankbarkeit, zweitens zum Andenken, drittens, weil sie sie nicht mehr brauchten, und viertens, weil es nichts kostete; auf einem Karton sind Namen und Adresse des Spenders verzeichnet, man zählt über fünfhundert Stück, ein ganzes Zeughaus von Gummistöcken, Holzbeinen, Stelzen und Doppelkrücken mit umpolsterter Stütze.

Im Bassin baden beide Geschlechter, doch ist die Mitte des Spiegels, ohne irgendwie bezeichnet zu sein, ein scharfer Trennungsstrich. Die reinliche Scheidung entstand wohl ähnlich wie nach jenem Experiment, mit dem man scharfsinnig das Vorhandensein des Gedächtnisses bei Fischen festgestellt hat: Man teilte ein geräumiges Aquarium durch eine senkrechte Glasplatte ab und brachte auf der einen Seite Forellen, Goldfische und dergleichen unter, die fröhlich umherschwammen und hierbei ein wenig an der Glaswand anschlugen. In die andere Hälfte ließ man Hechte ein, die schossen sofort gegen die Forellen los, stießen aber mit dem Kopf so heftig gegen die Glasplatte, daß sie – bekanntlich das Zeichen höchsten Schmerzes bei den Fischen – mit den Schwanzflossen herumschlugen. Nun nahm man die Glasscheibe weg, die Hechte kamen nie über die Mitte, Beute zu holen, sie vermuteten die Wand dazwischen. Vielleicht hat sich auch einst im Bassin ein Mann auf die gegenüberliegende Seite zu stürzen versucht und dann (siehe oben) mit den Flossen herumschlagen müssen, und seit jener Zeit überschreitet niemand die Grenze. Man schaut distanziert die Frauen an, wie sie auf der Quelle stehen, die auf der Oberfläche Blasen wirft, in einem Wasser, das grau ist und undurchsichtig. Nur am Strich kann man miteinander sprechen.

Wenn Essenszeit ist, hinken alle Gäste Pistyans zum Diner, unterwegs fegen ihnen die von je einem barfüßigen Slowaken begleiteten Ochsenkarren Staubwolken ins Gesicht.

Ich entfliehe dem Staub und steige zur Ruine Čachtice hinauf, die Csethe hieß, als Gräfin Elisabeth Bathyory oben wohnte, ein Schrecken aller Jungfrauen im weiten Umkreis.

Aus den Gerichtsakten geht hervor, unter welch teuflischen Vorwänden sie Mädchen ins Schloß locken ließ und wie sie sie zu Tode folterte. Die Protokolle geben nicht an, wie viele diesem weiblichen Gilles de Rais zum Opfer gefallen sind, man konnte bloß sechshundert Namen der Ermordeten feststellen. Sie marterte aus Sadismus, und sie tötete, um in Jungfrauenblut baden und dadurch schön bleiben zu können. Dieses Rezept der Poppina Sabina half sicherlich, denn bei jeder Kur ist vor allem der Glaube wichtig, ob man nun in Jungfrauenblut badet oder in Schlamm und Schwefel.

DIE DAME IN TROUVILLE

Ende August

Bedaure, Paris ist momentan nicht zu Hause. Jeder Pariser, männlichen und weiblichen Geschlechts, hat die Stadt den Fremden überlassen. Die ziehen in Rudeln durch Louvre, Notre-Dame und zur Sainte-Chapelle und nehmen mit Entrüstungsrufen die Mitteilung des Fremdenführers auf, daß man während des Krieges die Skulpturen durch Planken und Sandsäcke schützen mußte, weil es die Bomben der Boches gerade auf Kunstwerke abgesehen hatten. Sie riskieren ein Aug für die Exhibition von sechshundert Mädchen in den Folies-Bergère und halten die Eindeutigkeiten der Possen im Théâtre Cluny für französischen Umgangston, obwohl hier nicht einmal ein Mädchen der guten Gesellschaft so etwas in den Mund nehmen würde. Oder sie begeistern sich die vorgeschriebenen drei Minuten lang am enigmatischen Lächeln der Mona Lisa im Louvre. Oder sie fahren abends in Cookschen Mailcoachs gruselnd über den Montmartre und durch die Battignolles und fürchten in jedem braven Spießer einen Apachen. Allerdings in der inneren Stadt und in der Gegend um den Place de l'Etoile würden sie keinem Pariser begegnen. Es ist wie bei Uhland:

Man muß im Lande streifen,
Wenn man ihn fahen will,
Man muß ihn tapfer greifen . . .

Zum Beispiel in Trouville. (Die letzte Zeile reimt sich noch auf die vorigen, ist aber nicht mehr von Uhland.) So, wie es in Österreich als nobel galt, nach Ischl zu gehen, wo der Kaiser war, ist auch Trouville gesellschaftliche Verpflichtung für alle, die noch Wert darauf legen müssen, zu Tout-Paris gezählt zu werden. Ob diese Mode ihren Ursprung auch in der Kaiserzeit hat, ob sie damit zusammenhängt, daß hier am Ärmelkanal Louis-Philippe im Februar 1848 sprungbereit Atem holte, bevor er nach England schwamm,

und daß Fürst Murat und Kaiserin Eugènie und Thiers und MacMahon Trouviller Badegäste waren, ist schwer zu sagen. Wahrscheinlicher ist aber, daß man sich hier ein Stelldichein gab, weil man in der Normandie inmitten des sprichwörtlich schlichten Kernvolkes von Frankreich sein wollte und doch noch am Ufer der Seine, der vielbesungenen, die in Paris so gar nichts Poetisches hat. Aber von biederen Normannen ist, selbst wenn man sich auf den Leuchtturm stellt, nichts zu erblicken, und der Pariser wird die Seine schwer erkennen, die er in Paris so seicht und schlank verlassen hat und die nun in ungeheure Breite gegangen ist, ein einziger Busen, von Trouville bis Havre reichend.

Vom Meer machen die Trouviller Badegäste keinen Gebrauch. Am Strand sitzen hier und da Familien auf Gartenstühlen unter schreiend rotem Riesenschirm, der sich in ein Zelt verwandeln läßt. Die Gartenhäuschen fehlen, in denen man auf der anderen Seite des Kanals, bei Bornemouth oder Folkstone, zur Tafelmusik der Wellen im Badekostüm die Mahlzeiten einnehmen und sogar schlafen kann. In Trouville gibt es nicht einmal Strandkörbe und keine Liegestühle, auch nicht die splitternackten Miniaturbaumeister der Nordseebäder, die aus Sand riesige Ritterburgen bauen; der Sand ist hier zu dünn, kein Baumaterial, und die Kinder von Trouville müssen sich damit begnügen, in gestreiften Seidenjacken und schön gekämmt, ihre Drachen steigen zu lassen. Aber, du lieber Himmel, es sind keineswegs die wunderbar plumpen Drachen unserer Jugend, die wir uns selbst geschaffen hatten, einen Rohrstab um vier Kreuzer, genannt „Rakoska", umbiegend und zwei Latten an ihren Enden befestigend, mit blauem oder rotem Papier beklebt, eine Schnur mit eingebundenen Papieren als Schwanz angehängt, zusammengeknüpfter Strick als Leitseil um eine Spule gewunden. Nein, diese im Warenhaus „Galleries de Trouville" fertig gekauften Drachen sind ganz anderer Art, sie stellen einen Aeroplan oder einen Vogel oder einen Zeppelin vor, und der Knabe hat eine Doppelwinde mit ach! unzerreißbarer Schnur in der Hand. Die porzellanenen, emaillierten oder baumkuchenartigen Nippsachen, die den Rahmen des Meeres bedecken, beachtet keines der feinen Trouviller Badekinder, denn sie sind alle sehr gescheit und wissen, daß

das weder Email noch Porzellan, noch Konfekt ist, sondern schäbige Natur, ganz gewöhnliche Muscheln.

Ein Familienbad existiert nicht, auch in den heißesten Wochen lebt kein Menschengewühl am Strand. Der Ankleideraum der Herren ist von jenem der Damen etwa hundert Schritte entfernt, und man kann einander im Wasser oder am Strande treffen; aber die Narren, die in den Badeort um des Badens willen kamen, sind an den Fingern und Zehen abzuzählen. Einige Gruppen von Badegästen schauen interessiert diesen Masochisten zu, denen es anscheinend wohltut, sich von den Wellen prügeln zu lassen.

Die meisten Leute kriegen, wenn ihre Fenster nicht nach der Nordseite liegen, das Meer fast gar nicht zu Gesicht. Am Vormittag führen sie zwar ihre Toiletten äußerln und wagen sich von der Rue de Paris bis auf den Chemin des Planches vor, der von einer Halbinsel mit muschelbedeckten schwarzen Steinen entlang dem Strand bis zum städtischen Kasino verläuft, aber dieser mit Brettern belegte Promenadenweg ist von Pavillons, Cafés und Kiosken so eingezäunt, daß man die See nicht sieht, und schreiende Camelots sorgen dafür, daß „Le Matin", „Intransigeant", „Le Jockey" und „L'Avenir" den Wellenschlag übertönen. Hier trifft sich die halbe Monde und die ganze, und man sieht Frauen in gestrickten, gehäkelten, seidenen Jumpern und orangeroten, zitronengelben, goldfarbenen und hellvioletten schwarzgeäderten Kleidern. Krapprot haben die Damen auf den Lippen, Zinnober auf den Wangen, Karmin auf den Fingernägeln und überdies auf dem Nagel des kleinen Fingers einen Brillantring, der durch ein Kettchen mit einem gewöhnlichen Ring verbunden ist, von den Ohren baumeln je zwei konzentrische Kreise aus Silber oder Zelluloid. Die Waden sind nackt, und die Füße stecken in weißen Strandschuhen, das ist vielleicht nicht elegant, aber man ist doch auf dem Lande, an der See, in der Normandie, nicht wahr? Im Kasinogarten, beim Bal apéritif du matin, tanzen die Herren und die nacktbeinigen Damen den Shimmy zum Klang der Jazzband. Der Kapellmeister klatscht mit Kopf, Kinn, Nase, Knie, Fuß, Ellenbogen und Steiß auf das Tamburin, der Neger an der bemalten Trommel tritt Pedale, die auf Pauken und Bratschen und Tschinellen schlagen, quetscht

eine Autohupe, schleudert Glocken, dreht die Ratsche, brüllt kannibalische Laute ins Megaphon, und dazu schütteln die Pariser und Pariserinnen ihre Skelette, lassen ihre Nabel rotieren. Es gibt keinen schlechten Tänzer, keine schlechte Tänzerin, etliche Frauen sind ausgesprochen hübsch, aber keine erzeugt die wünschenswerte Illusion von Widerstandsfähigkeit, keine lockt zur Aufwendung von Mühe, und keine gleicht jenen auch nackt noch Damen bleibenden Dianastatuen der Renaissance. Die übertriebene Schminke hat soviel Sinn wie jede Mode, vielleicht sogar noch mehr, sie ist Überbetonung, Karikatur, das störend strumpflose Bein mag den ersten Schritt wagen zur Primitivität der Frauenkleidung, der Similischmuck dazu dienen, den Gegensatz zwischen armen und reichen Frauen zu mildern. Man ist in Deauville und Trouville der Mode voraus, aber abstrahiert man die Aufmachung, sind diese Frauen ein vulgärer Typus, den man von überallher kennt. Bloß eine, eine ist da, mit dunklen Kugeln unter gewölbten Wimpern und schmalem Elfenbeinoval des Gesichts unter blauschwarzem Haar, schlank in weiß gestricktem Sweater, die Pariserin, die überlegen Dame bleibt, wenn sie auch nacktbeinig ihren Shimmy vor Niggern tanzen muß, wie einst in Tagen der Sklaverei Negerweiber den Weißen vortanzen mußten . . .

Der Nachmittag von Trouville gehört dem Spieltisch im Kasino, doch versammelt er nicht Spieler, sondern nur Habgierige und gesellschaftlich Verpflichtete, sie schauen nervös, geldgeil und vergeblich bemüht, Nachlässigkeit zu mimen, dem Ball nach, der unschlüssig schwankt, auf welcher Ziffer er halten soll. Wer Geld verliert, verliert die Geduld, schmeißt die letzten Jetons in eines der Felder und springt ärgerlich auf, gewinnt eine von den acht anderen Nummern. So steckt schließlich die Bank alles ein. Hier, bei den „kleinen Pferdchen", ist man anders angezogen als vormittags: die Frauen tragen Seidenstrümpfe und Schuhe und den Rock, der nach Paquins diesjähriger Adjustierungsvorschrift genau zehn Zentimeter über dem Knöchel enden muß, und Brillanten im Ohr, und die Herren Cutaways, und alle Gesichter sind die internationaler Prostitués. Hat jemand ein paar Runden lang Glück gehabt, mag er fremd und abweisend sein, die exklusivsten Damen legen ihre Jetons neben

seine und bandeln an. Allerdings – das dunkeläugige, schwarzumrahmte Elfenbeinoval der schlanken Pariserin streift den Gewinner mit keinem Blick, und ruhig setzt sie, wenn ihm auch zehnmal die Trois gekommen ist, ihre Spielmarken weiter auf Huit und Pair.

Unten im Meer bitten die Wellen laut um Beachtung, lärmen und drehen Pirouetten – ihr Tanz und ihre Melodie sind veraltet, kein Shimmy ist's und keine Jazzband, sie locken keine Seele vom Spieltisch, keine vom Absinth oder vom Sherry-Flip und keine vom Dancing. Man kam nicht zum Vergnügen nach Trouville, muß in Eile heim, die Dinerzeit naht, das ärmellose Abendkleid ist anzulegen, die Ceinture aus Jet unter die Taille zu schnallen, der große Straußfedernhut aufzusetzen, nachdem man sich mit anderen Farben bemalt und mit Abendpuder gefirnißt hat. Noch so viel zu tun heute: Theater, Preistanzen, Varieté; und morgen Pferderennen in Deauville und Golfmatch, übermorgen Regatta und Taubenschießen.

Widersteht man dem Rufe der Plakate und schlendert gegen Deauville, wo an der Digue Magnolien und Rosen in Beeten blühen und langgestrecktes Dünengras ringsumher vibriert, dann sieht man die Sonne zu Bett gehen; Himmel und Meer als Tuch benutzend, wischt sie ihre heißrote Schminke von Lippen und Wangen, streut nachlässig ihren Schmuck auf den Boudoirtisch und verlöscht das Licht. Alles erscheint graublau, bis auf die Fenster des Kasinos und der Villen, das blinzelnde Auge des Leuchtturms und die weißen Agraffen der Wellen. Niemand ist hier, man fühlt die Unendlichkeit, die Einsamkeit, erlebt den Begriff „Atlantischer Ozean". Die Wogen, die am weitesten sprangen, haben ihre Rekordleistung markiert, indem sie die mitgebrachten Girlanden von Tang an die Auffallstellen legten, und nun verläuft parallel zu den beweglichen Zacken des Meeres noch eine Kontur aus aufgeschwemmtem, schleimigem Schilf. Innerhalb dieser beiden Wellenlinien gleitet man wie auf einem Läufer zwischen den Elementen, kein Steinchen, kein Muschelchen, kein Schaumknollen blieb, bloß dünner, hingehauchter, feuchter Sand. Ein Schritt nach rechts, von wo Zungen aus Wasser lockend den Fuß streicheln, „komm" – und man ist nicht mehr, niemand weiß, wohin man ver-

schwand. Niemand? Zwei Menschen erscheinen, die Pariserin, die blauschwarz-dunkeläugig-elfenbeinfarbene Frau, die schöne Frau aus Trouville. Sie hat die Gesellschaft verlassen, das Spiel und den Tanz, sie sucht die Natur ... Ihr Gatte, oder ist es ihr Freund, begleitet sie, vier, fünf Schritte entfernt, als Schutz, nicht um sie zu stören. Vorüber schwebt sie, so nahe, man spürt ihren Duft, aber ihre Augen streifen den einsamen Bewunderer mit keinem Blick ... Da fällt ihr Täschchen zu Boden, man springt hinzu, reicht es ihr, sie nickt königlich mit ihrer schwarzen Krone und sagt leise: „To čumiš, Egonku, vid'?", was, aus dem Prager Vorstadttschechisch übertragen, ungefähr bedeutet: „Da guckst du, Egonchen, was?"

„HANDELN MIT ALTE KLEIDER...“

Man tut gut, beim ersten Besuch der Kleiderbörse, des Cafés Pollitzer, einige alte Monturen in der Hand zu tragen, um nicht höchst mißtrauisch gemustert zu werden, und in den hinteren Korridor, wo sozusagen der Schranken ist, wage man sich gar nicht, denn trotz der über den Arm gelegten Garderobe ist man Außenseiter. Es schadet nichts, ein Außenseiter zu sein, im Gegenteil, es nützt, wenn nicht beim Verkaufsabschluß, so doch beim Anknüpfen von Geschäftsbeziehungen.

Dunst lagert unter den niedrigen Wölbungen des Lokals, dessen eine Ecke als Küche eingerichtet ist, Menschen stehen umher, den Hut auf dem Kopf, und diskurieren lebhaft. Bevor man sich gesetzt hat, bevor man seinen „Schwarzen“ bestellt, sind Figuren herangehuscht, haben einen Kreis formiert, halten den Ankömmling an einem Knopf des Rockes fest, den er anhat, oder an einem der Uniformbluse, die, kragenabwärts, auf dem Unterarm hängt. Einige befingerln stoffprüfend seine Hose.

Die Gestikulationen der Gestalten, die man vorher nur gesehen, werden also fühlbar, und allmählich materialisieren sich sogar Physiognomien. Aber Mimik und Gebärdenspiel geben wenig Aufschluß. Wer kann sagen, ob jener Mann, der die Qualität der angebotenen Ware mit mißbilligendem Kopfschütteln negiert, solches nicht bloß deshalb tut, um die Ansprüche des Verkäufers hinabzuschrauben, ob nicht gerade er innerlich am entzücktesten über den Stoff ist und den höchsten Preis nennen wird? Ist sein Antagonist, der den offerierten Rucksack mit hochgezogenen Augenbrauen bewundernd mißt, ein Gurgelabschneider, der nichts bezahlt?

Man erkläre, bloß mit Meisterschitz verhandeln zu wollen, mit dem Mann, der seinen Namen nannte: „Ich heiße Meisterschitz.“ Warum gerade mit ihm? Weil man froh sein muß, sich in dieser herandrängenden Flut von Bewerbern

an einem Namen verankern zu können. Darum tue man, als ob der Vorsatz, ausschließlich mit Meisterschitz in Geschäftsverbindung zu treten, seit langem gefaßt, sozusagen ein Wunschtraum aus der Jugendzeit sei.

O weh, nun ist man dem Herrn Meisterschitz mit Haut und Haar, mit Schafwolle und Baumwolle verfallen. Die dunkelblaue Paradebluse, in der Helene dich so gerne sah, bevor sie dich ohne sie noch lieber sah, die dunkelblaue Paradebluse – nein, sie gefällt dem Herrn Meisterschitz bedeutend weniger, als sie Helene gefiel. Vergeblich, darauf hinzuweisen, daß sie fast gar nicht getragen wurde, vergeblich, den feinen Kammgarn, Brünner Ware, zu loben. Der Käufer gibt es zu, alles schön und gut, gewiß, aber ich bitt Sie, wer braucht schon heutzutage eine dunkle Offiziersbluse, wer gibt für so etwas Geld aus, und es ist komplett unmöglich, einen Rock daraus zu machen.

Diesen Argumenten kann man sich nicht verschließen. Dagegen ist es nicht verwehrt, dem Gegner die Frage vorzulegen, wozu er die Bluse denn überhaupt erstehen will. Daß er sie erstehen will, ist evident, und seine Skepsis soll nur den Preis drücken. „Weshalb wollen Sie die Bluse, Herr Meisterschitz, wenn Sie nichts mit ihr anzufangen wissen?" – „Na, es kann vorkommen, tommer doch, daß jemand ein blaues Sakko hat und eine Weste dazu braucht. Aus der Bluse da" (welch ein verächtlicher Seitenblick trifft mein schönstes Uniformstück!) „könnt man zur Not" (der Tonfall drückt aus, daß es schon äußerste Not sein müßte) „ein Gilet zurechtschneidern."

Das lasse man sich von Herrn Meisterschitz nicht einreden. Der wird doch kein Kleidungsstück daraufhin kaufen, weil zufällig einmal jemand ein blaues Sakko besitzen könnte und zufällig keine Weste und zufällig doch eine haben möchte und zufällig gerade zu Meisterschitz kommt, zu einem von tausend Wiener Trödlern! Steige man ihm nur auf die Kappen, und vielleicht wird er eingestehen, daß er die Blusen an Mützenmacher liefert, die daraus Kappen schneiden. Aber mehr als zehn Kronen ist Meisterschitz, wie er schwört, nicht imstande zu bezahlen, so wahr er lebt, für beide Blusen zusammen zehn Kronen, weil nämlich die dunkelblaue effektiv nichts wert ist, hingegen die feldgraue

noch hundertmal weniger. Ist sie doch eine „umgehaute" Bluse, aus einer ärarischen verfertigt, also Staatseigentum, und die kann ihm die Polizei mir nichts, dir nichts konfiszieren. „Erst vor ein paar Tagen hat mir die Streifung stante pede um zweihundert Kronen Ware weggenommen, da, in dem offenen Kaffeehaus, hab ich das nötig? Ich kauf solche Sachen überhaupt nicht mehr." Er hat das gewiß nicht nötig und kauft solche Sachen überhaupt nicht mehr und gibt zehn Kronen für die zwei Blusen.

Die schwarzen Beinkleider erzielen höhere Preise, denn die werden nicht zu Gilets zerschnitten, nicht zu Mützen, das Ärar hat kein Anrecht auf sie, und man kann sie tragen, wie sie sind. „Man kann sie tragen, wie sie sind?" lacht Herr Meisterschitz. „Sehr gut! Und die Passepoils?" Er rechnet aus, was die Beseitigung der Borte kostet – ein bürgerliches Vermögen, wer hätte das gedacht, man ist erstaunt, läßt sich's aber durchaus nicht anmerken, sondern lächelt ironisch und erhält dann dreißig Kronen. Für den Rucksack zehn.

Nun ist man ohne Sachwert, allein, kein Mensch kümmert sich um einen, selbst Meisterschitz ist im Nebel des Lokals verschwunden. Jetzt erst liest man die Tafel an der Wand: „Handeln mit alte Kleider ist in den Lokal *strengstens* verboten." Also hat man ein Verbot überschritten, ehe man es kannte, und fürchtet, nachträglich die Gefahr abschätzend, das Ende des Reiters über den Bodensee zu nehmen. Allmählich aber besinnt man sich, draußen vor dem Café andere Inschriften gesehen zu haben, und erkennt, daß sie nicht so wörtlich genommen werden wollen. Zum Beispiel: „Hier liegen alle Wiener Tagesblätter auf." Wo? Nur zwei oder drei leere Zeitungsrahmen hängen an den Haken, von keiner Zeitung eine Spur, wer hätte auch Muße, zu lesen? Jeder kommt mit Kleidern, Wäschestücken, setzt sich gar nicht, tritt zu Gleichgesinnten. Frauen haben große Pelerinen, unter denen Pakete und Markttaschen sind, manche bringen zusammengebundene Schuhe, Stiefel, Galoschen mit, einer trägt so viele Hüte in der Hand, daß er damit nicht nur durch das ganze Land kommen müßte, sondern durch ganz Europa.

Eine Dame, brav, ernst, mit englischem Schnurrbart, gibt einem sommersprossigen Jüngling Kopfstücke und Ohrfeigen rechts und links, daß es kracht. Anticipando. Erst nach-

her möchte sie von ihrem Sohn erfahren, weshalb sie ihn geschlagen hat. Kreischend wiederholt sie immerfort: „Was du verkauft hast, will ich wissen!" Quart. – „Nichts, Mutter, so soll ich leben . . ." Er duckt sich. – „Kaffee bist du trinken gegangen?!" Prim. „Ausgerechnet hierher?!" Terz. „Das ganze Lager schleppst du mir weg, du Ganeff." Rückschneidpatsch.

Ein Gast tritt ein und ruft, noch bevor er die Tür hinter sich offengelassen hat, ins Lokal: „Zwei Zickeln!" Man halte das und ähnliche Ausrufe nicht für Worte der Begrüßung, sie sind es nicht, sondern Ankündigungen dessen, was man zu verkaufen hat. Der letzte eben: zwei Zickeln. Er zieht sie aus einem Sack, sie sind tot, aber Fleisch und Fell finden angeregte Beurteiler.

Im Korridor ist Wäschemarkt. Leintücher werden mit Armen und mit der Elle gemessen, Taschentücher zwischen Fingern abgetastet, Damenhöschen gegen das Licht gehoben, Nachthemden von oben und unten angeschaut, nein, dieses Kaffeehaus gleicht nicht allen anderen Kaffeehäusern der Leopoldstadt, ein Greis läßt einen Ballen von seinem Rücken auf den Fußboden fallen und breitet den Inhalt aus, zehn verschlissene, schwarz-blau gestreifte Fußballhemden mit einem Kricketabzeichen, ein durchlöcherter Sweater und Käppis, die Gäste wenden sich ab von diesen Fetzen, sic transit gloria mundi, ein Männchen im Astrachanmantel kommt, die Ärmel reichen weit über seine Hände, der Saum schleppt, der kleine Mann will aber den großen Pelz auch gar nicht behalten, er zieht ihn aus, streckt ihn in die Höhe, bis zu der Tafel „Handeln mit alte Kleider ist in den Lokal *strengstens* verboten", und ein Ring begutachtender Hände schließt sich um das Objekt.

ZÜRCHER ZUCHTHAUS

Der Weg dorthin

Um so mehr, als es wegen seiner Anlage, seiner Organisation und seiner Erfolge (beinahe keine Rückfälligen!) in der kriminalistischen Welt bekannt,

um so mehr, als der Justizchef der Züricher Regierung gleichzeitig Zeitungswesen an der Universität lehrt, also ein Mann der Öffentlichkeit,

um so mehr, als über diese Landschaft ein freigebiger Himmel gebreitet ist –

um so mehr darf man wohl hoffen, hier weniger von jenem fürchterlichen Grauen befallen zu werden, unter dessen Bann jeder Zuchthausbesucher steht, der daran denkt, was Jahre im menschlichen Leben bedeuten, daß all unser Wissen von den treibenden Kräften gleich Null ist, daß es auch ein Verbrechen am Verbrecher gibt.

Im Eisenbahnzug fahren Touristen, die vom Rigi sprechen und vom Pilatus (vom Berg selbstverständlich, nicht von jenem Richter, der zum Tode verurteilte und seine Hände in Unschuld wusch) und sich freuen, in zwei Stunden in Sankt Gallen zu sein. Man steigt in Regensdorf aus, der große Bau links abseits der Bauernhäuschen ist hell, nur steht unfreundlich in seiner Architektur ein breites Eisentor und über dem Portal die Aufschrift: „Kantonale Strafanstalt".

Ein Verkehrsturm im Zuchthaus

Das Gebäude ist in Kreuzform errichtet, panoptisch, jeder der vier Kreuzflügel vom Mittelpunkt aus genau zu überblicken. Einer dient der Verwaltung, der Kirche und den Bädern, in den drei anderen leben die Sträflinge in Arbeitsräumen, in Tagzellen, wenn sie Einzelhaft haben, und in Nachtzellen. Vier Stockwerke haben die Zellenflügel, und

jeden Schritt, den man auf diesen Galerien macht, sieht der Mann in der Mitte. Der ist auf seinen Turm hingestellt wie der Verkehrspolizist auf dem Potsdamer Platz in Berlin. Eine eiserne Fachwerksäule von achteckiger Grundform, zweieinhalb Meter im Durchmesser, ragt als Postament über die Etagen empor und trägt die Plattform. Von dort lugt der Kontrolleur auf das Gewimmel rechts und links und vorne, er lugt in jede Sekunde der vielen hundert Lebensläufe, die sich hier jahrelang, lebenslänglich begeben. Er ist allein und doch kein einzelner, ein Fingerdruck, und Sukkurs ist da: Auf der Tischplatte vor ihm sind Alarmwerke und Telefone nach den Direktions- und Verwaltungsräumen, nach den Arbeitssälen, den Pförtnern und den Angestelltenwohnungen innerhalb und außerhalb der Anstalt und von abends bis morgens auch die Umschaltestation für den externen Telefonverkehr. Selbst wenn der Sträfling bei Nacht in seiner Zelle liegt, endlich entronnen dem Blick auf dem Semaphor, nur ein Weg bleibt ihm, Hilfe zu suchen, sobald ihn Krampf oder Krankheit packt: er kann die Notglocke ziehen, und die Nummer seines Kerkers springt auf dem Läutewerk des Turmes empor, vor den beiden strengen Augen, die um die Nöte seines Tages wissen und nun auch die Qualen seiner Nacht erfahren.

Leben der Gefangenen

Es gab hier schon Bestände von dreihundertfünfzig Sträflingen, und für noch mehr haben die Kreuzgewölbe Platz. Jetzt sind es zweihundertachtzig; die bedingte Verurteilung, die Ausweisung von Ausländern und Kantonsfremden nach abgebüßter Haft und vor allem das Ende des Krieges, der auch in der Schweiz die „Militärverbrecher" überhandnehmen ließ, haben die Frequenz vermindert. In der Züricher Anstalt besteht das irische System, nach welchem der Eingelieferte zuerst in die erste Klasse eingereiht wird, darin etwa ein Drittel seiner Zeit verbleibt: isoliert muß er arbeiten und schlafen, niemanden bekommt er zu Gesicht, außer den Wärter, der die Zelle betritt, oder den Werkmeister. Rückt er in die zweite Klasse auf, arbeitet er in den

Gemeinschaftswerkstätten, schläft und ißt aber allein. Alle zwei Monate kann er einen Brief absenden und einen Verwandtenbesuch empfangen – noch trauriger ist der Inhaftat der ersten Stufe daran, der jedes Vierteljahr bloß einmal besucht werden und bloß einen Brief schreiben darf. Bei klagloser Aufführung verbringt er das letzte Drittel in der Probeklasse, die vielfach landwirtschaftliche Arbeit leistet; nun sind ihm allmonatlich ein Besuch und ein Brief erlaubt, und auf dem Acker kann er vielleicht in unbeaufsichtigtem Moment ein Wörtchen mit dem Mitgefangenen wechseln – sonst lastet das Schweigeverbot durch die langen Jahre der Haft auf allen ... Stummer als die Trappisten, denn nicht einmal deren „Memento mori" darf über die Lippen!, gehen die Sträflinge jahrein, jahraus an Schicksalsgenossen vorüber, wortlos arbeiten sie in der gleichen Werkstätte die gleichen Dinge zehn schwere Stunden des Tages, ohne zu sprechen, wandeln sie miteinander tagtäglich eine halbe Stunde im Spazierhof, und allein lesen oder dösen sie in der Zelle, bis es Viertel neun schlägt, Hosen und Schuhe vor die Tür gehängt und die Pritschen heruntergeklappt werden, das Licht erlöscht und sie schlafen dürfen.

Am Sonntag in der Kirche sitzen sie auf Stühlen, von denen jeder rechts und links durch ein mit Schnappschloß versehenes Türchen versperrt ist, zur Halshöhe reichen die Wände, der Sträfling sieht nur den Pastor auf der Kanzel. Zum Gottesdienst, der evangelisch ist, müssen sonntags alle, seien sie auch Katholiken, Juden oder Mohammedaner. Auf fromme Einkehr legt man Wert: Der Neuankömmling erhält Bibel und Gesangbuch in seine Zelle sowie ein Buch zum Lesen, das nach vierzehn Tagen ausgetauscht wird.

Bilder aus den Arbeitsstätten

Achtzehn Gewerbe werden in der Züricher Anstalt ausgeübt, und jeder Arbeitssaal bietet Anlaß zu seltsamen Assoziationen: In der Schneiderei machen struppige, in plumpen Zwillich gekleidete Männer elegante Anzüge nach neuestem Schnitt, an die Wand geklebt sind Bilder der Mode, nach der sie arbeiten und deren Anwendung sie nie-

mals sehen; in der Druckerei stehen sie am Setzkasten, ohne „freie Jünger der Schwarzen Kunst" zu sein, oder sie bedienen die drei Schnellpressen – die Presse ist frei; in der Korbflechterei sitzen Gestalten mit bedrohlichen Blikken, sie schwingen scharfgeschliffene Riesenmesser, um dem Blumenbehälter ornamentale Gleichförmigkeit zu geben, und weben Matten für Damenfüßchen, an Haken hängen Stricke und Seile, lang genug, einen Flüchtling vom Dach der venezianischen Bleikammern zum Canale Grande hinabzulassen; in der Schmiede arbeiten alte Einbrecher an sicheren Schlössern und schmieden und feilen Ketten; in der Bäckerei kneten sie Berge von Teig und bekommen außer dem Tee oder der Suppe mit Kartoffeln und Gemüse bloß fünfhundert Gramm Brot pro Tag; in den Galerien stehen viele, viele Särge, die, in der Schreinerei gearbeitet, nun prunkvoller Adjustierung harren, für reiche Bürger. Hundertzweiundzwanzig Hektar umfaßt der Ackerbaubetrieb, weit weg von den Mauern des Zuchthauses, in das die unfreiwilligen Landarbeiter abends wieder heimkehren. Auf dem Dach der Anstalt wird eine Reparatur ausgeführt, Sträflinge besorgen das; in der Tischlerwerkstatt hat ein mechanisch begabter Häftling das Modell einer Guillotine konstruiert, es wird hier aufbewahrt mitsamt dem Miniaturkarren, der die Aufnahme der Leiche veranschaulicht – nach diesem Muster hat der Kanton Schaffhausen seine Hinrichtungsmaschine herstellen lassen.

In der Weiberabteilung,

einem eigenen Gebäude, von der Männeranstalt durch eine hohe Innenmauer getrennt, wird für alle Insassen gekocht und gewaschen, das Hauptgewerbe ist die Wäschenäherei; an einer Nähmaschine sitzt ein schwarzes Mädchen mit kurzgeschnittenem Haar – der einzige Bubikopf, den ich bisher an einer Schweizerin gesehen. Sonst sind es meist grauhaarige, abgehärmte Greisinnen, die an den Kochkesseln und an den Wäschetrögen des Weiberstrafhauses ihr Tagewerk verrichten.

Wie die Arbeit bezahlt und ausbezahlt wird

Fünf Prozent vom Arbeitsverdienst erhalten Sträflinge der ersten Klasse, die der zweiten sechs bis zehn Prozent, die der dritten zwölf Prozent; im vorigen Jahre betrug der Arbeitsverdienst vierundzwanzigtausend Franken. Dem Häftling teilt der Werkmeister mit, wie groß sein Anteil ist, der zu vier Prozent verzinst, aber erst bei der Entlassung ausbezahlt wird. Viele verdienen bloß siebenundzwanzig Rappen (zwanzig Pfennig) täglich, manche, zumeist Herrenschneider, kommen auf anderthalb Franken, also etwa eine Mark zwanzig Pfennig pro Arbeitstag. Wer die Anstalt verläßt, kann von seinem Lohn Anzug und Schuhe kaufen, hat er aber zuwenig Geld erarbeitet, so bezahlt die Kleider der Schutzaufsichtsverein; jeder muß mindestens fünfundzwanzig Franken in der Tasche haben, wenn er in die Freiheit geht. Draußen hat er sich zunächst beim Inspektor des Vereins zu melden, der verpflichtet ist, für erste Unterkunft zu sorgen und ihm eine Stellung zu suchen. Stirbt ein Sträfling während der Haft, fällt sein Arbeitsverdienst der allgemeinen Sparkasse zu, aus der Prothesen, Bruchbänder und Brillen für die gekauft werden, die deren bedürfen.

Lebenslängliche

Drei Monate sind das geringste Ausmaß, mit dem man hierher eingeliefert wird, die meisten aber haben reichlicher bemessene Strafen abzusitzen. In der Weiberabteilung sind von achtundzwanzig Sträflingen nicht weniger als fünf lebenslängliche – ein erschreckend großer Prozentsatz, um so erschreckender, da im Kanton Zürich für Kindesmord an Neugeborenen nur zwei bis drei Jahre verhängt werden. (Todesstrafe gibt es im Kanton überhaupt nicht.) Zwei dieser Frauen sind Komplizen, sie haben in Gemeinschaft mit einer dritten, die inzwischen verstorben ist, die Gattin des Straßenbahnschaffners Karli in dessen Auftrag im Jahre 1911 vergiftet. Zwei andere haben ihre Gatten gleichfalls durch Gift getötet, die fünfte erschlug ihr erwachsenes Kind.

Von den zweihundertzweiundfünfzig Männern sind acht bis an ihr Lebensende hierher verdammt, für Taten, aus grauenhaft-menschlichen Motiven begangen, von denen sich der Autor der „Züricher Novellen" nichts träumen ließ. Der eine hat einen Mann mit Einverständnis von dessen Frau erstochen, um sie heiraten zu können; zehn Jahre lebte er dann mit ihr in normaler Ehe, bis sie ihn eines Tages, aus Wut über schlechte Behandlung, dem Gericht anzeigte. Er wurde zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, die Frau wegen Gehilfenschaft zu fünf Jahren – sie ist seit sieben Jahren frei und besucht ihn wieder, den Mann, der um ihretwillen gemordet hat und den sie für immer in den Kerker brachte. – Drei der Lebenslänglichen haben 1921 gemeinsam einen Raubmord an dem Besitzer des Automatencafés in der Züricher Bahnhofstraße verübt. – Zwei sind Einbrecher mit nachfolgendem Totschlag, sie sind bei Diebstählen (Repischthal und Zürcherberg) von dem jeweiligen Hausinhaber überrascht worden und haben diesen getötet. – Ein Vagant namens Jureczek aus der Slowakei ist schon vierzehn Jahre hier, im Horgen am Züricher See hat er einem schlafenden Handwerksburschen das Felleisen zu entwenden versucht, als der erwachte, dem Räuber an die Gurgel sprang, schlug ihn Jureczek mit einem Stock auf den Kopf, und der Junge blieb tot liegen. – Einen Doppelmörder beherbergt die Anstalt: in Hinwyl unter Diebstahlsverdacht festgenommen, erschoß er den Polizisten und dessen Frau.

Jeder Lebenslängliche darf nach zwölf Jahren einwandfreier Führung um seine Begnadigung beim Obersten Rat der Eidgenossenschaft einkommen. Doch nicht einmal nach fünfzehn Jahren pflegt einem solchen Gesuch die Bewilligung zu folgen; sie sind streng, die Schweizer Bürger, und glauben an ihr Recht, zu strafen. Und das Züricher Gefängnis ist ihnen ohnedies zu human. Zu human! Stumm leben, nicht rauchen, kärglich essen und gegen kärglichen Lohn jahrein, jahraus zehn Stunden täglich roboten, monatelang keinen Brief und keinen Besuch sehen, nichts von den so nahen weißen Alpen und den hellblauen Seen – das ist zu human!

DIE GIFTSCHRÄNKE
DER DEUTSCHEN BÜCHEREI

Benachbart jenem Saal der bibliophilen Kostbarkeiten, in dem die Deutsche Bücherei ihre pflichtgemäße Sammeltätigkeit zu ästhetischer Wertung steigert, sich vom Stapelplatz bedruckten Papiers zu einer Walhalla des Buchgewerbes erhebend, benachbart jener Schaustellung der schönen Bücher ist das Versteck der häßlichen Bücher, ist die verfemte Literatur gesichtet und verzeichnet: Karthotek der verbotenen Druckschriften.

Denn auch die Beschaffung und Aufbewahrung der nach § 41 StGB unbrauchbar zu machenden Presseerzeugnisse, der durch die Militärbehörden beschlagnahmten, aus dem Handel zurückgezogenen oder auf Wunsch der Verfasser und Verleger geheimzuhaltenden Werke gehört zu den vielen Obliegenheiten der Deutschen Bücherei in Leipzig. Sie wendet sich mit der Bitte um Überlassung derartig abgetriebener, totgeborener oder umgebrachter Exemplare an alle Regierungen, und diese willfahren im allgemeinen dem Wunsch, sei es aus eigenem Verständnis für den Wert eines solchen anatomisch-pathologischen Museums der Literatur, sei es auf Grund der Unterstützung, die die sächsische Staatsregierung dem Gesuch auf diplomatischem Wege angedeihen läßt, sei es, weil die deutsche Zentralpolizeistelle zur Bekämpfung unzüchtiger Bilder, Schriften und Inserate in Berlin (Telegrammadresse: „Polunbi") und ihre Filialen froh sind, etwas von ihren Beständen loszuwerden.

Übrigens ist nicht alles lebensgefährlich, was die Giftkammer beherbergt, so zum Beispiel die vertraulichen Mitteilungen diverser Organisationen, Betriebsnachrichten, studentische Zeitschriften privater Natur („Intime S. C.-Nachrichten", Kneipzeitungen und „Kommersblätter") und ähnliche Manuskriptdrucke, deren Deponierungszweck sozusagen im Futurum praeteritum liegt: Es wird nach Jahren wertvoll sein, sie beizeiten angesammelt zu haben, da

auf diesen Tummelplätzen kleiner Zirkel erfahrungsgemäß die künftigen Größen ihre ersten Gehversuche machten. Der brave Wilhelm Raabe muß sich gar mit seinen Gesammelten Werken in der Zelle der Verfemten sehen! Daß er nichts dafür kann, ist eben der Grund dieser Verdammung: Die Ausgabe erschien ohne seine und seines rechtmäßigen Verlegers Einwilligung, und alle unbefugten Nachdrucke werden urheberrechtlich verfolgt, die Exemplare aus dem Buchhandel gezogen, vernichtet und nur eines – zu ewigem Gedächtnis – der Deutschen Bücherei überantwortet.

„Nicht verleihbar!" steht auf jedem Zettel, deren Gesamtheit den deutschen Index seit 1913 bildet, und fast immer auch Namen von Autor und Drucker, obwohl diese nur selten im Exemplar angegeben sind – staatsanwaltschaftliche Recherchen haben es an den Tag gebracht und der Deutschen Bücherei gemeldet. Zwei Hauptgebiete lassen sich in dieser klandestinen Bibliothek unterscheiden: Politik und Erotik, und innerhalb jeder der beiden Gruppen zwei Kategorien: Schundliteratur und wissenschaftliche Forschung.

Die politischen Schriften hängen naturgemäß zumeist mit dem Weltkrieg und der Revolution zusammen. Aus dem Krieg sind pazifistische Vorschläge vorhanden, die als streng geheime Privatdrucke von politischen Persönlichkeiten an den Kaiser, die Regierung und die Oberste Heeresleitung abgingen und schon 1914 oder 1915 dartun sollten, daß ein Friedensschluß notwendig sei, da Deutschland einen Krieg gegen die ganze Welt aus wirtschaftlichen und militärischen Gründen verlieren müsse. Ihnen stehen annexionistische Immediatanträge gegenüber, darunter der einer schlesischen Adelsgruppe vom Herbst 1918, Deutschland möge nicht bloß von Belgien, sondern auch von einigen anderen Staaten definitiven Besitz ergreifen. Ungeheuer ist die Menge der illegalen spartakistischen Flugschriften, besonders aus den Tagen der Novemberrevolution und der Märzaktion von 1921. Selbst nie erschienene Bücher, beispielsweise die aus dem Druck zurückgezogenen Kriegsmemoiren des Generalstabschefs Moltke, wußte die Deutsche Bücherei zu erlangen.

Die Flut der erotischen Buchproduktion hat die Giftschränke der Deutschen Bücherei überschwemmt und Rückstände hinterlassen. Neben Kunstwerken, wie den beschlagnahmten Mappen des kühnen Malers George Grosz, den sechzehn Radierungen zur Erbsünde – einer erotischen Schöpfungsgeschichte von Walter Klemm –, neben Blättern von Rembrandt, Peter Fendi, Nepomuk Geiger, Beardsley, Klimt und Käiner, neben deutschen Übersetzungen von Verlaine, Gautier, Musset, Huysmans und Baudelaire, neben den Zeitschriften „Die Opale" und „Der Amethyst", neben Franz Blei und Franz Blei, neben gelehrten Untersuchungen, wie den „Anthropophiteia"-Bänden von Professor S. Krauss, oder kulturhistorischen Originaldenkmälern, wie dem indischen Liebeslehrbuch „Kamasutram", gibt es spekulative und pornographische Zustutzungen des Aretino und des Boccaccio, des Casanova und des Faublas, des Marquis de Sade und des Herrn von Sacher-Masoch, illustrierte Privatdrucke von Goethes „Tagebuch"-Ballade und Schillers erotischen Hymnen, lithographierte Hefte mit nahezu tausend Strophen zum „Wirtshaus an der Lahn" (es ist erstaunlich, was Frau Wirtin alles hat!), die apokryphen Selbstbiographien von Sängerinnen, Tänzerinnen, Masseusen, Klavierlehrerinnen, Kammerzofen (die Octave Mirbeausche mußte sich vielerlei Bearbeitungen gefallen lassen) und Kontrollmädchen, von denen „Josefine Mutzenbacher" aus Wien die am häufigsten aufgelegte ist, ganze Serien „Salonbibliothek", „Schlafzimmergeheimnisse", „Bücher der Leidenschaft", „Bibliothek moderner Erotik", uralte saudumme Cochonnerien, welche dennoch (oder deshalb) immer wieder ihren Spekulanten finden, „Indiskretionen eines Hotelbettes", „Aufzeichnungen der Witwe Nimmersatt", „Lesbische Pensionate", „Mysterien der Insel Lesbos", „Flagellantinnen im Kloster", „Der strenge Rektor der Mädchenschule", „Mit Stock und Peitsche" und ähnliche Hilfsmittel impotenter Phantasie, Komplizen der geistigen Vergewaltigung.

Allzu tief ist die Hölle nicht, die das letzte Jahrdutzend geschaufelt hat, lange nicht so tief wie jene Hölle der Bibliothèque nationale, deren Abgründe Guillaume Apollinaire kartographierte. Und dabei sind diese deutschen

Bücher und Büchlein des Leipziger Orkus nicht einmal alle in Deutschland gedruckt, viele kommen aus der Schweiz, aus Budapest, aus Amerika, und man ersieht, daß das verbotene Buch dort am üppigsten wuchert, wo die strengste Zensur den Dünger liefert.

POLIZEIAKTEN DES BAUMGARTENS

Er liegt dezemberlich da; was noch vor kurzem Blumenbeet war, ist jetzt Glatze, was vor kurzem als Gehölz emporragte, ist ein Bündel impotenter Stöcke, was noch vor kurzem lauschige Ecken waren, sind jetzt verdächtige Schlupfwinkel. Schwärmer gibt es, die behaupten, ein winterlicher Park habe etwas besonders Schönes an sich. Jedoch, hart an der Stadt gelegen, ist ein Park nicht einmal im Frühjahr wirkliche Natur, mag er auch noch so groß sein, noch so müde Weidenzweige haben und noch so strahlende Rosen und noch so alte Bäume. Nein, er ist von der Großstadt infiziert, wovor ihn keine exterritoriale Behandlung schützen kann; ob er nun Bois de Boulogne heißt oder Tiergarten, Prater oder Baumgarten – er kriegt sein Faszikel wie jede andere Lokalität und jedes andere Individuum. Im Prager Polizeipräsidium liegen diese Akten gegen den Baumgarten, Strafsachen, Frührapporte, Verkehrsvorschriften, Protokolle über verlorene und gefundene Gegenstände, Beschwerden, Anzeigen, Dinge der Liebe und Dinge des Todes, humoristische und tragische, vergilbte und neue.

Höchst aufgeregt ist ein Akt, den Anno Domini 1852 der Obersthofmeister Kaiser Ferdinands II., Exzellenz Leopold Graf Thun-Hohenstein, an die Polizeidirektion richtet, weil am Sonntag die vor dem Musikpavillon der ersten Restauration aufgestellten Equipagen, Fiaker und Droschken den Wagen Seiner Majestät *beinahe* am Vorüberfahren gehindert haben; Polizeidirektor Päumann beeilt sich, für den Wagenverkehr der hohen Herrschaften solche Vorschriften zu erlassen, die dem Wagenverkehr der allerhöchsten Herrschaften förderlich sein sollen. Der Adel fährt hier täglich spazieren, am 1. Mai sogar in Viererzügen, und oft gibt es Festivitäten, zum Exempel jene rauschende Gedenkfeier, die 1811 Oberst Graf Bentheim seinem Regiment zur Erinnerung an den zwei Jahre vorher erfochtenen Sieg bei Aspern gab; sogar aus der aktenmäßigen Notierung der

vorgerückten Nachtstunde und der durch keinerlei „Vorfallenheiten" gestörten gehobenen Stimmung kann man die Begeisterung des polizeilichen Zaungastes herauslesen. Bäumen sich die Pferde einer Kalesche ein bisserl auf, so meldet es ein k. k. Kommissär und fügt freudestrahlend hinzu: „... die im Fond sitzende Komtesse Henriette Chotek, Erlaucht, kam mit dem bloßen Schrecken davon." Bei Reitunfällen wird bemerkt, daß ein Akazienbaum beschädigt wurde, „doch wird beantragt, von Schadenersatz Abstand nehmen zu wollen". – „Se. Hoheit der Herr Großherzog von Hessen-Kassel, derzeit wohnhaft im Sommerschlößchen Kinskygarten, fährt täglich mit dem bekannten Vier-Falbengespann in umgekehrter Fahrtrichtung über die Méczeri-Serpentine; da die Karosse im Baumgarten nicht hält, kann der Kutscher hieramts nicht verwarnt, bzw. in Strafe genommen werden." (Meldung vom 1. Juni 1867.)

Sonst sind die Behörden des Baumgartens beileibe nicht so hilflos. Wenn ein Aufseher (ein gewöhnlicher Aufseher natürlich und nicht jener Landesausschußrat, dem der Titel eines „Aufsehers des Bubentscher Parks" ehrenhalber verliehen wird) ein Mädchen attrappiert, das im Rosengarten „zwei Narzissen im Werte von zwanzig Kreuzern" oder „Jasminblüten im Werte von fünfundzwanzig Kreuzern" oder gar „acht Rosenknospen im Werte eines halben Guldens" abgerissen hat, bekommt die Täterin unnachsichtlich achtundvierzig Stunden Arrest aufdiktiert. Die Burschen, die in der Nähe der Kaiserinsel Weidenruten abgerissen haben, werden nach dem Prügelpatent zur Höchststrafe von fünf Tagen verdonnert, weil „im Hinblick auf das bevorstehende Osterfest Gefahr besteht, daß im Baumgarten die Diebstähle von Ostergerten (pomlásky) überhand nehmen könnten". Auch die armen Waaberln (lies: Baben), die am Weg zum Birkenwäldchen, an der Biegung der Promenade, die berühmten Bubentscher Kolatschen mit Powidel, Mohn oder Quark, Rosinen und halben Mandeln feilzubieten versuchen (drei Stück: fünf Kreuzer), kriegen die Polizeihaft zu schmecken, wenn sie nicht eine marktpolizeiliche Verkaufsbewilligung haben. Einem Manne aus Holleschowitz, der trotz wiederholter Verwarnung an der Überfuhr nach Troja eine Personenwaage aufgestellt hat, wird die Waage

konfisziert. Wer in den Spargelgarten des kaiserlichen Lustschlosses eindringt, um rote Rüben zu stehlen, der wandert ins Strafgericht, obschon der Kommissär mitleidig bemerkt, „daß Inhaftat arbeitsunfähig ist und nachgewiesenermaßen mit seiner kranken Frau und den beiden kranken Kindern seit zwei Tagen nichts gegessen hat". Mancher schnitt es gern in alle Rinden ein: Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben! Solchen jubelnden Mitteilungsdrang romantischer Gemüter bezeichnen die Akten einfach als Baumfrevel und taxieren ihn mit fünf Gulden oder vierundzwanzig Stunden Arrest. Auch in der Schule kann man dadurch Verdruß haben! „Der siebzehnjährige Schüler Siegfried Polatschek des Staatsgymnasiums Prag-Altstadt wurde heute um sechs Uhr dabei betreten, als er in der Nähe der Landesausstellung in einen Kastanienbaum ein Herz mit den Buchstaben S. P. und A. K. einritzte. Corpus delicti: Taschenmesser mit brauner Hornschale." Ach, hätte er damals seine vier Buchstaben nicht in den Baum gekratzt, sondern sich auf sie gesetzt und für die Matura gelernt, so wäre er wahrscheinlich ein angesehener Advokat geworden, hätte die A. K. geheiratet; so aber ist er ledig und Journalist. Wegen Trunkenheitsexzesses wird fast allmorgendlich irgendeine Gesellschaft vorgeführt, denn es ist üblich, nach durchlumpter Nacht im Fiaker, in der Droschke oder nur in der Dreierelektrischen in den Baumgarten hinauszufahren, „um sich auszulüften", welche Prozedur traditionsgemäß unter allerhand Krawallen vollzogen wird. Gegen Exhibitionisten, die bei jungen Mädchen verständnisvollstes Ärgernis erregen und diese zum Weg aufs Kommissariat und zu detaillierten Angaben für das Protokoll veranlassen, gegen Männer, welche Frauen anfallen, gegen Platten, die nächtlicherweile Liebespaare mit materiellen und anderen Erpressungen angehen, werden bei der Polizei Klagen erhoben; mit dem Vermerk „Nachforschungen eingeleitet. Ad acta" wandern sie in die Registratur.

Immer erwischt dagegen werden die Leichen der Selbstmörder. Lebensmüde haben von jeher mit Vorliebe den Baumgarten aufgesucht. Die Schleife der Buschtiehrader Bahn unterhalb der Kunstakademie ist ein besonders beliebter Punkt für jene, die sich unter eine Lokomotive wer-

fen wollen, und im Birkenwäldchen pflegt man sich zu erhängen. Einmal schwingt sich der Polizeirapport aus solchem Anlaß zu makabrem Humor auf: „Es wird bemerkt, daß sich an dem Baum, von welchem der oben beschriebene Leichnam abgeschnitten wurde, seit 12. vorigen Monates bereits drei Personen erhängt haben. Diesbezüglich wird um allfällige Weisungen gebeten." Will der Wachinspektor die vorgesetzte Polizeibehörde frotzeln, die besonders im Baumgarten alle Privatangelegenheiten kontrolliert und sich daher auch zutrauen könnte, durch das Fällen der Selbstmörderbirke, Aufstellung eines Postens und dergleichen dem Tod hier das Handwerk zu legen? Oder glaubt der Inspektor wirklich an die magnetische Kraft dieses tödlichen Baumes, dessen perlmutterne Rinde er nachts im Mondschein an den Leib eines Toten sich schmiegen sah? Ebensogut könnte er annehmen, daß der ganze Park die Lust zum Tode wachrufe; hat er denn nicht selbst das Protokoll geschrieben, dem zufolge bei dem Ablassen des Karpfenteiches zwei Leichen am Grunde aufgefunden wurden, von denen laut beiliegendem Lokalbefund des Polizeiarztes die des Rudolf M. höchstens eine Woche, die der unbekannten Frauensperson etwa drei Monate im Wasser gelegen hat? Über diesen Toten aber schwammen fröhlich die Karpfen und majestätisch die Schwäne und nahmen gnädigst die ihnen von Kindern zugeworfenen Brezeln an. Jetzt sind freilich keine Schwäne mehr da, denn im Kriege verschwanden die Brezeln, und da konnten sie sich nicht mehr ernähren. Und die Karpfen, die immerhin an den Menschenleichen etwas zu essen gehabt hätten, wurden selbst aufgegessen.

Überhaupt hat sich seit dem Kriege vieles geändert. Von den Umzügen der Arbeiter am 1. Mai wird der Polizeirapport kaum mehr melden, daß „die Demonstranten Tafeln mit der Forderung nach gleichem, direktem und allgemeinem Wahlrecht (auch für Landtag und Gemeindevertretungen!) und ähnlichen destruktiven Schlagworten" trugen; die Jagd, die der Landesausschußbeisitzer Kanonikus Burian alljährlich zum Abschuß der Hasen und wilden Kaninchen veranstaltete und die „ohne Zwischenfall" verlief, ist nicht mehr am Repertoire, der Muster-Schützengraben, der

im Baumgarten dem entzückten Hinterland den Komfort der Front vorzauberte und dessen Besucherzahl täglich gemeldet wurde, ist wieder dem europäischen Erdboden gleichgemacht, und auch der stereotype Rapport fehlt seit 1918 in den Akten: „Se. Exzellenz der Herr Statthalter Herr Graf . . . haben mit Familie heute im Lustschloß Baumgarten Séjour bezogen." In dieser gotischen Ritterburg hat nach dem Umsturz zuerst Minister Staněk gewohnt, dann zog hier die YMCA ein, und jetzt leben Damen darin, die einen höheren Kurs für soziale Fürsorge besuchen. So ändern sich die Zeiten, die Personalien, die Besitzverhältnisse, die Verkehrsvorschriften, die Blumenbeete und die Protokolle.

Nur die Liebe und der Tod bleiben auch im Baumgarten ewig gleich. Der letzte Akt des polizeilichen Baumgartenfaszikels bezieht sich auf einen schreienden Säugling, der von einem Schutzmann auf der Bank bei der Modernen Galerie gefunden wurde. Das Kind hatte nichts bei sich als einen beschriebenen Zettel: „Auf diese Bank, auf der meine Liebe erblühte, lege ich ihre Frucht."

SONNTAGSFAHRT DURCH NORDSEELAND

Noch sind die Seen in der Stadt gefroren, nur am nördlichsten Teil von Sorte Dams-Sö ist das Eis geschmolzen, weil hier die Abflußwässer der Gasanstalt münden; tausend Möwen nehmen ein Sitzbad in diesem Wasserstreifen, von tausend Menschen ist die Straße darüber betupft. Fahrräder, Motocycles und Kleinautos in lückenloser Kolonne, der Strandvej, der sich stundenlang fortsetzt, von Kopenhagen bis zum Kattegat, ist voll von ihnen. Der Sund: verrammelt von ineinandergeschobenen, übereinandergeschichteten Eisblöcken. Schnee rundet die Kanten. Landungsbrücken, die sich im Sommer den Jachten und Booten entgegenstrecken, sind eingezogen, damit der Winter sie nicht sprenge. Hinter Hellerup aber baute man heuer eine aus Stein und Stahl, sie sollte dem Eise trotzen – ihre imposanten Trümmer sind noch zu sehen. Der Kristall der Luft verbindet mit dem schwedischen Ufer, den Villen Malmös, den Häusern Landskronas, dem flachgeschnörkelten Rand der Lommabucht. Eine Insel, die Ufer steil aufsteigend wie Festungsmauern, schiebt sich zwischen Schweden und die Fahrt: das ist Hvenn, das Uranienborg Tycho Brahes.

Allzu dicht steht das Spalier von Villen, Schlössern, Hotels, Sanatorien, an ihren Seitenwänden vorbei kann der Passant auf die Meerenge schauen oder Bäume atmen. Frappant ähnlich ist diese Landschaft des hohen Nordens dem Bosporus, der Villenkolonie Böjük-dere, wohin im Sommer die Gesandten aus Konstantinopel übersiedeln. Auch hier, am Öresund, sind noble Villeggiaturen. „Hvidöre" heißt die Villa der Kaiserin Dagmar von Rußland, nicht weit davon das Schloß des Grafen Bernstorff und die Residenz des Bankiers Glückstad, beneidenswerte Menschen, denen das Glück treu blieb: Dagmar kann froh sein, daß es ihr nicht wie ihrem Sohn erging, dem letzten Zaren, Bernstorff konnte froh sein, daß er nicht wie sein Beschützer, der Kanzler Struensee, geköpft wurde, und Glückstad

konnte froh sein, daß er starb, bevor das Fallissement der Landmandsbank vor dem Strafgericht verhandelt wurde. Zahllosen Königsschlössern begegnet man: Charlottenlund, Skodsborg, Eremitage, Sorgenfri, Frederiksborg, Fredenborg, Kronborg, Borg auf Borg!

In den Fischerdörfern bessern Männer und Frauen Netze aus, die sehr schadhaft sein müssen, wenn man noch während des Winters den Sonntag verwendet, sie zurechtzuknüpfen; hinter und neben den kleinen Häuschen von Taarbäck und Lyngby hängen endlose Flächen gekreuzter Stricke zum Trocknen. Die Villen sind noch versperrt, erst in drei, vier Monaten werden sie ganz Kopenhagen aufnehmen, das dann hier wohnt und morgens aus dem Bett in den Öresund steigt; achtzehn Züge schickt die Küstenbahn im Sommer täglich her.

Die Landstraßen sind makadamisiert oder kilometerweit gepflastert, kein Staub, die Markierung verschwenderisch: je hundert Meter werden von einem Stein gekennzeichnet (anderswo würde er als Grabmal dienen), auf jedem tausendsten Meter erhebt sich (sozusagen) ein Monument, nach je siebeneinhalb Kilometern ein Meilenstein (der eher ein Obelisk ist oder eine Siegessäule). So geht es entlang dem Buchenforst und dem Meer, vorbei an Windmühlen und Landhäusern, bis hinauf nach Helsingör. Dort ist man an der Spitze der Landzunge, neben sich Kronborg in reichem Barock und leuchtender Patina, über sich den flatternden Danebrog und den hellen Himmel, links die Unendlichkeit des Kattegat und rechts die schmalste Stelle des Sundes: In zehn Minuten wäre man mit dem Motorboot in Schweden, man kann in die Fenster von Helsingborg schauen. Paßvorschriften liegen jedoch dazwischen. Gut, daß wenigstens die Kette abgeschafft ist, die nichtdänischen Schiffen die Durchfahrt verwehrte. Ozeandampfer schwimmen jetzt ungehindert in den Hafen von Helsingör und in den von Kopenhagen. Auch Hamlets Papa spukt kaum mehr auf den Mauern, obwohl ihn Engländer und Engländerinnen suchen, ebenso wie Hamlets Grab.

Durch das Innere des Landes kehrt man heim. Anfangs, wenn die Straße etwas ansteigt, taucht zu linker Hand für einen Augenblick noch ein Streifen des Sundes auf oder

Schiffsschlote, und der Esromsee täuscht eine geraume Strecke lang das Meer vor; aber er ist ein Binnensee, seine Ufer Binnenlandschaft. Windmühlen tragen Zwiebelkuppeln, die Flügel, mit Segeln bespannt, ächzen in der abendlichen Brise. Rote Fassaden der Häuser, vergoldete Stierköpfe auf den Fleischerläden. Eine greise Bäuerin (in Bauschrock, schwarzes dreieckiges Käppi mit Goldborte auf dem Scheitel, Gebetbuch in der Hand) eilt. Aus einem See steigt ein Renaissanceschloß empor, ein Schwelgen in Ornamenten und figuralem Frontenschmuck, bizarre Giebel und Zinnen und Türme: Frederiksborg, ein Palast auf Lagunen. Inmitten von Wäldern läuft der Weg, olivenfarben die Stämme, braungrün das Moos. Dörfer, kleine Städte. Die Schornsteine gehören den Genossenschaften, zu ihrer Molkerei oder ihrem Schlachthaus. Auf alten Bauernhäusern sind Gedenktafeln: Hier starb der Folkethingsmand Christian Soundsosen; darunter ein Spruch von Grundtvig. Kirchtürme haben quadratischen Grundriß und hohe Treppengiebel. Die Bauernburschen, die an Gasthausmauern „Klink" spielen, können schwer unterscheiden, ob sie Kopf oder Adler werfen. Kühl wird es und feucht, skandinavischer Abend. Signale der Hupen und Radglocken häufen, die Geschwindigkeiten verlangsamen sich, Kopenhagen fährt heim, vom Sonntagsausflug nach Nordseeland, aus der Natur.

RAUBTIERE FRESSEN

Zeitlich und räumlich ist es noch weit zur Fütterung, und schon hört man das Getöse der Ungeduld, Tiger und Löwen brüllen, Schakale und Wölfe heulen, Jaguare und Leoparden fauchen, das ist die „Stille des Dschungels", dessen unheimlicher Lärm erst beginnt, wenn alles schweigt.

Die Gitterstäbe schwächen der Töne bedrohliche Wirkung, schrecklich aber sind die Gesten der Tiere, die wissen, daß die Stunde ihrer Sättigung naht, ihre Erwartung ist Gier. In der Mitte der Halle steht der Handkarren mit Fleisch. Sie wittern ihn. Ein Tiger, seit langen Jahren hat er eine Höhle im Amurgebiet mit dem ersten Käfig des Berliner Raubtierhauses vertauscht, drückt sich an das Gestänge, starrt hypnotisiert in die Saalmitte. Mit nassem Tuch auf einer Stange kommt der Wärter heran, von außen den Fußboden zu scheuern, denn der soll jetzt Tisch sein; auch unter dem Tiger muß gesäubert werden, Unrat liegt dort, aber „Erich" läßt sich keineswegs beiseite schieben, keinen Stoß verspürt er, rührt sich nicht, ist in die Richtung gebannt, aus der ihm Nahrung kommen muß.

Der Riesenlöwe Leander (laut Visitkarte an seiner Wohnung stammt er aus Rhodesien) ist gerade bei der Nachbarin zu Besuch. Die schaut ihn gar nicht an, von einer Ecke des Zwingers rennt sie zur anderen, manchmal nach rechts, manchmal nach links sich wendend. Leander trottet hinter ihr, die Mähne hart an ihr Hinterteil gedrückt, und dreht sich rechts, wenn die Löwin die Drehung nach rechts macht, links, wenn die Löwin Direktion links nimmt, und wenn sie auf ihrem Rundgang innehält, um zu brüllen, dann bleibt auch er stehen, öffnet den Rachen, in dem Stalaktiten sind, und brüllt noch zehnmal lauter. Alle Tiere rennen im Kreise umher, immerfort im Kreise, immerfort im Kreise, befallen von Delirium tremens.

Nur ein diskret schwarzweiß gesprenkelter Leopard kauert ruhig an der Stelle, die vom Fleisch und von den Be-

suchern am entferntesten ist: auf dem höchsten der künstlichen Äste, die den Käfig diagonal durchziehen, in die hintere Ecke der Zelle gelehnt. Er ist der einzige Reglose im ganzen Hause, das vom Fieber umherjagender, schreiender, hungriger Bestien erzittert.

Der Wärter setzt den Speisewagen in Bewegung. „Minderwertiges, aber gesundes Fleisch" liegt darauf, von Rind, Kalb und Pferd, vom Zentralviehhof roh hierhergeliefert. Kein Menschenfleisch, auch kein minderwertiges, nicht einmal ungesundes. Arme Tiere, wie würde es ihnen schmekken! Besser als in der Wildnis, wo sie den Menschen noch nicht kannten und nicht wußten, daß er ihresgleichen in lebenslänglichen Kerker sperrt und überdies zum Schauobjekt für Kinder und Müßiggänger macht.

Blutige Klumpen, von je fünf Kilo Gewicht, sind auf dem Karren; jedes der großen Raubtiere hat täglich (außer Montag, der fleischlos, für Raubtiere also Fasttag ist) auf zwei solcher Stücke Anspruch. Das wissen sie genau, vom Tiger Erich an, der schon vor dreißig Jahren im Zoologischen Garten seine Lebensstellung antrat, bis zum Löwen Roland, der am 9. November 1921 hier das Licht der Welt erblickte. Wenn der Wärter die erste Portion zwischen die Stäbe zwängt, schlägt der Inhaber des Käfigs Pranken und Zähne in den Bissen, zerrt ihn nach innen und läßt ihn liegen, den zweiten zu erwarten. Der rhodesische Riesenlöwe äugt lüstern nach der Rinderrippe, die sich in das Gitter schiebt, aber er nähert sich dem Happen nicht – er weiß, daß der für die Löwin bestimmt ist, deren irrem Lauf er seit Stunden gefolgt ist, den Rachen an ihren Hintern geschmiegt. Ungestört zieht die Dame, die den Herrscher der Tiere beherrscht (sie heißt „Schensi" und ist in Leipzig geboren), das erste Stück in einen Winkel ihrer Häuslichkeit, der als Speisekammer zu dienen scheint, und holt nun die anderen zehn Pfund ein. Leander jagt nach Hause ins Nachbarzimmer, und hinter ihm senkt der Wärter die Verbindungstür, indem er dem Publikum erklärt: „Sonst würde sie hineinkommen und ihm alles auffressen." Ach, majestätischer Leander! Der Mensch muß dich schützen vor deiner Leipziger Nachbarin.

Die letzten Illusionen zerstört der Bericht des Wärters.

Der sibirische Tiger zum Beispiel, der noch hinter den enggekreuzten Stahlstangen eine grausame Drohung ist, dieser Gigant, der den Eingang des Saales bewacht – ist tuberkulös, hat Darmgeschwüre, und sein rechtes Auge ist erblindet. Er, den man für blutrünstig hält, hat sich nur durch strenge Diät, Milch und Hefe, so weit erholt, daß man ihm Kalbfleisch verordnen konnte. Einstweilen leckt er es bloß ab, er hat keinen Appetit und ist altersschwach; bald wird er den Gnadenschuß bekommen und, wenn er Glück hat, ausgestopft im Museum ausgesetzt sein der Neugierde, wie zu Lebzeiten, oder aber, wenn er Pech hat, als Bettvorleger einer Nobelnutte dienen. Auch die anderen Bestien – mit Ausnahme der Hyänen, die ihre Ration rasant hinunterschlingen – beeilen sich nicht mit dem Fressen, sind sie doch jetzt des Besitzes sicher. Der Silberpuma aus Punta Arena rollt spielerisch die beiden Fleischklumpen mit Tatzen und Schnauze von einer Ecke in die andere und springt ausgelassen umher. Der junge Löwe Roland stellt Posen: Er stemmt die Pranke auf die ihm zugeteilten Fetzen eines Pferdeleibes, als ob es der Nacken eines besiegten Feindes wäre, und richtet sich empor, wie ein Mensch vor dem photographischen Apparat. Klein Roland, wo hast du das her? Frau Schensi aus Leipzig hat nun die zwanzig Pfund Rindfleisch in ihrer Vorratskammer geschlichtet und beschnuppert sie fachmännisch.

Der abessinische Leopard, jener mit dem diskret schwarzweiß gefleckten Fell, läßt sogar seine Menage an der Stelle liegen, wohin der Wärter sie geschoben hat. Noch immer sitzt er auf dem Baumstamm in der hinteren Ecke, dem lauten, widerlichen Treiben dieser Welt abgewendet...

Es dauert lange, ehe die Tiere zu fressen beginnen. Dann knacken ungeheure Knochen mit adäquatem Lärm auseinander, und der Größe der Rachen entspricht die Vernehmlichkeit des Schmatzens. Im Kotter der Dingos, australischer Windhunde, schauen drei Weibchen (eine Mutter und zwei Töchter) neidisch dem Männchen zu, das fast alle vier Menüs verspeist. Manchmal nähert sich eine, um auch etwas zu schnappen, doch wenn das Dingomännchen drohend die Schnauze öffnet, weicht die Vorwitzige erschreckt zurück. Sie fürchten ihn – aber sie fürchten vor allem, seine

Neigung zu verlieren, denn er ist mit allen dreien verheiratet.

Um vier Uhr hat die Fütterung begonnen, erst gegen sechs sind die Fleischstücke verschwunden, die von den hungrigen Raubtierrachen und den hungrigen Raubtiermagen in einem Augenblick verschlungen werden könnten. Frisches Wasser läuft in die Tröge, und die Bestien saufen, rekeln sich faul auf der Erde oder geben sich ungeniert ihren Liebesspielen hin. Der schwarzweiß gefleckte Leopard aus Abessinien hat eine Leopardin in seinem Käfig. Sie hat bereits ihre Mahlzeit verzehrt, die des Männchens liegt noch unberührt da. Oben auf dem Baumstamm kauert er, streift das lebende Menschenfleisch und das tote Rindfleisch mit keinem Blick. Wird ihm das Weibchen sein Nachtmahl nicht wegnehmen? „Warum frißt er nicht?" fragen Besorgte den Wärter. „Ach, der? Der ist erst drei Monate hier – er hat noch nicht einmal einen Namen. Ganz scheu ist er, frißt nur bei Nacht, trinkt nur bei Nacht und liebt nur bei Nacht. Aber", fügt der Wärter zuversichtlich hinzu, „er wird sich schon ändern."

Dieser Leopard scheint das einzige anständige Wesen im weiten Umkreis zu sein, inmitten einer Welt, wo Löwen Pantoffelhelden und Löwinnen sächsische Hausfrauen sind, wo der Roland zum Poseur und der Dingo zum Haustyrann wird, wo der Tiger von Tuberkulose befallen wird und Milch trinkt, wo sich Raubtiere bei ihrem Fraß von Journalisten beobachten lassen müssen und bei ihrer Liebe von neugierigen Berlinerinnen! Mit welcher Verachtung der Leopard da oben sitzt, er zeigt nicht Gier, nicht Geilheit und hat sich in Berlin noch nicht einmal einen Namen gemacht!

Aber er wird, man kann der Prophezeiung glauben, sich schon ändern!

BÖHMISCHES DORF IN BERLIN

Die weißen Porzellanbuchstaben auf der Fensterscheibe des Gasthauses sagen: „Inhaber Willibald Spazier". Spazier ist ein Name, der eigentümlich klingt, selbst hier, wo auf Straßentafeln und Häuserschildern meist Namen stehen, die nichts weniger als berlinisch klingen. „Paloucek" heißt der Platz am Ende der Kirchstraße, in der die bethlehemitische Kapelle der Böhmischen Brüdergemeinde steht, durch die Jansastraße geht man, durch die Bartastraße, Liberda-, Benda-, Niemetz- oder die Wanzlikstraße, durch den Stadtbezirk 11, Neukölln, der den Kelch im Wappen führt und dessen Ämter derzeit folgendermaßen verteilt sind: „Vorsteher: Rentier Schlossareck, Schudomastraße 51; Schiedsmann: Kaufmann Albert Maresch; Waisenrat: Landwirt Albert Motil; Postamt Nr. 5, Ecke Johannes-Hus-Straße und Böhmische Straße." Ist das Berlin? Ungepflastert ist die Kirchstraße und führt, ein beinahe deplaciertes Idyll, zwischen Scheunenfronten und Gartenzäunen, hinter denen ebenerdige Dorfhäuser typisch böhmischen Charakters Bauern sudetischer Herkunft gehören, dem Duschek und dem Christek und dem Radnick und dem Stierschick und dem Schmarar und dem Przygoda und dem Sponar und dem Rossum und dem Zoufal. Aber aus diesem exterritorialen Landschaftsbild tretend, ist man vor einem Denkmal, breitspurig, in brauner Bronze, steht Friedrich Wilhelm I., der Begründer des preußischen Militarismus, auf dem Postament. Ist er hierhergestellt, den ortsansässigen Fremden eindringlich zu sagen, daß man in einer Stadt Preußens ist, trotz dieser Fata Morgana eines böhmischen Dorfes? Nein. Auf der Rückseite ist in Erz gegossen zu lesen, wer dies Monument aufgerichtet hat: „Die dankbaren Nachkommen der hier aufgenommenen Böhmen." Das Seitenrelief stellt eine Gruppe aus dem Zug der Emigranten dar, die, vom unerbittlichen Habsburg verfolgt, die Heimat um des Glaubens willen verließen: Mit beladenem Karren und schwe-

rem Ranzen schleppt sich eine Familie ihres Weges, die Mutter, den Säugling so liebevoll-ängstlich an die Brust gelegt, wie der Greis, dem der Bildner einen Comeniusbart gegeben hat, die Kralitzer Bibel unter den Arm gepreßt – das tschechische Wort des Evangeliums. Die andere Seite des Denkmals zeigt im Relief einige Dächer über spärlichen Buden; darunter die Inschrift „Rixdorf 1747". Das soll besagen: Ja, ihr nahmt uns auf, da wir elend von Haus und Hof mußten (Relief 1), aber kümmerlich sah die Gegend damals aus, wo wir uns als Kolonisten niederließen (Relief 2), und blickt umher, wie der Ort heute dasteht! Neukölln, das einstige Rixdorf, ist der größte Vorort Berlins, rangiert unter den zwanzig volkreichsten, modernsten Großstädten Deutschlands.

Ein zweites Denkmal ist da, ein ganz neues; im Garten der Brüderkirche, wo noch hussitische Choräle bei festlichem Gottesdienst erklingen, ein Obelisk zum Andenken an Söhne der Brüdergemeinde, die für Deutschland im Kriege gefallen sind, „Paul Maresch, Walter Sponar, Gustav Maresch, Paul Wanzlik ...". Sie starben an der Marne, an der Somme, am Chemin des Dames, vielleicht im Kampf gegen tschechische Legionäre, die Mareš, der Šponář, der Venclík ...

Das sind die Namen, denen man überall begegnet zwischen alten deutschen, manchmal ist auf Firmenschildern dem tschechischen Familiennamen die deutsche Übersetzung beigefügt, „Emanuel Lischka, genannt Fuchs" oder „Johann Amos Wesseli, genannt Lustig". Jener Gasthausbesitzer Willibald Spazier ist eines Auswanderers Enkel, der auf den viel weniger seltenen Namen „Procházka" gehört hat. Die „Feinbäckerei Friedrich Bescheiden" dürfte ein weniger feiner, aber desto biederer Bäcker namens Pokorný begründet haben, und die vielen Noacks hier schreiben sich gewiß von den alten Nováks her. Die Rixdorfer Böhmen sprechen heute nicht mehr tschechisch, doch ist es verwunderlich, wie lange sie in dieser nivellierenden Umwelt um die Wahrung ihres Volkscharakters bemüht waren. Wenn man beim Pfarrer sitzt, in Schriften und Akten blätternd, stößt man auf Belege für dieses Bestreben. Kaum daß die über Gerlachsdorf und Kottbus eingelangten Emigranten hier auf den Feldern

der Mark Brandenburg ihr Dach über dem Kopfe hatten, waren sie schon bemüht, ihre eigene Schule zu besitzen, Schulgebäude und Lehrer, und de dato 9. März 1750 wird ihnen vom Königlich preußischen Departement für geistliche Affären der Schulplatz zugewiesen, „bald vorn in Rixdorf, ein Keil Landes, einem Triangel gleich, welcher rechter Hand an das freie Feld, linker Hand an den Hof des Bauern Rittmann anstoßet und 94 Strich breit und 140 Strich lang". Auch zwanzig Stämme Bauholz werden ihnen zum Schulbau bewilligt. Und nun beginnen nationale Schulkämpfe, die bis ins letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts dauern. Die Schulgemeinde Deutsch-Rixdorf beschwert sich nämlich mehr als einmal, daß nicht nur deutsche Eltern aus Böhmisch-Rixdorf, sondern auch deutsche Eltern aus Deutsch-Rixdorf ihre Kinder in die böhmische Schule von Böhmisch-Rixdorf schikken, und sie bittet die königliche Regierung, solchem geneigtest einen Riegel vorschieben zu wollen. Die Regierung in Potsdam verfügt jedoch, es bleibe den Eltern der beiden Rixdörfer freigestellt, in welcher Schule der zwei Nachbargemeinden sie ihre Kinder unterrichten lassen wollen.

Die Heimat fanden sie nicht wieder, aber was sie in dem fremden, dem deutschen Lande fanden, war Freiheit ihres Glaubens und Gerechtigkeit. Wenn wir in den Akten von Landeszuweisungen in Rixdorf an böhmische Bauernsöhne lesen, die auf preußischer Seite im Siebenjährigen Kriege gestritten hatten, so können wir in ihnen freiwillige Kämpfer gegen das verhaßte Habsburgergeschlecht sehen, das katholisch zu sein vorgab, indem es fromme Andersgläubige mit fanatischem Haß und beispielloser Unerbittlichkeit verfolgte und marterte. Der Bombardier Johannes Wiskotschill, dem Friedrich II. Anno 1750 fünfzig Strich Grund und Boden in Böhmisch-Rixdorf anweist, ist nach dem Kriege, so viele gute Kameraden er im Feldzuge gefunden haben mag, von neuem ein Böhme unter seinesgleichen. Seine Kinder, seine Enkel auch. Sie werden auf dem alten Kirchhof am Kirchenplatz begraben, wo Hunderte alter tschechischer Grabsteine sind. Aber nach 1871 kommt der riesige Aufschwung Berlins, die Baugründe in und bei Berlin steigen ums Tausendfache im Wert, und was die brutalste Persekution in der Heimat nicht vermocht hatte und was die innigste Nachbar-

schaft in der Fremde nicht vermöcht hatte und was die Kriegskameradschaft und die Liebe und die Jahrhunderte nicht vermocht hatten, vollbringt bei vielen die Lockung des Geldes. Mancher Emigrantensproß verkauft sein Haus, mancher stellt die Übersetzung seines Namens zuerst neben diesen, läßt dann den ursprünglichen weg, einige übersiedeln ins elegantere Berlin, ins Tiergartenviertel oder auf den Kurfürstendamm oder werden zu Bayrischen-Viertel-Kavalieren, und mancher geht dort als feiner Herr Spazier spazieren, der einst ein schlichter Procházka war. Und wenn in einer Sektdiele oder einer Nobelbar oder einer Likörstube irgendein Chauvinist um die Morgenstunde bei der Musikkapelle das „Heil dir im Siegerkranz" bestellt und von Revanchekrieg und Vorherrschaft seiner Edelrasse faselt, so muß man diesen Herrn Unbescheiden gut darauf ansehen, ob sich nicht vielleicht noch sein Vater Herr Bescheiden nannte und sein Ahne vor Gott und Menschen Pokorný gewesen ist.

LENINS MÖBLIERTES ZIMMER

Die Spiegelgasse buckelt sich aufwärts und seitwärts, sie ist eng, daß selbst ein Handkarren nicht durchfahren könnte, und wenn sie auch anfangs Miene macht, den Züricher Berg zu erklimmen, so muß sie doch dieses Beginnen auf halbem Wege aufgeben und sich wieder senken, ohne den Fenstern ihrer Häuschen eine Aussicht auf die Wellen des Limmat, auf die kristallene Unendlichkeit des Sees und die blaugrünen Bergwälder zu gewähren. Hier wohnen keine Touristen, keine Vergnügungsreisenden, hier sind kleine Handwerker und Arbeiter ansässig, hier hat Wladimir Iljitsch Uljanow gelebt, in Sozialistenkreisen unter dem Namen Lenin bekannt, von den Fraktionsgenossen verehrt, von den anderen wegen seiner Konsequenz und Konzessionslosigkeit belächelt – ein Mathematiker der Utopie, ein Narr, der Details für eine Diktatur des Proletariats ausrechnete, als ob die Romanows gewillt seien, sich ihres seit Jahrhunderten ererbten Thrones wegen dieser Berechnungen eines Exilierten zu entäußern und den Kreml zu verlassen, damit dort der Untermieter eines Züricher Flickschusters einziehen könne ...

Ja, Herr T. Kammerer ist ein Flickschuster; ich habe seine Bekanntschaft gemacht, indem ich seinen Laden in der Spiegelgasse aufsuchte, um meine Stiefel ausbessern zu lassen. Nachdem er die Arbeit mit achtzig Rappen bewertet hatte, zog ich die Schuhe aus, er stülpte sie über den Leisten, und das Gespräch konnte nun leicht auf den Mieter gelenkt werden, der anderthalb Jahre, von Anfang 1916 bis zum April 1917, bei ihm logiert hat, im Hause neben der Schusterwerkstätte, Spiegelgasse 14, oben im zweiten Stock. Meister Kammerer hat die Wohnung zum Maitermin 1917 gekündigt und ist in die Culmannstraße übergesiedelt, wo er für Herrn und Frau Uljanow gleichfalls ein Zimmerchen reservierte.

„Es ist leider nicht dazu gekommen", erklärt der Schuhmacher, „am 8. April 1917 hat mir Herr Uljanow mitgeteilt,

daß er gleich abreisen muß. Ich hab ihm geantwortet: ‚Das Zimmer ist doch bis zum 1. Mai bezahlt, warum wollen Sie jetzt schon weg?' Er hat dringend in Rußland zu tun, sagte er mir darauf. Na, ich hab den Kopf geschüttelt, denn daß jemand die Miete für einen halben Monat verfallen läßt, noch dazu, wenn man kein überflüssiges Geld hat wie Herr Uljanow, ist sehr komisch, das müssen Sie doch selbst zugeben. Was er für ein Mieter war, der Herr Uljanow? Mein Gott, ich war zufrieden mit ihm, achtundzwanzig Franken hat er monatlich für das Zimmer bezahlt, das war genug im Krieg, heute würde es mehr kosten, fünfunddreißig bis vierzig Franken mindestens, und er hat uns nicht viel zu schaffen gegeben. Küchenbenutzung war ausgemacht, Frau Uljanow hat gekocht, meistens Eier, soviel Pfeffer hat sie daraufgestreut, und Tee haben sie immer getrunken. Herr Uljanow hat den ganzen lieben Tag am Tisch gesessen, Bücher gelesen und Zeitungen und bis spät in die Nacht hinein geschrieben. Jesus, hat der Briefe und Zeitungen bekommen! Sehen Sie, dieser Winkel war täglich voll, und Herr Uljanow hat sie geholt, damit der Postbote nicht so oft die Treppen steigen muß."

Der Winkel ist die Ecke eines Regals gleich neben der Tür, eine Reihe alter Pappkartons mit der Aufschrift „Bottines" liegt unten, und darüber ist Raum genug, Briefe und Berichte von Gorki, von Bucharin, von Sinowjew, von Rosa Luxemburg, von Tschitscherin und Radek aufzunehmen.

„Manche Briefe waren an ‚Lenin' adressiert, und ich hab die Frau Uljanow gefragt, wieso das kommt, da hat sie mir erklärt, ‚wir sind russische Flüchtlinge, und das ist ein angenommener Namen' – ‚gut', hab ich gesagt, ‚das geht mich nichts an, Sie sind beim Meldeamt eingetragen, alles andere kümmert mich nicht'."

Herr Kammerer sitzt auf dem Schemel und hämmert auf den Absatz meines Stiefels, sein jüngster Sohn hockt, mit der Ahle hantierend, neben ihm. „Wie sie weggezogen sind, Herr Uljanow und seine Frau, hab ich eine Unmenge von Schriften und Zeitungen verbrannt, einen ganzen Berg, ich konnt's ja nicht in die neue Wohnung mitnehmen, und daß er ein so großes Tier in Rußland wird, hätte ich nie gedacht, das schwöre ich Ihnen. Zum Abschied habe ich ihm Glück

gewünscht und ihm gesagt: ‚Hoffentlich werden Sie in Rußland nicht so viel arbeiten müssen wie hier, Herr Uljanow!' Da hat er nachdenklich geantwortet: ‚Ich glaube, Herr Kammerer, ich werde in Petersburg noch mehr Arbeit haben.' – ‚Na, na', hab ich darauf gemeint, ‚mehr schreiben als hier können Sie ja gar nicht. Werden Sie denn gleich ein Zimmer finden in Rußland, dort soll doch große Wohnungsnot sein?' – ‚Ein Zimmer krieg ich jedenfalls', hat der Herr Uljanow zu mir gesprochen, ‚aber ob es so still sein wird wie bei Ihnen, Herr Kammerer, das weiß ich noch nicht.' Dann ist er halt weggefahren."

Herr Kammerer klopft, zur Bekräftigung dieses von seinem Mieter erhaltenen Lobes, mit dem Hammer auf den Flicken, der meinen Stiefel zieren wird, nimmt das Geld entgegen, und während ich die Schuhe anziehe, zeigt er auf das Nachbarhaus. „Da oben das Fenster, dort hat Herr Uljanow sein Zimmer gehabt. Der Tapezierer Stocker wohnt jetzt drinnen."

Abgebröckelter Mörtel kennzeichnet die Fassade, ebenerdig ist eine Gastwirtschaft „Zum Jakobsbrunnen", die Holztreppe steil – schon mehr Leiter als Stiege. Frau Stokker führt mich in die Kammer, die Herr Kammerer an Lenin vermietet hatte. Ganz niedrig ist das Zimmerchen, man kann den Arm nicht hochstrecken, ohne die flache Decke zu berühren, drei Meter breit, kaum vier, fünf Meter lang, rechts an der Tür ein eiserner Ofen, dessen Rohr durch das ganze Zimmer geht, in der Holzverkleidung der Mauer neben dem Fenster eine eingelassene Kommode. Das Doppelbett und die vielen Heiligenbilder an den Wänden sind Eigentum der neuen Mieter, doch die Anordnung der Möbel dürfte auch früher nicht wesentlich anders gewesen sein. Dort, wo jetzt der Tisch ist, muß, denn sonst ist kein Platz da, immer ein Tisch gestanden haben in dieser dumpfigen Armeleutestube für achtundzwanzig Franken Monatsmiete, der Tisch, an dem ein Flüchtling im trüben Licht der engen Gasse saß.

DIE GEHEIMNISSE DES SALONS GOLDSCHMIED

So weit die Akten reichen, beschäftigen sie sich mit der unerlaubten Liebe, seit eh und je wollte die hohe Obrigkeit strenger sein als Gott, der Adam und Eva ohne priesterlichen Segen und ohne Standesamt zusammen leben ließ, immer war ein hochwohlweiser Magistrat bemüht, die Erbsünde aus der Welt zu schaffen, die Gott geschickt hat. Hunderte der vergilbten Pergamente im Prager Stadtarchiv erzählen vom Kampf gegen die Prostitution, Bewilligungen und Verbote wechseln, Schließung und Öffnung von Freudenhäusern, Bestrafungen und Verwarnungen.

Militius von Kremsier, ein Vorläufer des Johannes Hus und der Heilsarmee, konzentrierte die Prager Dirnen in einem Heim „Jerusalem" auf der Altstadt, sie zu bekehren. 1483, im Stiftungsdokument des Rejczekschen Studentenkonvikts, wird den Kollegiaten mit der Relegation gedroht, wenn sie fürderhin „amasirum vel meretricum" besuchen sollten. Die öffentlichen Häuser trugen einen Hahn als Wappen, und „Hahnpaß", „Hahnbeiß" oder tschechisch „Hampejs" nannte man sie. Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts wird ihre Sperrung verfügt, in der Polizeiordnung des Jahres 1527 weist man den Zehentmeister an, darauf zu achten, daß kein Gastwirt leichtfertigen Frauenspersonen Unterkunft gebe. Die Prostitution geht auf die Straße, und Historiograph Lomnicky beklagt sich, man könne in Prag die Dirnen von anständigen Frauen nicht unterscheiden, während zum Beispiel in den pfälzischen und schweizerischen Städten Huren, Juden und Henker durch einen gelben Fleck an den Kleidern kenntlich seien.

Überdies gibt es, dem Verbot zum Trotz, ganze Ansiedlungen von Huldinnen, vorerst außerhalb der Stadt, hinter dem Baumgarten, hinter den Koschiřer Weinbergen und in Smichow, oft werden die Mädchen vom Stadtrichter ausgehoben und am Strick nach Prag geführt; die Bürgerfrauen,

die zufällig vorübergehen, mustern neugierig, die würdigen Ehemänner mit versteckt lüsternem und ostentativ verächtlichem Blick die angebundenen Arrestantinnen. Der Koschiřer Gemeindeangehörige Johann Pulpit, gegen den die Anzeige vorliegt (Prager Stadtarchiv, fol. 122), daß er 1581 dem Stadtrichter mit dem Schwerte nacheilte, ihm die am Halfter geführte Buhlerin zu entreißen, selbiger Johann Pulpit aus Koschiř ist ein romantischer Held, wenn nicht gar ein Revolutionär. Sympathischer ist er jedenfalls als die Masseuse Susanna des Altstädter Königsbads, die Wenzels IV. Majestät in einem Kahn vor den Aufrührern rettete, wofür die Zunft der Badehuren als ehrlich erklärt ward und einen Eisvogel als Wappen erhielt.

Seit langem waren im Weichbilde Prags gleichfalls verrufene Häuser entstanden, ein Akt des Landtagsarchivs vom Jahre 1518 befaßt sich mit dem unsittlichen Gewinn, um dessentwillen es so weit gekommen sei, daß es in Prag „kaum ein Haus gibt, in dem nicht solche verdächtige Frauenspersonen zu finden seien". Trotzdem haben die Inwohnerinnen eine öffentliche Mission, Vollstreckerinnen der bürgerlichen Moral zu sein: Sie holen gefallene Mädchen und sündige Witfrauen (falls selbige an ihrer Familie keinen Schutz finden) aus deren Heim ab, stecken ihnen einen Strohzopf an und führen sie – den Verlust der Ehre auf Kupferschüsseln austrommelnd – in das Frauenhaus als neue Kollegin ein; manchmal setzen sich die derart Eskortierten mit Messern zur Wehr und entweichen. Gegen zwei Juden wird 1547 Klage erhoben: die standen vor dem Dobřichovskyschen Hause und lockten Männer zu einem Mädchen namens Anička, das sie durch Wegnahme der Kleider an der Flucht gehindert hatten.

Als schlimmste Kupplerin von Prag wird Anno 1587 eine gewisse Knobloschek genannt: Sie prügelt ihre Dirnen, nimmt ihnen alle Einnahmen weg, läßt ihnen nicht einmal das übliche Viertel des Liebeslohnes und hält sie, indem sie ihnen die Gewänder verschließt, bei sich fest. Halbnackt stürzen die Ärmsten einmal auf die Straße und wehklagen, daß es „in diesem Hause ärger ist als im höllischen Feuer". Zur Strafe für solche Untaten wird die Hurenmutter (Johannes Hus bezeichnet in seiner „Postille" die Inhaberin dieses Am-

tes mit dem deutschen Wort „Hoffart", das Volk nannte sie „Harapanice") im erwähnten Jahr ertränkt.

Rudolfs II. Prager Hofhaltung und die vielen Fremden bringen die Prostitution zur Blüte, die Buhldirnen werden jetzt auch in den Akten „Damen" genannt, und ein Kaufvertrag ist uns erhalten, laut dem „das hochgeborene Fräulein Magdalena Minkwitzow von Minkwitz" um vier Dukaten von einer Kupplerin an die andere als Dame veräußert wird.

Vom „Mäuseloch" auf dem Frantischek, der Kupplerin Alena gehörig, vom „Teppich", vom „Königshof" bei der Zeltnergasse und von mehreren Häusern an den Stadtmauern und Stadttoren ist Ende des sechzehnten Jahrhunderts in Kriminalprotokollen die Rede. An der Stelle, wo heute die Nikolander-Realschule steht, war das Haus des Tobias Nejedly, von dem ein Gerichtszeuge aussagt, „daß es in ganz Prag kein Haus gibt, wohin die Gäste wegen solcher Ungebühr kommen, als wie sie hier beim Nejedly herrscht"; aber nicht deshalb kam Tobias Nejedly vor Gericht, sondern weil er eines Abends den Herren von Wartenberg und Ritter Vinzenz Žampach das Tor nicht öffnen wollte und sie beschimpfte, als sie es mit einem Balken aufzusprengen versuchten. Der Adel war von alters her eine gute Kundschaft der Bäder und Kuppeleihäuser, besonders des Nachtlokals „Zur Kanzlei" in der Gasse „Na Slovanech", wohin wohlriechende Mädchen in sauberen Mänteln kamen und die welschen Höflinge Rudolfi Secundi, ja sogar ein bayrischer Herzog „Kanzleibesuche" machten. Einige Aristokraten hielten selbst Bordelle; das schöne Laubenhaus, das der Theinkirche auf dem Ring vorgebaut ist, gehörte dem Herrn von Slawata, der es von einer berüchtigten Kupplerin namens Rachatschek verwalten ließ. Die Terzkys erbten dieses Frauenhaus an der Kirche und lösten es auf; als der Stadtrichter Tischler Mathias die Dirne Polyxena von hier wegführte, rief sie von der Straße ihrer Hauswirtin zu: „Elende, du hast so viel Geld für mich eingeheimst, gib mir wenigstens meine Hemden heraus." Ganz öffentlich vollzog sich der Besuch der Lokale. „Leute kehrten bei hellem lichtem Tage ein, vornehme Herren mit goldenen Ketten, Herrschaften, Beamte, Offiziere." Die Adeligen ließen ihre Pferde vor

dem Tore stehen, Knechte hielten diese, und die Nachbarn beobachteten aus den Fenstern den Betrieb.

Als aus dem Getto hinaus durfte, wer mochte, und da Verbleiben beinahe ein Zeichen von Armut war, zogen die Freudenhäuser in den dunkelsten Stadtteil, in das „fünfte Viertel Prags". Und mehrten sich. Über den schmalen Eingängen baumelte eine Laterne mit bunten Scheiben, „Salon Nr ..." stand darauf, vor den mit schmutzigen Vorhängen bedeckten Fenstern des Erdgeschosses war eine Blechtafel mit der verlockenden Aufschrift „Sodová voda dra Zátky", hinter den Stores lugten geschminkte Frauen im Nachtgewand hervor, lockten durch Klopfen und Winken die männlichen Passanten oder steckten die Zunge heraus, wenn Frauen oder Schulknaben neugierig guckten. Es war eines der seltsamsten Mysterien des an Mysterien wahrlich überreichen Prager Gettos, daß in den Häusern, in denen die Prostitution so aufdringlich betrieben wurde, Judenfamilien in fanatischer Frömmigkeit und intensivster Zusammengehörigkeit lebten: Die dünnen Wände trennten Welten und Weltanschauungen voneinander. Sogar an Synagogen schmiegten sich Kaschemmen, wie zum Beispiel der Salon Dvořak in der Pinkasgasse.

In den Jahren 1900 bis 1905, als Beil und Spitzhacke der alten Judenstadt ein Ende machten, mußten zweiundsechzig „Salons" hier ihre bunten Glastüren schließen, um sie in anderen Gegenden Prags wieder zu öffnen. Im Seminargäßchen, das längs des Klementinums von der Karlsgasse zum Marienplatz führt, im Břetislawgäßchen oberhalb der Welschen Gasse auf der Kleinseite war fast jedes Haus ein öffentliches; auch der bekannte Kunstsammler und „Dreschflegelaktionär" Neumann hatte hier das Parterrelokal seines Hauses einem Bordell eingeräumt, nur um seine Verwandten zu ärgern und von einem Besuch bei ihm abzuhalten. Das gefürchtete Soldatenbeisel „Zur blauen Nudel" auf dem Kleinseitner Karlsplatz wurde in zahllosen Marschliedern der Achtundzwanziger besungen. Die Besitzerin des „Salons Kisch", Ziegengasse Cons.-Nr. 826 (später am Zderas), hielt auf Ehre und Reputation und veröffentlichte bei passendem Anlaß in den Zeitungen, sie sei mit dem Schriftsteller E. E. K. weder verwandt noch verschwägert. „Im niedrigsten

Bordell Prags" (seine Zimmer waren nur anderthalb Meter hoch) im Borschhofgäßchen wurde am 19. Januar 1918 ein Raubmord verübt. Das im zweiten Stock von Nummer 965 des Kotzengäßchens gelegene „Hamet" (vormals Brückner und Flaschner) ward durch den Tod eines hohen Beamten berühmt. Nur durch einen labyrinthartigen Gang war „Belgien" zu erreichen, Smichower Burschen verdienten ihren Lebensunterhalt, indem sie Neulingen den Weg wiesen. Leonhardiplatz Nr. 109 im Barockgebäude „Zum blauen Löwen" lebte der „Salon Dessort", wohin Detlev von Liliencron mit Oskar Wiener kam und wo er für seinen „Poggfred" den Vers verfaßte: „Auch saß ich sehr vergnügt im Blauen Löwen – die Wolken flitzten drüber hin, wie Möwen"; der Salon Dessort vegetierte später in der Fischmarktgasse; als die Räume solideren Zwecken dienstbar gemacht werden sollten, stürzte das Gemäuer ein. In dem beängstigend schmalen Gäßchen „U Vokenice" beim Königshof war das Lokal des Herrn Sekač, der eine seltsame Vorliebe für Napoleon Bonaparte hatte und alle Wände mit dessen Bildern schmückte, so daß seine Wirtschaft unter dem Namen „Napoleon" populär wurde. In der Benediktgasse hielt sich der „Salon Schuha" auch noch nach dem Tode seines Gründers, Herr Koutsky (außerdienstlich schrieb er sich Kaucký und war nicht mit sich identisch) hingegen überlebte die Demolierung seiner beiden Häuser im Saazer Gäßchen und in der Plattnergasse noch lange, und als er starb, gaben ihm die Geistlichkeit, Vereine in corpore und das Schützenkorps von der Weinberger Kirche aus ein pompöses letztes Geleit.

Das berühmteste oder, wenn man will, berüchtigteste Etablissement hat den Umsturz nicht lange überdauert: der „Salon Goldschmied" in der Gemsengasse, international unter dem Kosenamen „Gogo" bekannt.

Das „Bürgerliche Haus zum Roten Pfau im Gemsengäßchen, Neuer Nummer 243", das laut Eintragung in den „Zweiten Band der Prager Stadtbücher vom Altstädter Hauptviertel" von seinem Erbauer Anno 1804 um viertausend Gulden an Andreas Trägner verkauft worden war, erstand im Kriegsjahre 1866 Herr Emanuel Goldschmied. Er begann daselbst, ohne bei den Behörden um die Befugnis

eingekommen zu sein, ein offenes Haus zu führen. Die Ämter, durch Kriegsgefahr und Truppenzusammenziehungen in Anspruch genommen, legten dem feuchtfröhlichen Unternehmen – unter anderem wurde dort Wein und Kaffee ausgeschenkt – keine aktenmäßig nachweisbaren Hindernisse in den Weg. Herr Emanuel Goldschmied, früher Trödler, fuhr nun im Zweispänner, Brillantringe bedeckten seine Finger, er erschien in einem Bankgeschäft, um Hundertpfundnoten zu wechseln, und die Prager Bürger munkelten, im Keller des Goldschmiedschen Hauses sei ein reicher Lord erschlagen und beraubt worden. Man hatte nämlich einige Wochen hindurch in der Mittagsstunde einen Engländer mit grauem Zylinder und Backenbart täglich vor dem Goldschmiedschen Haus in einen Fiaker steigen und binnen einer Stunde (wahrscheinlich nach eingenommener Mahlzeit) zurückkehren gesehen, plötzlich aber war er verschwunden, ohne daß die lebhaft interessierte Nachbarschaft von einer Abreise des Fremden etwas bemerkt hatte. Auf Grund der Gerüchte erschien am 7. Juli 1866 eine Polizeikommission, um der Sache nachzugehen. Man untersuchte vom Dachboden bis zum Keller alle Räume und verhörte Besitzer und Personal auf das eingehendste, fand jedoch keine Spur eines verübten Mordes. Der Engländer hatte tatsächlich dort gewohnt und war, nachdem er seine Zeche von elfhundert Gulden österreichischer Währung anstandslos beglichen, nach Monatsfrist abgereist. Zweifel der Behörden mußten verstummen, als „Preciosa, recte Anna Kulhánková", die Favoritin des Fremden während seines Prager Séjours, einen liebesglühenden Dankbrief vorwies, den er ihr erinnerungsschwelgend aus Dresden gesandt hatte und in dem er baldige Rückkehr versprach. Die Polizeiorgane mögen sich bei diesem Besuch wohl überzeugt haben, daß der Betrieb den langwierigen und kostspieligen Aufenthalt eines Engländers und das Versprechen seiner Wiederkehr rechtfertigte, und Herr Goldschmied erhielt zwar wegen unbefugten Verschleißes von Waren und Ausschanks geistiger Getränke eine Geldstrafe von vierhundert Gulden, aber das nicht in feindseliger Absicht, denn bereits am 1. September 1866 wird ihm das Recht zur Ausübung eines freien Handels nach § 38 der Gewerbeordnung verliehen.

Das größte Geschäft brachte dem jungen Unternehmen der Aufmarsch der Truppen zum Kriege, dann aber ihr Zurückfluten und die Besetzung Prags durch die Preußen. Wie früher die sächsischen und österreichischen Offiziere Stammgäste des Nachtlokals im Gemsengäßchen gewesen waren, wurden es nun die preußischen. Und es ist interessant, zu erfahren, welch organisatorischen Einfluß die Preußen auf das keimende Leben dieses Hauses genommen haben: Während bisher die Annahme einer Einladung zum Tête-à-tête von dem Geldbetrag abhängig gemacht war, den der Gast dem Mädchen oder dem Inhaber gesprächsweise zugesagt hatte, verlangten die Preußen nunmehr, daß diese „echt österreichische Schlamperei" abgeschafft und eine Einheitstaxe eingeführt werde. Zunächst wurde ein Betrag von drei Gulden (beziehungsweise ein Taler) festgesetzt. Es war natürlich dem Ermessen des Gastes anheimgestellt, der Dame außerdem ein Geschenk zuzustecken (am Wiener Kaiserhof wurde dies „Strumpfgeld" genannt), jedoch sollen die Preußen von diesem Rechte fast niemals Gebrauch gemacht haben, wenn man der alten Blažena glauben darf, die vom ersten bis zum letzten Tag bei Gogo Köchin gewesen ist, in diesen dreiundfünfzig Jahren viel geschaut und viel erlebt und viel Versuchungen an sich herankommen gesehen hat; denen zum Trotz ist sie auch als Virgo immatriculata eine Virgo immaculata geblieben, und bei ihren ehernen Prinzipien steht zu erwarten, daß sie ihre volle Unschuld draußen bewahrt hat, als sich der Siebzigjährigen die Pforten endlich öffneten, um sich den anderen zu verschließen.

Den Erinnerungen der alten Blažena, Wahrerin der Gogo-Tradition, ist es zu danken, daß der Besuch eines hohen Offiziers im Frauenhaus beim Karolinum nicht in Vergessenheit geriet. So schildert Blažena seinen Eintritt in das Freudenhaus: „Jo, Panečku, er war in Zivil, aber alle haben ihn gleich erkannt – no jo, so ein Kerl, er war so groß wie ein Kandelabr – wissen Sie, die preußischen Offiziere sind aufgesprungen, wie wenn man ihnen die Rockschöße angezündet hätte. Da hat er zu ihnen gesagt – seine Worte hab ich mir gemerkt, jedes Wort und genau den Ton! – ‚Setzen S' Ihne nur wieder, meine Herren' – das hat er genau so gesagt, ich erinnere mich sehr gut, aber die Herren sind alle

stehen geblieben wie ..." (Hier gebrauchte Jungfer Blažena einen Vergleich, der nicht wiederzugeben ist.) „Und dann hat der General gesagt: ‚Ich bin ja auch nicht von Holz', und nach einer Weile ist er aufs Zimmer gegangen, mit der Luise zuerst, und dann ist er wieder heruntergekommen und hat mit der Peptscha gesprochen, die war ganz außer sich vor Respekt und hat ihm immerfort ‚Herr Oberkommissär' gesagt, und dann ist er mit der Peptscha hinaufgegangen und dann mit der Ophelia – sechsmal war er auf dem Zimmer, und die Offiziere haben die Augen aufgerissen, wie er immer wieder hinaufgegangen ist und heruntergekommen – schon vom Treppensteigen hätten einem anderen die Beine weh tun müssen! – wir haben ja so hohe Stufen, aber er ist gestiegen, wie wenn er zwanzig Jahre alt wäre – und die Offiziere haben gesagt: ‚Der ist wirklich nicht von Holz, der ist ja von Eisen', und alle haben gelacht; am nächsten Tag waren sie wieder bei uns und haben nur vom ‚Eisernen' gesprochen, und der Name ist ihm geblieben, aber er ist nicht wiedergekommen. Schade, ein so feiner Gast: Sechsmal war er auf dem Zimmer."

Ein als noch ehrenvoller empfundener Besuch war, ein Menschenalter später, der eines Erzherzogs, der als Oberleutnant bei den Lothringer Dragonern in Brandeis an der Elbe stand und oft nach Prag fuhr. Im Kreise seiner Kameraden im Hotel de Saxe kam er eines Abends um elf Uhr ganz unvermittelt auf die Idee, sich das berühmte Nobelbordell anzusehen; alles beglückwünschte ihn zu diesem Einfall, und man brach auf. Merkwürdigerweise hatte die Polizei jedoch schon um neun Uhr früh davon gewußt, daß um elf Uhr nachts Seine Kaiserliche Hoheit den ausgefallenen Vorschlag machen werde, und außer der ärztlichen Untersuchung, die Chefarzt Professor Pečirka im Doktorzimmer bei Gogo an diesem Tage mit unendlicher Genauigkeit vornahm, wurde noch eine besonders hygienische Reinigung aller Lokalitäten durchgeführt. Zwei Detektive musterten jeden Eintretenden mit Inquisitorblicken daraufhin, ob er wirklich nur ein Bordellgast und nicht etwa ein politisch Unzufriedener sei. Um elf Uhr schloß man die Tür des großen Salons – über die Treppe kam eine Gesellschaft von Kavallerieoffizieren mit aufgeschlagenem Mantelkragen. Von da

ab wurde die Hansi von den Stammgästen gefrotzelt, sie könne um den Titel einer Kammerlieferantin ansuchen. Herr Klein aber, im Tanzmeisterschritt den Saal inspizierend, bemerkte, der Titel gebühre ihm, denn er habe ja für den hohen Gast die Kammer beigestellt, den mit blauer Seide ausstaffierten Salon im zweiten Stock, der seither das „Prinzenzimmer" hieß.

Die Zahl der hochgestellten Persönlichkeiten, Mitglieder von Regentenhäusern und von Regierungen, der Heerführer, die inkognito hierher auf die „Gemsenjagd" kamen, ist Legion. Während des Weltkrieges, im Jahre 1917, wurden Journalisten der neutralen Staaten, die von einem vom k. u. k. Kriegspressequartier veranstalteten Besuche in den Škoda-Werken über Prag zurückkehrten, nach einem Souper im Hotel „Blauer Stern" zu Gogo geleitet, wo für diese Nacht die strenge Sperrstunde aufgehoben worden war, und man führte ihnen, um ihre Sympathien für die österreichisch-ungarische Monarchie zu wecken, im türkischen Zimmer (erster Stock, links) lebende Bilder vor.

Die Boheme versammelte sich allnächtlich nach Kaffeehausschluß hier, nicht jeder aber besaß den Betrag, der für die Zeche erforderlich war. Eine Tasse Kaffee wurde nicht serviert, sondern nur eine Portion, ein Tablett, worauf die elegante Silberkanne und fünf Porzellantassen standen. Ob nun eine Gesellschaft von fünf Personen oder ein einzelner kam, war gleichgültig, man mußte eine Portion Kaffee bestellen, die vier Kronen kostete. Deshalb versuchte man immer, vier Partner zu gewinnen, und wartete an der Ecke der Eisengasse und des Gemsengäßchens auf bekannte oder fremde Pilger, mit denen man eine freie Interessengemeinschaft schließen konnte. Die Prager Literaten waren mit den Damen des Hauses sehr befreundet; da diese – die Damen nämlich – viel Geld und Zeit hatten, so ließen sie sich Bücher empfehlen und erlangten bald eine größere Bildung als ihre Lehrer, die ja doch zumeist nur Buchtitel, Autor und Verleger kannten. Angela war direkt literaturwütig, und jeder Schriftsteller, der ins Haus kam, mußte in ihrem Stammbuch verewigt sein. Unter anderen fand sich darin die Unterschrift „Christian Morgenstern" unterhalb eines echt Morgensternischen Gedichtes:

Palmström bei Gogo

Palmström sucht (gleich anderen vielen)
Wie man, ohne zu verspielen,
Mittels Formel finden könnte,
Wieviel jeder, wenn er wollte –
Angenommen, daß er könnte –
Wieviel jeder zahlen sollte,
Wieviel jeder, wenn er könnte,
Angenommen: daß er wollte,
Wie wenn sollte, wollte, könnte,
Der Kaffee zu zahlen wäre
Pro Person nach Recht und Ehre,
Wenn der, der aufs Zimmer rennte
Und sich von den andern trennte,
Der nun auszulassen wäre.

Palmström beginnt zu dividieren,
Er versinkt in den Papieren,
Er versinkt in dem Probleme,
Wieviel wohl auf jeden käme,
Wenn – wie oben es notiert.

Während er noch dividiert,
Hat – wohl nur damit er prahlt –
Hat ein anderer bezahlt.
Palmström denkt: es ist genog,
Nimmt sich Hut und Stock und Rock;
Denn nicht an mehr – meint er – käm' es
Auf die Lösung des Problemes.

Eine Spezialität des Lupanars in der Gemsengasse war die ausgezeichnete Musik. Viele Jahre lang spielte Weißmann dort Klavier, der Komponist des populären Walzers „Goldene Jugend" und nachmaliger Freund des Königs von Rumänien. Nach ihm kam Golczewski, der tagsüber in Privathäusern zimperlichen Bürgermädchen Klavierstunden gab, ohne daß der Bruder oder der Vater einer seiner Schülerinnen ihn jemals verraten hätte. Sein Nachfolger war Madl, ein Virtuose.

Der seltsamste aller berühmten Gäste der Maison Goldschmied war entschieden Gustav Mahler. Oft stürmte er um

vier Uhr nachts in derangiertem Anzug herein, setzte sich im japanischen Zimmer an das Klavier und begann daselbst, niemals den Eintritt eines Mädchens duldend, bis zum späten Morgen zu phantasieren und zu notieren. Es ist anzunehmen, daß er das Lokal aufsuchte, um daheim durch Spiel und Komposition Familie und Nachbarschaft nicht zu stören. Beim Morgengrauen bezahlte der „Herr Kapellmeister“ (so sprach man ihn an, hinter seinem Rücken aber nannte man ihn den „Meschuggenen“), was er nicht getrunken hatte: eine oder zwei Flaschen Sekt oder noch mehr – je nachdem, wie vielen Gästen das Betreten des Séparées mit dem Hinweis, daß es besetzt sei, verwehrt werden mußte.

Dramatisch war die Peripetie, die sich hier, ja hier bei Gogo, im Leben des jungen Bierbrauersohnes Alfred Piccaver aus Albany, Staat New York, vollzog. Mr. Piccaver hatte 1907 eine Europareise unternommen und kam auf der Fahrt zu Frau Jäger-Wltschek in Hallstadt, die während des Engagements ihres Gatten, des Tenors Jäger an der Metropolitan Opera, die Gesangslehrerin Piccavers gewesen war, nach Prag. Sein einziger Prager Bekannter, der Hopfenlieferant von Piccavers Vater, machte ihn mit einem anderen Bierbrauersohn bekannt, und die three men on the bummel gerieten auch in die Goldschmiedewerkstätte der Prager Altstadt. Dem Amerikaner gefiel besonders die Mizzi, und vielleicht um ihr Herz zu erobern, sang er zur Begleitung des Herrn Madl die Matinata von Leoncavallo. Fraglich ist, ob Mizzi ebenso hingerissen war wie ein Gast, der auf den breitschultrigen American zutrat, sich als Opernregisseur Trummer vom Prager Deutschen Landestheater vorstellte und sehr enttäuscht war, zu erfahren, daß der begabte Sänger ein Industriellensohn sei, den die berüchtigten Gagen Angelo Neumanns schwerlich zur Änderung seines Berufes bewegen würden. Regisseur Trummer lud ihn ein, ihn am nächsten Vormittag im Theater zu besuchen, und Mr. Piccaver versprach, bestimmt zu kommen; kam aber nicht. Dafür war er abends wieder bei Gogo. Anscheinend hatte die Matinata gestern doch großen Eindruck auf die Mizzi gemacht, denn als ihr Sänger eintrat, stürzte sie auf ihn zu und blieb die ganze Nacht an seiner Seite, wie sehr auch andere Freunde sie herbeizulocken versuchten; sie schmiegte sich

an ihn, schwur ihm Liebe, bat ihn, sie nicht zu verlassen, nicht fortzufahren. Piccaver begann wieder zu singen; im selben Augenblick tauchten im Türrahmen zwei Männer auf, die bisher im kleinen Séparée (dem getäfelten, an den Salon angrenzenden Zimmerchen, dem Frisierzimmer gegenüber) gesessen hatten. Der eine war Opernregisseur Trummer, der andere ein Herr in Pelz und Hut, das Taschentuch vors Gesicht gepreßt. Das Lied war kaum zu Ende, als Regisseur Trummer den Sänger ins Séparée bat. Dort wurde Piccaver dem großen Angelo Neumann vorgestellt. Angelo Neumann, der sonst nicht einmal in einem Kaffeehaus erschien, weil er dies unter seiner Würde fand, Angelo Neumann war hierher – in ein Bordell! – gekommen, denn es handelte sich um seine Passion: die Entdeckung von Talenten. Er bot dem verdutzten Sänger vierhundert Kronen Monatsgage – selbstverständlich bloß für den Anfang, es wird bald mehr sein – und garantierte ihm eine glanzvolle Zukunft. „Junger Mann, ich habe auch Richard Wagner eine glanzvolle Zukunft garantiert und habe mein Wort gehalten. Unterzeichnen Sie diesen Kontrakt auf ein Jahr!" Piccaver unterschrieb, hier bei Gogo, blieb in Prag, blieb bei der Mizzi, die ihn doch gebeten hatte, nicht wegzufahren, und dadurch beigetragen, daß er sich so schnell zum Bleiben verpflichtete. Aber die Mizzi war, ein paar Wochen später erzählte es Trummer in Gegenwart Piccavers lachend und belacht bei Gogo, bestochen gewesen, bestochen vom Regisseur im strikten Auftrage Angelo Neumanns, des genialen Managers der deutschen Bühne.

Die Anekdoten der Berühmtesten sind nicht so berühmt geworden wie die der Unberühmten. Zwei Freunde unterhielten sich mit zwei jungen Mädchen und gingen dann mit ihnen in deren Zimmer. Oben trennten sich die Paare, nachdem der eine Herr dem anderen als Memento an den Vorstand der dermatologischen Klinik, Hofrat Philipp Pick, zugerufen hatte: „Bei Philippick sehen wir uns wieder!"

Ein polnischer Jude kam in den Salon. Trank seinen Kaffee und wollte von dannen gehen. Man machte ihn aufmerksam, daß es üblich sei, etwas für die Musik zu bezahlen. „Ich bin nicht musikalisch", erwiderte er und verschwand. Seither war für Gäste, die nicht die obligate Krone

aufs Klavier legten, die Charakteristik gebräuchlich: Der ist auch nicht musikalisch ...

Von langweiligen Bällen der Gesellschaft entliefen oftmals alle Herren hierher, wo es lustiger war und man den Theatervereinsball parodieren konnte: Das Mahagoniseparée war Komiteezimmer, die Vortanzpaare versammelten sich da, jede Dame nahm einen der Kunstblumensträuße aus den Vasen in die linke Hand, in Saalmitte bildete sich, von einer Schnur umwickelt, die Herreninsel, ordensgeschmückt und würdig erschienen Honoratioren, einzeln mit Namen angekündigt, von Herrn Madl mit Tusch begrüßt, von einem Rattenschwanz von Balljacheln (an Armschleifen als Komitee kenntlich) auf das Sofa hinaufgehoben, die Estrade. Die Klänge der „schönen blauen Donau" ertönten, die Herren in Frack tanzten mit den dekolletierten Vortanzdamen herein, die die kurzen Röcke wie Schleppen hoben und die Nasen emporreckten, als ob ihr Papa Kommerzialrat sei und sie also ein Recht dazu hätten. Die Jünglinge, die sich hier nicht anders gaben, als wie sie immer waren, und die Mädchen, die etwas persiflierten, was sie nie gesehen hatten – es war ein gelungenes Satyrspiel auf den Dünkel der Gesellschaft, diese Theatervereinsbälle bei Gogo.

Die Stammgäste, die sich derart aufspielen konnten, schauten mit Verachtung auf die ungelenk die gewundene Stiege hinaufstapfenden Outsider. Aber diese Fremden, denen Reseks Winterfahrplan aus der Rocktasche guckte, die ihre Kipfeln in den Kaffee tunkten oder gar mitgebrachtes Schwarzbrot in die Silbertassen brockten, diese Bauerngruppen, die man verhöhnte, waren die besten Gäste. Der glattrasierte dicke Mann zum Beispiel, den einige „Vicar of Wakefield by Goldsmith" nannten, kam jeden Samstag um neun Uhr abends, blieb mit dem Koffer in der Hand zehn Minuten im Salon stehen, mit tiefem Blicke jede der Damen musternd, und verschwand dann mit der Glücklichen seiner Wahl, von der er sich erst Montag sieben Uhr morgens verabschiedete.

Ein anderer keuchte schon, bevor er am Fuß der Treppe angelangt war; von dort rief er, so muß wohl das Röhren eines Hirsches klingen, seine Bestellung hinauf: „Jednu tlustou – eine Dicke!"

Es war nicht klug, sich mit den Fremden etwas anzufangen. Eine Gruppe von Kadettoffiziersstellvertretern frotzelte eine Gesellschaft, die sich am Nebentisch allerdings plump genug benahm. Da kommt einer der Verspotteten auf die Knaben zu. „Mein Name ist Lurich. Wünscht einer der Herren etwas?" O nein, bitte, durchaus nicht – wie hätten sie auch etwas wünschen sollen, Lurich war ja, das wußten sie, der stärkste Mann im Ringkämpferensemble, das eben im Théâtre-Varieté gastierte.

Herr Goldschmied, der Gründer, hatte sich bald vom Geschäft zurückgezogen, übersiedelte nach Wien, und kaum jemand, der dort im Kunsthistorischen Museum unter Gemälden eine Tafel mit dem Vermerk „Geschenk des Herrn Emanuel Goldschmied" liest, hat eine Ahnung davon, daß das Geld für die noble Kunstförderung einem Gewerbe zu danken ist, über dem lit. b des § 512 StGB schwebte: „... welche Schanddirnen zur Betreibung ihres unerlaubten Gewerbes bei sich einen ordentlichen Aufenthalt oder sonst einen Unterschlupf geben ..." Allerdings war der Faden, an dem das Damoklesschwert hing, nicht allzu dünn und vom Kassationshof gewoben. Dieser stellte sich auf den Standpunkt, daß der Kuppeleiparagraph auf die Bordellbesitzer keine Anwendung finden könne, indem er den Ton auf das Partikelchen „un" legte; er entschied also sozusagen, daß den „Schanddirnen" bloß zur Betreibung ihres *erlaubten* Gewerbes Aufenthalt gewährt werde – eine Entscheidung, die vollkommen der Absicht dieses aus dem Jahre 1803 stammenden Gesetzes wider-, aber dem Geiste des Rechtes entsprach, denn es ging nicht an, die Wirte für etwas zu bestrafen, was die Behörden tolerierten und kontrollierten. Und ein anderes Gesetz, das sogenannte Landstreichergesetz vom 24. Mai 1885, gestattete die Reglementierung der Prostitution und damit auch ihre Ausübung.

Nach Goldschmieds Abgang waren Johanna Wittler und Eduard Hajek die Eigentümer; den Betrieb führte Herr Leopold Schifferes, der Neffe der Frau Wittler; und am 4. Mai 1896 wird er als Besitzer des Hauses eingetragen. Er hatte ein armes Mädchen aus unmittelbarer Nachbarschaft geheiratet, die Tochter eines im Galllikloster tätigen Schusters. Die Braut war siebzehn Jahre alt und hat nie erfah-

ren, welchen Beruf ihr Mann ausübte. Herr Schifferes verkaufte übrigens bald das Haus und etablierte sich in Berlin als Prager-Schinken-Importeur; da Podbielski Landwirtschaftsminister wurde und die Einfuhr von Schweinen und Schinken verbot, gründete Herr Schifferes in Weißensee eine Prager-Schinken-Fabrik mit echt pommerschen Schweinen.

In der Gemsengasse herrschte jetzt Frau Elisabeth Busch. Sie war bereits Besitzerin eines derartigen Unternehmens, von ihrem ersten Gatten, Julius Friedmann, ererbt und inmitten der baufälligen, schmutzigen Judenstadt gelegen, eines dreistöckigen, massiven Trutzbaus an der Kreuzung der Josefstädter Gasse und Rabbinergasse, Hausnummer 95. Der Roman der erfolglos büßenden „Magdalena" Machars, er beginnt und endet in diesem Hause:

> An der Ecke zweier krummer Gassen
> Steht ein weißgetünchtes Haus;
> Um ein ganzes Stockwerk überragt es
> Alle anderen Ziegeldächer. Seine Fenster
> Sind mit grünen Jalousien dicht verhangen.

Während in der Nachbarschaft Kleinhandel, Feilschen, Elend, Jammer und Frömmigkeit waren, war hier Verschwendung, Genuß, Radau und Übermut, während sich in all den niedern Kammern der Umgebung vielköpfige Pauperfamilien zusammendrängten, rekelten sich hier Adelige und Offiziere auf Ottomanen und Betten. Friedmann, der Besitzer, war zugleich Konfident, Nachrichtenlieferant des Polizeirates Olič und seines getreuen Famulus Lederer, des Detektivinspektors. Wäscherinnen, Handwerker, Friseurinnen, Modistinnen, Nahrungsmittelhändler, kurz, alle, die hierherkamen, um Geld zu verdienen, erzählten von den Geheimnissen der dunklen Nachbarwohnungen, von verdächtigem Gut, das der Trödler X gekauft, verrieten, daß der Dieb Y seit ein paar Tagen nicht nach Hause gekommen, berichteten, daß die kleine Z zum Tanz in der Schenke „V kornoutě" mit goldenen Ohrringen erschienen sei. Aber Friedmann wußte mehr als die kleinen Diebstähle und Hehlereien seiner Umwelt in der Zigeuner-, der Rabbiner- und der Breiten Gasse! Nicht bloß infolge der Tatsache, daß Ver-

brecher unmittelbar nach ihrer Tat in Freudenhäuser gehen, um ihren Raub möglichst rasch zu exploitieren, nein, auch Politisches erfuhr er, kamen doch alle Fremden, selbst die polizeilich nicht gemeldeten, in den Salon und sprachen mancherlei. Von dem, was in den verschwiegensten Räumen geflüstert wurde, verlor sich seltener ein Wort als von den Reden, die ein Politiker mit Stentorstimme von der Rostra schrie. Die Polizei revanchierte sich, indem sie ein Auge des Gesetzes zudrückte, wenn etwas nicht in Ordnung war, wenn sich ein Exzeß der Eifersucht, Hysterie oder Trunksucht ereignete oder ein Selbstmord. So ward es zur Sehnsucht aller Spelunkenwirte, durch Kundschaftsdienste gleichfalls dieses Wohlwollen der Obrigkeit zu erringen, und es entstand einerseits das Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Behörde, die man mit den Bordellen verbandelt wußte, während andererseits das Bündnis einen subjektiven Sklavenzustand herbeiführte, das Gefühl der Schutzlosigkeit bei den Mädchen der Freudenhäuser, eine moderne Form der alten Schuldknechtschaft. Die kleinbürgerlichen Gewerbsleute der Josefstadt verachteten Herrn Friedmann als Bordellbesitzer, respektierten ihn jedoch als großen Auftraggeber, das Lumpenproletariat haßte ihn als Spitzel und grüßte ihn um so devoter – er war der Mann, der nützen und schaden konnte. Aber das Gerücht, daß auch schon Hausbesitzer gestorben sein sollen, bewahrheitete sich an diesem öffentlichen Hausbesitzer. Seine Frau führte zunächst als Witwe Friedmann, später als Gemahlin des in dieser Branche bestens akkreditierten Dienstmanns Busch (Standplatz: Hotel „Schwarzes Roß") das Geschäft weiter. Zur Zeit, da man die Pläne zur Assanierung von Prag V zu zeichnen anfing, fühlte sie die Axt an ihrem Stamme, sah sich nach einem neuen Laden um und erwarb de dato 28. September 1898 von Herrn Schifferes die Maison Goldschmied. Weil ihr die Behörden die Haltung zweier tolerierter Häuser nicht toleriert hätten, holte Frau Busch ihren Bruder aus Wysotschan, Herrn Josef Klein, heran, und der erhielt das gewerbeordnungsgemäße Recht „zum Handel mit allen im freien Verkehr gestatteten und rücksichtlich des Verschleißes nicht an eine besondere Bewilligung (Konzession) gebundenen Waren".

Bevor noch der Friedmannsche Stammsitz niedergerissen

worden war, wurde das Haus in der Gemsengasse umgebaut und neu eingerichtet. Der Salon bekam neue Spiegel und Beleuchtung durch Bronzevasen auf Konsolen und verschiedenfarbige Glühlampen, die hinter den Gardinen in Blumenkörben auf dem Fensterbrett standen; die steile Wendeltreppe wurde mit einem Laufteppich belegt, die Nische schmückte man mit einer alabasternen Venus, an deren Stelle zuletzt ein Terrakottanachtwächter trat; das türkische Zimmer erhielt Gobelins, das kleine Séparée täfelte man mit Mahagoni. Das Frisierzimmer im ersten Stock, mit der an den Tisch geschmiedeten Handkassa, diente außerdem als Inspektionsraum für Herrn Klein oder den diensthabenden der beiden Söhne, die auf dem Kanapee schliefen, einen großen Hund zu ihren Füßen. „Sultan" hieß er, wie es sich für einen Harem gehört. In der zweiten Etage waren das gelbe Séparée, das blauseidene Prinzenzimmer, die Doktorstube, wo die sanitätsärztlichen Untersuchungen vorgenommen wurden, und das persische Gemach. Die Séparées waren im Parterre, im dritten Stock, *ὀλύμπια δώματ ἔχοντές*, lebten die Damen, in acht einfachen Kämmerchen, Arbeits- und Schlafzimmer zugleich, an deren Wänden in Vogelbauern Zeisige, Harzer Roller und Rotkehlchen zwitscherten, gehätschelt und mit Leckerbissen gefüttert. Man empfand es nicht als Störung, wenn die Vögel zu tagschlafender Zeit durcheinandermusizierten und nachts in den Séparées hörbar wurden, sie waren den kitschig-sentimentalen Mädchen Sinnbilder des eigenen Seins „im Käfig" und ein Gruß der Natur in diesem Reich des Überraffinements, wo „feine Sitte" galt und der schwerste Vorwurf in der Frage lag: „San mir im Wald?" Die Vögel waren die einzigen dauernden Insassen des Hauses, kein Mann wohnte ständig da, selbst der Besitzer nicht, und auch die Mädchen veränderten sich.

Maison Goldschmied stand im intimen Geschäfts- und Austauschverkehr mit gleichrangigen Freudenhäusern anderer Städte. Jedes Lokal bedurfte nämlich eines ziemlich feststehenden Ensembles, in dem alle Rollenfächer besetzt werden mußten. Die Gruppen waren nach Statur, Genre, Naturell, Gesichtsfarbe, Haarfarbe, Nationalität und Bildungsgrad eingeteilt. Was man doppelt hatte oder vielfach, das wechselte man eben aus; mit Maison Frida in der Buda-

pester Magyar-Utca, mit Madame Rosa, Salon Killinger und der Hondl in Wien, mit Fehér in Arad, Maria Pohl in Außig, Schicketanz in Nürnberg, Ibsen in Dresden, Reisinger („Zum blauen Affen") in Leipzig, Hummel in Teplitz, Kraus in Brünn und Elger („Weiße Weste") in Reichenberg.

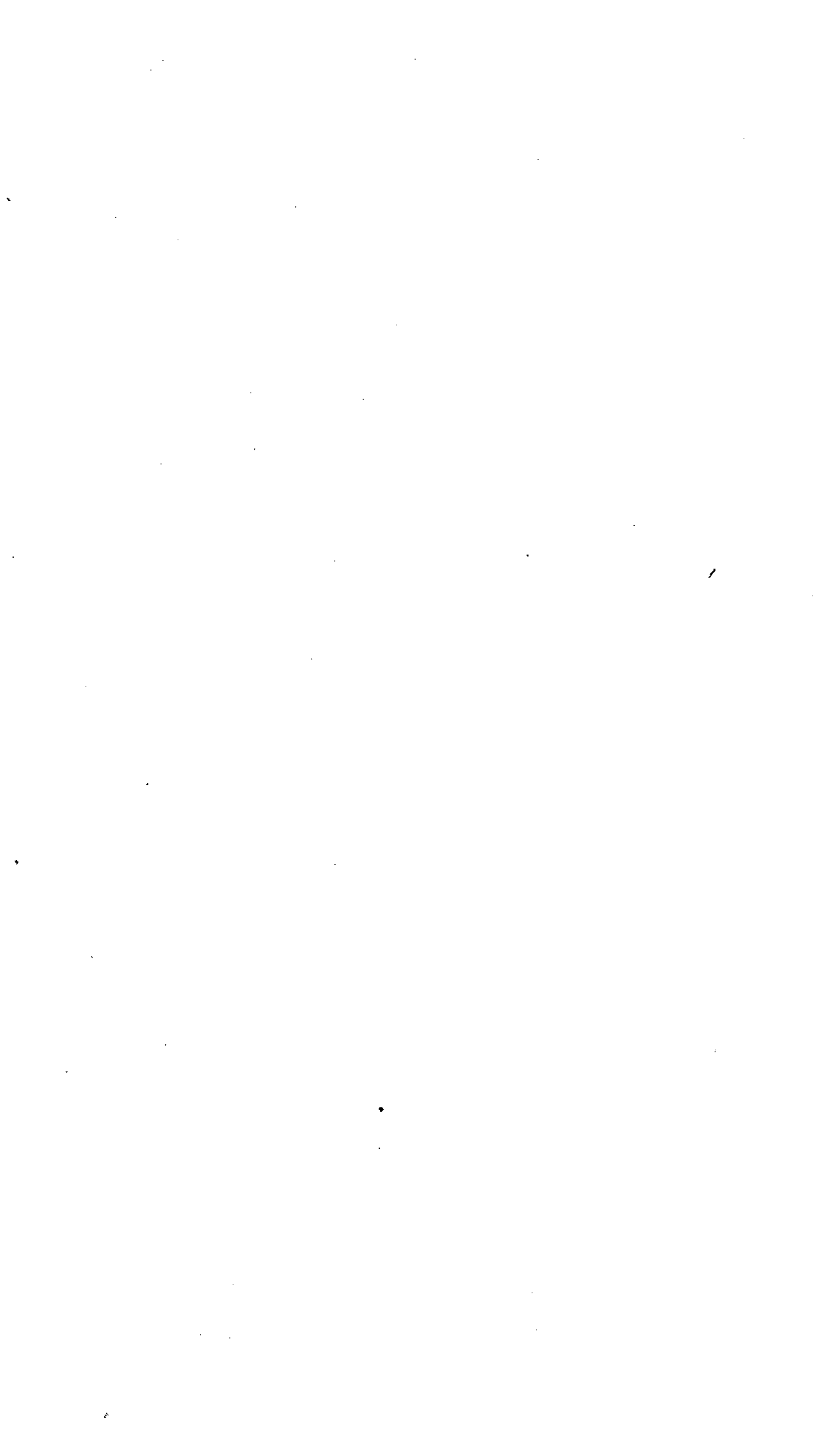
Zwölf Damen waren der Minimalbestand in der Maison Goldschmied. Die „Tüchtigsten" stiegen in Offiziersrang auf, wurden Wirtschafterinnen und hatten das Anrecht, mit „Sie" angesprochen zu werden; ihnen zahlte man die Zeche. Carmen regierte von 1904 bis 1909 und heiratete dann einen Hotelbesitzer, Valeska, genannt die „Schattenkönigin des Loyola" (1909 bis 1911), bekam eine Stellung als ärztliche Assistentin in Wien, Wilma (1911 bis 1914) wurde während des Krieges von einem Offizier in Triest erschossen, dessen Heiratsanträge sie abgewiesen hatte; Vera (1914 bis 1917) verehelichte sich mit einem Großindustriellen, Fritzi (1917 bis 1919) lebt wieder als unschuldiges Mädchen bei ihrem Vater, der Bürgermeister in Thüringen ist.

Nach Beendigung des Krieges tobte der Betätigungsdrang der Reformatoren, der Moralphantasten, der Sexualneidischen und der Neugierigen auch vor den Mauern des Hauses in der Gemsengasse. Der Sittenwächter Prags, Polizeirat Drašner, mußte auf seinen Razzien hierher die Abgeordnete Frau Zemin mitnehmen und die Heilsarmee. Der Salon Gogo bekam salbungsvolle Predigten und donnernde Versammlungsreden zu hören, ohne daß nur eine einzige Seele aus dem Fegefeuer gerettet oder der nationalsozialistischen Partei zugeführt worden wäre, weil die Agitatorinnen – ebensowenig wie fünfhundert Jahre vorher der fromme Militius von Kremsier – ihren Hörerinnen keine sozialen Garantien zu leisten vermochten.

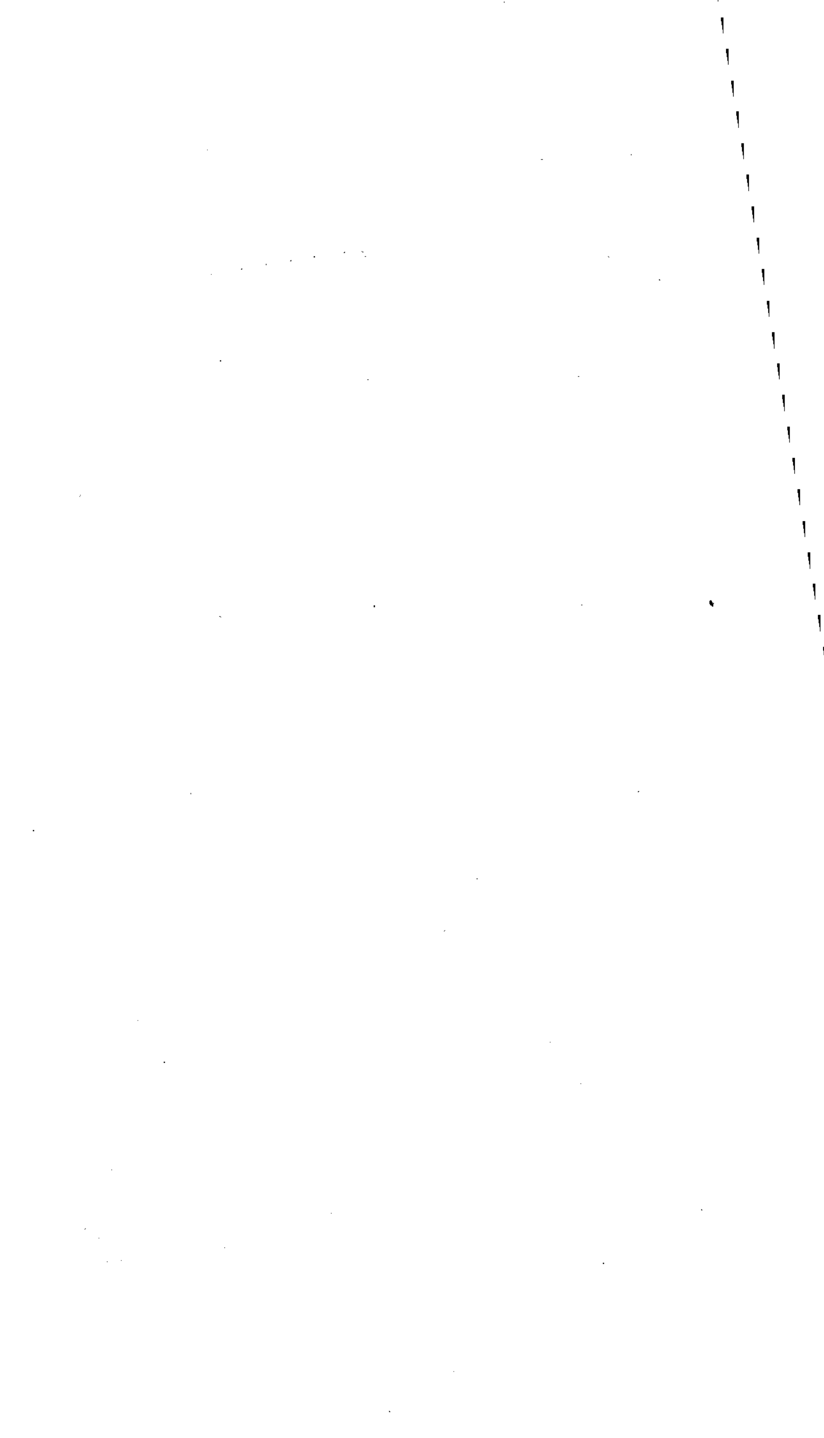
In Prag, wo die Not an Geschäftslokalen und Wohnräumen enorm war, entstanden neue Bars, Weinstuben, Tanzdielen, Kabaretts und andere Wurzlokale in Massen, was man als Zeichen für das Aufblühen der neuen Reichshauptstadt ansah. Überall kostete der Champagner bereits hundertzwanzig Kronen, die Flasche gewöhnlichen Weins vierzig, die Flasche Rheinwein sechzig, nur bei Goldschmied wurden noch die alten Preise eingehoben, für Rheinwein achtundzwanzig, für eine Flasche gewöhnlichen Wein zwan-

zig Kronen, die „Taxe", die vor dem Krieg zehn Kronen betragen hatte, war auf vierzig erhöht. Aber die Angriffe verstummten nicht, und es hieß, die Behörden hätten Weisung, das Lokal zu sperren. So entschloß sich Herr Jakob Klein zu einem Angstverkauf: Per 1. Januar 1920 wurden Gebäude und Inventar mit dem Weinkeller, den beiden Klavieren, den Gobelins, Statuen, Gemälden und Teppichen um vierhundertachtzigtausend Kronen an die Wiener Eisenfirma Rudolf Schmidt & Comp. veräußert. Silvester 1919 war die Abschiedsnacht. Die Mädchen packten ihre Sachen und zogen von dannen, Herr Klein ging nach Hause und legte sich nieder, um zu sterben.

Wenn heute jemand nächtlicherweile die Glocke des Hauses Nummer sechs in der Gemsengasse noch so dringend zieht, es wird ihm nicht mehr aufgetan.



WAGNISSE IN ALLER WELT



RITT DURCH DIE WÜSTE UND ÜBER DEN SCHOTT

Stundenlang begegnet man keinem Lebewesen, außer einem sandfarbenen, stelzenden Vogel, der, vor Mensch und Pferd nicht erschreckend, seinen Monolog fortsetzt.

Felsiger Boden wechselt mit sandigem, man schlägt die Steigbügel nach arabischer Manier dem Gaul in die Flanken, auf daß er galoppiere; zwar hat man nichts weniger als Eile, aber die Luft wird kühler, wenn sich das Tempo erhöht.

Ein Weg ist da, ein deutlicher Weg, doch schwer zu sagen, wodurch er sich vom übrigen Terrain unterscheidet. Ist er anders als graubraun, ist er nicht steinig, ist er nicht sandig wie alles ringsumher, was man seit Sonnenaufgang durchritten hat und was man durchreiten wird bis zum Sonnenuntergang? Nein, er ist durchaus nicht anders, es sei denn, daß er im Sandgebiet etwas härter erscheint als seine Umgebungsflächen, daß im Felsengebiet weniger Blöcke auf ihm als neben ihm liegen; wo er eine Furche überquert (ein Rinnsal vielleicht in der Regenzeit), stützt ein Palmenstamm seinen Rand, ein versandeter, verstaubter, halb versteinter Palmenstamm, wer weiß, wer ihn hierherbrachte.

Gegen Mittag sprengt man eine Sanddüne hinauf und sieht in der Ferne einen kleinen See. Die Straße durchschneidet ihn als Damm, Palmen stehen an seinem Ufer und nicht weit von ihnen das quadratisch gemauerte Grabmal eines Marabut, eines Heiligen aus Mohammeds Nachkommenschaft. Menschen singen, ist's auch nur eine gutturale Elegie, sie erfrischt, so wie der Anblick des salzigen Wassers erfrischt, obwohl sich keine noch so kleine Brise erhebt, von seiner Kühle etwas ins Gesicht zu fächeln. Die Sänger sitzen in der Palmerei und achten darauf, daß die Bäume ihr Wasserquantum bekommen, der Esel trabt im Kreise, um es aus dem Brunnen zu pumpen.

Am Saum der Oase fünfzehn Häuser, der Hain zählt etwa

dreihundert Bäume. Den günstigsten Fall vorausgesetzt, daß jedes Familienoberhaupt Besitzer von Palmen ist und jeder Baum achtzig Kilo Datteln trägt von je fünf Franken Kaufwert, so ergibt das im Durchschnitt einen Jahresverdienst von achttausend Franken (etwa tausend Reichsmark) pro Familie, wovon die Steuer abgeht, ein Franken fünfzig pro Baum. Ziemlich leicht ist die Arbeit, immerhin muß sie in flammender Glut geleistet werden und ohne Unterbrechung, die Palme bringt (wie das afrikanische Mädchen) in ihren ersten neun Lebensjahren überhaupt keine Frucht, und der artesische Brunnen, vom Tuggurter Schlossermeister Obach (aus Straßburg) hergestellt, kostet dreitausend Franken.

Verzeihung – aber zu solchen Berechnungen verführt die Oase; lang reitet man über Sand und Stein, der keinen Gedanken eingibt, und plötzlich sieht man sich einer deutlichen Vermögensaufstellung gegenüber.

Die übrigens nicht vollständig ist. Mit Dattelnüssen ernährt man das Kamel, aus Palmzweigen werden Körbe und Matten geflochten, mit den dürren Blättern der Küchenherd geheizt.

Am Rand des Seeufers rasten Nomaden. Überall, wo Wasser ist oder eine Siedlung, schlagen Bohemiens der Wüste ihre Wanderstäbe in die Erde, einen größeren in die Mitte und zwei kleinere rechts und links davon, eine zerfetzte dunkle Decke darüber – fertig ist die Laube; nicht angebunden wird das Maultier, es fühlt sich rassenzugehörig, stammesbewußt, fällt ihm gar nicht ein, in das Désert zu fliehen, zu desertieren. Das Zelt ist offen, drei Frauen glotzen, alle mit Tand behängt und schmutzig und in Lumpen. Mehr als ein Dutzend Kinder und ein Mann. Niemand bettelt – das ist das einzige, was die Arbi Sahara von den europäischen Zigeunern unterscheidet, äußerlich würde keiner auffallen unter den wandernden Kesselflickern, Wahrsagerinnen, Pferdehändlern und Jahrmarktakrobaten in Braun. Auf der einen Seite der Wüstendörfer wohnen ständig und abgesondert die Aussätzigen, auf der andern: unbeständig und abgesondert die mit der Lepra der Freizügigkeit Behafteten.

Hinter dem See: der Schott, eine silberglänzend-trügerische Fläche. Der Weg, beiderseitig durch breite Gräben von ihr geschieden, führt festgestampft entlang, doch ist die auf-

regende Jugendlektüre von Verfolgungen davonjagender Wüstenräuber über Salz- und Sandgelände nicht ohne nachhaltigen Eindruck geblieben, und man muß die Gefahr verkosten. Der Hengst scheint gleichfalls seinen Karl May gelesen zu haben, er will nicht über den Graben, er bockt, ihm das Zauberwort „Rih" ins Ohr zu flüstern oder die Sure des Todes aufzusagen würde kaum etwas fruchten, selbst die wütendsten Fersenhiebe fruchten ja nichts, er bockt nur.

Erst die niederklatschende Nilpferdpeitsche zwingt ihn zum Sprung. Jetzt saust er mit dampfenden Nüstern, als befürchte er, die Geister, die da unten wohnen und ihre silbergrauen Köpfe emporstrecken, könnten ihn an den Fesseln packen und hinabziehen in den schlammigen Sand, den sandigen Schlamm. Ohnehin sinken trotz des tollen Galopps die Pferdehufe tief, tief in den Boden.

Den zweiten Satz über den Straßengraben, den auf den sicheren Weg zurück, tut der Gaul willig, es bedarf keines Fersenhiebs und nicht der Nilpferdpeitsche, noch weiterhin bebt Unruhe unter dem Sattel, sie legt sich erst, bis das Reich der Flittergespenster auch rechts und links verschwunden ist und die vertraute Wüstenebene wieder beginnt.

Nach einer Stunde sprengen von der Welle am Horizont zwei Reiter heran. Das Pferd des einen ist ein Schimmel, prachtvoll aufgezäumt, die Steigbügel sind Häuschen aus getriebenem Silber, Turban und Haïk des Reiters aus Seide und der Burnus aus goldbesticktem blauem Stoff.

Er grüßt und fragt, wohin man reite. Denn er ist der Kaid der nächsten Stadt und besorgt, man könnte ein Inspektor der Verwaltung oder ein Steuerkontrolleur sein. Man ist weder ein Inspektor der Verwaltung noch ein Steuerkontrolleur, was der Kaid erleichtert hört. Er hat beim Militärkommandanten zu tun, deshalb der rassigste Schimmelhengst und das festlichste Zaumzeug, die Offiziere werden alles neidisch mustern, dieweil sein Daira das Roß vor dem Tor am Zügel hält. Im übrigen wünscht er gute Reise, worauf man erwidert, ihn (der sich sowieso bereichert) möge Gott bereichern, Allah jerzekek.

Rast im Negerdorf. Die Kinder haben kaum jemals einen Weißen gesehen, wie es scheint, nur selten ein Pferd. Sie schreien einander ihre Bemerkungen über den Fremdling

zu, unbekümmert darum, daß man sie verstehen könne – versteht doch nicht einmal ein Araber die Sprache der Ruarha, der schwarzen Muselmanen.

Dreijährige, vierjährige Mädchen, alle an der Schläfe tätowiert, knien auf der Straße, die Ärmchen in den Staub stützend, denn auf ihrem Rücken ist eine Last festgebunden: ein Säugling. Der schläft, Fliegen kriechen ihm in die Nasenlöcher, in die Augen und in den Mund, ohne ihn zu wecken. Auch die, die wach sind, Erwachsene und Kinder, stört es nicht, wenn auf ihrem Gesicht dichte Fliegenschwärme schmausen, keine Handbewegung verscheucht sie.

Wie elend ist dieses Dorf. Die engen Gassen sind manchmal überwölbt, manchmal auch unten zusammengeschoben, wo sich die Lehmhütten zu einer Art Bank ausbuchten. Darauf hocken, damit die Fliegen etwas zu fressen haben, die Männer des Dorfes und dösen, neben sich einen Kessel, in dem Bohnen in Wasser kochen. Nur vor einer Tür arbeiten zwei Männer; sie flechten Palmenzweige, nachdem sie sie durch einen Biß längsseits gespalten haben, zu Matten.

In manchen Gäßchen, heißen Röhren, können die auf Eseln reitenden Knaben ihre Beine nicht spreizen, derart nah stehen die Hütten einander gegenüber. Die Kamele muß man aus einiger Entfernung für Strauße halten, so klein sind sie, so mager ihr Hals, ihre Beine. Als Haustür dient ein Geflecht aus Palmenblättern, bestenfalls einige Kistenbretter. Selbst das Mauerwerk der Priestergräber ist nicht intakt – wie fern liegt Nordalgerien, wo man die Grüfte der Marabuts mit Opfergaben schmückt, mit bunten Seidentüchern, mit bestickten Fahnen, mit blauen Kacheln, mit goldenen Halbmonden, mit kostbaren Teppichen, mit riesigen Straußenfedern, und wo fast nirgends, als einziges von den Arabern anerkanntes Wunderwerk des Westens, eine große Empire-Standuhr fehlt, die man auf den erbeuteten Schiffen der Giaurs fand!

Zwei, drei Kaufmannsläden, je eine Dattelwaage hängt darin, ein Karton mit winzigen Fläschchen billigsten Parfüms, kanariengelbe Tücher, Ledertäschchen für Amulette, einige Streichhölzerpäckchen, Spiegel und Glasperlen.

Nicht einmal ein Kaffeehaus gibt es, der kleinste Duar der braunen Araber hat ihrer zehn. Nur süßen Pfefferminz-

tee kann man bekommen, der Kaufmann bereitet ihn, und da er fünfzig Franken nicht zu wechseln vermag, macht er eine gleichmütige Handbewegung, schenkt dem Gast die Zeche.

Der schwingt sich wieder aufs Pferd, das die Jugend staunend umsteht, ein Knabe hält den Halfter, erhält eine Zigarette, o Sensation: eine fertige Zigarette!, man reitet weiter, um den Bordj, der zum Nachtquartier ausersehen ist, noch vor Sonnenaufgang zu erreichen, insch' Allah, wenn Gott will.

SEINE MAJESTÄT DIE NICKMASCHINE

Keine Operette kann das Hofleben eines exotischen Monarchen läppischer darstellen, als es das Seiner Hoheit des Beys von Tunis ist.

Bekanntlich ist Tunis nicht etwa französische Kolonie, sondern ein selbständiges Reich, das unter französischem Protektorat steht. Das heißt, der Bey hat ohne Widerspruch das anzuordnen, was der französische Generalresident von ihm verlangt, und das Volk hat ohne Widerspruch zu gehorchen, denn der Bey ist absolutistischer Regent.

Dieses System hat den Vorteil, daß die Eingeborenen für ihr Unglück nur den angestammten Monarchen verantwortlich machen könnten, und solches verbietet ihnen die Religion; ferner hat das Pariser Parlament, dessen Opposition zum Beispiel die Maßnahmen der französischen Regierung in Algerien unangenehm kritisiert, in tunesische Dinge nichts hineinzureden. Was geht's die französische Regierung an, was der Bey von Tunis, ein Selbstherrscher, verfügt?

Die Thronfolgeordnung von Tunis kommt dieser Regierungsweise sehr zustatten. Stirbt ein Bey, so wird weder sein Sohn noch ein gewähltes Mitglied der Familie sein Nachfolger, sondern der älteste Prinz aus dem seit zweihundertzwanzig Jahren regierenden Hause der Husseniten. So ist der neue Fürst gewöhnlich fünfundsechzig Jahre alt und hat nicht Lust und Temperament, sich durch unbesonnenen Widerstand den Lebensabend zu vergällen.

Gegenwärtig schwingt Mohammed el Habib Bey das Zepter, der schon vor sechzig Jahren – damals spürte man von Frankreichs Protektorat noch kein Anzeichen, und das Beylikat war wirklich absolutistisch – als ältester Sohn des Souveräns im Schlosse an der tunesischen Kasbah wohnte. Seither hat ein halbes dutzendmal der Thron seinen Besitzer gewechselt, bevor Mohammed el Habib wieder in den Dar el Bey einzog. Im Jahre 1906, achtundvierzig Jahre alt, rückte er in den Rang eines Kronprinzen und Feldmarschalls vor,

aber er hatte noch sechzehn Jahre zu warten, ehe sein Vordermann und Vetter, Mohammed el Nassr, starb.

Es war höchste Zeit, denn für ihn waren, wie für alle Prinzen, die fetten Jahre vorbei, und die mageren dauerten bereits ziemlich lange. Die fetten Jahre waren die gewesen, als man unbeschränkt herrschte, in Saus und Braus lebte und sich vom Untertanen pumpen konnte, was man wollte, ihn höchstens durch die Verleihung des Ordens Nischan Iftikhar abspeisend; zu den fetten Jahren gehörten ferner die, in denen die Wartezimmer der französischen Okkupationsbehörden voll waren von Kaufleuten und Gewerbetreibenden aus der Gegend von Bardo, des Kasbah-Platzes, von La Marsa auf den Trümmern Karthagos und anderen Orten Tunesiens, wo die Husseniten ihre Schlösser hatten; es waren Gläubiger, sie präsentierten Rechnungen und erhielten sie bezahlt. Die mageren Jahre aber begannen am 11. Juni 1902, als vor Stadt und Welt und arabisch und französisch, also urbi et orbi et arbi et rumi, kundgetan wurde das Décret sur l'administration des biens beylicaux:

„Jede Ausgabe, jede Rechnung, jeder Vertrag, welcherart sie auch immer seien, darauf abzielend, die Person oder die persönlichen Güter der Herrscherfamilie zu irgend etwas zu verpflichten, sind nicht gültig und können dem betreffenden Mitgliede des Herrscherhauses, auch wenn sie von ihm befohlen oder signiert sind, nicht als Forderung vorgelegt werden, sobald sie nicht mit Autorisation des Bey durch den besonderen Administrator unserer Zivilliste vidiert sind."

Mit diesem schäbigen Dekret hörte jeder Kredit auf, man mußte sich mit der Apanage bescheiden, und es läßt sich denken, daß unser Freund Mohammed el Habib heilfroh war, endlich den Thron seiner Onkel zu besteigen und eine Zivilliste von 280 000 Franken im Monat zu erhalten.

Damals war er nicht nur ein alter, sondern auch kränklicher Mann, und der französische Resident bemühte sich, die Krönungsfeierlichkeiten hinauszuziehen – solche Dinge kosten Geld, und man will sie deshalb nicht allzurasch wiederholen.

Aber wie sich bekanntermaßen Päpste und Staatspräsidenten nach ihrer Wahl erstaunlich rasch verjüngen, erging

es auch nach dem 10. Juli 1922 dem neuen Bey, der sich bald darauf in feierlicher Weise abermals vermählte. Die Landesmutter war nur über zweiundfünfzig Jahre jünger als ihr königlicher Gemahl, nach einigen Angaben war sie dreizehn, nach anderen fünfzehn Jahre alt (der Gothaische Hofkalender verschweigt delikat die Damen der orientalischen Herrscherhäuser), sicher jedoch ist, daß sie die Tochter eines Grünzeug- und Milchhändlers war und die Unklugheit oder Klugheit begangen hatte, sich unverschleiert vor dem vorbeigehenden König zu zeigen.

Dieser besitzt zwei Söhne von etwa vierzig Jahren, eine seiner Gattinnen lebt eingeschlossen in Menonba, die andere im Sommerschloß La Marsa, während die dritte und jüngste im Dar el Bey zu Tunis schläft, immer zur Seite ihres Gatten sitzt und ihm, eine liebende Bey-Sitzerin, bereits eine kleine Prinzessin geschenkt hat.

Sonst hat der Bey von Tunis wenig zu tun. Er unterschreibt und siegelt die von der französischen Residentur verfaßten Erlässe, natürlich nicht er selbst, es gibt einen Minister der Feder und einen Großsiegelbewahrer. Dreimal im Jahr hat er die marmorne Löwentreppe des Palastes Bardo hinanzusteigen, am Aid el Kebir, dem Tage des Opferlamms, am Morgen des Mulud, dem Geburtstage des Propheten, worauf er mit seinem Gefolge die beleuchteten und bekränzten Geschäfte in den Suks abschreitet, und am Aid es Seghir, am Ende des Ramadan-Monats. Dort in Bardo, wo die Wände mit Alabaster aus Karthago, mit tunesischen Fayencen aus Nabeul, mit maurischen Stuckarabesken und mit riesigen Porträts europäischer Kaiser geschmückt sind und der Thronsessel mit einem riesigen Brillanten, reicht er den Würdenträgern seines Reiches die Hand zum Kusse und nickt den Ehrengästen gnädig zu, so wie er die von den Franzosen vorgelegten Gesetze mit einem Kopfnicken zu empfangen und zu unterfertigen hat, wofür er das Salär von dreieinhalb Millionen Franken per Anno bezieht. Ebenerdig ist ein Saal, in dem er jedem zum Tode verurteilten und nicht begnadigten Untertan ins Gesicht sagen muß, daß er ihn nicht begnadigt habe.

Dem Herrscher bleibt also ausgiebig viel Zeit, sich seinen Privatpassionen zu widmen. Mohammed el Habib übt drei

Sporte aus: erstens das Dominospiel, zweitens das italienische „Scopa", ein Spiel mit vierzig Karten, und drittens den Fischfang; man kann in La Marsa während des ganzen Sommers den Bey von Tunis stundenlang an der Bai von Tunis mit der Angelrute sitzen sehen. Mit Vorliebe näht er Anzüge und kocht, was nur für die Beteiligten unangenehm ist.

Außerdem bildet er sich auch ein, ein Maler zu sein. Das überlebensgroße Selbstbildnis im Audienzsaal ist von Fachleuten derart korrigiert worden, daß es inmitten der anderen Porträtkitsche nicht auffällt, jedoch bei den Arrangeuren der Kunstausstellung von Tunis erregte es vor zwei Jahren peinliches Aufsehen, als plötzlich ein Ölgemälde des Präsidenten Millerand, gemalt von Seiner Hoheit, ankam, um ausgestellt zu werden. Das ging nicht – bei aller loyalen Gesinnung ging das nicht. Man mußte im „Palast der französischen Gesellschaften", wo der Salon veranstaltet wurde, ein Zimmer als „Exposition orientalischer Möbel" einrichten, und dorthin hing man nun den Präsidenten der französischen Republik.

Von den dreieinhalb Millionen Franken, die dem Bey jährlich bewilligt sind, werden vor allem seine Hofhaltung, seine Palastbeamten und sein Heer bezahlt, das allerdings nur siebenhundert Mann zählt, aber eingeteilt ist wie eine richtige Armee und aus einem Feldmarschall, zwei Divisionsgeneralen, einem Brigadegeneral, einem Bataillon Infanterie, einer Eskadron Kavallerie, drei Artilleriebatterien mit zusammen zwei Kanonen von 90 mm Kaliber und einer Musikkapelle besteht; zur Sicherheit ist dieses Heer dem Chef der französischen Militärmission unterstellt, der allein eine Ausrückung befehlen darf.

Bargeld bekommt der Bey sehr wenig in die Hand, und da er von Schmarotzern umgeben ist und gleich am Monatsersten alles verschleudert und da seine Erlässe, vermittels welcher er verschiedene Lieferanten mit dem Nischan Iftikhar auszuzeichnen die Gnade hat, von der Residentur ad acta gelegt werden, borgt ihm kein Mensch einen Sou. Der Glaser, der geholt wird, der Fleischer, der täglich kommt, die Ärzte, die eine unheilbare Krankheit des Bey seit Jahren behandeln, wollen vorher bezahlt sein.

Was Wunder, daß Seine Hoheit ewig Geld verlangt, ungehalten wird, wenn man keines gibt, und eines schönen Tages seinen Ministerpräsidenten Mustapha Dugezli windelweich prügelte, weil eine solche Forderung abgelehnt wurde. Schnurstracks lief der mißhandelte Premier zu seinem eigentlichen Vorgesetzten, dem französischen Generalresidenten, und beschwerte sich, worauf Monsieur Saint mit Dugezli und einem Angst-einflößen-sollenden Reiterfähnlein beim Bey vorfuhr. Kaum sah dieser die böse Miene des Monsieur Saint, so fiel er dem Dugezli um den Hals und tat, als weine er vor Schmerz. „Über mich gehst du dich beschweren, über mich, deinen Vater, der dich liebt und züchtigt wie seinen eigenen Sohn ..." Kein Auge blieb tränenleer ob solcher Vaterliebe.

Französisch versteht Seine Hoheit, der französische Protegé, überhaupt nicht, er spricht nur ein wenig Italienisch, und da er auch arabisch kein politisches Wort sagen darf und der Dolmetsch selbst das, was er sagt, nicht übersetzt, kann man sich vorstellen, wie die Audienz eines Europäers bei Seiner Hoheit verläuft. Spielt nun der fremde Gast nicht „Scopa", kann ihn nur seine Kenntnis des Dominospiels vor sofortiger stummer Verabschiedung retten.

Präsumtiver Nachfolger Mohammed el Habibs ist der Prinz Ismail Bey, ein sehr dicker, lebenslustiger und mitteilsamer Herr, der aus seinem zukünftigen Herrscherprogramm kein Hehl macht und immer wiederholt, er werde sich bei der Thronbesteigung einen ordentlichen Rausch antrinken. Der Verwirklichung dieses Entschlusses sieht man in politischen Kreisen mit Besorgnis entgegen, denn auch die jetzigen Räusche des starken Prinzen können von normalen Menschen nicht gerade als unordentlich qualifiziert werden.

Man hofft also, Mohammed el Habib werde noch lange keinem Nachfolger Platz machen, und die Araber, unterdrückt und ausgepowert, verehren in der von Religion und Gesetz vorgeschriebenen Weise ihren Herrscher, der malen und lieben und kochen und schneidern kann, nur das Beste seines Landes will und seinen Ersten Minister verprügelt hat, „weil dieser dem Volke wieder eine Steuer aufbürden wollte".

DIE FAHRT DER FLÖSSER

Schon hinter der Palackýbrücke, unter welcher der Mauteinnehmer zu uns gerudert kam, um die Zahl der aus je zwölf Balken zusammengesetzten dreizehn Tafeln zu kontrollieren, nahmen wir eine schmälere Formation an. Es hieß „einzeln abfallen", denn das Schittkauer Wehr war in der Nähe, sein Durchlaß ist eng. Während wir bisher mit zwei nebeneinander befestigten Holztafeln gefahren waren, mußte jetzt die linke Floßhälfte losgelöst und hinten angebracht werden.

Führer und Gehilfen hatten hart zu arbeiten. Durch einen mächtigen Überlegbaum wurde der Vorderteil des Floßes mit der nächstfolgenden Tafel verbunden, damit der Bug von der Gewalt der Schleuse nicht zu tief gerissen werde. Die Durchschlagstämme, die das Balkendutzend zusammenhalten, wurden sehr genau angesehen, ob sie nicht schadhaft geworden seien. Hierauf kamen die Weidenbänder daran – sie knüpfen die dreizehn Tafeln zu einer Einheit: dem Floß. Man besprengte sie, um ihnen ihre Sprödigkeit zu nehmen, die Wucht des Schleusenwassers würde sie sonst zerfetzen.

Mit Energie und Schwung stachen wir die harpunenartigen Staken in den Moldaugrund und schritten, uns mit dem ganzen Körper gegen die eingebohrte Stange stemmend, rüstig vorwärts, wobei wir immer an derselben Stelle blieben, da sich das Floß mit gleicher Schnelligkeit in entgegengesetzter Richtung bewegte.

An den Rudern waren wir beschäftigt, genau in die Verlängerung der Schleuse zu kommen, was nicht leicht war, denn das Wehr liegt schief im Stromstrich, teilt sich gegen das linke Ufer zu in zwei Arme, und das Floß, das mit Mühe richtig in die erste Schleuse eingefahren ist, muß wenige Meter hinterher, noch ganz in der Gewalt des Gefälles, schon in die zweite dirigiert werden.

Krachend schlugen die Stämme an den Schleusenrand,

aber unversehrt sauste unser Gebälk durch Strömung und Gischt. Den Schweiß von der Stirne trocknend, aufatmend, lenkten wir zum Altstädter Wehr ein.

Beim Frantischek erhielten wir Vorspann. Der Remorqueur schleppte uns bis zum Neumühl-Wehr unterhalb der Karlsbrücke. Bislang waren die einzelnen Tafeln nur lose aneinandergeknüpft, und man konnte daher unmittelbar nach Passieren einer Schleuse die Vorderseite schon gegen die Flußmitte steuern, ohne daß die vor oder innerhalb des Durchlasses befindlichen Teile aus ihrer Richtung geraten. Nachdem das Neumühl-Wehr durchfahren war, wurde dem Floß durch Anspannen der Bindwieden eine steife Formation gegeben, denn das neue Nadelwehr bei der Hetzinsel ist lang, und der Schwanz des Floßes muß die gleiche Richtung haben wie die ersten Tafeln.

In Holleschowitz stellen wir die Schregge, den um eine horizontale Achse drehbaren Riesenbalken am Bug, senkrecht ins Wasser, die Spitze bohrt sich tief in den Moldaugrund. Ächzend bleibt unser Fahrzeug stehen.

Nun springen, balancieren wir über die in breiter Front hier verankerten anderen Flöße ans Land, in das Wirtshaus „Baštecký". Das ist mit Flößern dicht gefüllt. Gesprächsthema: In der Hetzinselschleuse seien zwei Prahmen auseinandergegangen, und die Bemannung, die selbst in Gefahr schwebte, müsse nun den ganzen Tag arbeiten, die Stämme wiederzufinden und zu binden. Die Schleuse ist schlecht, darüber sind sich alle einig. Auch gegen die Ansicht, daß die deshalb an die Statthalterei gerichtete Eingabe ohne Erfolg bleiben würde, erhebt sich kein Widerspruch. Aber über die Art der Abwehrmaßregeln entspinnt sich eine Debatte.

„Wir sollten einfach erklären, daß wir nicht durchfahren!"

Ein etwa vierzigjähriger Mann, der einzige von den Älteren, der keinen Schnurrbart trägt, der einzige, der das Haar nicht gescheitelt hat, sondern aufwärts gekämmt, ruft es laut durch die Stube.

„Dann fahren eben andere durch!" erwidert ihm ein Dikker vom Steuermanntisch und wendet sich beifallheischend zu seinen Nachbarn. Sie nicken, und mit sich zufrieden, tut der Dicke einen Schluck aus seinem Bierglas.

„Da müssen wir's anders machen: passive Resistenz – solange die Schleuse nicht ausgebessert wird", wirft da ein junger Bursch ein, den eine über die linke Gesichtshälfte, Kinn, Mundwinkel und Ohr verlaufende Schramme entstellt, „wir sollten die Flöße ausmessen. Und wenn eines länger ist als hundertdreißig Meter, sollten wir nicht darauf fahren – so wie es das Gesetz vorschreibt."

„Das ist unmöglich", behauptet einer vom Rat der Alten. „Man kann doch die Stämme nicht abschneiden, wenn sie um einen Meter länger sind!"

„So müßte eben eine Tafel weniger angekoppelt werden", meint der Floßführer mit der Schramme.

„Na, dann legt man sie als Fracht auf die Prahmen, und du bist gerade dort, wo du warst. Im übrigen würde sich das Ausmessen der Flöße nur gegen die Holzhändler richten, und die haben mit der Schleuse nichts zu tun."

„Die Holzhändler haben nichts damit zu tun", der Glattrasierte mit dem aufwärts gekämmten Haar lacht ironisch, „die Holzhändler haben nur so lange nichts damit zu tun, solange wir solche Scheißkerle sind wie bisher."

Auch der mit der Schramme läßt nicht locker. „Wenn sich die Herren der Sache annehmen, würde schnell Abhilfe geschaffen!"

„Dreck!" sucht ihn der Dicke zu belehren. „Die Holzhändler haben sich gegen die ganze Kanalisierung eingesetzt, weil sie die Flößerei fast ruiniert hat. Und was hat's ihnen genützt?"

„Na, sie haben sich doch schadlos gehalten!"

„Wieso hat die Kanalisierung den Floßtransport fast ruiniert?"

„Weil sie die Moldau verschandelt hat. Ist denn das noch ein Fluß? Gibt's denn noch eine Strömung? Nur gestautes Wasser, nur Tümpel. Jede Weile muß man sich von Remorqueuren ans Gängelband nehmen lassen. Von Holleschowitz bis Troja, von der Selzer Dynamitfabrik bis Kletzan, von Žalow bis Libschitz, von Libschitz nach Miřowitz, von da nach Wranian, von hier nach Hořin, dann nach Beřkowitz, bis nach Wegstädtl hängt man im Schlepptau. Nichts als Vorspann und blöde Schleusen. Gott sei Dank, daß der Staat kein Geld hat. Sonst hätten sie uns auch schon in Leitmeritz und

Raudnitz solche Hürden errichtet. Lauter Wehrmeister, lauter Kontrolle ..."

„Nicht einmal ein Mädel kann man mitnehmen", brummt einer, der den Podskaler Lebemann spielt, seine Schmachtlocke ist scharf übers rechte Auge gekämmt.

„Na, du schmuggelst ja doch immer ein Mädel mit! Und wenn du es unter dem Floß vor dem Wehrmeister verstekken müßtest." Selbstgefällig streicht der Don Juan von der Wasserkante seine Stirnlocke mit der Handfläche zurecht.

Ein zerrunzelt-brauner Veteran packt seine Erinnerungen aus: „Ja, ja, früher – da war's eine Kunst, zu flößen. Wenn man sich nicht auskannte, schwups, saß man auf dem Trockenen. Im zweiundachtziger Jahr, wie ich noch jung war, im Juni zweiundachtzig, bin ich mit zwei anderen Burschen am alten Buchta vorübergefahren. Der Buchta, das war ein guter Steuermann. Jetzt ist er schon lang tot. Also, damals, wie ich an ihm vorbeigefahren bin, war er gerade auf einer Sandbank steckengeblieben und mußte Wasser stauen, um die Prahme flottzukriegen. Als wir vorbeischwammen, hat er geschimpft, der alte Buchta: ‚Verfluchte Lausbuben! Wir alten Esel bleiben stecken, und die fahren glatt vorbei! Der Teufel soll euch holen!', hat er gebrüllt, der alte Buchta."

Hätte der Nestor der Steuerleute hinzugefügt, ein solches Auffahren auf Sand könne heute nicht mehr vorkommen, so ließe sich glauben, diese wenig sensationelle Geschichte vom alten Buchta sei zur Illustration der Tatsache erzählt worden, daß einstmals selbst der erfahrenste Steuermann böse Fahrtunterbrechungen erleiden konnte. Aber der Erzähler hat darauf verzichtet. Offen und stolz rühmt er sich des Buchtaschen Zitats – Wortlaut und Datum hat er sich gemerkt, jahrzehntelang, in denen er etwa zwölfhundert Floßfahrten unternommen. Der Fluch des alten Buchta ist ihm ein kostbares Vermächtnis.

Ein Angestellter der Schiffahrtsgesellschaft tritt in die Gaststube und meldet, der Remorqueur, der andere Flöße bis Troja gezogen, sei eben zurückgekehrt. Aufbruch. Bald schwimmen wir wieder talwärts.

Im Karolinentaler Hafen werden je vier Flöße zu einem Schleppzug, dem „Transport", rangiert, die beiden vorderen mit zwei Seilen an den Schleppdampfer gebunden, alle

vier miteinander verknüpft. Jetzt ist Zeit zur Rast. Nur ab und zu müssen wir an den Vorderrudern arbeiten, um bei scharfen Biegungen des Flusses nicht an das Ufer anzurennen.

Steuermann und Flößer setzen sich auf einen umgestülpten Eimer, stecken die Pfeifen in Brand. Den Feuerherd baut ein Gehilfe, Rasenstücke schlichtet er auf einen Holzstoß, begießt sie mit Wasser und klatscht mit einer Schaufel das Erdreich glatt, wobei Kotpatzen auf uns fliegen; wir quittieren mit Schimpfworten. Von einem Rundbalken wird ein Stück abgesägt, klein gehackt und angezündet. Herdfeuer flackert über den Wassern.

Den großen irdenen Kochtopf haben wir „gekauft" – wir gaben einem der überall heranrudernden Marketender ein ansehnliches Stück Buchenholz dafür. Jetzt brodelt Kaffee darin, dem ein hoher Prozentsatz Rum beigemengt wird. Rücken an Rücken trinken wir den „Schwarzgespritzten". Um die Fahrt braucht man sich nicht zu kümmern. Unbewegt und lautlos fährt das Vierfloß durch gestautes Wasser, nur sein Bug wird von den leichten Wellen des vorandampfenden Remorqueurs umspült. Dadurch, daß dem Fluß die Strömung genommen ward, hat auch die Uferlandschaft ihr Leben verloren. Den Bäumen, deren Zweige wie geknickt vornüberhängen, den Sträuchern, welche die Ränder des zum Teich gewordenen Flusses garnieren, fehlt das eilende, plätschernde Wasser. Eintönige Gegend. Die Balken des Floßes schaukeln nicht, man spaziert auf ihnen wie auf Parkettboden.

Um so mächtiger der Kontrast, wenn's durch die Schleusen geht. Etwa zweihundert Schritte vor dem Wehr wendet sich der Dampfer mit einem schrillen Pfiff, die vier Komponenten des Transports knüpfen sich voneinander und vom Remorqueur los und schnellen einzeln – Distanzen von je vierhundert Metern einhaltend – durch die Schleusen.

Aufjauchzen möchte man! Wellen überschwemmen die Balken, peitschen das lodernde Herdfeuer, in das helle Klatschen der Wogen mischt sich dumpfes Krachen der Randbalken, die gegen die Steinwände des flüssigen Hohlweges Sturm laufen und jeden Augenblick zu zerschellen

drohen. Manche Tafeln sind durch das darüberschlagende Wasser verdeckt – es sieht aus, als seien die Binden entzweigegangen, das Floß in seine Bestandteile zerrissen.

Die Plattform der Prahme, die erste Tafel, ist vollständig unter den schäumenden Wassermassen vergraben, trotzdem der am zweiten Floßglied befestigte Mastbaum sie krampfhaft hochzerrt. In der Mitte der zweiten Floßtafel steht der Steuermann, an ihrem rechten und linken Rand wir Gehilfen.

Und wenn das Ende der Schleuse nahe ist, der Bug aus der Flut emportaucht, rennen wir, der Wogen nicht achtend, die hoch über unsere Wasserstiefel schlagen, zu den Rudern. Es gilt nach innen zu steuern, sonst würde das künstliche Gefälle unsere schwanke Prahme auf die Uferböschung schleudern.

Kaum sind wir durch, so glätten sich die Wässer, die Hölzer ordnen sich parallel, und an den Exzeß, dessen Spielball man eben war, erinnert nichts mehr. Wirf einen Blick zurück: Ein Floß saust kämpfend hinab ...

Hinter jeder Schleuse sammelt sich der Transport von neuem, ein anderer Schleppdampfer wird vorgespannt bis zum nächsten Wehr.

In Jedibab, einem von Gott und Menschen verlassenen Nest: Nachtquartier. Die Flöße kommen hier in der Dunkelheit an, und da sie die Kammerschleuse nicht mehr passieren können, wandert die Bemannung in das Dorf, zwanzig Minuten auf jämmerlichem Weg – besser geht es sich auf runden, schwimmenden Stämmen. In der Schenke essen wir hartes Brot und ein weiches Ei und trinken warmes Bier. Dann wird Stroh ins Wirtslokal geschafft, und man legt sich hin.

Scharfer Regen peitscht die Fensterscheiben. Das nimmt man schadenfroh zur Kenntnis, denn einer von uns hat erklärt, es falle ihm nicht ein, das teure Hotellogis zu bezahlen (in Jedibab beträgt der Preis für das Nachtlager acht Heller, in einigen anderen Stationen wird nichts berechnet), und ist auf dem Floß geblieben. Wir anderen malen uns aus, wie wir ihn am Morgen uzen wollen. Aber dazu kommt es nicht.

Als um Viertel zwei Uhr nachts aufgestanden und die

Weiterreise angetreten wird, gießt der Himmel noch immer Wassermassen auf das Floß, das oben ebenso naß ist wie unten. Die Balken sind glatt, bei jedem Schritt rutscht man aus und fällt in das tote Wasser zwischen den Balken. Finstere Berge liegen wenige Schritte vor uns und verstellen den ganzen Strom – Wolken sind es.

Weiter geht die Fahrt, ununterbrochen, ununterbrochen, aber da sich die Distanz zwischen uns und dem schwarzen Gebirge durch Stunden nicht verringert und im Nebel die Ufer nicht erkennbar sind, scheint es, als ob die Prahme, von einer unsichtbaren Schregge festgehalten, sich nicht von der Stelle rühre.

Uns knurrt der Magen. Im Jedibaber „Restaurant" hatten wir morgens weder Kaffee noch Brot bekommen, und an ein Feuermachen ist in dem Gußregen keineswegs zu denken. Proviant besitzen wir nicht, und kein schwimmender Marketenderwagen läßt sich blicken. Wenn ein Gasthaus von ferne auftaucht, brüllt der alte Flößer Kolenský mit heiserer Stimme, der die Verzweiflung furchtbare Kraft verleiht, sein „Pivo" (Bier) über Wasser und Land. Immer heiserer, immer verzweifelter tönt es; hinter der Sprachgrenze, von Liboch und von Wegstädtl an, ruft er „Bier", und es ist wie eines verwundeten Hirsches Todesschrei.

Leute an den Ufern hören ihn, mitleidsvoll eilen sie in das Gasthaus, der Wirt schenkt ein paar Gläser ein, steigt in den Kahn und rudert zu uns. Sosehr er sich aber auch beeilt – die Strömung ist schneller und unser Floß schon vorbei, ehe er herankommt. In der Mitte des Stromes wartet nun der Wirt, um seine Biere der Bemannung der nächsten Flöße – unseres schwimmt als erstes – anzubieten. Die Kollegen hinter uns können nicht in jedem Ort Bier trinken, und am Abend erzählen sie, wie die Wirte auf den Booten geflucht, als ihnen das mit soviel Eindringlichkeit bestellte und so mühselig servierte Bier am Hals blieb.

Was aber bedeuten alle Flüche aller Wirte gegen jeden einzelnen Fluch, den der durstige Kolenský jedesmal ausstößt, da sein Bier den Nachfahrern angeboten wird!

Ein Anlegen des Floßes während der Fahrt – sei es wegen Sturmes, Regengusses oder Hagelschlages, sei es infolge Hungers oder selbst Durstes – gibt es nicht. Nur

wenn der Flößer Feierabend machen muß, weil es ihm die Vorschrift befiehlt und weil er die Ufer nicht mehr erkennt, hält er an. Er weiß, daß ihm die Reise als solche gut bezahlt wird (so bekommt zum Beispiel der Steuermann für die zweieinhalb Tage währende Fahrt nach Mittelgrund neunundfünfzig Kronen), er weiß aber auch, daß er an den Tagen, an denen er sich nicht auf dem Holztransport befindet, daß er auch in den vier Wintermonaten von seinen Reisehonoraren zehren muß, die sich nun als elend genug erweisen. Also trachtet er, von seiner Fahrt so bald als möglich zurück zu sein – Akkordarbeit ist Mordarbeit –, um einen neuen Holztransport zu erhalten. Trotz verzweifelten Durstes fällt es dem alten Kolenský nicht ein, ein Anlegen des Floßes zu verlangen.

Erst um sieben Uhr abends nehmen wir, die wir um Viertel zwei Uhr nachts aufgebrochen waren, in Birnai, einem Dorf oberhalb Aussigs, unser Frühstück ein, einige Bierkäse.

Sechs Stunden später schwimmen wir wieder durch die Nacht. Sie ist dunkel, die Zacken der Uferberge sind dennoch sichtbar. Drohend und schwarz hebt sich der Workotsch aus dem nächtlichen Tal, rechts schaut der Schreckenstein unwillig über Land. Vom Niveau des Wassers, im fahlen Mond oder im Dämmer, büßt das Elbpanorama alle Idyllik ein, unheimlich ist es, durch eine Silhouettenlandschaft zu gleiten. Nach und nach tauchen friedlichere Hänge auf, allerdings nur im bizarren Rahmen von Nebelrissen. Da wir hinter Tetschen das Elbsandsteingebirge erblicken, ist die Morgensonne mit penetrantem Leuchten aufgegangen, bestrahlt die Fluten der Elbe und die lotrechten, zerklüfteten Felsgebilde an ihren Ufern.

AUF DER REEPERBAHN VON ROTTERDAM

Geschubst, gestoßen, gerempelt wird man zu nächtlicher Stunde auf dem Schiedamsche dijk, so wahr mir Gott helfe, viel mehr als zu Hamburg auf der Reeperbahn und in der zugehörigen Kleinen Freiheit. Das kommt zum Teil davon, daß sich die Schritte der festlandentwöhnten und auch sonst ziemlich befeuchteten Männer in Rotterdam auf bedeutend schmälerem Bürgersteig bewegen müssen.

Jedes Haus eine Schankstube, nein, jedes dieser engbrüstigen Hollandhäuser zwei oder gar drei Schankstuben und überdies ein Gasthof. Die Häfen der Ozeane geben ihre Namen zu Wirtshausschildern her: Coney Island-Bar, Trattoria di Trieste, Restaurant de Marseille, Taverne Le Havre, Proeflokal Amsterdam, London Boardinghouse, Teehaus Reval, Café Kjöbenhavn; „The Statue of Liberty" und Kristall-Bar locken international, und die Tanzlokale wahren ebenfalls eine echt niederländische Neutralität.

Innen die Aufschriften bloß holländisch und englisch: "Gentlemen are kindly requested to take off their hat while dancing." („Die Herren werden freundlich ersucht, ihren Hut während des Tanzes abzunehmen.") Aber keiner der so kindly angesprochenen Gentlemen ist so kindly, Folge zu leisten, und Tanzmeister, Wirt, Kellner wagen es nicht, auf diesen Toilettefehler aufmerksam zu machen, die Gäste tanzen mit dem Hut, der Matrosenkappe, in der Uniformmütze auf dem Kopf, obschon keine Brise weht von der Maas oder wenigstens vom Salmhafen in die von Kau- und Rauchtabak gesättigte Luft des Danspaleis Eldorado. Den Charleston kann der Seefahrer nicht mitmachen: Mit hochgeschraubten Augen, vorgebeugt, als stünde er an der Reling, sieht er dem Wunder zu, das ihm eines ist, während ihm die Tropenbäume auf dem Pik von Teneriffa oder die blauen Affen von Guatemala nichts Wunderbares sind.

„Hotel Elim" (das scheint ein Kosenamen für Elohim oder sonst jemand aus dem Alten Testament zu sein) ist eine

Unternehmung der Heilsarmee, eine „Toevlucht voor Mannen, Frouwen en Kinderen", sechs Gulden kostet ein Zimmer wöchentlich mit Frühstück, fünfundsiebzig Cents ein Dinner. Ein regelrechtes Hotel – die Salvation army sollte dem Internationalen Hotelier-Verband angeschlossen sein. Ihr eigentliches „Nachtlager des Heils", das Asyl im Nachbarhäuschen, enträt der Reklame und jeder Beleuchtung.

Geschäfte, ihr Dasein zwischen den Gastlokalen ist ein ziemlich gedrücktes, sind nachtsüber geöffnet, was bei Fischläden und Tabaktrafiken verständlich erscheint, aber unerfindlich bei einem Papiergeschäft: Rechnet der Verkäufer auf Menschen, die zu nachtschlafender Zeit das Bedürfnis verspüren, sich sofort Zauberspielkarten, einen Liebesbriefsteller oder die letzten Nummern der pornographischen Witzblätter „Pan" und „Die zwarte Kat" anzuschaffen?

Apropos: Weiber machen das Trottoir. Sie sprechen alle Sprachen oder sprechen wenigstens in allen Sprachen an, sie haben eine lange Vergangenheit, und so schwer vorstellbar es ist, sie müssen einmal jung gewesen sein und viele Strekken zurückgelegt haben, solche des Aufstiegs und solche des Abstiegs. Vorletzte Station: auf dem Schiedamschen dijk zu Rotterdam zu lungern. Sie könnten erzählen, wenn sie zu erzählen verstünden, sie könnten Namen ihrer Liebhaber nennen, wenn sie deren Namen je gekannt hätten, sie könnten sich an schöne Erlebnisse erinnern, wenn sie Erinnerungsfähigkeit und Erlebnisfähigkeit besäßen.

Des jungen Franzosen namens Arthur Rimbaud entsinnt sich wohl niemand, obwohl er in dieser Straße gewohnt hat, tagsüber Heuer suchend, nachts den Lärm, die Bewegung und den Geruch trinkend, mit dem die auf langen Seefahrten aufgestapelte Gier der Matrosen hier brandete, in den Schifferschenken und Hafenhuren vom Schiedamschen dijk.

Das war die holländische Landschaft, die dem jungen Franzosen Arthur Rimbaud besser zusagte als Himmel, Himmel, die ewig zartkonturierten Weideplätze mit den ewig silberhellen flüssigen Rainen und der ewig gleichförmigen Rotation der Windmühlen und dem ewig ruhigen Hintergrund im Blau des Delfter Porzellans, Himmel, Himmel.

Aber was half's ihm, sich im Chaos davon zu erholen; er laborierte an der gleichen Krankheit, an der auch die Poeten der Idyllik leiden, Geldmangel, Hunger.

Arbeit fand er nicht, mußte schließlich in der Rekrutierungskanzlei von Harderwijk Handgeld für die Kolonialtruppen nehmen und auf dem Deck des Paketbootes „Prins van Oranje", das nach Bombay, Colombia, Batavia und Java segelte, Exerzierübungen machen, bis ihn das große Kotzen vor dem Militarismus ankam. Aus den Baracken von Salatiga, sechshundert Meter hoch, auf dem Hang des Merbaboc, weit im Innern von Java, desertierte ein Mantje namens Arthur Rimbaud; man fahndete nach ihm, um ihm kurzen Prozeß zu machen, er irrte umher, und als der englische Kargodampfer ihn aufnahm und Anker lichtete, mag er glückselig diesen Kohlenkahn als trunkenes Schiff empfunden haben.

Kolonialsoldaten, denen die Flucht nicht glückte, schlendern durch den Nachtbetrieb und beabsichtigen, sich schadlos zu halten für Exerzierübungen auf dem Paketboot „Prins van Oranje" und den Bereitschaftsdienst in den Baracken von Salatiga, sechshundert Meter hoch auf dem Hang des Merbaboc weit im Innern von Java ... Sie sind mager und geil, und auf den Ärmeln der Uniform tragen sie einen gelben Streifen.

Und uniform, trotz ihrer so verschiedenfachen Nomenklatur, sind die Wirtschaften. Bar auf Bar, Proeflokal auf Proeflokal, Tapperij auf Tapperij, Slijterij auf Slijterij, auch der Grossist verkauft „per maat en per glas", und auf jedem Fenster ist angeschrieben, daß der Ausschank von Alkohol behördlicherseits „vergoennt" und „starke dranken" zu kaufen sind. Amstel Bieren, Heinekens Bieren und Pilsner Urquell werden angepriesen, die guten holländischen Schnäpse verstehen sich von selbst.

Die Buntheit von Sankt Pauli fehlt, das rhythmische Gerassel der Orchestrions, die grelle Stukkatur der Schaubuden, die Hippodrome, das Herrmannsche Panoptikum, die Tingeltangel. Noch etwas vermißt man: die gelbe Rasse. Es gibt freilich Mongolen genug in der Hafenstadt des Landes, von dessen sechsundvierzig Millionen Menschen reichlich vierzig Millionen in Sumatra, Borneo und Celebes, in den

Molukken und in Westindien eingeboren sind. Indes, diese rechtlosen und ausgepreßten Untertanen, die als Heizer und Schauermänner rechtlos und ausgepreßt ins Mutterland kommen, dürfen unter den Weißen nicht wohnen; sie hausen in einem anderen Stadtteil Rotterdams auf dem anderen Ufer der Maas, in Katendrecht.

Dort schwärmen Chinesen, Neger, Inder und Malaien aus, dort ist kein „Vergunning" auf das Fenster der Kaschemmen gemalt, und hinter jedem Eintretenden schließt sich die Matte, auf daß der europäische Passant nicht sehe, was sich im Innern vollzieht, ob Kokain geschnupft wird, Opium gegessen, Haschisch geraucht, Lotterie gespielt oder hasardiert mit Dominosteinen und Würfeln und schmalen Spielkartenstreifen.

An den Speichern der Niederländisch-Amerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft haben Asiens Völker ihr Karree: Atjehstraat, Lombokstraat, Sumatraweg und Veerlen, und dieses Getto der Asiaten ist ein unheimlicher Fleck, besonders in den ersten Stunden des Abends, da aus Zwielicht, Dämmerung und Nebel jenseitige Gesichter emporschaukeln wie Materialisationsphänomene.

Niemals kommen sie aus den Kolonien herüber auf den Schiedamschen dijk. Was aber hat diese Radaustraße an der Mündung der Maas und des Rheins vor ihrer Kollegin an der Elbemündung voraus? Sie hat vor ihr voraus, daß das deutsche Element überwiegt. Auf der Reeperbahn zu Hamburg wird nicht so viel Deutsch gesprochen wie auf dem Schiedamschen dijk zu Rotterdam; Reparationskohle und Streikbrecherkohle schwimmt rheinabwärts bis Rotterdam, im Waalhafen ankert täglich eine Flotte von Rheinkähnen, gigantische Brückenkrane der DEMAG (ihre Ausleger reichen fünfzig Meter über Kaikante hinaus) löschen sie, schwimmende Elevator-Transporteure bunkern die Steinkohle in die Seeschiffe.

Verstummt am Abend das Klirren der Kranketten, das Stürzen der schwarzen Steine, das Surren der Antriebsmotoren, hört man in den Hafenstraßen deutsches Schifferplatt, und hundert Wirtshäuser locken mit heimischen Namen: „Düsseldorf", „Köln", „Mainz", „Duisburg", „Wesel" oder wenigstens mit der Versicherung: „Man sprigt Deutsch" –

denn man sprigt Deutsch, wenn man's auch nicht schreiben kann, „g" wird wie „ch" ausgesprochen –; der Krieg endete, deutsche Kohle geht über Rotterdam nach England, wo die Bergarbeiter hungernd streiken, und der deutsche Schiffer trinkt dafür auf dem Schiedamschen dijk steifen holländischen Grog.

JUSTIZ GEGEN EINGEBORENE

Den Kadi, mit dessen weisem Spruch die Märchen aus Tausendundeiner Nacht enden, den gibt's im Orient immer noch.

Viele Stufen muß man vom Gouvernementsplatz hinabsteigen, um zum Eingang der Djama-Djedid, der größten Moschee Algeriens, zu kommen. Aber der Bau ist so hoch, daß die weiße Wölbung mit dem goldenen Halbmond wieder hinaufragt in das europäische Häuserkarree und, eine zinnenumrahmte Halbkugel, mitten darin liegt zwischen Handelskammer, Rathaus, Börse und Bronzemonument, fremd, alt, groß und geheimnisvoll.

Vom Platz aus führt ein schmaler Seiteneingang direkt in die Höhe der Kuppel, man tritt in einen kahlen Vorraum, gegenüber der Türe ist ein ebenso kahles Kämmerlein, links geht's zur Mahakma, der Gerichtsstube, wo der Kadi amtiert, seit dreihundert Jahren in demselben Raum, seit tausend Jahren auf dieselbe Art.

Ließe sich denken, ein Kadi sei jung? Nun, unserer ist alt, unter seinem weißen Bart schlingt sich der weiße Licham um den Hals, als gälte es jeden Augenblick, ihn vor den Mund zu legen, um sich vor dem Samum zu schützen. Des Kadis Stirn verschnürt ein golddurchwirktes Turbantuch, und die goldene Brille gibt ihm, der Achtung von Amts wegen genießt, überdies das Ansehen tiefer Buchgelahrtheit.

Er sitzt in breitem Stuhl auf einem Podium, die braune Täfelung der Wand liefert ihm den Hintergrund – zu der Kalifen Zeiten mag der Richterstuhl ein Thron gewesen und die Drapierung der Wand von einem Teppich gebildet worden sein, damals fehlte wohl die Barriere, die den Gerichtshof vom Volk der männlichen Kläger, männlichen Beklagten und männlichen Zeugen trennt; die weiblichen sind dahinter in den kahlen Raum gepfercht, und nur durch Gitterfenster dürfen sie, die tief Verschleierten, den Gang der Verhand-

lungen verfolgen, und nur durch die Gitterstäbe erheben sie Klage, sprechen sie Worte der Verteidigung oder erstatten sie Zeugenaussage.

Nicht minder ehrwürdig als der Kadi: die beiden beturbanten Hilfsrichter zu seinen Füßen. In beinahe demutsvollem Tone bringen sie ihre Einwände vor, der Mufti rechts die belastenden, der Mufti links die entlastenden. Neben ihnen sitzt je ein Schreiber, auf dem Kopf die rote Scheschia, die afrikanische Ausgabe des Fes, besorgen sie Namensaufruf, Vorlegung der Aktenstücke und Protokollierung der Urteilssprüche.

Nicht lange dauern die Prozesse, kaum eine Viertelstunde jeder. Es sind die kleinen Zivilstreitigkeiten der arabischen Händler aus dem Basar und dem Hafen, der Zank der Mieter aus den Häuschen des Kasbah-Viertels und Konflikte religiöser Art. Die meisten Vorgeladenen sind nicht erschienen, man leistet gewöhnlich erst der zweiten oder dritten Ladung Folge; die aber, die gekommen sind, verhalten sich respektvoll. Eine Handbewegung des Kadis, und der erregteste Beklagte unterbricht seinen langatmigst angelegten Sermon. Und doch ist dieser Streit um ein paar Franken, diese Feindschaft um Weiberklatsch nur objektiv geringfügig, für die armen Eingeborenen sind sie wichtig, sonst kämen sie nicht zum Kadi gelaufen.

Schlimmer ist es, wenn sich die Beherrscher des Landes mit einem Delikt befassen, sie, die freigebig sind mit Todesurteilen und Verbannungen und Kerkerstrafen gegen den verachteten „indigène", sie, vor denen man sich nicht verteidigen kann, weil sie die Sprache und die Sitten nicht verstehen, sie, die die Macht haben, den Mohammedaner in seinem eigenen Lande zur Dienstpflicht gegen das eigene Land zu zwingen, ihn einzusperren oder zu töten, obwohl sie ungläubige Hunde sind.

Weh dem, der der Cour correctionelle in die Hände fällt! Wer seiner Pflicht als Blutrācher Genüge getan, wer den Pferdedieb erschossen oder den Ehebrecher erstochen hat, wie es die Ehre erfordert, tut am besten daran, zu verschwinden; die Stammesgenossen verraten keinen, und die Urteile, die erlassen werden, erfährt der Täter nicht.

Tapeziert sind die Wände des Justizpalastes mit offiziel-

len Anschlägen der gleichen Art: „Lamu Mohammed ben Ali, genannt Felkani, zweiundvierzig Jahre alt, geboren 1884 in Beni Felkaï im Regierungsbezirk Sétif, Sohn des Ali ben Mohammed und der X..." Der Name von Gattin oder Mutter ist seltsamerweise den Gerichten niemals bekannt. „Taglöhner, wohnhaft im Duar Mentano, Kreis Péregotville, Witwer ohne Kinder, des Lesens und Schreibens unkundig, von der Justiz nicht ergriffen, wird hiermit in contumaciam schuldig gesprochen, am 13. Oktober 1925 in Maison Carré, Regierungsbezirk Algers, vorbedacht den Teggali Haon ben Mohammed aus dem Duar Mentano getötet zu haben, und wird nach Code Pénal, Artikel 295 und 304 des § 3 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt."

Die französischen Gendarmen werden keinen dieser verurteilten Lamu Mohammed finden, wohl aber findet jeden der Dolch des Vaters oder des Sohnes von jedem ermordeten Teggali Haon ben Mohammed.

Das mag kulturlos und unheimlich sein, schwerlich jedoch ist es kulturloser und unheimlicher als die Verhandlungen gegen Einheimische vor dem französischen Richter. Ein Mann aus der Großkabylie muß – o Schande – ohne Turban über dem in verkümmerten winzigen Löckchen geringelten Schwarzhaar vor Gericht stehen, zwei Gendarmen flankieren ihn, unten sitzt der Privatbeschädigte und ein Zeuge, gleichfalls ohne Turban über dem Karakülfell des Scheitels, und alle Stehplätze sind von den weither gekommenen Dorfbewohnern gefüllt. Niemand wagt es, einen der leerstehenden Stühle zu benutzen. Niemand versteht die Richter. Die thronen im Talar mit weißen Bäffchen, zwei mit Monokel, einer mit Kneifer, niemand versteht die gelangweilte Rede des Staatsanwalts und die kurze Replik des Ex-officio-Verteidigers. Der Angeklagte schaut apathisch drein, der junge Bursch auf der Privatklägerbank starrt alle Redner an, als müsse Allah ihm plötzlich die Eingebung der französischen Sprache schenken, traurig und anteilnehmend sind die Landsleute über die Brüstung des Stehparterres gebeugt.

Ob der Kläger mit der Gattin des Beklagten wirklich nur geredet habe, als dieser den Schuß abfeuerte? Diese Frage wiederholt der Dolmetsch resigniert und erhält keine Ant-

wort, so entlastend sie wäre – die Muselmanen, die keine Frau in die Gerichtsstube lassen, würden niemals die Ehre einer Frau bloßstellen, am allerwenigsten vor den Giaurs.

Von meuchlerischer Mordabsicht deklamiert der Staatsanwalt, habe sich doch der Angeklagte geäußert, er werde den Burschen sehr bald – „der hohe Gerichtshof wird entschuldigen, daß ich hier ein derart brutales Wort in den Mund nehmen muß“ – verdoppeln. Nun spricht der Anwalt, er glaubt, es sei mehr als eine Plauderei gewesen, was den Schuß des eifersüchtigen Gatten veranlaßte, und gibt (anscheinend ist er Kommunist oder Anarchist) den Europäern die Schuld an dieser und jeder anderen Schießerei, denn sie waren es, die den Eingeborenen die Gewehre brachten.

Der Gerichtshof verliest das Urteil, der Dolmetsch übersetzt es, der Angeklagte duckt sich und wird abgeführt, die Kabylen aus seinem Dorf schleichen sich aus dem Saal, die Verhandlung hat kaum eine halbe Stunde gedauert, und ein Sohn der freien Berge muß auf drei Jahre ins Gefängnis, weil er getan, was ihm die Gesetze seines Volkes vorschreiben und was den Gesetzen der Machthaber widerspricht.

VERWUNDUNG

Ostfront, 18. März 1915

Ich erhielt den Befehl, dem Bataillonskommando eine Meldung zu überbringen. Eine gute halbe Stunde von unserer Stellung entfernt, auf dem Dorfplatz von Wola Michowa, war das Kommando; sechs Offiziere saßen in der Stube, drei Offiziersdiener auf der Ofenbank, am Tisch beim Fenster schrieb der Bataillonsadjutant.

Kaum einen Augenblick nachdem ich eingetreten war, ertönte eine Detonation, ich bekam einen wuchtigen Schlag auf den Kopf und stürzte rücklings steif zu Boden.

Die Besinnung verlor ich nicht, wußte sofort, daß eine Granate ins Zimmer geflogen war, das plötzlich dunkel und voll Rauch wurde. Jemand stieß heftig mit den Füßen an meinen Kopf – einer, der die Tür suchte. Nun sprang auch ich auf, tappte auf die gegenüberliegende Seite, aber als die Tür geöffnet wurde, war ich orientiert und rannte aus dem Haus.

Unterwegs spürte ich, daß Blut über Nase und Ohren vom Kopf auf meine Bluse rann und mein Hemd auf dem Rükken, auf dem Oberarm und auf dem Schenkel sich mit warmem Blut füllte.

Jetzt blieb ich stehn, dachte: vielleicht brichst du im nächsten Moment zusammen und bist tot; hatte sich doch die Granate nicht vorher eingebohrt und uns nicht mit Sprengstücken überschüttet, sondern schien direkt gegen meinen Kopf gesaust zu sein. Viele, die ich im Kriege sterben sah, waren wenige Minuten vor dem Tode bei vollem Bewußtsein.

Die linke Kopfseite schmerzte, von dort floß das Blut. Ist vielleicht mein linkes Auge weg? Ich verdeckte das rechte mit der Hand, zwar sah ich schlecht, aber nur infolge des darüberströmenden Blutes, scheinbar war ich in die Schläfe getroffen.

Dem Hilfsplatz zueilend, erblickte ich, mir voraus ren-

nend, den Bataillonsadjutanten Oberleutnant Klatovsky; er war es gewesen, der, als ich auf dem Boden lag, an mich gestoßen und dann die Tür geöffnet hatte. Da ich ihn erkannte, konnte ich kaum ein Sterbender sein.

Aber schon stieg mir eine neue Befürchtung auf: wie, wenn meine Wunde überhaupt nur eine Lappalie ist, die Gelegenheit verpaßt, nach acht Monaten grausamsten Jammers von hier fortzukommen? Wie, wenn der Arzt mir lächelnd ein Pflaster aufpappt und mich wieder in den Dienst schickt?

Eine traumatische Neurose und innere Schmerzen zu simulieren, war ich schnell entschlossen.

Ostentativ wankend bewegte ich mich zum Hilfsplatz. Vor der am Bach gelegenen Hütte, der Sanitätsabteilung, lag schon Oberleutnant Klatovsky, wimmernd.

Hier begann ich nun meine Komödie. Ich brach absichtlich zusammen und drehte das Weiße der Augen auswärts. Vier, fünf Sanitäter und Kameraden packten mich und trugen mich in die Stube auf das Stroh, ich winselte kläglich.

Einige Sekunden später kam ein Assistenzarzt. Er wandte sich zuerst dem Offizier zu, dann mir, schaute meine Kopfwunden an. Von seiner Anwesenheit scheinbar keine Notiz nehmend, zog ich die Beine an den Körper, Todeszuckungen mimend, und bemerkte, daß der Arzt mich mit ernstem Kopfschütteln musterte. Aber der Oberleutnant rief ihn energisch zu sich.

Das besorgte Kopfschütteln des Doktors ließ mich innerlich frohlocken. Nicht eine Sekunde lang dachte ich an die Möglichkeit, wirklich schwer verletzt zu sein. Ich wußte nur, daß meine Wunde nicht als eine „dienstbare" belächelt werden und mir zum Schaden nicht noch Spott bringen würde.

Was ist nun weiter zu tun? Ich will jetzt trachten, nicht in ein Spital des Etappenraumes geschafft zu werden, wo ich bis zu meiner Heilung bleiben müßte; ich will eine Reise ins Hinterland herausschlagen.

Robert, mein Freund, stürzte ins Zimmer, wurde kreidebleich, als er mich derartig liegen sah. Ich deutete durch Winke an, daß ich ihm etwas sagen wolle. Alle traten scheu zurück, während er niederkniete und sein Ohr über meine

Lippen beugte, um besser zu hören, was ich ihm in meinem letzten Stündlein anvertraue: „Mir fehlt gar nichts – ich spiele Theater. Ich tu nur so, als ob ich eine Granate beim Krepieren wäre." Er lächelte. „Lach nicht", herrschte ich ihn leise an, „du wirst doch beobachtet. Schreibe nach Hause, daß ich einen Streifschuß bekommen habe und mich freue, einen Monat lang in Prag Schlapak tanzen zu können."

Er war ernst geworden, dachte offensichtlich, ich spiele ihm die Komödie von meinem Komödienspiel nur vor, um ihn und durch ihn meine Familie zu beruhigen. „Paß mal auf: Jetzt werde ich die Beine mit leisem Wimmern emporziehen!" Ich zog die Beine mit leisem Wimmern empor – alle Anwesenden überlief bei dieser Annäherung des Todes eine Gänsehaut. „Oder wünschst du einen jähen Schmerzensruf mit Geste gegen das Herz? Voilà!" Aufschreiend griff ich mir ans Herz. Der arme Junge wußte nicht, ob er lachen oder weinen solle. Leise erklärte ich ihm den Grund meines Simulierens. „Ich will nicht in der Etappe bleiben, verstehst du, jetzt muß ich nach Hause kommen."

Der Dialog wurde unterbrochen, der Arzt wandte sich nunmehr mir zu. Apathisch und völlig teilnahmslos betrachtete ich seine gerunzelte Stirn. Er tupfte mich mit Wattebauschen ab, konstatierte, daß die Stirnader durchgeschlagen sei, ließ meinen Ärmel aufschneiden, um einige Wunden am Arm zu verbinden, und fragte, wo mir noch etwas weh tue. Zuerst gab ich keine Antwort, dann spielte ich, obwohl ich nun wirklich große Schmerzen zu spüren begann, den Schmerzverzerrten und stöhnte: „Rücken." Auch auf den Oberschenkel deutete ich. „Du bist ja ganz durchlöchert", sagte der Arzt und verband die neuentdeckten Verletzungen. „Die Wirbelsäule ist bloßgelegt", bemerkte er leise zu Robert.

Ein Fuhrwerk war vorgefahren, und Oberleutnant Klatovsky drängte zum Aufbruch; man trug uns zum Wagen.

Wir fuhren die Straße von Wola Michowa südlich gegen Maniow zu, wo sich die Divisionssanitätsanstalt 29 befindet. Es ging schnell. Ein Kanonier hielt nach wenigen Minuten den Wagen an. „Fahren Sie nicht weiter, der Weg wird von Schrapnellen bestreut." – „Ach was", schrie ich, „nur weiterfahren." Entweder die Geschosse erschlagen uns, oder wir

sind endlich außerhalb des Feuerbereiches. Wir wurden nicht getroffen.

Der Offizier neben mir stöhnte. „Herr Oberleutnant, jetzt hört uns niemand mehr", sagte ich ihm, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß er wirklich vor Schmerz jammere. Aber wenige Minuten später, im Lazarett, sah ich, wie verstümmelt er war.

Die hölzerne Kirche in Maniow, deren Bretter zu einem großen, gewölbten Bau gefügt und so beinschwarz sind wie alte Steinkirchen, war als Sanitätsanstalt eingerichtet, indem man die Betstühle hinausgeräumt und Stroh hereingetragen hatte. Ringsum die Kranken, an die Holzwand gestützt.

Nur vor der aus Heiligenbildern zusammengesetzten Sakristeiwand war eine Bank und einige Stühle, auf denen die chirurgischen Operationen vorgenommen wurden. Hier saßen schon Offiziere, die von der gleichen Granate getroffen und schneller hierhertransportiert worden waren; sie hatten zum Teil schwere Wunden. Man verband gerade Oberleutnant Dolezal, der am Rücken verletzt war, und legte ihn auf das Stroh. Er war gelb im Gesicht, aber doch nicht so wächsern wie der Infanterist, der hart neben ihm lag, mit der linken Hand eine Konservenbüchse umkrampft hielt und – bereits tot war.

Mir nahm man die Verbände ab, was verteufelt schmerzte. „Die Ader muß hergerichtet werden", sagte der Oberstabsarzt, „sollen wir dich narkotisieren?" – „Nein, aber eine Zigarette möchte ich rauchen." Das wurde mir gestattet, und während die Wunde mit dem Chirurgenmesser vergrößert und die beiden Enden meiner zerrissenen Arterie zu einer Schleife zusammengebunden wurden, strengte ich mich an, keine Miene zu verziehen. „Hat der Kerl eine Konstitution", meinte der Oberstabsarzt, „man sieht, daß du noch nicht lange im Feld bist." – „Erst acht Monate, Herr Oberstabsarzt."

Auch mein Ohr wurde untersucht. Das linke Trommelfell erwies sich als zerrissen, das rechte schien beschädigt.

Gegenüber der Sanitätsanstalt lag der Bahnhof. Man wollte mich auf eine Tragbahre laden, aber ich zog es vor, hinüberzuhumpeln. Der Bahnhof war eine Bretterbude, die

Eisenbahn eine schmalspurige Vizinalbahn, die Waggons gewöhnliche Loren, ungedeckte Kohlenwagen, auf deren Boden sich Soldat neben Soldat drängte, auch russische Gefangene, schwer blessiert, waren darunter.

Die Füße an den Leib gezogen, zwischen Ruhrkranken, deren Gebaren unbeschreiblich war, Schwerverwundeten und Halberfrorenen standen wir drei Stunden lang im Schneegestöber.

Das Zügle fuhr gegen Osten. Nach zwei Stunden waren wir in Cisna, wo sich ein Lazarett befindet. Schaurige Fahrt, die Lokomotive wölbte über uns ein Dach von Rauch, das nicht verhinderte, daß wir mit Schneeflocken und Hunderttausenden von Funken überschüttet wurden.

In Cisna, im Spital, wurde ich auf Stroh gebettet. Mein ganzer Körper war wie zerschlagen, auf der linken Seite konnte ich nicht liegen, die Ohren summten und schmerzten, besonders wenn ich mich räusperte, wozu ich fortwährend Drang verspürte, und in meinem Kopf funktionierte das Läutewerk eines Signalapparates. Einzuschlafen mißglückte. So wollte ich zu denken beginnen. Aber die unverhofften Schmerzen kreuzten sich mit den unverhofften Freuden.

Ja, es scheint, als würden in dieser farbenlärmenden und geräuschebuntesten Stadt der Erde gerade heute abend die Farben früher verstummen und der Lärm früher verblassen als sonst.

In den Restaurants und Cafés auf der Cannebière sitzen wenig Gäste, die Marktschreier sind mitsamt ihrem Podium und ihrem Warenlager davongezogen. Nur auf einigen Tischen am Straßenrand sind Papiermützen, Tüten mit kleinen bunten Bällen aus Watte, buschige Papierflöten und Konfetti ausgelegt, und am Quai des Belges, der bis 1914 Kai der Brüderlichkeit hieß, haben Verkäufer von Hummer und Fisch ihren Stand mit roten Lampions geschmückt – die verspätete Hausfrau erkenne von weitem, wo noch Ingredienzen einzuholen sind für „Bouillabaisse", die berühmte Suppe aus Languste, Brotscheiben, Fischen, Safran und scharfen Gewürzen.

Ist Marseille noch Frankreich, feiert man auch hier Reveillon nur zu Hause? Nein, Marseille ist nicht mehr Frankreich, und seine Bewohner gehören den Meeren und Molen allen.

Auf der rechten Seite des Alten Hafens ist etwas los. Dieser Alte Hafen von Marseille. Wie die Binnenalster in Hamburg ist er rechtwinklig mitten in die Stadt eingelassen; aber man muß sich Jungfernstieg und Kaimauer und Wasser gealtert denken, verwahrlost, verfallen, zum Sonderling geworden, mit tollen Andenken an exotische Abstecher behängt.

Hunderte von Segelschaluppen ziehen hier den rotbraunen Besan und die ochsenblutrote Fock ein und vertäuen am Kai, um einen schwimmenden Markt absonderlich zackiger, absonderlich stachliger Fische, Krabben und Quallen zu bilden.

Zwischen ihnen schaukeln, zum Teil an Landungsbrücken mit jahrmarktmäßig grellbunten Holzpavillons, die Boote für

den Passagierverkehr nach Château d'If, der Kerkerinsel des erfundenen Grafen von Monte Christo und des wirklichen Mirabeau. Dahinter: Küstendampfer an der Boje, große Kutter, bis weit zu den beiden würfelförmigen Festungen, welche einst den Hafeneingang martialisch versperrten und nun klägliche Logen eines Pförtners sind.

Und dennoch bei weitem nicht so lächerlich wie die Brücke Transbordeur; die haben die sprichwörtlich großtuerischen Marseiller erbaut, um der steinernen Überholtheit der Forts die eiserne Aktualität moderner Brückentechnik recht imponierend entgegenzustellen. Aber es ist gar keine Brücke, unterhalb der Drahtseile zwischen den fünfzig Meter hohen Eiffelturmpfeilern rutscht nur eine Fähre, und das alles ließe sich viel einfacher besorgen.

Das ganze Becken, das während der Arbeitsstunden ein unbeschreibliches Leben mit sich bringt, ist umstanden von rissigen, unvertünchten Häusern, sechsstöckig und doch niedrig, Restaurants mit Glasveranden, Kaschemmen mit Tischen auf dem Straßenpflaster unter grün-rot gestreiften Markisen, Schiffskontore, Konsulate, Kanzleien, Speicher, Schuppen.

Rechts, wo noch jetzt, in später Abendstunde, etwas los ist, geht's tagsüber am wildesten zu. Auf der Place Victor Gélu, auf der drei Palmen, ein dürftiger Rasen und ein Basrelief des provenzalischen Dichters (einem sprechenden Lenin sprechend ähnlich) sind, entlang der abgebröckelten und abbröckelnden Renaissancefront des einstigen Rathauses bis zu der Antenne des Laufkrans, genannt Pont Transbordeur, bummeln und drängen diejenigen, die ständig oder besuchsweise zum Hafen gehören, Matrosen, Packer, Träger, Händler, Poilus, Kinder, Dirnen, Trunkenbolde. Diese Uferstraße ist Basis eines in die Luft gestellten Dreiecks. Die beiden Schenkel schneiden sich hoch oben auf dem Hügel genau dort, wo, symbolisch genug, die Charité steht – ein Spital muß der Scheitelpunkt des trostlos-entfesselten Hafenviertels sein.

Es ist diese aufrecht gestellte dreieckige Bühne, auf der heute schon um acht Uhr abends Silvesterlärm gemacht wird. Italienische Burschen wagen sich, zu Musikbanden massiert, bis an die Peripherie des Gassendschungels, bis

hart in eine Gegend, die bereits Trottoirs hat. Vor den noch geöffneten Läden, Bäckereien, Konditoreien und etwas wohlhabenderen Bars, fassen sie Posto, dem Patron ein Neujahrsständchen darzubringen.

Mit üblem Zeugs sind sie bewaffnet, mit Schraubenschlüsseln, Konservenbüchsen, einer kleinen Trommel – sie bewegt sich an einem Kolben wie eine Luftpumpe – mit Topfdeckeln und drei eingespannten Hämmern, deren äußere auf den mittleren schlagen. Im ersten Augenblick glaubt man, sie wollen eine Katzenmusik vollführen; aber im ersten Ohrenhorch merkt man, daß sie auf diesen höllischen Instrumenten virtuos zu spielen verstehen und dazu prachtvoll und lustig zu singen.

Andere Gruppen, gleichfalls Italiener, ziehen mit Mandolinen des Weges, ein Dudelsackquartett macht ihnen Konkurrenz, Publikum aller Rassen folgt ihnen, insbesondere Araber und Neger, denn Marseille ist der europäische Brükkenkopf von Afrika. Die Kaufleute, denen die Serenade gilt, stammen aus Griechenland und Italien, seltener sind sie Franzosen. Es ist wohl die ganze Tageslosung, was sie zusammenscharren, um von den Musikanten als Dank ein klingendes „Buon anno" zu empfangen.

Durch die Rue Bouterie marschiert die Neujahrsjazzband ohne Klingklang – was gäbe es hier zu ernten? Armselige Mädchen warten Silvester wie in jeder anderen Winternacht in Hemd und Höschen oder nur im Hemd, eine Brust vollkommen entblößt, vor ihren ebenerdigen Zimmerchen und weisen auf das ziemlich saubere Bett. Ihre Beine stecken in Kindersocken, orangefarbenen, hellgrünen oder kobaltblauen. Wenn ein Käufer eintritt in den Gassenladen, dessen Warenlager ihr Körper ist, so schieben sie ihr Söhnchen oder Töchterchen auf die Straße hinaus.

Kaum eine ohne Kinder. Es wimmelt von Kindern; ihre Gesichter haben alle Farben, die nicht die der Socken sind – weiße, braune, schwarze und gelbe Gesichter, französische, italienische, arabische, chinesische Kreuzungen; alle sind wach bei Nacht und treiben sich in der Gosse herum, die Väter kämpfen in der Ferne gegen Wind und Wellen oder liegen bei Muttern als zahlende Gäste vor Anker oder drüben bei Mutters Konkurrentin.

Hier wandern die Instrumente der Musikbanda ohne Ton und Lohn vorbei, höchstens ein paar Rufe werden gewechselt.

Die kaum meterbreiten, steil zum Scheitelpunkt des Dreiecks zielenden Radialgäßchen bleiben gleichfalls unbeachtet rechts und links. Was ist in ihnen? In ihnen ist Gestank, Haufen von Gräten und Gemüseresten und anderer Unrat, in Zeitungspapier eingeschlagen und hierhergeworfen, faulen in den Ecken, fette Ratten schmatzen und magere Katzen wühlen darin.

Noch offener als sonst in Frankreich, ganz offen, stehen die Pissoirs. Schulter an Schulter mit den dort beschäftigten Männern lesen Mädchen die an eine Mauer geklebten Kinoplakate.

Stützbalken sind quer zwischen die Fassaden gespreizt, Bettzeug bläht sich darauf, manchmal hängen die Wäschefetzen an Stöcken aus dem Fenster. Ein trübes Wässerchen unbekannten Ursprungs fließt zum Hafen hinab, hat sich in der Mitte des Steigs eine Rinne gehöhlt. Und nirgends ist Licht.

Nur in die Rue de la Reynarde, in die Rue Lemaître, in die Rue Ventomagy und in die Rue Providence biegt, gefolgt von Soldatinnen, Elevinnen und Veteraninnen der Liebe, das Orchester ein und spielt vor den Toren der Nobelbordelle, im grellen Schimmer elektrischer Reklamen: „Mme Eugénie" – „Mme Aline" – „Maison Cythéria!" – „Etienne Hôtel Renaissance" – „5 à la Lune" – „Auline! Auline!" – „Théo" – „En Flamboyant". Fronten mit Ölanstrich. Vor den Buntglastüren im Flur sitzt des Hauses redliche Hüterin, breit und gewichtig genug, nahenden Passanten als Sperrbaum zu erscheinen.

Oberbootsmänner und Maat und Maschinenmeister drängen sich im Salon des ersten Stockwerks um lang entbehrte Menage, genießen die Gesellschaft von Frauen vorerst im Gespräch, ehe sie sich zurückziehen; fünfzig Franken kostet das Zimmer.

In der zweiten Etage wird die Tatsache, daß das übrige Europa seine Frauenhäuser fast überall geschlossen hat, als Fremdenindustrie ausgewertet. Aus England und Amerika kommen die Voyageurs voyeurs, meist Damen, sich am Laster zu begeilen. Zuerst werden ihnen Filme vorgeführt, unsagbar einfallslose schweinische Filme in der Technik der

Schaubuden-Kinematographen von 1900. Dann erscheinen – Gipfel der Entwürdigung – alle Mädchen des Hauses im Gänsemarsch, stellen sich teils nackt, teils ihr Hemd oder Kleidchen hochhebend, mit einem eingefrorenen, verführerisch sein sollenden Lächeln und mit bittenden Augen, im Bogen auf. So warten sie, bis zwei oder drei von ihnen zu einer Vorführung ausgewählt werden.

Raketen fliegen heute in kurzen Intervallen über das Elendsviertel: Zwei amerikanische Torpedobootzerstörer feiern Silvester.

Vor den Luxushäusern stimmen die italienischen Musikkapellen ihre Neujahrsserenade an, die invalidesten Invaliden der industriellen Reservearmee humpeln aus der Nachbarschaft mit Stühlen heran, das Konzert zu genießen.

Die armen Huren aus der Gasse Coutellerie sind mitgezogen, mit ihren orangefarbenen, hellgrünen und kobaltblauen Halbstrümpfen, mit ihrer schwarzen, weißen, braunen und gelben Kinderschar, und schauen neidisch zu den lichterfüllten Fenstern empor, in denen es sich sorglos leben ließe. Die Mädchen in den lichterfüllten Fenstern lehnen sich der Musik und den in orangefarbenen, hellgrünen und kobaltblauen Halbstrümpfen und mit ihrer schwarzen, weißen, braunen und gelben Kinderschar aus der Gasse Coutellerie herbeigeeilten armen Huren entgegen, zu denen sie auch einmal gehören werden.

Wenn's das Schicksal nicht anders will. Drüben auf der anderen Hafenseite, jenseits der goldenen, in Sterne zerplatzenden Strahlen des Feuerwerks, hat sich eine Kokotte die prächtigste Villa der Stadt bauen lassen; die Insel zwischen Château d'If und der Hafeneinfahrt heißt ihr zu Ehren „Isle de Gaby"; ihre Perlen im Werte von zwölf Millionen Franken vermachte sie der dankbaren Stadt, das großartige Grabdenkmal auf dem Friedhof Saint-Pierre trägt ihren Namen, und das Andenken dieser Frau, die dem Königreich Portugal ein Ende machte und Marseille bereicherte, wird wie das einer Heiligen verehrt.

Wann war das?

Im Mittelalter?

Nein, Gaby Deslys recte Helene Navratil starb 1923.

KÄSEMARKT ZU ALKMAAR

Ein Platz wie Anno 1573

Verwunderlich, daß es nicht stinkt und daß es verwunderlich wäre, wenn es stinken würde. Das paßte keineswegs zu der Ware des Marktes und noch weniger zu seiner Umrahmung.

Wohl ist es Käse, nur Käse, Zehntausende von Stücken Käse, um die das Getümmel geht, aber dieser Käse ist leblos, jedes Stück eine steinerne Kanonenkugel, der ganze Markt ein Munitionslager von Herzog Alba.

Und das Gelände sah vor dreihundertfünfzig Jahren, als die Spanier es zu berennen versuchten, kaum anders aus, das Gebäude der alten Stadtwaage trägt spätgotischen Charakter, in den mit Zillen vollgestopften Grachten staut sich ewig das gleiche Wasser, mittelalterliche Zugbrücken mit rasselndem Kettenwerk führen darüber, und nur Treppengiebel und Backsteinfassaden können den Platz umsäumt haben; sicherlich waren schon damals in den Häusern am Rande des Kanals die Marktkneipen, wenn sie auch noch nicht Café, Melksalon oder Lunchroom hießen, und auf der anderen Seite die Magazine und Kontore, wenn sie auch einzelnen Händlern und noch nicht den Aktiengesellschaften gehörten – ein Fremder würde heutzutage nicht „Kannitverstan", sondern „Maatschappij" für den Namen des reichsten Mannes halten.

Über Farbe und Anordnung der Ware

Innerhalb dieses feudalen Rahmens liegt der Käse Freitag, vormittags, auf dem Straßenpflaster in größter Ordnung, Kugel an Kugel geschmiegt, so daß sich eine schnurgerade Tangente ziehen ließe, bildet er Rechtecke, die acht Meter lang und zwei Meter breit und zwei Käse hoch sind, denn in geometrischem Sinn ist's keine Fläche, sondern ein

Prisma, und über der Schichte auf dem Pflaster lagert eine zweite. Diese orthogonalen Käseschichten sind mit Segeltuch bedeckt, nur aus einer Ecke lugen Schädel, je einen Schädel balancierend.

Im Steingrau der Kugeln zeigen sich kleine grüne Flecken, sie sehen wie Schimmel aus, vielleicht sind sie es sogar, aber jedenfalls ist dies eine Feinheit. In der Nähe der neuen Marktwaage, der alten gegenüber, gibt es ganz frische Bälle, ihre Farbe ist das verdünnte Orange des niederländischen Königshauses. Rot aber, rot ist kein einziger Edamer Käse! Wenigstens bei sich zu Hause nicht – nur die Exportfirmen färben die Rinde, weil das Ausland nun einmal den Edamer Käse rot haben will. Die rote Farbe ist in Holland für die Fremden da, die roten Wämser der Markener Fischerjongen werden erst angelegt, wenn der Rundreisedampfer die Fremden landet, die hart am Schienenstrang stehenden Windmühlen sind rot lackiert, und der Edamer Käse zieht ein rotes Röcklein an, wenn er in die Fremde fährt.

Von Tragbahren, Gondolieri und Polizisten

Ganz weiß dagegen sind die Markthelfer gekleidet, schneeweiße Leinenhosen und schneeweißes Hemd. Farbig ist bloß der Strohhut mit gebogener breiter Krempe, rot, blau, grün oder orange – je nachdem, wie ihre Trage lackiert ist, die keine gewöhnliche Tragbahre ist, sondern gleichfalls eine gebogene breite Krempe. Die Wölbung der Holme ist möglicherweise statisch begründet, ihre Buntheit aber und der Schwung und die Lackierung der Hüte sind von wegen der Ähnlichkeit mit den Gondolieri da – Alkmaar erhebt Anspruch auf den Titel „Venedig des Nordens". Auch andere Städte prätendieren darauf, Danzig mit seinen marmornen Patrizierpalästen, Leningrad mit seinen Kanälen, Amsterdam mit seinen Pfahlbauten, Alkmaar schlägt jedoch die Rivalen, indem es seinen Käse auf kühngeschwungenen Gondeln tragen läßt, von Männern in malerischem Kalabreser.

Die Welt erfährt schon davon – allfreitäglich sind im Sommer Hunderte von Engländern und Engländerinnen auf dem Markt, um zu schauen, sie knipsen die Käsehaufen und

die Waage und die Zugbrücke und das Haus mit der steinernen Kanonenkugel Albas und das Verladen der käsernen Kanonenkugeln in die Kähne, sie gucken auf den Turm, auf dem fast ununterbrochen ein Glockenspiel tönt und außerdem jede Stunde ein Herold Fanfare bläst und zwei gewappnete Reiter gegeneinander ansprengen. Die Karawanen der Neugierigen verstellen dem Transport den Weg und würden wohl heftiger angeschrien werden, wäre vom Dogen von Alkmaar die Weisung an die Markthelfer unterlassen worden, nicht bloß den Käse, sondern auch den Fremdenverkehr zu heben.

In schwarzes Tuch gekleidet, silbern ziselierter Degenknauf, weiße Handschuhe, passen die Polizisten zum Käsemarkt auf der Piazza di San Marco und sorgen dafür, daß das Photographieren und Staunen der Gäste nicht etwa durch den Marktverkehr behindert werde.

Trotzdem handelt es sich nicht um ein kulturhistorisches Theater,

trotzdem ist dieser Markt kein lebendes Museum wie die Fischerinseln Volendam und Marken mit den malerischen Trachten und Posen. Nein, bei aller Koketterie ist es ein ernsthaftes Handeln. An jedem der rechteckigen Stapel steht ein Verkäufer, entweder Vertreter einer Fabrik oder Besitzer einer kleinen Molkerei, und wartet auf den Käufer, der seinerseits Vertreter einer Nahrungsmittel-AG oder einer Konsumgenossenschaft ist und städtisch gekleidet, obwohl er der lokalen Eigenart und dem Fremdenverkehr dadurch Rechnung trägt, daß seine Füße in Alkmaarer Pantinen stekken, hellgelb polierte Holzschuhe, auf die Schnürsenkel, Absatz und Stiefelspitze – mit schwarzem Lack gemalt sind.

Angebot ist größer als Nachfrage, und der Einkäufer nützt das aus, er schlägt die Zeltbahn zurück, unter der die aus Butter gepreßten Bälle in Reih und Glied liegen. Einen ergreift er, schüttelt ihn, ihn ans Ohr haltend, oder sticht gar mit einem hohlen Bohrer tief hinein, holt ein längliches Stück von Form und Farbe einer Mohrrübe hervor, beschnuppert und kostet es und schiebt es wieder in das Loch.

Dann bietet er, streckt dem Produzenten die Hand hin, dieser nennt einen anderen Preis, die beiden Handflächen klatschen wiederholt aneinander, streicheln sich, indes, der gegenseitige Zugriff der Finger erfolgt nicht, so atemlos auch ein dichter Kreis britischer Kiebitze des Abschlusses harrt, der Vertreter des Konsums begibt sich zum nächsten Stapel, der Vertreter der Produktion bleibt achselzuckend bei seinem Käse und bei seinem Preis, bis wieder einer kommt, das Spiel der Handflächen zu treiben. Gerade diese Szenen müßte man für publikumsberechnet halten, wenn man nicht den Betrieb der Viehmärkte kennen würde, wo Käufer und Verkäufer einander schreiend umschlingen und mit Brachialgewalt den besiegelnden Händedruck des Partners zu erzwingen versuchen.

Krieg und Käse

Schon viele hundert Jahre geht auf diesem Platz der Kampf um den Käse: Im Stadthaus ist graphisch dargestellt, wie sich Kriege, Zollkrisen, Einfuhrverbote und besonders Napoleons Kontinentalsperre auf den Alkmaarer Käsemarkt äußerten. Im Jahre 1916, während des Weltkrieges, erreichte der Käseumsatz seine Kulmination: 9 750 000 Kilogramm, im Jahre 1919 fiel er auf kaum ein Drittel dieses Gewichts. Die vier Millionen Kilogramm, die jetzt auf dem Markt von Alkmaar jährlich verkauft werden – ein Käse ist etwa fünfzehn Zentimeter hoch und wiegt zwei Kilogramm –, würden aufgeschichtet einen Rundturm von achtundzwanzig Meter Umfang ergeben (achtzehn Menschen könnten ihn kaum umspannen) und siebzehn Meter höher als der Eiffelturm – ein Turm aus dem Edamer Käse eines einzigen Jahres und eines einzigen holländischen Marktes.

Man sieht also, daß dies mutuelle Streicheln der Handflächen nicht immer ohne Folgen bleibt, oft genug resultiert der Gegendruck, dann winkt man den Trägern, und auf den Boden der geschweiften Festlandsgondel wird eine Schichte von zweiundvierzig Laiben Käse und darüber eine von achtundzwanzig gelegt, und schon schnallen die Markthelfer die Last an die Tragriemen, die wie Hosenträger sind, und rudern ab – sie rudern wirklich mit Armen und mit auswärts-

gebogenen Füßen, die Menge mit kurzen, animalischen Rufen auffordernd, Platz zu machen.

So steht König Salomonis Psalm über dem Tor des Gewichtshauses:

> Een valsche Waghe is den Heere eenen grouwel
> daar en tegen een vol ghewicht is sijn welbehagen.

Vier mächtige Waagschalen, den nahen Zugbrücken verwandt. Jede nimmt beladene Tragbahren auf, der Gewichtsmeister notiert die Kilogramme, die Gondeln bewegen sich zu den wirklichen Gondeln, zu jenen in den Grachten Voordam, Mient und Zijdam.

Dort beginnt ein Wurfballspiel zwischen Träger und Schiffer, die Landratte ergreift je zwei schwere Bälle und schleudert sie vom Kairand der Wasserratte zu, die sie auf den Schiffsboden schlichtet. Das gibt den englischen Marktbesuchern Anlaß zu sportlicher Bewunderung, ihren Kodaks Gelegenheit zu Snapshots. Weiter abseits rollen die Kugeln wie auf der Kegelbahn durch eine Holzrinne in den Verladeraum ...

Was nicht verkauft wird, landet in den Speichern, und wenn mittags der steinerne Herold auf dem Turm seine Tuba hebt und die geharnischten Reiter gegeneinander lossprengen, vollzieht sich ihr Kampf ohne Turniergäste, die Händler sind fort, die Schiffer sind davon, die Gäste vom Inselreich im Autobus abgereist, ihre Käserundfahrt ist zu Ende.

CHINESENSTADT

Zwischen Fässern, Kisten, Ballen – Handwagen, Waggons, Lastautos – Masten, Kranen, Stricken – Körben, Säkken und Verschlägen – verhandeln Clerks, Notizbuch in der Hand, mit Kapitänen, verhandeln Kaufleute mit Steuermännern, während Arbeiter, schwere Last auf dem Nacken, schwere Last auf dem Karren, schwere Last in den Armen, die Kaistufen bergauf klimmen, die Landungsbrücken bergab.

Die West India Docks liegen noch östlicher als das schon hinreichend östliche Whitechapel, sind riesenhafte Binnenseen, quadratisch ummauert. Eine Armada von Warendampfern verstopft die Becken – wo hört das Deck auf, und wo beginnt der Laufsteg?, wo hört die Schrotleiter auf, und wo beginnt die Rampe?, was ist Laderaum und was bereits Schuppen?, wer ist Seemann und wer Hafenarbeiter? Der Kontakt Themse–London ist hier tausendfältig.

Lange nach Sonnenuntergang – Dunkelheit erschwert Zählung, Buchung und Beaufsichtigung der Waren – machen die verkrümmten, schweißdurchtränkten Dockers Feierabend.

Haben sie das Tor verlassen, vor dem die Zollbeamten in Polizeiuniform Wache halten, dann dürfen die Arbeiter ihre kurze Pfeife anstecken, hinaufeilen zur Herberge, zu Whisky und Gin, zu Tee und – Opium.

Seltsame Welt: West India Dock Road. Wenn man die Pferde der Straßenbahn zwischen den Schienen trotten sieht, so steigen Schatten längst vergangener Tage auf, man glaubt sich in eine Kleinstadt, eine idyllische Kleinstadt versetzt. Kann man angesichts des beinahe vorsintflutlichen Vehikels vermuten, in der größten Verkehrsstadt zu sein? Auch die Straße, die Boroughs „Poplar" und „Limehouse" scheidend, ist nicht London, sie ist eine Hafenstraße wie alle Hafenstraßen der Welt, ein Zwischendeck von Meer und Land, mit aller Nationen Flaggen bunt bewimpelt in Gestalt von polyglotten Wirtshausschildern.

Über Haustoren, in denen steile Holztreppen direkt aufwärts führen, ist gesagt: „Chinese and Japanese Seamen censed Boardinghouse.“ Daneben wohl derselbe Text in Schriftzeichen, als hätte ein in Tusche getauchter Krummsäbel sie hingefochten und ein in Tusche getauchter Dolch gegen das gleiche Ziel gewütet. Man begegnet Chinesen, doch fast ebenso vielen Negern, Malaïen und Indern.

Erst wenn wir nach Causeway einbiegen oder nach Pennyfields, ist die Internationalität vorbei: Hier ist das Reich der Mitte. Vor allen Türen lungern Chinesen, sie hocken in der für den Europäer ermüdenden tiefen Kniebeuge auf dem Fußsteig, sie schauen aus den Fenstern, sich mit ihren Landsleuten vor den Häusern unterhaltend. Alles ist voll von wachsgebosselten Gesichtern, deren Backenknochen aus der Haut springen und die Augen winkelig verschieben. Zöpfe gibt es nicht auf diesen Köpfen. Die Chinesen hier haben sich assimiliert, ihr Haar im Nacken nach amerikanischer Art kurzgeschoren, sie sind glattrasiert oder mit englisch gestutztem Schnurrbart.

Auf den Firmentafeln der mit Tee, gebackenen Fischen und anderen Nahrungsmitteln handelnden Geschäfte stehen nur die spinnenbeinigen Runen, die kein Weißer entziffert, und hinter dem Pult manipulieren Chinesen.

Selbst die Zigarrenläden mit englischer Aufschrift blieben von der Umgebung nicht unbeeinflußt: In den Schaufenstern sind zwischen die unterschiedlichen Sorten von Kautabak, Pfeifentabak, Zigarettentabak und Fertigware allerhand exotische Sonderbarkeiten gebreitet, als Pfand oder als Tauschobjekt hinterlassen: Bernsteingötzen, bronzegegossene Statuetten, Schirme aus Bambus und rosa Seide, lakkierte Dosen, zart gemalte Blumen und Vögel auf wahrhaft echtem Japan-Bütten, Papierfächer, Schwerter mit einem aus Speckstein geschnitzten Griff, porzellanene Pagoden und jadene Buddhas, kopfnickend, Augen herausstreckend.

Das Gros der Chinesen hält sich nur vorübergehend in London auf. Fast ausschließlich Heizer, bleiben sie so lange hier, als ihr Dampfer in den Docks liegt; auf britischen Schiffen werden nicht weniger als achtundfünfzigtausend Chinesen, Javaner und Malaien als Kesselheizer und Hilfsarbeiter verwendet, und die Zahl steigt – den zur Abwehr-

agitation angelegten Statistiken der britischen Schiffsarbeiterorganisationen zufolge – jährlich um siebentausend Mann.

Überdeutlich sieht man den Burschen, Männern und Greisen ihre verdorrende Tätigkeit und ihren erbärmlichen Lohn an. Ist ihre gelbe Gesichtsfarbe von der ewig glühenden, kohlenstaubdurchsetzten Luft der Kesselräume nicht noch fahler gefärbt, scheinen ihre mongolisch eckigen Wangen durch die Kärglichkeit der Nahrung nicht noch tiefer gehöhlt, sind ihre vom Hocken gekrümmten Beine nicht dünn wie die von Kindern, die an Rachitis leiden, der englischen Krankheit!

Auch sie, diese zu Skeletten gewordenen Lohnsklaven, diese sagenhaft genügsamen Kulis, wollen sich auf dem Festland, in der Weltstadt amüsieren – nur knapp ist das Intervall zwischen der mehrmonatigen, mühevollen, eintönigen Fahrt und der neuerlichen Einschiffung.

Frech frisierte Mädchen, von der Mode nicht ergriffen (vielleicht wagen sie es nicht, dem alterprobten Geschmack ihrer Käufer zu trotzen), große Reifen aus schierem Gold in den Ohren, nachgedunkelte Ringe unter den Augen, wie von Steinlen gezeichnet, pirschen sich an die Chinamen heran, kennen viele mit Namen, wechseln chinesische Worte mit ihnen und erlangen ab und zu das, was diese armen Geschöpfe Glück nennen müssen.

Wieso haben sie Glück bei den Chinesen, die doch eine zärtlichere, reinlichere Prostitution kennen? Oder blühen auch die Kirschblüten des Yoshiwara nur dem, der mehr Geld hat als ein Kuli des Kessels?

Es scheint so, denn echte Geishas, von Zeit zu Zeit hierher importiert, verkuppelt der schlaue Assimilant Tschang Tu-tao in seinem von Europäern frequentierten Haus an reiche Lebemänner, die sensationslüsterne Sexualität mit der Eigenschaft vereinigen, ihn der Polizei nicht zu verraten.

Obwohl einige hundert Chinesen als Dockarbeiter, Kaufleute, Straßenhändler, Teehausbesitzer und Pensionswirte in London ständigen Wohnsitz genommen und Mädchen ihrer Heimat geheiratet haben, bekommt man Chinesinnen nie zu Gesicht.

Dieses Haus dürfte ein Teehaus sein, unaufhörlich gehen

Männer ein und aus. Auf der Holztreppe begegnet uns ein Chinese, starrt entgeistert. „That's a tea house?" fragen wir. Er kann nur nicken. Dann kehrt er um und folgt uns.

Die Tür öffnend, sind wir inmitten von Nebelwolken; Zigarettenrauch erfüllt das Zimmer, und aus der durch eine Matte halbabgetrennten Liegekammer dringt beizend und süßlich der Geruch der weichen Masse, die drei auf Strohsäcken hingestreckte Gäste zu Kügelchen kneten, über die Lampe halten und dann in den breiten Kopf der Pfeife drücken. Auf dem Fußboden, teils an der Wand, teils in der Mitte des Raumes, hocken Menschen, viele spielen eine Art Domino, ku-pe-ai, auf dem niedrigen Sofa drängen sich, dem Kamin zugekehrt, mindestens zehn Männer sitzend aneinander.

Als wären sie Figuren eines Krippenspiels, alle Köpfe an einem Scharnier beweglich, wenden sie sich dem weißen Eindringling mit einem Ruck entgegen, schauen uns mit hemmungsloser Intensität an, berühren fast unser Gesicht mit dem ihren, aber ihre Mienen sind keineswegs drohend, eher ängstlich, und selbst in unseren Nacken bohren sich forschende Blicke.

Ein junger Chinaman, vielleicht der Wirt, vielleicht der Sohn des Wirtes, bringt Stuhl und Tischchen, fragt, tief sich neigend, nach unserem Begehr. Durch die Bestellung einer Tasse Tee glauben wir den Besuch eines Teehauses genügend zu legitimieren. Dem Wirt, der den Tee an unserem Tisch bereitet, strecken sich Hände entgegen, empfangen Teeblätter, stopfen sie in ihre Pfeife, als hätte es niemals Tabak gegeben.

Einer springt auf, wie vom Geist des Konfuzius erleuchtet, eilt auf uns zu und sprudelt den Satz hervor, den er schon hundertmal gesprochen, den einzigen Satz, den er in englischer Sprache kennen muß: „You want firemen?" Das ist ein Signal. Alle Gäste drängen auf uns ein: „You want firemen?"

Uns wird angesichts dieses Pandämoniums gelber Gestalten, dieses gemeinsamen Hoffnungsschreies von Stellungslosen, schwül zumute. Wir wehren ab, nein, wir suchen keine Heizer.

Enttäuscht schleichen sie wieder zu ihren Sitzen.

Niemand außer uns trinkt Tee. Warum steht der Diwan so nah am Kamin? Sind die darauf sitzenden Gäste dem offenen Feuer aus Gewohnheit zugekehrt? Haben sie die Plätze schon für die Stunde belegt, da im europäischen London die Lichter verlöschen, das Tor des Teehauses versperrt, die Holzkohle im Kamin und die Opiumpfeifen entfacht werden, die Räume diesseits und jenseits der Matte sich vereinigen und man in die knisternde Glut starren kann? Der Rost wird dann zur Bühne aller Träume, auf ihr wird aller Phantasien und aller Wünsche Erfüllung gespielt, in zarten Farben steigt das Glück auf, aus Rauch geschaffen, verwandelt sich immer wieder, um zu verschwinden, wenn der Rausch zu Ende ist, der Genuß dieser genußlos lebenden Menschen, die goldene Freiheit dieser gelben Sklaven.

Wonach schmecken die dünnen Täfelchen, die uns als Gebäck vorgesetzt werden? Der Wirt, der uns unausgesetzt beobachtet, merkt unser nachdenkliches Verkosten. „Kokosnuß", erklärt er.

Nach Bezahlung von drei Pence verlassen wir das Teehaus durch Spießruten der Blicke. Ein Chinese folgt, aus dem Haustor lugt er uns nach. Sie wittern überall Spione, denn sie haben viele Feinde.

An den Ecken ihrer Straßen kleben Plakate, die den Chinesen drohen, sie einschüchtern sollen. „Get ready!" ruft es in großen Lettern den englischen Matrosen, Heizern, Trägern, Dockbediensteten und Transportarbeitern zu. „Seid bereit zum Kampfe gegen das Eindringen der mongolischen Lohndrücker auf britischen Schiffen! Wappnet euch gegen die gelbe Gefahr! Bekämpft sie, oder ihr werdet bald alle brotlos sein! Die Agitation muß so lange andauern, bis ihr die Invasion der Kulis nach Großbritannien niedergeworfen habt. Haben wir die Chinesen in China bezwungen, warum soll es uns zu Hause nicht gelingen?"

Darunter eine Zeichnung: Über die Landungsbrücke verlassen Europäer, traurig und gebückt, ein Schiff und wandern direkt in das Armenhaus. An ihrer Stelle bewegen sich in langem Gänsemarsch Chinesen mit fröhlichen, höhnischen, ja sieghaften Mienen an Bord.

Nein, so sehen sie nicht aus, die Burschen, die uns auf der Straße begegnen und die uns dort oben im Teehaus so stür-

misch um Arbeitsgelegenheit baten, nein, triumphieren wollen sie nicht über den weißen Arbeiter. Sie wollen es bloß, wenn sie überhaupt etwas wollen, nicht schlimmer haben als er, vielleicht sind sie Anhänger Sun Yat-sens und hoffen auf die soziale Befreiung – aber höhnisch und sieghaft, wie das Plakat sie malt, sind sie keineswegs, die quittengelben, armen, ausgemergelten Kerle, nicht ohne Not haben sie die Heimat mit der Fremde vertauscht, ganz gewiß nicht ohne Not zogen sie aus dem Osten Asiens in den Osten Londons.

DAS VERMÄCHTNIS DER FRAU MENDE

Frau Maria Pauline Mende hatte, so erzählen die älteren Leipziger, das Haus Marienstraße 4 inne. Es war gewiß ein vornehmes Etablissement, selbst angesichts der stattlichen Vergleichsmöglichkeiten, durch die Leipzig in der Welt berühmt ist.

In dem offenen Hause, das Frau Maria Pauline hielt, verkehrten die feinsten Herren der Stadt, und auch den Damen, die hier sozusagen zu Hause waren, wird nachgerühmt, daß sie die Kunst der vollendeten Unterhaltung besaßen.

Die Prinzipalin genoß in ihrem Heim bei Gästen und Angestellten größten Respekt – aber es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß alle Freundschaftsbeweise und alle Ehrenbezeigungen in dem Augenblicke ausblieben, da sie sich öffentlich zeigte. Vom Theater, in dem sie eine Loge abonnieren wollte, wurde ihr das Geld zurückgesandt, und in ähnlicher Weise wurde sie brüskiert, wenn sie sich an gesellschaftlichen Veranstaltungen zu beteiligen versuchte.

Dabei hatte sie sich nichts zuschulden kommen lassen, hatte ihre Steuern immer pünktlich bezahlt, stand mit der Polizei dienstlich und außerdienstlich auf dem allerbesten Fuße und war den Mädchen, deren Gewerbe sie als schimpflich betrachtete, durch keinerlei andere Beziehung verbunden, als daß sie sie in ihrem gastlichen Hause leben und lieben ließ, wofür sie deren Einnahmen an sich nahm. Warum also, warum verachteten sie die Leipziger?

Ob es nun die Sehnsucht war, wenigstens nach ihrem Tode für diese Mißachtung durch eine mächtige Ehrung entschädigt zu werden, oder ob sie aus Wut über die Heuchelei der Leipziger Männerwelt diese sichtbarlich und für ewige Zeiten zu demütigen beschloß – solches steht in den Ratsakten der Stadt Leipzig nicht verzeichnet. In den Ratsakten der Stadt Leipzig steht dagegen verzeichnet, daß der Magistrat nach dem am 25. Oktober 1881 erfolgten Tode der Frau Maria Pauline Mende, geb. Thieriot, Witwe nach dem

Herrn Ferdinand Wilhelm Mende, von einem Testament verständigt wurde, in welchem besagte Frau Mende einen Betrag von fünfzigtausend Talern „zum Bau eines zur Verschönerung der Stadt bestimmten Brunnens auf einem Platze in der Nähe der inneren Promenade, etwa zwischen dem Museum und dem Neuen Theater", mit der Verfügung testiert hatte, daß darauf ihr Name in goldenen Lettern eingemeißelt werde.

Der Stadtrat beriet lange und war schon nahe daran, die hohe Spende abzulehnen, als plötzlich ein Mitglied mit der sensationellen Enthüllung hervortrat, die verblichene Witfrau sei – Dame des Königlich Sächsischen Sidonienordens gewesen. Man zweifelte daran, aber jenes Mitglied war genau informiert und wußte hinzuzufügen, daß allerdings bei der Verleihung der Auszeichnung ausnahmsweise von der öffentlichen Verlautbarung Abstand genommen worden war.

Unter sotanen Umständen erübrigte sich natürlich jede weitere Debatte, man konnte weder königlicher als der König sein noch das Andenken einer Dame des Königlich Sächsischen Sidonienordens durch Ablehnung eines hochherzigen Legates kränken! Die hundertfünfzigtausend Mark wurden am 4. Januar 1882 dem Rate ausbezahlt. Oberbaurat Adolf Gnauth wurde beauftragt, auf dem Augustusplatz den Brunnen auszuführen; er tat es, der Obelisk steht achtzehn Meter hoch, und im Becken treiben sich sechzig Lebewesen umher, aus denen sechzig Wasserstrahlen hervorsprudeln.

Das Kunstwerk verschlang mehr Geld, als man angenommen hatte, die Kosten beliefen sich auf 188 726 Mark 3 Pfennig, so daß man also noch zur Ehrung dieser – Verzeihung, daß man zur Ehrung der Sidoniendame noch viele tausend Mark aus dem Grassischen Vermächtnis zusteuern mußte.

Den Vers auf der Frontseite verfaßte der akkreditierte Dichter Paul Heyse:

> Zum Himmel streb in frischer Kraft,
> Der Erde gib, was Segen schafft.
> In lauterer Helle
> Lehrt es die Quelle.

Und auf der Rückseite, nur auf der Rückseite steht zu lesen: „Errichtet aus dem Vermächtnis der Frau Maria Pauline Mende, geb. Thieriot."

Hintenherum also kommt man zu Frau Mende, so wie es wohl zu ihren Lebzeiten war, aber sie hat jetzt immerhin ein erhabenes Monument, auf das jeder Anspruch erheben darf, der hinreichend viel Geld besitzt. Woher es stammt, ist gleichgültig. „In lauterer Helle lehrt es die Quelle", so spricht Paul Heyse.

VATIKAN IN DER SAHARA

Der sehr verehrungswürdige und äußerst heilige Scherif und Scheik Sidi El Hadschi Ali ben Sidi El Hadschi Aissa, Kalif der Ordensbruderschaft Tidjania, hat das Kloster Tamelaat vor mehr als hundert Jahren gegründet, und auf seiner Gruft ist der obige Name und Titel abzulesen.

Diese ist ein Mausoleum von den Ausmaßen eines Domes, mindestens zwanzig Meter hoch schwebt die steinerne Wölbung über dem Sarg, skulptierte Steinornamente, echt arabische Arabesken verschnörkeln die Innenmauern, ein Kristallüster senkt sich auf den Toten herab, ein zweiter auf die Betenden, die schmiedeeisernen Gitterfenster bauchen sich in weitem Bogen nach außen, der Sarkophag ist, wie üblich, behängt mit Opfergaben der Wallfahrer, mit Seide, Gold, Teppichen und Rosenholz, und die Wand schmücken bunte Fresken und ein Stammbaum des großen Marabut, was für die heutigen Klosterbewohner wichtig ist, denn sie sind fast allesamt seine Nachkommen.

An die monumentale Gruft schließt sich die Moschee, in der Greise und Kinder sitzen mit gekreuzten Beinen, Texttafeln in der Hand, und in gleichbleibender Melodie Suren des Korans schreien, immerfort, immerfort, während man den Konvent durchwandert, der eine weitläufige Stadt ist, eine höchst merkwürdige Stadt mit Resten von Befestigungen an ihren Ecken und mit zwei Toren: für die Pilger, die aus Tem Assin kommen, der nächsten Gemeinde, und die, die nach Blidet Amar ziehen, der letzten Oase des Ued Rirh.

Zerfallen ist die Mehrheit der ebenerdigen Häuser, das „Mauerwerk", rissige, mit Kamelmist aneinandergepickte Lehmklumpen, blieb übrig, in offenen Höfen wuchert Gras, Ziegen und Rinder weiden darin. Sogar Paläste, einstöckige Häuser sind eingestürzt, und man blickt von der Straße in buntbemalte Gemächer mit Stalaktitengewölben.

Früher, als nach dem Wüstenland kein gallischer Hahn krähte, nur der Halbmond herrschte, muß die Za-uja Tame-

laat bevölkerter gewesen sein, obwohl sich Enkel und Urenkel des Gründers ausgiebig vermehrt haben und obwohl sie noch heute der wichtigste mohammedanische Stützpunkt Algeriens und das einflußreichste Kloster der Sahara ist und noch immer reich.

Die weltliche Macht des Islam ist gebrochen, der „Rumi" hat die Gewalt in Händen, sein sind die Regimenter der Spahis, sein die Bataillone der Senegalesen, sein die Tirailleure und Zuaven und Fremdenlegionen, er ist es, der Palmengärten kauft und die erbeingesessenen Eigentümer vertreibt, er schießt und sperrt ein und deportiert, er fordert Steuern und assentiert, und vier Jahre lang mußte das mohammedanische Afrika für die Entente kämpfen, trotzdem gegen diese die Fahne des Propheten entrollt war zum Heiligen Krieg. Der Rumi hat Macht über Leben und Tod.

Nicht Macht aber hat er über Liebe und Haß! Er weiß es, deshalb die sprachfremde, ortsfremde, rassenfremde Besatzung im Territoire militaire, deshalb überall die Garnisonen aus anderssprachigen, andersrassigen Kolonien, deshalb ist manches Minarett zur Beobachtungsstellung umgewandelt, auf daß Trieder und Scheinwerfer die sandige Ebene nach herannahenden Djichs (bewaffnete Trupps der Eingeborenen) absuchen können, deshalb die Verbote des Waffentragens, des Munitionsverkaufs, der Ferngespräche und Telegramme in arabischer Sprache. All das nützte nicht ganz, es gab im Weltkrieg Aufstände, die an vielen Orten gleichzeitig aufflackerten und die einmal gefährlich werden können, wie drüben in Marokko die Rifkabylen nachdrücklich bewiesen.

Wer organisiert diese Widerstände? Nichts liegt näher, als daß es die heiligen Klöster sind, denn sie stellen die einzigen unabhängigen und unkontrollierbaren Instanzen dar. Es gibt keinen Muselman, der das zugibt, nur in Glaubensdingen mache sich der Einfluß der Za-ujas geltend, sie seien nichts anderes als Stätten gläubiger Einkehr und theologischer Schulung.

Vor Sonnenuntergang darf sie der Fremde ruhig besichtigen – Juden müssen allerdings nach der religiösen Vorschrift getötet werden, wenn sie Moschee oder Za-uja zu betreten wagen. In kleinen Klöstern, zum Beispiel in Tolga

oder Rab-Abbar, sah ich ein Labyrinth von Höfen, Menschen psalmodierten, uralte Drucke oder prachtvolle Handschriften des Korans haltende Kinder, bleiche Jünglinge, Männer mit weißen Bärten, alle die Beine untergeschlagen, laut und rhythmisch sich die Worte des Gesetzes einprägend, sie schienen den Eindringling mit brennenden Augen zu mustern.

So sitzen sie auch hier, in der Moschee der Za-uja Tamelaat. Aber ich begegne in den engen, oft überwölbten Gassen Männern, die ersichtlich mehr sind als Leser und Lerner der heiligen Suren. Sie haben seidene Turbane, mit Posamenten fünffach umwickelt, und goldverschnürte Sandalen, ihr Burnus ist aus feinem blaugrauem Tuch, sie gehen rasch, und den Europäer, der sonst in den Siedlungen der Sahara mit Neugierde und in jenen Stätten des Gebets prüfend betrachtet wird, würdigen sie keines Blickes.

Jene feingekleideten Esoteriker sind die Enkel des Sidi El Hadschi Ali ben Sidi El Hadschi Aissa in männlicher und weiblicher Deszendenz, ihre Namen wachsen aus dem an seinem Grabe gemalten Stammbaum empor, und sie haben ein Erbrecht, hier als Marabuts zu wohnen, in Fragen des Glaubens Entscheidungen zu treffen und Amulette auszuschreiben, mit ihren Frauen aus dem Stamme des Fundators dafür zu sorgen, daß der heilige Samen nicht aussterbe, sie lehren die Weisheit jenen, der in der Einöde in den Oasen und in den Negerdörfern als Priester zu wirken bestrebt ist, für sie arbeitet das dreihundertköpfige Laienbrüdertum von Tamelaat in der Palmenpflanzung, im Schafstall und in den Häusern, und sie stellen auch den obersten der Marabuts, den Papst der Sahara.

Der ist freilich nicht anwesend. In seinem Haus, das sich durch breiteres Steinportal, einen Arkadenhof, durch einen Thronsaal mit buntbemalter Wölbung und durch ein Audienzzimmer mit alten Uhren auf geschnitzten Konsolen als Vatikan der Sahara präsentiert, kann man höchstens den Sohn des Papstes antreffen, dieser selbst ist lungenkrank und lebt, da er den Ärzten mehr vertraut als den medizinischen Vorschriften des Korans, in Biskra, wo ein Haus der Tolgaer Wüstenstraße Klostereigentum ist.

Dort kann man ihn sprechen. Beturbant und beburnust, die Füße gekreuzt, sitzt Sidi Laid ben Sidi El Baschir Tidjani

ben Sidi El Hadschi Ali, Enkel und Amtsnachfolger des ersten Scheiks von Tamelaat, ein etwa fünfundfünfzigjähriger Herr, in seinem Krankenbett.

Auf der Erde ringsumher: das Gefolge und die Freunde des Meisters. Der mit dem weißen Gelehrtenbart und der goldenen Brille, zur Linken des Kranken hockend, ist Si Mohammed Tahar, aus der Schule von Tamelaat hervorgegangen, jetzt betet und predigt er in Taïbal, ein Taaleb von großem Ruf im Reiche des ewigen Sandes. Mit schwarzen Schnüren ist das Turbantuch des schwarzbärtigen Mannes im schwarzen Burnus dekoriert, der gleichfalls aus der Za-uja Tamelaat sein Wissen von himmlischen Dingen bezog und nun sein Wissen von irdischen Dingen erweist, indem er als reichster Teppichhändler des Maghreb wirkt. Die anderen Gäste sind ein Sohn, zwei Neffen und zwei Schüler des Meisters und zwei fromme Männer aus Biskra.

Ein mit Perlmutter eingelegtes, geschnitztes Tischchen wird hereingeschoben, und aus kleinen Gläsern trinkt man Tee mit Menthe.

Politik? Was für Politik? O nein, mit Politik hat die Za-uja nichts zu tun. Gar nichts. Nur mit Einkehr und Lehre.

Schon Sidi El Hadschi Ali, als der Sultan von Tuggurt die Za-uja belagerte, zog mit den Seinen, betend und ohne Waffen, dem Feinde entgegen. Und es geschah solches: Zu Häupten der Belagerer fingen die Palmen Feuer, zusammen stürzten sie, unter sich vom Heer des Sultans all das begrabend, was nicht rechtzeitig enteilte. Nein, die Klöster treiben keine Politik. Im Gegenteil (im Gegenteil?), wir sind den Franzosen freundlicher als andere Sekten gesinnt, unser Mutterkloster ist die Za-uja Kurdan zwischen Langhuat und Ain-Mahdi, dort hat eine Französin gelebt, die den Scheich der Tidjani heiratete und nach dessen Tode seinen Nachfolger. Als die Rumi ins Land kamen, stand sie ihnen bei, riet den Arbi vom Widerstand ab und verhütete viel Blutvergießen. Früher hatte sie Aurélie Picard geheißen, sie war aus Orleans.

Lange ist sie tot, nein, wir treiben keine Politik, trink doch noch eine Tasse Tee mit uns, Efendi!

WESTFRONT 1918 –
FRANZÖSISCHE REVOLUTION – GOETHE

Die Gespräche aller Soldaten auf den Bahnhöfen und in den Lokalzügen, die von der französischen Ostbahn, nahe der belgischen Grenze, parallel zu den Längengraden durch das ganze Departement Meuse gegen Süden verlaufen, die Gespräche aller Soldaten, die von den Endstationen dieser Lokalzüge ihre Fahrt auf schmalspurigen Förderbahnen – Frontfabrikation – fortsetzen, die Gespräche aller Soldaten sagen dasselbe:

Es ist Schluß – warum erklärt man also nicht, daß Schluß ist.

Österreich macht nicht mehr mit, Bulgarien macht nicht mehr mit, Deutschland ist an der Marne geschlagen, ist an der Aisne geschlagen, Amerika setzt hier immerfort neue Truppen ein, kann noch eine Million herüberschicken, zwei Millionen, wenn es will.

Es ist Schluß – warum erklärt man also nicht, daß Schluß ist? Wozu sollen wir wieder an die Front, wozu opfert man noch immer Menschen für eine verlorene Sache!

Ja, jeder einzelne weiß, daß Schluß ist, aber die Gesamtheit weiß es nicht, und der Krieg ist noch im Gange. Wie lange noch, wie lange noch?

Auch die Landschaft weiß es noch nicht, die Landschaft ist noch Krieg.

Die Ortschaften südlich der Arrondissementhauptstadt Montmédy, Juvigny, Murvaux, Forges, Remoiville und so ähnlich, sind zusammengeschossen, deutsche Heeresabteilungen lagern in den Ruinen oder um sie her, in Zeltgemeinden, Waldkolonien, Kantonierungen.

Ehemals waren diese Städtchen und Dörfchen die Bühne für Szenen aus dem Leben der Provinz, ein François de Rubempré träumte vom Ruhm der Dichter, irgendein Tartarin bevölkerte die Pfahlbürgerwelt mit eingebildeten Abenteuern farbigster Exotik, Emma Bovary ersehnte chirurgische

Lorbeeren für ihren Mann, und der Priester Mouret erfuhr die Flüche irdischen Paradieses.

Jetzt? Weggeschwemmt die Sujets Balzacs, Daudets, Flauberts und Zolas, verscheucht die Figuren durch den Klang der Kanonen, der eine neue, sehr andere Bewohnerschaft herbeigerufen hat. Firmenschilder, aus Friedenszeiten verblieben, wirken wie nächtlicher Tafelaustausch bierseliger, ulklüsterner Studenten. „Ecole de filles" steht auf dem Haus, in dessen Flur ein bayrischer Feldwebel Soldaten beschimpft. Wo „Mme Léonard, sage femme diplomée", amtierte, amtiert der Bataillonsschuster. Aus dem Parterrefenster, über dem golden „Chocolat au lait" und „Café de glace" angepriesen wird und wo seinerzeit wohl Frau Unterpräfekt in preziösestem Französisch säuselte, dringt der Fluch eines Pferdewärters von Székler Honveds auf die Straße, Vater, Mutter, Gott und Mutter Gottes schändend.

Trotz der alten Aufschriften würde niemand idyllisches Provinzleben vermuten. Die Bürgerhäuser sind abwechselnd von den Landsleuten der Bevölkerung und von den „boches" beschossen worden. Den Generalen macht's nichts aus, Städte in Trümmerhaufen zu verwandeln, den Generalen schadet's nichts, wenn aus „strategischen Gründen" die von Frauen und Kindern bewohnten Orte mit Bomben belegt werden. Vielen Gebäuden blieb kaum mehr als die Fassade, in manchen klafft ein Riß von der Stirn bis zum Absatz, und zerfetzte Eingeweide liegen bloß, labil hängende Treppen, ein mitten durchs Bett zerspelltes Zimmer.

Das sind keine Häuser mehr. Nur für den Soldaten sind es Häuser; wenn man von der Feldwache kommt, so bedeutet eine einzige Mauer Obdach und eine Gulaschkanone Mutters Küche.

An der Peripherie dröhnt die Feldschmiede („Patisserie"), Karbolgeruch schwillt aus der Krankenstation („Boulangerie et Charcuterie").

Die „Brasserie au Forêt de l'Argonne" hat ihren Wirt verloren, ihr Bier und ihren Wein, ihre Stühle und Tische, außer der blechbelegten, längst trockenen Theke steht nichts; ein ebenerdiges Geschäftslokal wie die vielen anderen, in die wir uns, abendlich einlangend, müde auf die Erde schmissen. Ständige Einquartierung ist nicht darin, die Leute von den

Reserven, von der Artillerie, vom Feldspital treffen sich hier – der Genius loci des Wirtshauses ist unausrottbar – zu Bierbankgesprächen und Stammtischrunden, wenn auch das Bier und die Bierbank und die Tische fehlen.

Die Krieger sprechen von dem, von dem alle Krieger zu allen Zeiten sprechen: vom Frieden.

Die Phrasen der Offiziere und der Zeitungen werden nicht mehr wiederholt, vom „Zu-Paaren-Treiben" und „Niederbügeln des Feindes" ist nicht mehr die Rede. Sie sind auch nicht mehr resigniert, nicht mehr stumm verzweifelt, sie sind wütend. Daß der „sichere Sieg" eine Lüge war, wußten sie schon vom Augenblick an, da sie in die Front kamen; daß die sichere Niederlage unvermeidlich ist, wissen sie jetzt. Alle wissen es.

Langsam hat es auch der letzte begriffen: Die „strategische Zurücknahme" an der Marne war nichts anderes als die verlorene Entscheidungsschlacht. Auch an der Aisne mußte man zurück. Bulgarien abgefallen, die Front meilenweit offen. Es ist klar, alles verloren, schon lange alles verloren.

Und doch opfert man täglich Tausende von Menschen.

Die Empörung wird ausgesprochen, ohne Angst vor den Folgen.

Warum hat man in Brest-Litowsk nicht sofort Frieden geschlossen? Warum hat General Hoffmann mit der Faust auf den Tisch gehauen?

Die Russen sind gescheiter als wir. Sie haben die Generale zum Teufel gejagt.

Wir sollten es ebenso machen.

Viele deutsche Soldaten kommen von der Ostfront, dort haben sie seit Monaten nicht mehr geschossen; sie erzählen, wie sie sich mit den russischen Soldaten verbrüderten, Tabak und Konserven tauschten. Gute Kerle, die Russen, sind mir tausendmal lieber als die Preußen – ein Württemberger sagt das, und die Bayern nicken. Drei Gardeartilleristen, die in der Ecke Skat spielen, schauen auf; aber da sie in offenkundiger Minderheit sind, verkneifen sie sich die Antwort, daß ihnen jeder Engländer lieber sei als ein Bayer.

Hinter dem südlichsten der Dörfer ist eine deutsche Tafel eingerammt: „Ausweis! – Waffen!" Es geht zur Gefechtslinie. Wer nicht Legitimation in der Tasche, Gewehr über

der Schulter und vor allem den Schweinsrüssel am Halse baumeln hat, darf nicht weiter, denn das Tal, das zwei Kulturvölker miteinander verbindet, ist mit Giftgasen unwegsam gemacht.

Die Serpentine hebt den Fußgänger auf bewaldete Hänge: die Argonnen. Weinrot blüht die Distel am Weg, Sträucher, von Hagebutten schwer, aus dem Gestrüpp der Tollkirsche glänzen Fruchtdolden. Versprengte Mohnblüten.

Endlos und hoch drängt sich Buche an Buche, brennend in der Fieberglut des sterbenden Jahres. Herbst jeglicher Zweig, jegliches Blatt. Rot alles, Purpur, Scharlach, Karmin, Zinnober.

Sogar der Weg, ein Strich, von Menschenhand in die rotbunte Natur gezogen, hat blaßrote Färbung, denn der Boden ist Lehm. Für dunklere Nuancen darauf sorgen geronnene Blutpfützen, weggeworfene Wattebausche, Wundverbände, Uniformstücke, blutgetränkt. Eine kriegerische Straße mit ihren Blessuren, von Brisanzgranaten stammend: tiefe Trichter und kleine Löcher, in denen der Lehm verkohlt, zu Koks geworden ist.

Schon mühen sich, wie überall, russische Gefangene (die mißhandeltsten aller vom Weltkriege mißhandelten Kreaturen) um Wiederfahrbarmachung. Breite Spitzenmuster zu beiden Wegseiten sind frische Pneumatikspuren der Lastautos, die Giftgasbomben zu den Giftgaswolken bringen.

Am Gipfel verschnauft der Wald; Wiesen bedecken das Plateau. Seltsamerweise blieben gerade die Bewohner noch, die sonst im Herbst an die Riviera zogen, die Singvögel. Eben belästigt eine Staffel von Infanteriefliegern ihre Region, auf flattert die Lerche nervös vom Buchenwipfel und die Goldammer aus dem Gestrüpp.

Nicht einmal den Wiesen gibt der Krieg Ruh! Batterien belfern hinüber und herüber, Gassirenen liegen am Wegrand, an Scherenfernrohren stehen Artilleriebeobachter, man ist vom Feinde eingesehen, Kavernen, Trichter, Laufgräben, Löcher, Maschinengewehrnester.

Die Landschaft hört auf, das Terrain beginnt.

Kein Haus mehr. Auf dem Spezialkartenblatt Verdun ist zwar manche Ferme eingezeichnet, in der Wirklichkeit findet sich keine Bestätigung dieser Angabe. Erst wenn man im

Gelände genau auf den Punkt des konventionellen Zeichens gelangt, kann man feststellen, daß die kartographische Abteilung des stellvertretenden Generalstabs nichts vorspiegeln wollte: ein Haufen von Trümmern, zersplitterte Scheunenplanken, Bruchstücke von Schamottesteinen (der Namen der Ziegelei läßt sich entziffern: „Fénal frères, Pexonne, Dép. Meurthe-et-Moselle") und ein noch wacker stinkender Düngerhaufen beweisen: Hier stand wirklich das Gehöft.

In der Vorfeldzone streitet Mannlicher mit Mauser, die Mitrailleuse überstürzt sich im Stottern. Trotz dieser Schießerei und trotz des Trommelfeuers an Großkampftagen, in dem die riesigkalibrigen Geschütze von Verdun nicht fehlen, ist Ruhe das auffallendste Merkmal dieser Front.

Hinter der Gasmaske verstummt das lauteste Großmaul; wenn der Großschnäuzige selbst in Gefahr kommt, ist er fein still.

Im Abschnitt Maas-Ost unterbricht kein Kommando die Ruhe der Gefahrenzone, Bataillons- und Regimentstelefone werden nur während des Großkampfes verwendet. Niemand zu sehen – die Menschen liegen im Massengrab, das Unterstand heißt, sie liegen im Unterstand, der Massengrab heißt. Niemand zu sehen, so weit das Auge reicht.

Und das Auge reicht weit, bis nahe an Verdun, über alle Höhen und Ortschaften, die in den Jahren 1914 bis 1918 niederträchtige Berühmtheit erlangt haben: Consenvoye, Forges, Douaumont, Beaumont, Vaux.

Hügelwellen verdecken die Maas, nur wo sie sich senken, strahlt der Fluß als kreisrunder silberner See. Die Maas ist Grenze, sie trennt eine amerikanische und sechs französische Divisionen von der österreichischen Division Metzger und sechs deutschen Divisionen.

Österreichische Truppen hier? Französische Erde – österreichisches Kampfgebiet? Auch das war schon einmal da. Aus der Kriegsgeschichte der Schulbücher wissen wir's freilich nicht; denn über den Feldzug, den Preußen, Österreich und die Pariser Emigranten Anno 1792 unternahmen, um die neue französische Revolutionsrepublik niederzuwerfen und die Bourbonen wieder auf den Thron zu setzen, sind keine stolzberauschten Werke geschrieben worden, wie etwa über

den Siebenjährigen Krieg, die Freiheitskriege oder den von 1870/71.

Dieser Interventionsfeldzug ist ein unrühmliches Kapitel in Deutschlands und Österreichs Geschichte. Oh, nicht etwa wegen des schmählichen Zwecks, gegen Volksherrschaft und Freiheit Bütteldienste zu leisten – *das* hätten die geschickten Hofhistoriker schon umzufälschen und zu verherrlichen vermocht! Aber wegen der furchtbaren Prügel, mit denen die disziplinierten preußischen und die kampfgewohnten österreichischen Truppen, nicht weniger als achtzigtausend Mann, binnen sechs Wochen derart aus dem Lande gejagt wurden, daß sie ein Drittel ihrer Soldaten, fast alle Waffen und Depots zurücklassen mußten.

Aus dem Lande gejagt von kaum dreiundzwanzigtausend in aller Eile zusammengetrommelten Leuten des noch umstrittenen, noch gar nicht recht organisierten neuen Regimes, von Soldaten, deren einziger erprobter, abgöttisches Vertrauen genießender Führer Lafayette umgekippt, zum Verräter geworden war.

Und doch siegte diese junge Minderheit! Es war damals, wie es jetzt in Rußland ist, das sich seit Jahresfrist gegen die bewaffnete Intervention der ganzen Welt wehrt; es scheint, daß der Widerstand eines Volkes, dem eine Revolution Scheuklappen und Vorurteile genommen und die Heimat zum Besitz aller gemacht hat, unbesiegbar ist.

Diese Erkenntnis können wir, wie gesagt, nicht aus der offiziellen Kriegsgeschichte schöpfen. Aus der Literatur wissen wir davon, Goethe hat die mißglückte Intervention mitgemacht, er sollte als höfischer Kriegsberichterstatter die Heldentaten verherrlichen. Dazu kam es nicht. Geraume Zeit nachher hat er die Kampagne in Frankreich beschrieben.

Es ist belehrend, gerade heute und hier, im Omes-Abschnitt, im Forêt d'Argonne, nahe von St-Mènehould, Consenvoye und Montmédy, in all den Gebieten, durch die Goethe beim Vormarsch gegen Verdun und dann auf der Flucht gekommen ist, sein Tagebuch nachzulesen. Obwohl es damals keine Gelbkreuzgase, keine Maschinengewehrnester, keine Bombenabwurfflugzeuge, keine Minenwerfer und keine 42-cm-Mörser gab, obwohl die berühmte Kanonade von Valmy im heutigen Trommelfeuer kaum hörbar

wäre, war doch auch damals Krieg mit dem Ergebnis, daß Menschen getötet, Menschen verstümmelt, Einquartierungen, Evakuierungen, Repressalien, Plünderungen und Requisitionen verübt, qualvolles Sterben von Tieren herbeigeführt und Ländereien und Orte verwüstet wurden.

Wir ersehen dies aus der „Kampagne in Frankreich" nur, wenn wir sie hier und heute lesen, denn bei Goethe sind die Greuel zwischen den Zeilen versteckt. Der Dichter verbreitet sich viel lieber über die hohen Herrschaften. Sein erstes unangenehmes Erlebnis mitten im blutigen Kriege ist es, erfahren zu müssen, „des Fürsten Leibpferd, der Amaranth, war gestern nach einem gräßlichen Schrei niedergestürzt und tot geblieben";

er weiß sich vor Stolz nicht zu fassen, daß Ihro Majestät der König von Preußen, Höchstselbst alle Kutschen visitierend, auch die anhält, in der Goethe sitzt; er stellt mitten in Blut und Sterben geruhsame Gedanken über die Farbenlehre an; er brüstet sich eines Spazierganges mit dem Fürsten Reuß XI., „der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen";

in Verdun probiert er die besten Likörsorten und Pralinen aus und schickt Kisten davon „durch gefällige, wohlwollende Kuriere" an die Freundinnen in Deutschland; er requiriert Weinflaschen, mit denen er sich die Gunst erkauft, neben adligen Franzosen am Wachtfeuer sitzen zu dürfen; er lobt, daß des Herzogs Küche „niemals ohne Vorräte und selbst in dem größten Mangel für warme Speise gesorgt ist"; er kümmert sich auch um seine eigene „kompendiöse Equipage" und um den Pudel;

er liest dem Herzog aus unanständigen Büchern vor, er erfreut sich köstlicher Schöpsenkeulen und guten Brotes, genießt mit recht leisem Protest die für ihn geraubten Nahrungsmittel, feiert den Geburtstag „unserer verehrten Herzogin Amalie" in Erinnerung an „ihr edles Wirken" und ist auch sonst inmitten des grausamen Jammers mit sich und der Welt höchlichst zufrieden.

Als man ihn aufmerksam macht, „wie die Preußen beim Einmarsch ruhige und schuldlose Dörfer geplündert", führt er zur Entschuldigung ein Wort aus dem Dreißigjährigen Krieg an, daß man die Armee nicht im Sack transportieren

könne, und ist voll Groll gegen die Revolutionäre, „das Pariser Greuelvolk".

Hier, östlich der Maas, im vierten Weltkriegsjahr nachlesend, was Deutschlands Dichter vor hundertundsechsundzwanzig Jahren an gleicher Stelle in ähnlicher Situation notierte, lernt man ihn hassen.

Damals, als jemand äußerte, Goethes geschickte Feder werde das Wesen des Krieges darstellen und aufklären, erwiderte ein alter Soldat: „Glaubt es nicht, er ist viel zu klug! Was er schreiben dürfte, mag er nicht schreiben, und was er schreiben möchte, wird er nicht schreiben."

Ja, Goethe war so klug. Deshalb ist er, der nicht Deutschlands bester Lyriker, der ein geschraubter Prosaschriftsteller, ein oft schwacher Dramatiker, ein mittelmäßiger Gelehrter, ein mustergültiger Untertan, ein kriecherischer Fürstendiener und eigensüchtiger, neidischer Mensch war, zum Idol des deutschen Volkes ernannt worden.

Soldaten marschieren vorwärts, auch die Württemberger, Bayern und Preußen sind darunter, die gestern in der „Brasserie au Forêt de l'Argonne" Gespräche der Empörung führten.

Krankenwagen fahren nach hinten, Verwundete humpeln nebenher.

Rings um den ewig roten Wald brennt Stadt und Land wie einst, sicherlich gibt es hier Leute, die so klug sind, es sich mit kompendiöser Equipage, bei besten Likören und köstlicher Schöpsenkeule gut gehen zu lassen, wie ihr Vorbild: Goethe; aber es gibt auch solche, in denen an der gleichen Stelle, an der vor hundertundsechsundzwanzig Jahren die Französische Revolution über die preußische Monarchie siegte, der Gedanke an Aufruhr keimt.

DER, DER DAS RADIO SIEHT

Unter den Hunderttausenden, die mit angeschnalltem Kopfhörer oder vor dem Schalltrichter des Lautsprechers den Radiovorträgen lauschen, ist nur einer, nur ein einziger, der die Mitwirkenden auch erblickt. Dieser eine lebt im Verstärkerraum, gleich neben dem Vorführungssaal, in den er durch ein Fenster schaut, kaum fünf Schritte vom Mikrophon entfernt.

Er sieht den Conférencier zu den Massen sprechen (keineswegs fracklich angetan, sondern im Gegenteil, der Straßenanzug ist durch einen Leinenkittel geschützt), er sieht den Kapellmeister (in Hemdsärmeln) die (mit aufgeknöpftem Hemdkragen dasitzenden) Philharmoniker zum Fortissimo harangieren und sieht die (uralte) jugendliche Sängerin, die den Mund zum Schreien aufreißt, sieht all die übrigen akustischen Darbietungen, sieht sie genau, sieht sogar – der Zeiger hüpft auf der Skala des Voltmeters – die Stärke des Schalls.

Und hört keinen Ton. Das heißt: Er hört keinen Ton *direkt.* Sein Zimmer ist schalldicht vom Vorführungssaal getrennt, und das Fenster, durch das er guckt, ist ein festverschlossenes Doppelfenster.

Das, was er vorm Gesicht hat, gelangt auf einem Umweg zu seinem Gehör. Er hat eine lange Leitung. Da sitzt er im Funkhaus, kaum fünf Meter von ihm entfernt, nebenan spricht, singt und spielt man ins Mikrophon, aber die Klänge kommen nicht direkt zu ihm, sie laufen zunächst aus der Potsdamer Straße zum Sender auf dem Magdeburger Platz oder bis nach Witzleben oder gar nach Königs Wusterhausen, vierzig Kilometer weit, und von dort kehren sie zu ihm zurück, zu dem Mann, der ganz dicht am Vorführungsraum sitzt und dem erst aus dem Lautsprecher gesagt wird, was er sieht.

„Was er *sieht?*" Sollte hier nicht die Mitvergangenheit stehen? Haben wir nicht in der Schule gelernt, daß der Schall

bedeutend langsamer seines Weges geht als das Licht? Also können die Töne, die solche kilometerlangen Umwege brauchten, dem Mann am Fenster doch nur hinterher sagen, was er *sah.*

Falsch. Der Schall, von dem wir in der Schule gelernt haben, der trottete allerdings langsam dahin, dreihundertdreiunddreißig Meter in der Sekunde war sein reguläres Tempo, aber die elektrischen Wellen halten einen ganz anderen Rekord, sie breiten sich in einer Sekunde auf dreimal hunderttausend Kilometer aus – was so viel bedeutet, daß sie in einer Sekunde siebenmal rings um die Erde rennen können! Der Mann am Fenster, der mit der langen Leitung, hört also gleichzeitig das, was er sieht, trotzdem ihn eine schalldichte Wand von den Radiospielern trennt und trotz des Umweges über Magdeburger Platz, Witzleben, Königs Wusterhausen oder Stettin.

Ja, er hört sogar noch schneller, als wenn er direkt hören würde. Soll zum Beispiel im Rahmen eines Sendespiels ein fernes Trompetensignal erklingen, so wird es draußen im Flur geblasen, und unser Mann im Verstärkerraum vernimmt es, nachdem er es über Königs Wusterhausen gehört hat, eine halbe Sekunde später zum zweiten Male: vom Korridor her, in natura.

Übrigens kann er alle Darbietungen auch am Beginn der langen Leitung abpassen, und dazu ist er eigentlich da. Er schnallt den Hörer direkt an den Verstärker und dreht die Schrauben, damit die Schallenergie, die im Nebenzimmer aufs Mikrophon und von dort per Draht ins Innere der schwarzen Schatulle gelangt, in elektrische Energie umgesetzt, auch ausreiche, den Sender zu steuern. Hört irgendein Teilnehmer schlecht, so trägt zumeist eine lokale Störung die Schuld, keineswegs aber unser hier besungener Freund. Er ist Beamter der Telegraphentechnischen Reichsanstalt, und ihr gehört das von dem Reich der Funkgesellschaft schalldicht getrennte Gebiet. Eine marmorne Schalttafel ermöglicht die Verteilung der Vorführungen auf alle deutschen Sender, ermöglicht, alle deutschen Sender zu steuern. Telefonisch meldet die Hamburger Seewarte die Zeit, telefonisch werden die Kabel für die Sendung frei gemacht, aber die Telefone klingeln nicht, diskret schnarren sie nur, sonst

könnte trotz der schalldichten Mauer und trotz geschlossenen Doppelfensters das Gebimmel aufs Mikrophon geraten, und jene Rundfunkteilnehmer, die gleichzeitig Fernsprechteilnehmer sind, würden mitten im Vortrag zu ihrem Telefonapparat stürzen, in der Meinung, jemand rufe sie an.

Bei den Proben ist unser Mann dabei und gibt dem Regisseur oder dem Kapellmeister Winke, wenn überbetont oder unterbetont wird, und bildet, ohne sich auf eine Kritik des Künstlerischen einzulassen, als Techniker die oberste Instanz. Mehr noch bei der Aufführung: Da ist er der einzige Vertreter einer nach Hunderttausenden zählenden Hörerschaft, der einzige Sichtbare einer wahrhaft unabsehbaren, weil unsichtbaren Masse.

Und die Hörspieler, die doch sonst Schauspieler sind und nunmehr vor leerem Haus ihre Künste entfalten müssen – kann man's ihnen verübeln, daß nur ihr Mund auf das hängende Mikrophon zielt, ihr Auge aber ängstlich-mißtrauisch-forschend-beifallheischend nach dem Fenster, wo der Mann von der Telegraphentechnischen Reichsanstalt, einem König Ludwig von Bayern gleich, das Parkett, die Logen und die Galerien ausfüllt...? Sein Lächeln erhöht, sein Nicken beglückt – alle für einen, einer für alle.

Und doch, Leser, Hörer und Spieler, glaubt nicht, daß er, der einzige, der sieht und hört, zu beneiden sei oder der richtige Kritiker oder auch nur der maßgebende Repräsentant des Publikums. Nein, er ist nicht beneidenswert, nein, er hat kein Urteil über die Wirkung und ist der unmaßgeblichste Mann der ganzen Hörerschaft. Warum? Weil er nicht nur hört, sondern auch sieht! Ihm gehen alle Illusionen verloren.

Er sieht, daß eine Badewanne mit Dusche den fernen Mithörern bald eine Meeresbrandung, bald einen Wasserfall, bald den Ruderschlag eines Bootes bedeutet und bald einen Wolkenbruch, während den Platzregen das Schütteln von Erbsen auf einem Tamburin sinnfällig ersetzt,

er sieht, daß den Donner des erzürnten Himmels ein dikker phlegmatischer Mann auf der Kesselpauke hervorbringt,

er sieht, daß es kein Dampfer ist, der in See sticht, und keine Fabrik, die Feierabend schrillt, und keine Lokomotive,

die abdampft, wenn man aus der Kohlensäureflasche ein wenig Gas in die Metallpfeife strömen läßt,

er sieht, kein Eisenbahnzug fährt durch die Landschaft, sondern es wird bloß eine zerschnittene Grammophonplatte abgespielt, und sie bringt diesen ratternden Rhythmus hervor,

er sieht, das Auto, mit dem der reiche Onkel davonfährt, ist ein leer laufendes Motorrad, das den Krach auf dem Korridor besorgt, damit der Vorführungsraum nicht vollgestunken werde,

er, der nicht nur hört, sondern auch sieht, muß sehen, daß der rollende Bauernwagen gar nicht vorhanden ist, sondern vertreten wird von einem in den Händen des Inspizienten sich knackend biegenden Stück Wellblech,

und daß das Liebespaar, von dem die glücklichen Hörer vermeinen, es habe sich eben zur Umarmung vereint, bereits das Zimmer verlassen hat, und der beseligende Kuß vom Funkspielleiter inbrünstig auf die eigene Hand gedrückt wird,

er sieht, daß die Bauern in Tolstois „Macht der Finsternis" oder Anzengrubers „G'wissenswurm" nicht ungelenk in ihren schweren Stiefeln durch die Stube stapfen, sondern daß der Hilfsregisseur auf einem eigens hingelegten Bretterpodest trampelt,

und daß die Kirchenglocken nichts sind als hängende aneinanderklatschende Metallröhren,

er sieht alle mitwirkenden Tiere als nicht existent, ein Geräuschklavier (mit dem Kosenamen „Meckermaschine" bezeichnet) zirpt als Grille, kräht als Hahn, wiehert als Pferd, zwitschert als Nachtigall, muht als Rindvieh, gackert als Henne und kläfft als Hund, und ein „Waldteufel", der mittels Bindfaden durch eine Pappröhre zu ziehende Karton, besorgt das beängstigende Stöhnen des Löwen, nur manchmal zieht man für individuellere Tierrollen einen Tierstimmenimitator heran,

er sieht Windmaschinen, Regenmaschinen und andere Requisiten der Theaterkulisse und neue Erfindungen der Radiobühne, er sieht gleichmütige Gesichter in leidenschaftlichen Szenen, häßliche Darsteller in schönen Rollen, nachlässig gekleidete Darsteller in eleganten Rollen, das erregte Volk

des alten Genua im modernen Straßenanzug „Rhabarber" murmeln und die Verschwörer gelangweilt dasitzen, einander das furchtbar klingende Geheimnis „Siebenundsechzig – sechsundsiebzig" zutuscheln,

ach, er schaut und durchschaut den ganzen Schwindel, er sieht, das ist genug des Unglücks, er sieht, wo andere nur hören.

DIE KASBAH VON ALGIER

Es sind noch nicht hundert Jahre her, seit El-Djezair-Beni Mezgannah die Stellung als Metropole des Seeräuberwesens und Sklavenhandels verlor und seinen Namen. Es sind noch nicht hundert Jahre her, seit sich, nach gefahrvollen und glücklich verlaufenen Beutezügen, die reichen Bewohner schwelgerischen Genüssen hingaben, den Gebrauch von Arkanum und Narkotikum kannten sie aus der Türkei, Steine und den Zierat ihrer Häuser bezogen sie von den römischen Ruinen, die bodenständige Kultur der Araber nutzten sie aus, und die gekaperten und geenterten Schiffe bargen alles, was Europas Zivilisation hervorgebracht, und überdies schöne weiße Frauen . . .

Von hoch oben, von der Kasbah, donnerten die Geschütze, wenn ein feindliches Geschwader nahte; jahrhundertelang verscheuchten sie alle Feinde, bis Zitadelle und Kapitale der Korsaren dennoch unterworfen ward.

Noch sind es keine hundert Jahre her, aber schon spreizt sich der Bezwinger in den stolzen Wohnhäusern; wie zum Hohn hat er auf alle Plätze Denkmäler jener Generale hingestellt, die die Eingeborenen zu Paaren trieben, Tausende auf die Palmenbäume hängten, die Freiheiten des Landes vernichteten und Geld und Gut an sich nahmen; alle Straßen heißen nach den Unglücksstätten, auf denen sich das Schicksal Algeriens vollzog. Oben auf der Kasbah wohnen die Truppen des Siegers, und in ihrem Schatten, auf dem Festungshügel, dürfen sich die Überbleibsel von den Stämmen der Mauren, Berber und Türken zusammendrängen.

Der afrikanische Orient ist dem asiatischen an Elend gleich, an Lärm bleibt er hinter diesem zurück, an Schmutz und Gestank übertrifft er ihn. Allenthalben halten maurische Bäder ihre Portale offen, um des Drecks zu spotten, der auf den Menschen, ihren Gewändern und ihren Waren lagert; als verabscheuten sie ein reines Fleckchen auf der braunen

Haut, haben die Frauen Stirn, Wangen, Kinn blaurot tätowiert mit Blümchen und Sternchen.

Radial klimmen von den Straßen Bab-el-Oued, Randon und Marengo gepflasterte Maultierpfade aufwärts, so schmal, daß zwei Frauen, deren Körperfülle der landesüblichen Erotik entspricht, sich unmöglich aneinander vorbeizuzwängen vermöchten. Noch weniger aber könnte ein allzu langer Mann, ohne sich zu bücken, diese Straße passieren, denn die Teppichbalkone, die Erker und Obergeschosse, auf schrägen Stützbalken balancierend, stoßen fast zusammen. Welch freudige Helle in solchen Winkelzügen herrscht, wenn die Häuser ihre Nasen aneinanderreiben! Obendrein wölbt sich über manche Teile dieser Avenuen ein Schwibbogen, und oftmals steht ebenso unvermutet wie unerbittlich ein Haus quer im Verkehrsweg – gefoppt, Fremdling, eine Sackgasse, du mußt umkehren.

In diesem Düster liegen die Häuser und haben, mit Ausnahme der maurischen Bäder, von denen wir bereits sprachen, und einer anderen Art öffentlicher Unternehmungen, von denen wir noch sprechen werden, ihre Tore geschlossen; der Türklopfer, die glückbringende Hand Fatmes darstellend, ist rostig und scheint längst außer Gebrauch; keine Fenster, nur Luken sind in das Mauerwerk gebrochen, und auch sie deckt dichtes Geflecht. So unzugänglich geht es längs der Längengrade zu.

In den Breitengraden, besonders auf dem Äquator Rue Marengo – Rue Randon, ist das publike Leben. Von hier aus wird ein ruhiger Lärm gesendet, Verkäufer der noch grünbezweigten Orangen rufen ihre Preise; Esel, vor den Kaffeehäusern den ganzen Tag über angebunden, raffen sich plötzlich zu einem langgezogenen Schrei des Protestes auf; Burnusweber reden auf skeptische Kunden ein; Schallreklame macht der Kuskusbäcker, indem er geriebenes Mehl im Hammelfett brodeln läßt.

Ein dürrer Beduine an der Straßenecke schlägt mit nonchalanten Fingerbewegungen das „Bendir", eine Art Tamburin, und singt langsam dazu, der blinde Urahn, zu seinen Füßen hockend, bläst auf der Raïta die Begleitung, und nur wenn im Liede der Name Abd el Kaders genannt wird, nimmt er die Fingerspitzen von den Klarinettelöchern, sein

Partner von dem Kalbfell, beide legen ehrfürchtig den Handrücken an die Stirne, das gleiche tut die Hörerschaft.

Offene Wölbungen sind die Läden, damit das Feilschen um Stoffe, Sandalen, Teppichreste und Kissen nicht auf Käufer und Verkäufer beschränkt bleibe, am Markt, der einstigen Place Randon, die jetzt Place du Grand Rabbin Bloch heißt, handelt man Gemüse, Fisch und Fleisch, der Warenverkehr brandet an den Stufen der Großen Synagoge, das Dorado der Juden ist aber erst in der Rue de Lyre, dort geht's um Hosen, Wäschestücke, Tücher; im eigentlichen Kasbahviertel hausen fast nur Araber; in ein Ausgedingstübel hat man die Enkel der kühnen Korsaren gesperrt; der jämmerlichste Schmutzwinkel der Welt ist in der lichtvollprunkvollen Stadt Algier den Eingeborenen zugewiesen.

Haben sie sich damit abgefunden? Ohnmächtig sind sie jedenfalls und apathisch. Sie sitzen teilnahmslos an den Wänden der zahllosen Kaffeehäuser, manche spielen Domino oder Dame auf einer schwarzen Tafel, auf der sie die Spielresultate ankreiden, manche lassen sich rasieren (dazu nehmen sie den Turban ab, in dem sie sonst wachen und schlafen von Mannbarkeit an bis zum Tode), manche hören dem Märchenerzähler zu oder beobachten den Umsatz des Amulettverkäufers, der Suren und Ledertäschchen auf der Straße ausgebreitet hat.

Worüber sie sinnen, ob sie wohl traurig sind, das weiß kein noch so weiser Weißer – plötzlich springt ein uralter Araber auf und eilt hinaus auf die Straße, um Kinder zu beschimpfen, zu verfluchen und reichlich zu bespucken, weil sie von einer Gruppe Europäer Almosen heischten ... Bebend kehrt er zum Udjak, dem durch maurische Bogen dreifach geteilten, mit blauen Fayencen gekachelten Altar, zurück, wo der arabische Kaffee gebraut wird, bebend läßt er sich eine neue Tasse reichen ...

Ganz nah beim Zivilgefängnis, der Prison Barberousse, die gefüllt ist mit politischen Gefangenen, ganz nah der Teppichmanufaktur, in der achtjährige Kinder für 4 Franken (66 Pfennig) und zwölfjährige für 12 Franken (2 Mark) Tageslohn bis zum späten Abend arbeiten, sind Stände mit Trödel.

Selbst den, der sich auf die Beobachtung von Märkten

in aller Welt spezialisiert hat, erschreckt die Armut, die sich in dem Warenangebot an der Ecke Rue de la Bombe und Rue de Maugrebins ausdrückt: buchstäblich nichts als zerbrochene Flaschen, zerbeulte leere Konservenbüchsen, ausgequetschte Tuben von Zahnpasta, Dosen, in denen einst Schuhcreme war, rostige Nägel, zerrissene Bilderbogen; in einem Budengäßchen werden Fetzen verkauft – die Regierung hat in diesem Winkel des Schutthaufens ein Haus als „Service de Désinfection" eingerichtet, das ist alles, womit die Besieger für die Hygiene der Urbewohner Algiers sorgen!

In der Kasbah selbst, der Zitadelle am Gipfel, wohnen Pulvervorräte, Kanonen und Kanonenfutter wie vor Jahrhunderten, als hier Sklaven Schanzarbeiten tun mußten, zum Beispiel der einarmige *Miguel de Cervantes* fünf Jahre lang.

Jetzt besteht die Besatzung aus Senegalnegern und Sudanesen – auf der andern Seite der Sahara sind es Mittelmeeraraber, die die französischen Kolonien vor Aufständen schützen. Neben der Festung sind die Zeilen mit den blauen Häusern, die eigentliche Liebesgasse von Algier ist die Rue Catarougill, jedoch nicht nur in die Rue Barberousse und in die Rue de Chêne sickert der Liebesbasar, sondern bis an den Felsenwinkel des Admiralitäts- (früher Seeräuber-) Hafens, wo die überschüssigen Katzen, neugeborene und altersschwache, täglich ausgesetzt werden, damit die Flut sie wegschwemme.

Die blauen Häuser bedürfen keines Türklopfers, sie stehen Tag und Nacht offen, darum sind Fatmes gespreizte Hand und goldene Sternchen an die Fassade gemalt. Es sind noch keine hundert Jahre her, seit der Fremdling über Muselmanen herrscht, von den Wonnen des Harems blieb nichts als diese Häuser, vor denen Mädchen locken, unverschleierten, bemalten und geschminkten Gesichts.

Im Arkadenhof, in dessen Mitte ein maurischer Brunnen, sitzen die übrigen, sie stillen oder stellen ihre Kinder ab oder sticken silberne Deckchen und warten, bis ein Matrose zwanzig Franken Eintrittsgeld bezahlen wird, worauf sie sich auf dem Podium gruppieren, um ihm einen Bauchtanz vorzuführen, der ihre Reize ins beste Licht setzt. Die Europäer aber haben keinen Sinn für Kunst und Rhythmus und wäh-

len zum Tête-à-tête zumeist eines der zwölfjährigen Mädchen.

Lange müssen die Mädchen in diesen Häusern bleiben, sie verlassen sie erst, wenn sie sich Mitgift und Ausstattung verdient haben und heiraten können. Viele erleben das nicht, die Geschäfte gehen schlecht, manche Betriebe sind aufgelassen, wie die Tafeln „Maison solide" und „Dieses Haus wird jetzt von einer Eingeborenenfamilie bewohnt" besagen, und auch wo der Betrieb floriert, haben die jungen Hausbewohnerinnen nichts davon; während die Besitzerin einiger öffentlicher Serails längst ihre prachtvolle Villa im Stadtviertel Mustapha Supérieur hat, steigt die irdische Kollegin der himmlischen Huri arm und schwach in die tieferen Gäßchen der Kasbah hinab, wohin kein Glanz der großen französischen Stadt Algiers sich verirrt, nicht einmal ein Matrose.

PROTEST GEGEN EINE VERURTEILUNG

An die Polizeidirektion Wien!

Gegen das am 10. November 1919 gegen mich erlassene Erkenntnis der Polizeidirektion Wien, Kommissariat Innere Stadt, Zahl 38 957, führe ich im nachstehenden in offener Frist den rechtzeitig angemeldeten Rekurs an die niederösterreichische Landesregierung der Deutschösterreichischen Republik aus.

Ich fechte das genannte Erkenntnis seinem gesamten Inhalte nach an: 1. wegen Gesetzwidrigkeit, 2. wegen Mangelhaftigkeit des Verfahrens, 3. wegen unrichtiger Beweiswürdigung.

Das Prügelpatent ist auch nach der Abschaffung des zur Prügelstrafe berechtigenden Absatzes, nach welchem es seinen Namen führt, in solchem Maße Sinnbild österreichischer Polizeiwillkür und machtberauschten Absolutismus, daß seine von Amts wegen am Jahrestage der Republik gegen politische Häftlinge erfolgte Anwendung nur als eine offenkundige, gelungene Verhöhnung der in der „demokratischen" Republik gewährten Freiheiten angesehen werden kann.

Sosehr Unterfertigter Ursache hätte, sich dieses amtlichen und demonstrativen Eingeständnisses zu freuen, muß er doch im Interesse aller, die in Hinkunft durch die Anwendung dieser Verordnung ihrer Freiheit beraubt und mundtot gemacht werden könnten, gegen das erflossene Erkenntnis im besonderen und gegen die Anwendung des Prügelpatentes im allgemeinen auf das energischeste Verwahrung einlegen.

Es ist fraglich, ob das Prügelpatent zur Zeit der Monarchie mit der Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873 in Einklang stand, da doch deren § 1 besagt, eine Bestrafung könne nur nach vorausgegangenem Strafverfahren in Gemäßheit der Strafprozeßordnung und auf Grund eines von dem zuständigen Richter gefällten Urteiles erfolgen. Selbst in der Monarchie also besaß man die Einsicht, daß jedermann nur

durch ordentliches Verfahren, in dem die Rechte der Verteidigung gewahrt sind, verurteilt werden könne.

In den Staatsgrundgesetzen der Republik wird betont: „Niemand darf seinem gesetzlichen Richter entzogen werden."

Es ist daher vollkommen ungesetzlich, ja den Gesetzen geradezu hohnsprechend, wenn Personen, die aus irgendwelchen Gründen den Staatsgewaltigen unangenehm werden, der ordentliche Gerichtsweg und das Recht auf Verurteilung durch den gesetzmäßig bestellten Richter benommen wird, um ihnen auf diese Weise das Recht der Verteidigung zu nehmen. Dies beweist, daß die Behörden die Verteidigung eines auf solche Weise Verurteilten mehr fürchten, als dieser die Anklage des ordentlichen Staatsanwaltes zu fürchten hätte.

Das gegen mich erflossene Erkenntnis der Polizeidirektion, das die jedem Staatsbürger durch die Staatsgrundgesetze gewährleisteten Rechte der Laune und Wichtigtuerei eines zufällig diensthabenden Kommissars preisgibt, ist von Grund auf gesetzwidrig und schon deshalb aufzuheben.

Selbst wenn man genügend Ironie und Humor aufbringt, das Zurechtbestehen des Prügelpatentes in der demokratischen Republik anzuerkennen, so wurden in dem gegen mich eingeleiteten Verfahren alle materiellen Bestimmungen auch dieser Kaiserlichen Verordnung in der unverantwortlichsten Weise mißachtet. Der § 13 der Kaiserlichen Verordnung vom 20. April 1854 verlangt ausdrücklich, „daß der Tatbestand zu erheben sei".

Dies ist nicht geschehen. Unter Erheben versteht man im technischen Sinne die Einvernahme von Zeugen über den Tatbestand und – was wohl das Wichtigere ist – die Anhörung des Beschuldigten.

Von einem Inspektor und sechs Wachleuten verhaftet, wurde ich mit einer Eskorte von etwa zehn Mann auf die Wachstube Innere Stadt geführt, wo man die Aussagen des Inspektors und zweier Wachleute zu Protokoll nahm, ohne mich auch nur mit einem Wort über die Richtigkeit der Angaben zu befragen.

Nach Beendigung dieser Tatbestandsaufnahme bin ich mit einem Mörder, einem Einbrecher, zwei Taschendieben und

einem Landstreicher ins Arrestlokal gesperrt worden, aus dem man mich nach sechs Stunden wieder vorrief, um zu erklären, ich sei zu fünf Tagen Arrest verurteilt.

Auf meinen Protest, ohne Anhörung verurteilt zu sein, wurde mit mir, nach der Verkündigung des Erkenntnisses, ein Protokoll aufgenommen, und erst hierbei gelangte meine Verteidigung zu Ohren des Kommissars, der meine Verurteilung bereits ausgesprochen hatte. Solcherart gewann der gefällte Urteilsspruch das Gesicht oder den Schein von Rechtlichkeit, doch tritt die krasse Gesetzlosigkeit des ganzen Verfahrens deutlich zutage.

Aus meinen bisherigen Darlegungen geht nun hervor, daß die Verordnung, auf Grund der man eine Strafe gegen mich fällte, nicht mehr in Kraft steht, daß das Verfahren, das gegen mich geführt wurde, ein ungesetzmäßiges war, ich behaupte aber auch, daß die inkriminierte Tat nur im Kopfe des Polizeibeamten und auf dem geduldigen Papier des Protokolles geschah, während ich in Wahrheit nichts von dem getan habe, wessen ich angeklagt und wofür ich verurteilt wurde.

Die Behauptung, „daß Arrestant Kisch der an die Menge ergangenen Aufforderung, sich zu zerstreuen, nicht Folge geleistet habe", ist unwahr.

Ich habe mich selbstverständlich, als die Polizei, mehrere hundert Mann stark, mit Säbelhieben auf die waffenlosen Versammlungsteilnehmer, besonders auf die Frauen, stürzte und diese in der Felderstraße einkeilte, in der zusammengetriebenen und mißhandelten Masse befunden und konnte daher ebensowenig wie jeder andere aus der Menge einer eventuell ergangenen „Aufforderung, sich zu zerstreuen", Folge leisten, selbst wenn ich gewillt gewesen wäre, meine überfallenen Genossen zu verlassen.

Die Behauptung, daß ich „durch eine Ansprache die Menge zum Widerstand gegen die Polizei aufgereizt" habe, ist gleichfalls erlogen.

Wohl habe ich, als ich von Genossen auf die Schultern gehoben und von der Menge aufgefordert wurde zu sprechen, dieser Aufforderung Folge geleistet. Doch wäre es vollkommen sinnlos gewesen, zum Widerstand gegen die Polizei aufzureizen, die mit geöffneten Revolvertaschen, mit

gezückten Säbeln und numerischer Übermacht, nachdem sie vier Stunden im Rathauspark in Frost und ängstlicher Erregung gelauert hatte, gegen die heimkehrenden Versammlungsteilnehmer losgelassen wurde.

Ich habe in meiner Ansprache der Menge nur eingeschärft, die gegenwärtige Szene nicht zu vergessen und nicht ihr Datum, den Jahrestag jener Republikerklärung, bei der – um die kommunistische Bewegung als überflüssig darzutun – der Arbeiterschaft versprochen wurde, der Zustand einer klerikalen-großdeutschen-sozialdemokratischen Regierung sei nur ein vorübergehender und binnen einem Jahre werde der Kapitalismus, der Großgrundbesitz, der Klerus enteignet, der Nationalismus abgeschafft und die werktätige Bevölkerung im Besitze aller Produktionsmittel sein. Meine Rede habe ich mit einem Bekenntnis zur russischen Sowjetrepublik geschlossen, das von der Menge mit Hochrufen und von der Polizei mit einem neuen Regen von Säbelhieben aufgenommen wurde.

Die Behauptung, daß ich „Pfuirufe" ausgestoßen habe, ist besonders sinnlos, weil mir schon während meiner Rede ganz andere Möglichkeiten zu Gebote gestanden wären, um die brutalen und feigen Ausschreitungen der Polizisten, die durch Fußtritte, Püffe und Säbelhiebe begangene Mißhandlung wehrloser Frauen und Mädchen zu charakterisieren.

Hätte ich aber „Pfuirufe" ausgestoßen, so fehlt jeder Anhaltspunkt für den im Protokoll niedergelegten Satz, daß sie sich auf die Polizei bezogen, da leider Anlaß genug vorhanden ist, zu fast sämtlichen von der Monarchie übernommenen Institutionen und Persönlichkeiten der sogenannten Republik meinen oppositionellen Standpunkt zu äußern.

Ich stelle daher den Antrag, die niederösterreichische Landesregierung wolle das rechtswidrige Erkenntnis der Polizeidirektion Wien aufheben und die Polizeibehörden unverzüglich anweisen, daß die Kaiserliche Verordnung vom 20. April 1854 in keinem Falle, am wenigsten aber gegen Personen, die ihrer politischen Gesinnung wegen der Polizei unbequem sind, in Anwendung gelangen kann und darf, wobei ich jedoch ausdrücklich der Hoffnung Ausdruck gebe, daß eine künftige Räteregierung ein ähnliches Prügelpatent erlassen und mitsamt der Züchtigungsstrafe unnachsichtlich

gegen Berufsbürokraten anwenden werde, die sich machtberauscht und unsozial benommen haben.

Auf diesen gegen Quittung bei der Wiener Polizeidirektion überreichten Rekurs ist die gesetzlich vorgeschriebene Erledigung mir bis zum heutigen Tage nicht zugekommen.

WER MAG WOHL IN DIESEM SCHLOSSE WOHNEN

Vom Bodensee zur Zuidersee.
Das ist ein langer Weg, juchhe,

und das Wasser, das ihn auf rollendem Band durchläuft, hat unterwegs mancherlei Anlaß, juchhe zu rufen; unzweifelhaft den schönsten Anlaß dazu haben die Wellen knapp vor ihrem Ende, auf der Strecke von Arnheim nach Utrecht.

Die breite Heerstraße längs des Krummen Rheins hat Napoleon angelegt; aber schon seit dem zwölften Jahrhundert war dieses Paradies in den Niederlanden voll von Landsitzen reicher Ritter und reicher Domherren, beinahe zwei Dutzend solcher Kastelle des Mittelalters stehen noch heute auf dem Weg von fünfzig Kilometern. Als der Kaiser – gewaltsam – ins Exil gebracht wurde, 1815, siedelten sich die reichsten Kaufleute Hollands hier an, die, die an Tulpen, die, die an Diamanten, und die, die an Kolonialwaren Millionäre geworden waren. Elektrische Bahn und Autobus verkehren ununterbrochen in der Allee von Lindenkolossen, der Equipagen und Luxusautos mit Wappen am Wagenschlag sind noch mehr.

Nördlich ist dichter Wald; man sieht jedoch nichts davon, denn zwischen ihm und der Straße verlaufen meilenweit schmiedeeiserne Gitter, hinter denen grelle Beete und Rasenhügel, Fontänen, Marmorbänke, Balustraden, Altane und – drei-, vierhundert Schritte vom Straßenrand – die Schloßbauten sind. Südwärts dehnt sich typisches Holland bis zum verkrümmten Arm des Rheins, Windmühlen, scheckige Rinder, die im Morgennebel zu schweben scheinen, Fischer sitzen am Ufer, zwischen den Grachten armselige Hirten, Hütten stehen vereinzelt, und Langebroek, das gerade bei dem prunkvollsten Orte, gerade hinter Doorn liegt, ist ein Nest. Ein auffallender Kontrast, und der Schullehrer von Langebroek, zu dem man etwas darüber äußert, zeigt ein

Buch aus dem siebzehnten Jahrhundert, worin diese Beobachtung schon vermerkt ist:

Neerlangebroek
Die schrale hoek!
Daar wonen niets dan edellui
En bedellui,
Ridders
En broodbidders,
Daar zijn niets dan kasteelen en nesten
Sterkenburg ist het besten.

In Doorn wohnen keine Bettelleute und keine Brotbitter, dort wohnen nur Edelleute und Ritter, dort sind nicht Nester, dort sind Kastelle! Alle Orte an der Reichsstraße (an deren Bauherrn ein Dorf Austerlitz, das der Kaiser den Invaliden dieser Schlacht zur Besiedlung geschenkt hat, und ein Monument erinnern), besonders Zeist, Driebergen und Amerongen, sind teure Sommeraufenthalte.

Der teuerste ist Doorn, denn die Wälder sind hier am schönsten, und die Luft soll Lungenkranke zu heilen vermögen. Drei Tbc-Sanatorien sind da, mögen sie sich auch versteckt halten.

Von der Vornehmheit Doorns kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der Bürgermeister dieses Dorfes Schimmelpenninck van der Oye van Hoevlaken heißt und ein Nachkomme jenes Ratspensionärs Jan Rutger Schimmelpenninck ist, der, als einziger Nichtoranier innerhalb von dreihundert Jahren, Präsident der Niederländischen Republik war und sein Amt 1806 an den ersten König von Holland abtrat, an Ludwig Bonaparte; vom Staatsoberhaupt bis zum Bürgermeister von Doorn ist also nur ein Schritt.

Auch die fünf Großgrundbesitzer von Doorn tragen aristokratische Namen: das Kastell Hyde-Park gehört dem Baron van Zuylen van Nyevelt, der Herrensitz Aerdenburg dem S. P. van Eghen, Altpräsidenten der Handelskammer von Amsterdam, das Rittergut Moersbergen der Familie van Luden und das Kastell Schoonoord den Jonkfrouwen de Beaufort, deren Vater Jonkheer-Meester de Beaufort, emeritierter Kantonsrichter, vor kurzem gestorben ist. Seine

Schwester, die achtzigjährige Baronin van Heemstra, war Eigentümerin des Nachbarschlosses „'t Huis ten Doorn" gewesen, jedoch nach dem Tode ihres Mannes (er war ein Menschenalter lang Bürgermeister von Driebergen) trug sie das Erbe dem jetzigen Besitzer zum Kaufe an, der am 12. November 1918 in Holland angekommen war und zunächst die Metternichsche Villa zu Limburg und dann das gräflich Bentinckische Palais Amerongen als Gast bewohnt hatte; Freifrau van Heemstra zog aufs nahe Schoonoord zu ihren Nichten, und die frühere Schloßherrin und der gegenwärtige Schloßherr des „Huis ten Doorn" leben in bestem Einvernehmen.

Das Schloß, das sich schlicht „Das Haus in Doorn" nennt, ist uralt (vor sechshundert Jahren hat es der schwelgerische Dompropst Floris van Jutphaas, † 1337, erbaut) und war bis 1634 Sommersitz der Pröpste von St. Martin zu Utrecht. Im Vorbeifahren kann man nur einen Teil der zweistöckigen Fassade sehen und den achteckigen Turm mit hoher Dachpyramide; im Vorbeifahren scheint's, das Gebäude erhebe sich auf der Waldwiese, die bis zur Straße reicht. Doch ist diese umfriedete Fläche nur ein Lambrequin des eigentlichen Parkes: Hinter der Wiese führt noch ein öffentlicher Fußsteig, der Molenweg, längs der Vorderfront des Schlosses von einem Drahtverhau eingesäumt und von dichten Dornbüschen flankiert, dann erst ein starkes Eisengitter, zwei Meter hoch und reichlich mit Stacheldraht umrändert, wieder lebende Hecke, fast undurchdringlich.

Kein Garten – ein Hain.

Hundertjährige Buchen und Tannen, der Moosbalg ihres Stammes wuchert vom Boden bis in Manneshöhe, Baum an Baum, die Kronen greifen ineinander, nur Süd- und Westseite des umfangreichen Besitzes sind gelichtet, jemand hat Axt angelegt, und olivengrüne breite Strunke mit klaffender Wunde sagen, daß hier hohe Herrlichkeit geköpft.

Mitten in der Waldung erhebt sich die Burg am Weiher, sein uraltes Wasser verdichtet sich an der Oberfläche zu Blättern der Wasserrose, Schwäne segeln majestätisch und unbekümmert, Bosketts wachsen aus dem Uferboden – oder aus dem Wasser – empor. Eine Blumenpracht, wie sie selbst in Holland überrascht, umrahmt den beneidenswerten Besitz

mit Farben und Düften, auf den Seitenflügeln des Schlosses lagert der Efeu als Fläche, als Raum, und vom zurücktretenden Quergebäude bleibt kaum der Mitteltrakt frei, mit dem Balkon über der Einfahrt, der eine prangende Jardinière ist.

Waldwiesen unterbrechen das Dickicht der Bäume, auf einer ist ein eigentümliches altes Taubenhaus erbaut: Nach außen gebogen, wie Lilienblätter, steigen die Pfeiler aus der Erde auf und tragen die von hundert Kreisluken durchbrochene Voliere, um die sich Tauben drängen.

Die Ferme außerhalb des umzäunten Waldes ist nunmehr vom Schloßherrn angekauft und teils zu einer modernen Waschküche umgestaltet worden, teils dient sie als Wohnung des Gesindes, das so zahlreich ist, daß es im Schloß nicht Platz fand, nicht in der Orangerie, nicht in der Villa Capanella, nicht in den neuen Bauten im Park und nicht in dem neuen Torgebäude an der Ostseite.

Dieses Torgebäude ist halbkreisförmig errichtet, in holländischem Stil aus Backsteinen, drei hohe Treppengiebel schmücken es, auf deren Stufen Steinkugeln ruhen; die hölzernen Fensterflügel sind in Diagonalfeldern rot und weiß lackiert, und das Schildchen im Zentrum ist schwarz-weiß; über dem eisernen Rundtor ragt schräg der Flaggenstock aus der Fassade, und auf dem Dachfirst dreht sich eine Karavelle aus Goldblech als Wetterfahne. Ein Schilderhaus links und eine Polizeiwachstube auf der rechten Seite im Hochparterre des Gebäudes – ein königlich niederländischer Schutzmann sieht aus dem Fenster – sind Inventarien, die man sonst bei keinem Schloß der Gegend bemerkte.

Gegen den Ort Doorn zu ist eine Mauer längs des Parkes aufgeführt worden; überecks, dem Postkontor gegenüber, das das Wappen der Oranier und ihren Wahlspruch trägt: „Je maintiendrai" (Ich halte aus), wird das Rot der Ziegelwand durch ein massives Tor unterbrochen, aus Gußeisen, wie daneben die Türe für Fußgänger. Ein eisengetriebenes Ornament krönt die Wölbung, den Buchstaben W und darüber eine Kaiserkrone zeigend.

Das Tor aber ist geschlossen und bleibt geschlossen.

Durch dieses Tor fuhr die tote Schloßherrin für immer davon, und ihr Gatte verfügte, daß es niemals geöffnet wer-

den dürfe: Was der Toten gedient, sollte keinem mehr dienen! Ja, der untröstliche Witwer warf sogar, wie man erzählt, den Schlüssel in den Weiher. Jedenfalls blieb das Tor versperrt; niemand hat seither, aus dem Schloß tretend, den Wappenspruch der Oranier vor sich gesehen, für keinen wurde eine Ausnahme gemacht; und als vier Wochen später die neue Braut des Schloßherrn ankam, mußte sie bereits durch das neue Torgebäude in das Haus zu Doorn ihren Einzug halten!

KURIOSITÄTENKABINETT DES VIEHHOFES

Es ist ein Museum zum Hausgebrauch und aus dem Hausgebrauch entstanden, aus dem Hausgebrauch dieses Komplexes, den der sonst unsentimentale Fleischesser nicht ohne Erregung durchwandert hat.

Kinderspielzeug steht auf Tischen und auf dem Boden, zierliche Modelle der Transportgerätschaften für jene Passagiere, die täglich in sieben bis acht Eisenbahnzügen aus Ostpreußen, Schlesien, Bayern und Thüringen am Leipziger Schlacht- und Viehhof eintreffen, auf Ausladebrücken den Etagewaggons entsteigen, über Rampen in umgitterte Buchten aus Zement und Eisen getrieben werden in ihr letztes Logis.

Spätestens am nächsten Montag oder Donnerstag werden sie auf der Börse oder auf dem Wochenmarkt lebend per Stück verkauft, lebend in Massen weiterverkauft, geschlachtet, ausgeweidet, ausgeschrotet, tot im Großhandel verkauft und im Detailhandel wiederverkauft – ein rapider Verteuerungsprozeß, das Tollste im tollen Betrieb einer Schlachtbank, aber im Kuriositätenmuseum des Hauses nicht veranschaulicht. Denn solche Spekulationen, einem Unkaufmännischen unfaßbar, sind in der Welt der Spekulanten selbstverständlich, gar nicht kurios. Das arme Tier interessiert den Verdiener ebensowenig wie der arme Mensch, man rühmt sich nur, wie rationell man verdient. Nichts geht verloren!

Die Düngerwagen en miniature: Das Original fährt unterhalb des Pflasters vor das erhöhte Düngerhaus; die Arbeiter der Darmschleimereien haben inmitten eines widerlichen und erstickenden Gestanks den Kot aus den Gedärmen des Schlachtviehs geschabt, entleeren nun all diesen breiigen Dreck in den Wagen, es schließen sich die Klappvorrichtungen, und man koppelt ihn an den Eisenbahnzug, der hinaus auf die großen Güter rollt.

Ein schwarzes Lederstück, im Museum fleckenlos und harmlos, ist die gleiche Maske, die sich die Rinder um Stirn und Augen schnallen lassen, ohne zu zucken.

Oh, über die Unbekümmertheit des Rindviehs! Gleichmäßig stapft es in die riesige Schlachthalle über die glattglänzenden Fliesen, auf denen seine erschlagenen Brüder liegen, die Beine anklägerisch gegen den Himmel gestreckt, das grüne Auge im Entsetzen erstarrt; seelenruhig bewegen sich ausgewachsene Ochsen, alte Kühe und sogar Bullen durch Nebelschwaden und Blutgeruch unter und zwischen den Laufkranen, den Galgen ihrer gehäuteten und zerschnittenen Angehörigen; ohne muh zu sagen, waten sie durch Bäche von Blut ihrer Blutsverwandten zum Schlachtplatz, in die Mitte eines von vier Riemen umsäumten Rechtecks, wo sie angebunden werden.

Unnötigerweise angebunden – denn geduldig warten sie, eines wie 's andere, bis der Metzger ihnen die Haube anlegt – jene schwarzlederne Larve eben, von der man ein neues Exemplar, ein Museumsstück, ohne Scheu in der Hand hält. Mit hölzerner Keule schlägt der blutbefleckte Hauer auf den am Rand geschärften Bolzen, der (durch eine metallene Führung am Leder) in Schädeldecke und Schädelhöhle dringt; mit einem Aufschrei sinkt das Tier zu Boden, eine Rohrsonde wird in den Wirbelkanal eingeführt, sie zertrümmert das verlängerte Mark, das Opfer bäumt sich, noch einmal zucken die Beine, und eines anderen Schlächters, des „Stechers", Bruststich läßt alles noch lebendige, rauchende, rotschwarze Blut in ein bereitgehaltenes Becken sprudeln.

Die Masken sind für Großvieh und Pferde gleich, die für Schweine, Schafe und Hammel haben eine andere Form. Systeme der Bolzenschlaginstrumente, wie sie in Schlachtbänken anderer Städte verwendet werden, sind gleichfalls hier Museumsobjekte, auch Schußapparate mit Kugeln und Bolzen.

In einer Art Vorgärtchen am Kleinviehgebäude harren die Kälber ihres jungen Endes. Sie haben nichts von jener stillen Gottergebenheit, mit der drüben ihre Väter, Mütter und Onkel auf den Richtplatz gingen, sie kennen noch nicht die Sinnlosigkeit des Lebens und das Erlösende des Sterbens, sie blöken verzweifelt, und naht der Tod mit Schlächter-

fratze, blutiger Schürze und aufgekrempelten Ärmeln, um sie in die Halle zu führen, dann zerren sie am Halfter, wollen sich gewaltsam befreien, springen in die Höhe, jedesmal dieser angespannte Kampf gegen die Macht, jedesmal vergeblich – immer kommt ein zweiter Büttel, reißt das Kalb am Schwänzchen abwärts – eines Kalbes Kräfte sind ja so schwach –, gleich bei der Tür wirft man ihm einen Strick um das rechte Hinterbein, zwei Paar Menschenarme heben das Tierchen, schon baumelt es an einem Rechen, ein Schlag auf das Genick – es blökt nicht mehr – Halsstich – junges Blut, junges Blut verströmt.

Zwei Kälber in gläsernem Schrein sind ausgestopft. Schwarze Körper mit weißen Ärmchen, so daß ihre zärtliche Umarmung noch deutlicher hervortritt. Sie umschlingen sich brüderlich, sie sind an der Brust zusammengewachsen, siamesische Zwillinge der Rinderwelt. Eine Oldenburger Kuh gebar sie in Leipzig, aber sie waren tot. Schade, sie hätten vielleicht gehätschelt von Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen und hochbetagt in Ehren leben dürfen, während ihre Brüder als Kinder mit dieser beschlagenen Keule oder als Erwachsene mit dieser Schlachtmaske gemordet worden wären.

Abnormitäten der Tierwelt, aus alten Schaubudenprogrammen bekannt, Kälber mit zwei Köpfen, Schweine mit fünf Beinen, doppelte Zahnreihen von Wiederkäuern und ähnliche barocke Launen der Natur, Brehms Tierleben Lügen strafend, Steinfrüchte (Kälber, vor ihrer Geburt im Leib der Mutterkuh vertrocknet und jahrelang dort gebettet) sind präpariert zu sehen. Viel verträgt ein Rindermagen: Diesen stattlichen Eisenstab hat ein jütländischer Ochse in seiner Jugend verschluckt, und siehe da, er störte ihn nicht, der Ochse erreichte ein hohes Mannesalter.

Ungeheure Minerale, drei Kilogramm schwer, groß wie Totenschädel von Wasserköpfigen, manche mit schön kugelrunden Ausbuchtungen, muschelförmigen Strukturen füllen die Vitrinen: Kotsteine aus dem Darm der Wiederkäuer, die sich rings um einen verschluckten Gegenstand – und sei es auch nur ein Hosenknopf – durch Absonderung von phosphorsaurem Ammoniakmagnesium gebildet haben.

Wie kamen diese Seesterne und diese Meeresschwämme in das Innere des Viehs? Es sind keine Seesterne und keine

Meeresschwämme, sondern Haarwickel: Durch Lecken des behaarten Körpers von Mutter oder Gattin, Freund oder Freundin geraten einzelne Haare in den Tierleib, aber sie gehen nicht verloren; die Natur (aus Langeweile wahrscheinlich, sonst hat sie in den Innereien des Großviehs kaum viel zu tun) fügt Haar an Haar in kunstvollem, erstaunlich regelmäßigem Geflecht, rundet die Stickerei zu glatten Formen, und das vollbrachte Werk nimmt sich nun im Schaukasten wie eine bizarre Pflanze vom Meeresgrunde aus.

Die Präparate von Kehlköpfen, Luftröhren, Lungen, Euter, Knochen, Hoden und Milz, die Rüsselscheiben und Hufe, aller Krankheiten Merkmale von Tuberkulose bis zu Maul- und Klauenseuche tragend, die Sammlung von Schmarotzern und ein Bandwurm, unzerstückelt, in Lebensgröße und in Spiritus, mit winzigem Köpfchen, Schwanenhals und korpulentem Körper von vielen Metern Länge sind für den Menschen nicht allzu interessant; die Gehirnblasenwürmer, Ursache der Schöpsdrehe, verschmähen gleichfalls die menschliche Welt. Deshalb widmet ihnen der Musealbesucher kaum Beachtung, und da weiter keine Gefahr besteht, daß er mit seiner Nahrung Eier der Bremsenfliege verschlucken wird, aus denen sich vorliegende Larven im Magen bilden, so hält er den Anschauungsunterricht für erschöpft und verläßt in diesem Zustande das Kuriositätenkabinett und, einigen zufriedenen Viehagenten, Großschlächtern und anderen dicken Herren begegnend, den Schlachtviehhof.

STÄDTEBILDER, PERSPEKTIVISCH VERKÜRZT

Auf das Dach des Kaschauer Doms geklettert,

bin ich nun auf einer Insel in der Luft, balanciere längs ihres abschüssigen Ufers. Vor meinen Fußspitzen fällt eine Wand hinab, hinter meinen Fersen ragen blumenbewachsene Bergpyramiden empor und in deren Mitte eine Felsspitze – die Pyramiden sind die lachend bunten Dächer gekreuzter Kirchenschiffe, und die Felsspitze ist ein Turm.

Tief unter mir teilt sich die Hauptstraße, um den Dom frei zu lassen. Gegen Süden sieht man die fast tausendjährige Michaelskirche breitspurig in der Fahrbahn. Neben ihr ein leeres Postament: Darauf stand, zur Erinnerung an den Freiheitskrieg der Ungarn gegen Habsburg aufgerichtet, die überlebensgroße Bronzefigur eines alten Kuruzzen aus der Rákóczyzeit, der seinen Nachfahr, den Achtundvierziger Honved (einen Zipser Rotköpfler oder Saroser Slowaken), umarmt. Zähneknirschend hat Österreich die Aufstellung dieser Revolutionsdenkmäler in Ungarn dulden müssen. Am 16. März 1919 haben zwei Offiziere mit etwa achtzig technisch ausgerüsteten Soldaten nächtlicherweile den Umsturz des Monuments vollzogen – „ein Bubenstück unverantwortlicher Elemente", erklärte der Militärkommandant von Slowensko, als sich die Bevölkerung Kaschaus erregt zusammenrottete und es Tote gab und im Dom das Gnadenbild der heiligen Maria von Pócs Tränen vergossen haben soll wie 1914 beim Ausbruch des Krieges. Die Denkmalstürmer wurden aus Kaschau versetzt, und die übrigens von einem Bildhauer des slawischen Namens Szamovolsky geschaffene Skulptur erliegt im Museum, jedoch der Kopf des jungen Honved ist verschwunden.

Von dem erhöhten Standpunkt des Kirchendaches kann man über die delogierte Statuengruppe hinwegsehen, nach Süden, gegen das Hotel Schalkhaz, wo ich jetzt wohne, gegen

das Barackenlager, wo ich einst wohnte, und gegen den Zentralfriedhof, auf dem bald zu wohnen ich damals glaubte.

Kaschauer Barackenlager: Das waren immer fünfzehntausend von der Karpatenfront gebrachte verwundete, kranke Menschen, sich nach Hause sehnend und wahnsinnsnahe an der unsichtbaren Zwangsjacke zerrend, die Kontumaz hieß.

Kaschauer Friedhof: Das war außerhalb der Front der einzige Friedhof mit Massengräbern, fünfzig, ja achtzig Menschen wurden namenlos in ein Erdloch gescharrt, Oktober 1914, Cholera.

Auf dem schmalen Gesims beuge ich mich zwischen zwei Fialen ostwärts, ein Taubenpaar schreckt auf. Rechts in der Ferne die Tokayer Hegyalya, die bewaldete Seite gehört der Tschechoslowakei, der weintragende, eintragende Hang ist ungarisch. Gegen Barcsa schaue ich, dort hat sich zur Hussitenzeit Jiskra von Brandeis befestigt, um die Herrscherrechte des unmündigen Ladislaus Posthumus zu sichern. Gegen Saros-Patak schaue ich, wo der noch heute viel geehrte, doch wenig befolgte Antinationalist Comenius weilte, als Gast von Susanna Loranffy und Sigismund Rákóczy. Gegen die Hügel schaue ich, wo Anfang 1848 die Armee des ungarischen Feldherrn Györgey mit der des österreichischen Generals Schlick gekämpft hat.

Jenseits des Kaschauer Bergs liegt Rank, der einzige kalte Geysir Europas, alle sechs Stunden schießt der Sprudel, ein Säuerling, zwanzig Meter in die Höhe. Einmal war das ein Kurort für die ganz Reichen, in Rank fand die Entrevue Bismarcks mit Andrassy statt und alljährlich der Anna-Ball der madjarischen Gentry, beim Umsturz wurde die Badeeinrichtung weggeschleppt, und nun ist Rank kein Kurort mehr.

Der Bahnhof Kaschaus ist nahe. Auf einer Insel das Hernad, der Stadtpark. Vor dem neuen Tempel der Sephardim stehen seltsame Juden in Gruppen: Sie tragen sich spanisch, stolzieren in schwarzseidenem Talar einher, mit weißen Strümpfen und Lackhalbschuhen, breitkrempigem Samthut und Zierlocken. An der Peripherie sind die Baracken von weiland Honvedhusaren, aber – wie sich die Zeiten ändern! – es wohnen keine Husaren mehr darin, sondern: Dragoner.

Im Norden das Gebäude des Militärkommandos; hier war General Boroevic im Frieden als Korpskommandant persönlich gefährdet, im Kriege war er ein persönlich weniger gefährdeter Armeekommandant. An grenzt das Militärgericht, darin vier zum Tode verurteilte „Hochverräter" eingekerkert sitzen und mehrere in Untersuchungshaft. Hradowa ragt auf, eine alte slawische Burg – das Hinterland dieser in der madjarischen Geschichte so führenden Stadt ist slowakisch.

Hart unter mir, in der Hauptstraße, Adelspaläste und Kirchen und Messehäuser fremder Städte. Schmächtige Fassaden, aber hinter den Höfen tiefere Bauten, einstmals denen von Thurzo, Bathyory und Rákóczy und nachmals denen von Andrassy, Zichy, Hadik, Forgach, Dessöffy und Csaky gehörig.

Frei stehend ein Kampanile, der Urbans-Turm, und das Theater, vor etwa fünfzehn Jahren dort errichtet, wo mehr als ein Säkulum lang die älteste madjarische Schaubühne war; gegenwärtig wird slowakisch gespielt. Nicht weit vom Theater ist die ausrangierte Kaserne vom k. und k. Infanterieregiment Kaiser Wilhelm der Zweite Nr. 34. Hierher kam oft, von Organen der Staatspolizei wohlbehütet, Prinz Eitel Friedrich und dinierte in der Messe mit den „Herren Kam'raden" von dem Silberservice, das sein Papa dem Regiment gestiftet hatte; jetzt amtiert in diesem Hause der tschechoslowakische Polizeidirektor, ehedem Oberkommissär jener k. k. politischen Staatspolizei, die über das Leben der deutschen Prinzen mit Argusaugen wachte.

Von der Kante des Münsterdaches schicke ich noch einen Blick nach rechts gegen Kaschaus Tivoli, gegen Banko. Und lange schaue ich nach links, gegen die äußersten, beispiellos verwahrlosten Südwestwinkel der Stadt, wo Zigeunermütter den städtischen Passanten zu ihren kleinen Töchtern locken und ein Proletariat lebt, das oppositioneller und klassenbewußter ist als in entwickelteren Ländern, hemmungsloser unterdrückt als in Monarchien.

Das bewegt die Stadt keineswegs. Auf den Fußballplatz zu meiner Rechten konzentriert sich das Interesse; was sich am Sonntag zwischen den eingerammten Torstangen abspielen wird, beschäftigt die Gemüter; wer wird diesen Sonntag

und am nächsten Sonntag und am Schluß der Saison siegen, U. T. K., Cesky sport. klub Kosice, die Madjaren oder die Tschechen in der Stadt oder die Zionisten? Das ist die große Frage

Aber es kann und wird einmal anders kommen, als die Leute denken, die den Sport als Nationalismus und den Nationalismus als Sport betreiben. Ebenso wie Barackenlager, Massenbeerdigungen, Herrschersitze und die feudalen Anna-Bälle verschwanden, wird noch vieles verschwinden in dieser Welt, und die Militärgerichte mit den eingekerkerten „Hochverrätern" und der Umsturz von Revolutionsdenkmälern und die schmiegsame politische Polizei werden daran nichts ändern.

Römische Stadt, afrikanischer Busch und ein Hund als Führer

Gestern noch Sahara, morgen schon Mittelmeer und dazwischen – wie eine Luftspiegelung – diese, diese römische Stadt. Sie lebt.

Pompeji lebt nicht mehr, es ist ein Ausstellungsgelände, und würde es morgen zum zweitenmal verschüttet und diesmal gänzlich zertrümmert, so ließe es sich zweifellos echter und vollständiger wiederherstellen.

Das Forum Romanum und die Thermen des Caracalla – Mumien, die man ihres Schmucks und ihres Gewandes beraubt, um die Museen des Vatikans zu schmücken.

Karthago: nicht einmal Trümmerstätte, bloß eine symbolische Stelle an üppiger Bucht.

Selbst Lambaesis, als Prospekt gut konserviert und noch heute dazu verlockend, die prachtvollen Dampfbäder und die marmornen Wasserspülklosette zu benützen, ist nur einer toten afrikanischen Einöde toter Teil.

Aber *diese* Römerstadt zwischen Mediterraneum und Sahara lebt. Aus den Steinen schlägt wilder Absinth, hellviolett, in Kniehöhe empor, Eukalyptus und Efeu ranken sich um Arkaden, Zwergpalmen und Riesenkakteen wuchern aus Weinkellern, Buschwerk sprießt aus dem Steinparkett des Forum Romanum, in unbeschreiblicher Pracht blühen Rosen

und Anemonen im Park, dekorieren ihn für schwelgerische Saturnalien.

Vor allem lebt die Brandung, in fünfzehn, in dreißig Meter hohen Strahlen schlägt der Gischt an den Felsen und wird zerschmettert in Myriaden von Flocken. Das Zollamt am Hafen ist auf drei Seiten von einer Mauer umgeben, das Wasser überspringt sie in kurzen Intervallen, verwandelt den Raum zwischen Wall und Haus in einen flüssigen Hof und kehrt auf der vierten, offenen Seite ins Meer zurück. Seit Jahrtausenden funktioniert die Fontäne, und so gebannt wie wir starrten die Erbauer der Villen zur Zeit des Kaisers Claudius auf das glitzernde Spiel des Sprudels.

Sie lebt, die seit sechzehnhundert Jahren tote Stadt, denn das Meer und das Land geben ihr ununterbrochenes Leben.

Jeder, der hierherkommt, ist sozusagen ihr Entdecker, ist allein in ihren Mauern. Wer naht denn diesem von allen großen Plätzen des Landes Algier so entfernten Winkel? Araber hausen in der Gegend, Esel treibend, in den Dorfkaffeehäusern sitzend, allenfalls Frühgemüse ziehend und Frühtrauben auf sandigem Boden, der gegen Seewinde geschützt ist durch einen Streifen Roggenfelds oder eine Hecke spanischen Rohres, Arundo Donax. Von Zeit zu Zeit mögen Archäologen erscheinen, und auch der Cooksche Autocar, Amerikaner und Engländer bis Tunis schleppend, hält wohl hier, seine Insassen zu einem Tribut von verzückten Interjektionen zu zwingen. Sonst aber geht man einsam durch die Straßen der römischen Stadt, über das Forum, in die Villen, die Weinkeller, die Thermen, die Gefängnisse, das Theater, die Gärten.

Ein aufgeweckter Araberjunge, der keine Schule besucht, weil er allein in der Welt steht und ohne Verdienst verhungern müßte, macht den Führer – er hat einige Brocken Französisch gelernt und kennt sich wunderbar aus, denn in vielen Büschen hat er eine Schlinge für Vögel und in zweien eine Falle für Schakale.

Ist der braune Bub mit seiner Jagd beschäftigt, so gesellt sich ein anderer, ein merkwürdiger Cicerone zum Besucher. Ein Hund. Kreuzung zwischen Dobermann und deutschem Schäfer. Nur die Götter mögen wissen, wie und weshalb er hierhergeriet.

Er führt den Fremden, springt vor ihm her, wartet, geleitet ihn zum Theater, zur Basilika, zum Tribunal, zur Via triumphalis und bellt und zerrt, wenn sein Klient vorzeitig umkehren will, zum Beispiel ohne in die Gräberstätte hinabgestiegen zu sein. Erst im Lapidarium, da das Ende des Rundgangs erreicht ist, jagt er, keinen Lohn erwartend, davon, dieser seltsamste aller Hunde, Kreuzung zwischen Dobermann und deutschem Schäfer, zwischen Lokalpatriot und Archäologen.

Nein, die Stadt ist der Fremdenindustrie noch nicht erschlossen, und heftet der Besucher den Blick auf den Boden, so findet er auf Schritt und Tritt Dinge aus der Römerzeit: eine glatte Münze, das Bruchstück einer bronzenen Armspange, Scherben von Tongefäßen, Steinchen aus einem Mosaik, Eckchen eines Kapitells – wertloses Zeug, aber immerhin wohlgefällig aufzunehmen als Andenken.

Die objektiv beachtlichen Stücke sind unten im Garten der Villa Trémaux postiert, ein alabasterner Sarkophag mit bartlosem Christus als gutem Hirten, ein Meilenstein aus Hadrians Zeit, Grabmonumente, Tischplatten für Liebesmähler, Statuen und Statuetten und Vasen.

Schöner als aufgestellte Kostbarkeiten und selbst als aufgefundene Wertlosigkeiten ist jedoch der Gesamtanblick der Stadt. Aus dem grünen Hang der hügeligen Halbinsel springen die rötlich-weißen Würfel und Prismen hervor, nebeneinander gegliedert und übereinander geschlichtet, und ein zufälliger Wanderer würde aus einer Entfernung von kaum fünfzig Schritten nicht ahnen, daß diese in genußreicher Landschaft mit künstlerischer Liebe erbaute Villenstadt unbewohnt ist. Die Bevölkerung hat sie eben verlassen, ist nach Spanien geflüchtet, um den Verfolgungen des arianischen Vandalenkönigs zu entgehen, der die wegen ihres Festhaltens am katholischen Glauben in ganz Mauretanien berühmte Stadt haßte.

Seither stehen die Villen leer, natürlich nur vorläufig, morgen können sie vernichtet und übermorgen verpachtet werden, die Berberstämme, die einbrachen, machten weder von ihnen noch von den Basiliken und Thermen Gebrauch, sie zogen es vor, in Zelten zu schlafen, in Hütten und kleinen Häuschen.

Nur der kleine Araberjunge und der Hund kommen hinauf ins römische Dornröschenschloß. Oben marmorne Paläste, unten das Dorf aus Lehm und ein Leuchtturm und jenes Hafenzollamt, das sich den Ausblick auf nahende Schmugglerboote durch eine hohe Schutzmauer sperren muß, um nicht weggeschwemmt zu werden.

Die römische Stadt im afrikanischen Busch heißt so, wie sie in den Tagen des Kaisers Claudius und als sie verlassen wurde – gestern? nein, 484 nach Christi – hieß: *Tipasa.*

An der Mündung der Wien

Ans Kaigeländer der Unteren Donaustraße gelehnt, sieht man drüben die Wien herankommen. Gerade gegenüber mündet sie in den Donaukanal.

Die ländliche Abkunft merkt man ihr nicht mehr an. Geboren in Dürrwien, hopste sie dort umher, übermütig, mit Zyklamen bekränzt. Aber dann passierte sie Sommerfrischen, wo sich keines der verkleideten Dirndln wie eine Kuhmagd und keiner der studierten Barfüßler wie ein Dorflausbub benehmen darf. (Das hat auf ein Flüßchen von fluktuierendem Charakter, das wahllos alles aufnimmt, pädagogischen Einfluß.)

Jedoch noch immer schlenkerten die Wellen, mangelnde Kinderstube und unbeobachteten Aufenthalt auf Waldwiesen verratend, weshalb sie hinter Weidlingau ins Internat mußten. Zwischen den Mauern des Staubeckens lernten sie Zurückhaltung und Ablegung unsteten Wesens, denn ihnen stand die edle Aufgabe bevor, den ganzen Schmutz und Abguß der Wiener Häuser aufzuladen und ihn in den Donaukanal zu tragen. Schließlich brachte die Wien zu Hütteldorf ihre Toilette in Ordnung.

Geschnürt und frisiert meldet sie sich zum Dienstantritt in der Residenz. Die Erziehung ist ihr derart ins Blut übergegangen, daß sie sogar unter der Überbrückung, in der die Zugereiste doch unkontrolliert ist, genauso fein und großstädtisch dahintrippelt wie hier, wo sie öffentlich in den Donaukanal mündet.

Sie redet sich ein, irgendeine vornehme Fremde zu sein,

von der Stadt feierlich eingeholt zu werden, und wahrlich, ihre Einbildung ist nicht ganz ohne Grund. Sind doch über dem Weg, auf dem sie kommt, Triumphbogen aus Eisen und behauenem Stein gespannt, eigens gepflanzte Bäume fassen ihre Einzugsstraße ein, vom Stadtpark führen Marmorstufen zu ihr, eine wahre Estrade für sie, die „die Wien" heißt, so wie man hier alle bedeutenden Frauen nennt, „die Metternich", „die Schratt" oder „die Schwarzwald".

Festplatz ist der Donaukanal, von der Stelle an, wo der Wienfluß eingreift.

Links daneben ist gar nichts los. Am Neubau der Aspernbrücke arbeiten ein lendenlahmer Kran und nur zwei Taglöhner – der Fama zufolge sind sie nachmittags mit der Restaurierung der Karlskirche beschäftigt; neulich soll der Bürgermeister ihnen folgende Ansprache gehalten haben: „Bis Sö mit dera Bruck'n da fertig san, meine Herren, so wer'n S' den Donau-Oder-Kanal in Angriff nehmen." Vorläufig behilft sich der Verkehr mit einer Holzattrappe, auf der drei Bettler rechts und drei Bettler links Brückenmaut einheben. Unterhalb der Urania liegen Quadern, für das Pflaster der künftigen Brücke bestimmt, Moos wächst auf ihnen, und die Brücke wird vorläufig mit guten Vorsätzen gepflastert.

Rechts von der Wien, da geht es hoch her. Tragödien, Kindervorstellungen, Komödien, Wasserpantomimen – alles ununterbrochen wie im Kino. Zwei- bis dreimal in der Woche wird auf das mit Kot, Gras und Zwerggebüsch bedeckte Vorterrain des unteren Kais eine Leiche geschwemmt. (Die Stromrichtung der Wien und die des Donaukanals ergeben bei ihrer Vereinigung eine Resultante, welche Menschenkörper geradeswegs zum Haus der Rettungsgesellschaft trägt.)

Entsetzte Finder alarmieren die Rettungsgesellschaft, aber es gibt keine Rettung für den, den die Gesellschaft ins Wasser getrieben. Die Strömung tut nichts anderes, als was täglich die Menschen tun: Sie bringt den Patienten erst dann vor den Arzt, wenn es zu spät ist.

Erfreulichere Dinge treffen ein, dieser Klotz zum Beispiel. Ein braver Bewohner der Weißgerberlände, mit den Tendenzen der Wien vertraut, hofft ihn herauszufischen, doch

gerade heute wird das stattliche Stück Holz nicht an den Strand gespült, sondern schwimmt zehn, zwanzig Schritte weiter, just zu der Autogarage auf der Vorkaifläche, und scheppert höhnisch an die Wand. Der Verwalter der Remise läßt sich nicht uzen, er spießt dem Balken eine Harpune in den Rücken und zieht die Beute in seinen Betonstall, der Mann vom Weißgerber hat das Nachsehen, was er mit traurigem Blick besorgt. Übrigens muß der Garagenverwalter gar nicht warten, bis ein Stamm, Einlaß begehrend, an die Kaimauer pocht, er hat einen Wurfballen, den er mit der Sicherheit eines Lassowerfers hinter das Objekt schleudert und dieses dann heranbugsiert.

Kinder schwimmen hier und junge Hunde. Dort, wo von der Radetzkybrücke Stufen zum Donaukanal hinunterführen, liegt der ausrangierte Landungsbord einer Dampferstation oder einer Überfuhr morsch und schräg im Wasser, Badeanstalt für Kinder, die, nachdem sie geplätschert haben, ans Land und in die Kleider schlüpfen können, ohne sich die Füße mit Uferlehm zu beschmutzen.

Kanalabwärts wuchert Gestrüpp – Ankleideraum von Landstreichern; bevor sie ins Wasser kriechen, schwenken sie Hemd und Unterhose in den Wellen und breiten das dermaßen gereinigte Linnen zum Trocknen auf die Sträucher. Damen aus guten Häusern der Unteren Donaustraße beobachten mit bewaffnetem Auge interessiert diese große Wäsche.

Nicht zufällig stehen die Gebäude der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, das Zollamt und der Güterschuppen der Süddeutschen DDG da. Beinahe ein Hafen! Drüben ankert ein Frachtkahn, der mindestens aus Haindorf gekommen ist und nun gründlich von der langen Reise ausruhen muß. Achtern ist in drei Eimern ein Ziergarten gepflanzt, in hölzernen Blumenbeeten wächst Gemüse, ein Freiluftherd ist aufgerichtet, zwei Ferkel grunzen hinter Bretterverschalung, in einem Käfig wohnt eine Gans, der junge Schiffer lehnt mit Frau und sechs Kindern an der Bordwand (das jüngste hat er auf den Beting gehoben, die Eisenspule für das Tau) und zeigt ihnen Wien, nicht das Kriegsministerium, von dem golden die Aufschrift leuchtet „Si vis pacem, para bellum" (woraus hervorgeht, daß der Krieg

schlecht vorbereitet ward), nicht die Urania, deren Sternwarte sich wie ein Freudsches Sexualsymbol erhebt. Er zeigt ihnen Wien, das heißt für ihn: *die* Wien, denn seine Gegenwart und seiner Kinder Zukunft liegt auf dem Wasser.

Stoßen Dampfer ab, so ist ein Leben von grellen Farben auf Zugangsstiegen, Vorkaiflächen, Landungsbrücke, an Kaigeländer und Bord. Die Erwachsenen hoffen in Preßburg Butter und Fett billig einzukaufen, die Kinder freuen sich auf die Reise, den Ozean und den Orinoko. Hat doch das Schiff ein Schaufelrad, eine Kommandobrücke, Windfänge, Taue und Rettungsboote wie nur irgendeines, das in ferne Welten dampft; erregt und begierig laufen die Buben in alle Winkel, während die Eltern mit den Nachbarn um einen Platz an der Sonne streiten, da sie durch gebräunten Teint den Neid der Freunde hervorrufen wollen.

Der Kampf auf Deck ist in vollem Gange, das Schiff zittert neurasthenisch, die Sirene läßt einen schrillen Pfiff fahren, und der Schlot stößt dem ans Kaigeländer der Unteren Donaustraße gelehnten Beschauer so heftig den Rauch ins Gesicht, daß er die Mündung der Wien nicht mehr sieht.

Straßenbahnfahrt durch Meißen

„Die Manufaktur? Die ist draußen im Triebischtal, da müssen Sie mit der Elektrischen fahren." Ich war eben mit dem Zug angekommen und wäre gern ein wenig zu Fuß gegangen. Gar so weit kann es ja nicht sein – wie groß ist denn schon ganz Meißen? Außerdem geht die Straßenbahn erst in zehn Minuten ab. Der Schutzmann aber hat gesagt: „... da *müssen* Sie ..."

Bereit steht der Wagen, hellgelb, beklebt mit Fußball-, Versammlungs- und Firmenplakaten. Einsteigend löse ich einen roten Fahrschein; der kostet zwanzig Pfennig, also scheint Meißen doch ziemlich groß zu sein. Nicht soviel zahlen die Einheimischen, sie haben, wie ich sehe, einen Beutel mit sechseckigen Münzen, für deren jede sie vom Schaffner einen weißen Fahrschein bekommen. Wer draußen auf der Plattform steht, wirft seine Marke oder sein Geld in einen kleinen Glaskasten, in den der Schaffner die Fahrkarte legt.

Die Glasscheibe vor dem Wagenführer ist geteilt, damit er nicht geblendet werde: Die linke Hälfte ist bläulich, die andere gewöhnliches Fensterglas.

Neben mir unterhalten sich Leute in sächsischer Sprache, aber nicht leipzigerisch; ihr Dialekt ist dem Nordböhmischen verwandt. Ein Mann nimmt die in einen Rahmen gespannte aufliegende „Volkszeitung" zur Hand. Die Strecke ist, anfangs wenigstens, eingleisig. Rechts ein roter Felsen, auf dem Häuser stehen, links die Elbe, an deren jenseitigem Ufer einige Speditionswagen, einige Balken und ein Ringelspiel lagern.

Durch die blaue Hälfte der Glasscheibe erscheint das viragierte Bild der großen Brücke, die mit ihren steinernen, vorn als Eisbrecher zugespitzten Pfeilern an die Karlsbrücke in Prag erinnert; der Dom darüber, mit dem Paar durchbrochener Türme und umstellt von dem Massiv der Burg, vervollständigt die Illusion, man habe Kleinseite und Hradschin vor sich. Zweifellos sind oben stille Burghöfe, Domherrenpaläste mit steinernem Bischofshut über dem Tor, ein Vikariat mit Gasthaus, breite Stallungen und so etwas wie ein Alchimistengäßchen.

Wuchtig wirkt der Eckturm der Albrechtsburg. Jenseits der Brücke schlängelt sich die Straßenbahn durch enge Gassen mit einstöckigen Häusern. Wir halten an einer kleinen Ausbuchtung, die die Tafel „Heinrichsplatz" trägt. Daraus läßt sich schließen, daß die schöne Kirche Heinrichskirche heißt – nein, das Denkmal, das ich erst jetzt bemerke, dürfte einen Herzog Heinrich vorstellen, und nach ihm hat der Platz seinen Namen. Das kühne Kirchenportal steht offen, das Innere dient als Holzmagazin.

Das Geleise dreht sich, rechts, freundlich belebt, ein Platz mit ansehnlichen Geschäften, auf der blauen Seite wieder ein freies Rechteck, mit seinen Blumen wie ein Schulhof aussehend, sicherlich ist auch das Gebäude, zu dem eine Freitreppe hinaufführt, eine Schule.

Die Namen der in unsere Strecke mündenden Straßen versuche ich zu lesen, erhasche aber nur Wegweiser: „Zum Dom und zur Albrechtsburg" auf dem einen, „Zur Porzellanmanufaktur" auf dem anderen und auf beiden Pfeile. Manchmal drängen sich vier oder fünf einstöckige Häus-

chen aneinander, und die zweistöckigen sind auch nicht höher. Das kleinste trägt eine Riesentafel „Gummihaus", und zur Schau gestellte Vorhemden und Kragen huschen vorbei.

Ein Glaser hat eine bunte Scheibe als Zunftzeichen ausgehängt, die Klempner veritable Gießkannen über dem Eingang, die Schlosser mächtige, verzierte Schlüssel. Das steinerne Relief über dem Einkehrhaus ist ein Bienenkorb. An einem Industriewerk, in dem Blechhämmer rasseln, fahren wir vorbei, im Park gegenüber spielen bewegliche Kinder um ein unbewegliches Reiterdenkmal.

Hügellehnen auf beiden Seiten, linker Hand grüßen silberne Birkenstämme, rechter Hand sind nur Vorgärten von Villen; war es früher die Architektur der alten Häuser, die uns gefiel, so ist es jetzt die Architektur der Landschaft.

Fünf Haltestellen haben wir wohl hinter uns, und ich schätze, daß wir in Triebischtal sind, durch das in Sturm und Gewitter einstmals Otto Ludwig irrte. Die Straßenbahn hält an einer bronzenen Herme von Böttger, auf dem Postament ist eine Platte mit zwei Putten, von denen eine einen Porzellanteller, die andere eine Vase schwingt. Drüben ist die Manufaktur. Ich steige aus.

Im Laufe der Unterhaltung mit einem der Herren von der Porzellanfabrik lobt er die Reize Meißens. Ich stimme in das Lob ein und weise auf ein überhängendes Haus an der Haltestelle, auf den runden Eckturm der Burg, den schönen steinernen Bienenkorb und das Portal der Kirche auf dem Heinrichsplatz hin.

„Ach, Sie sind gebürtiger Meißner?"

Nun, wenn auch nicht gerade das, so bin ich doch mit der Straßenbahn durch die Stadt gefahren.

Das Leben der Oase, betrachtet vom Minarett aus

Der Turm der Dorfmoschee bedeutet mehr als ein anderer Turm, mehr als den architektonischen Ausdruck für die Annäherung an die – bekanntlich im Himmel thronende – Gottheit. Hier, wo alles Fläche ist, die Häuser mit einge-

schlossen und des Nomadenvolkes Zelte (die sind keine linnenen Pyramiden, sondern Teppiche, waagrecht auf eingerammte Stäbe gelegt!), hier bildet das Suma'a (Minarett) die einzige Vertikale. Wichtig ihre Funktion: Leuchtturm den fernen Karawanen und Felsen am Strande, von dem man lugen kann nach denen, die vor Monaten auszogen in die Wogen der Gefahr.

In Orten mit französischer Besatzung hat diese den höchsten der Türme beschlagnahmt und mit Scheinwerfern als Beobachtungsstellung, als „poste optique" eingerichtet, um jeden Aufstand, jedes Herannahen der Aufrührer von weitem zu erblicken.

Über dem Turm brennt ewig die heißeste Sonne, unten brennt ewig der heißeste Sand. Und dieses Licht! Nirgends gibt es solches Licht.

Grün die Federbüsche der Dattelpalmen – der einzige andersgetönte Fleck in der von Allahs-Lampe grell bestrahlten Welt, aber auch aus dem grünen Fächer bricht das *Graubraun* der welken Fruchtkörbe und der gewürfelten Stämme – die Farbe des Sandes, der Felsen, der Menschenhaut, der Kamele, der Datteln und des schwelenden Duars.

Die Terrassen der Lehmhütten liegen unter dem auf das Minarett Gestiegenen platt ausgebreitet, das kreisrunde Loch in ihrer Mitte, aus dem der Hof die Sonne bezieht, ist sichtbar; ein geflochtener Käfig lagert oben, darin schläft man in glühenden Sommernächten; ein Hund und viele Kinder tollen auf der Dachfläche umher; Frauen – hier unverschleiert – hängen Wäsche zum Trocknen; ein hölzernes Bassur lehnt in der Ecke, bereit, dem Kamel angeschnallt zu werden, wenn die Lieblingsfrau den Gatten auf der Karawanenfahrt begleiten wird.

Vor den Arkaden des besten Hauses ist Markt. Immer ist Markt. Am Freitag verstärkt; dann drängen Kamele aneinander. Nur eines oder das andere, entsetzlich mager, hält sich abseits. Wenn es verkauft wird, schaut ihm sein bisheriger Besitzer lange nach. Von hier oben, von den Zinnen des Turmbalkons, könnte er es noch länger sehen, sein Hab und Gut, das nun ein Fremder von dannen treibt ...

Auch der Zahnarzt erscheint freitags auf der Marktstätte, kein Geringerer als der Zahnarzt; er hat Zange und Stuhl

mitgebracht und einen Tisch, auf dem er sein Schaufenster etabliert: hundert Zähne in allen Größen und Lebenslagen; die will er alle gezogen haben?, wem?, wo?, das sind keine menschlichen Gebisse, das sind Kamelzähne, Weisheitszähne des Maulesels. Es gaffen die Araber ringsumher, mitleidvoll und mitfreudvoll betrachten sie des umherziehenden Zahnarztes ziehende Kunst.

Händler in Zelten halten Turbanstoffe feil und Kopftücher, Nomaden sitzen vor Heilkräutern, Araber verkaufen Säcke mit gepreßten Datteln, Gewürze, Fleisch, Wolle, Haupthandelsobjekte sind Schläuche für Trinkwasser (sie zucken, wenn man sie berührt), Schmuck und gestickte Täschchen für Amulette.

Vom Minarett aus sieht man die beiden Tränken belebt, die für den Menschen und die fürs Tier. Weiße Flecke sind Burnusse der Männer, die vor dem maurischen Café auf der nackten Erde sitzen und vor sich hin stieren, graue Flecke die Maultiere und Esel, deren Kopf im Brunnentrog verschwindet.

Am Rand des Dorfes ist der Fonduk, die Garage für Karawanen. Von weit her gekommene Kamele, die Hälfte des Halses in tiefer Demut tief geneigt, die andere Hälfte in hohem Stolze hoch erhoben, stehen mit gespreizten Hinterbeinen innerhalb der Umfriedung. Der Treiber muß sie zwingen, die Knie zu beugen, und sie legen sich erst, wenn es dunkel wird. Sie sind Sprossen einer apathischen Welt. Warten sie auf der Dorfstraße, zum Beispiel vor der Mühle, dann wird ihr linker Vorderfuß hochgebunden, damit sie nicht von dannen traben können, und so harren sie dreibeinig aus, stundenlang, einen Tag lang, es fällt ihnen nicht ein, niederzuknien, sich hinzulegen, ebensowenig wie zu entfliehen.

Für das Amt des Torhüters genügt der schwache Greis; mit beschmutztem Turban und beschmutztem Burnus kauert er an der Tür des Fonduks, kaum ein Symbol der Aufsicht, er hat höchstens ein Kamelfüllen zurückzuscheuchen.

Auf dem Berg von Kamelmist, der den Hof des Karawanserails beherrscht, drängen sich Schafe, sie schwitzen, denn noch ist nicht die Zeit der Schur, und in langlockigem Pelz müssen sie die Sonne der Sahara ertragen; vielleicht

werden sie morgen geschlachtet. Den Maultieren und Eseln die Tragkörbe mit Brennholz fürs Lagerfeuer vom Leib zu binden, nimmt sich niemand die Mühe.

Ställe umgeben den Hof auf allen vier Seiten, Berberpferde wohnen darin – sie haben es besser als Hammel, Kamele und Esel, sie haben es besser als die verschleierten Frauen und die Kinder der Karawanenführer, die unter den Arkaden liegen, also zwar ein Dach über dem Kopf haben, aber nicht geschützt sind vor den heißen Winden der Wüste. Die Pferde haben es besser als das Mädchen vom Stamme der Ouled Nail, das sitzt ohne Wand da und ohne Zelt und ohne Schleier, trägt eine grüne Krinoline, breite stachlichte Silberringe um Hals, Gürtel, Arme und Fesseln, auf dem kanariengelben Kopftuch klirren Schnallen und Münzen. Leise singt sie, Gesang ist Lockung, vielleicht wird einer der Treiber ihr winken.

Ist es das Wasser eines Flusses, was durch die Palmenwipfel schimmert? Nein, nur die Kieselsteine eines leeren Flußbettes, sie haben die farblose Farbe des Wassers eingesogen – so wenige Regentage es auch gibt, in Jahrtausenden vermögen sie doch Spuren zu hinterlassen. Mitten im Fluß ein weißgetünchter Pavillon, den man als Grab eines Marabut erkennt – des heiligen Mannes Leichnam soll Wasser herbeirufen.

Und dahinter – das Auge auf dem Minarett sieht keine Grenze –, dahinter die Herrschaft des Sandes. Dieses Reich ist nicht eintönig, ist, so tief es auch unter dem Minarett liegt, ein Gebirge, Wellen wölben sich, und Kämme fließen scharf, erratische Blöcke, bald zackige, bald runde, von denen man beschwören könnte, daß sie Festungstürme seien, stehen im unendlichen, unendlichen Tal.

Alles Sand. Braun. Doch in grellem, goldenem Licht. Die Fährte jedes vergangenen Windhauchs bildet eine Plastik auf dem Hang der Düne, von dem Gipfel des Wellenberges wird der Sand fortgeweht in einem ununterbrochenen dünnen Strahl, wie Dampf aus einem Ventil, ein Vogel hüpft auf den Weg, in dem die Fußspuren der Karawanen ewig bleiben, Reiter sprengen dorfwärts, Galopp – plötzlich steigen sie ab; während sie den Zügel halten, küßt ihre Stirne den Boden, und wippend betet ihr Körper.

Die Karawane der Sonne hat den Horizont erreicht, noch ist sie golden, jetzt nur orangerot, schon wird sie rötlichviolett und dann heller, lila, blau, und da sie verschwindet, ist alles Braun in braunes Licht gestellt, man muß hinab vom Minarett, der Muezzin betritt es zum Eddchen cha Moghreb, seine Rufe behaupten, besser sei das Gebet als der Schlaf, auf, ihr Gläubigen, eilet zum Gottesdienst, denn Allah ist der einzige Gott und Mohammed sein Prophet.

DIE TUNESISCHEN JUDEN VON TUNIS

Eben komme ich aus der Sahara, dort sah ich Berber, Neger, Beduinen, Kabylen, Ruarhi und andere mehr oder minder wilde Araberstämme bei tollen Schwerttänzen, bei ernsthaften Raufereien, bei Gericht wegen Blutrache. Aber ein solches Volk begegnete mir niemals wie die Juden von Tunis. Genau zu sein: wie die tunesischen Juden von Tunis, die Tuansa. Denn es gibt noch andere ansässige Juden in Tunis; davon später.

Wo leben sie?

Sie leben in der Altstadt, zwischen der Medina, in der die Araber ihre Wohnungen haben und in den gewölbten Labyrinthen der Suks ihre Waren erzeugen und verkaufen, und den offensiven Gäßchen der Prostituierten, von denen eines „Straße der Gänse" heißt. Das Judengetto, die Hara, ist nicht ummauert und überschneidet manchmal die beiden Nachbargebiete, bildet eine Enklave darin.

An der Moschee des Sidi Mahrez, deren viele kleine Kuppeln die hohe Mittelkuppel wie eine Familie umgeben, geht die Grenze des Judenviertels mit Recht haarscharf vorbei. Denn Sidi Mahrez, das Andenken des Gerechten sei gesegnet, war ein Marabut, der die Beni Izrael liebte und Einfluß genug besaß, um ihnen vor vierhundert Jahren beim Bey zu erwirken, daß das Verbot, sich außerhalb der Vorstadt Melassine anzusiedeln, aufgehoben wurde. So konnten sie in die Hara ziehen, und am Todestage von Sidi Mahrez zünden die Tuansa Kerzen an und beten. (Anderseits sind wieder am jüdischen Versöhnungstage alle Geschäfte geschlossen, auch die französischen und italienischen, die der einheimischen Christen und der Araber.)

Wie leben sie?

Keine Mauer umzäunt das Viertel, man erkennt es jedoch sofort. Schmutz und Lärm erfüllen seine Gassen, Kehrichthaufen und Tümpel erschweren die Passage, unerträglich ist der Geruch.

Bei den Arabern lag nichts dergleichen im Wege, denn sie säubern ihre Wohnungen einmal im Monat, der Mann ist fast niemals zu Hause, sondern im Geschäft, in der Moschee und hauptsächlich im Kaffeehaus, es gibt fast tausend maurische Cafés in der Altstadt, mit Matten auf der Erde, Märchenerzählern, Geschichtenvorlesern, Schachbrettern, Nargilehs, Dominospielen, aber kein einziges „Café à la rumi", kein romanisches, wo die Juden sitzen könnten. Die sind daheim, und die reinlichkeitsbeflissenen Hausfrauen in der Hara fegen täglich, waschen täglich und – werfen dann den Unrat vor die Haustüre, unbekümmert darum, daß der Mistbauer längst die Gegend passiert hat.

Über altrömischen Portalen – Karthago war jahrhundertelang im Ramsch zu haben, und der Transport war billig! – sind ein Paar Ochsenhörner zum Zwecke des Glückbringens befestigt, tritt man durch ein solches römisch-koscheres Tor in ein armseliges Haus ein, so sieht man sich in angenehmen Kontrast zur Straße versetzt.

Wie tragen sie sich?

Ähnlich ihren Anrainern gehen sie gekleidet, besonders die ältere Generation. Die Männer haben die gleichen Kostümstücke wie die Araber, die rote Scheschia mit der buschigen Quaste auf dem Kopf, Gandurah und Burnus um den Leib geworfen. Nur der Sockenhalter fehlt ihnen, den jeder Araber hat, außer dem barfüßigen – der Sockenhalter ist der einzige Apparat der europäischen Zivilisation, den die Beduinen akzeptiert haben, und man findet ihn bis tief in die Sahara hinein.

Während jedoch die Araberfrauen ihr Gesicht mehrfach mit schwarzen Schleiern umwickeln, so daß bloß durch einen schmalen Schlitz dieser erschreckenden Larve die Augen her-

vorlugen, zeigen die Jüdinnen ihr Antlitz frei. Auf den Hinterkopf stülpen sie einen Zuckerhut, der nicht aus Zucker, aber doch ein Hut ist, ein goldbestickter noch dazu, und mit einem Band umwunden, dessen Ende auf die Schulter fällt. Sie tragen keine Röcke, sondern breite weiße Hosen, die oberhalb der Knöchel um die Wade geschlossen sind. Die Jugend allerdings beginnt bereits die Tracht der Väter zu verlassen und mehr noch die der Mütter, zum Etonköpfchen paßt kein Zuckerhut, auf Charleston reimt sich kein Pantalon.

Was ist ihre Gerichtsbarkeit?

Es gibt keine tunesische Staatsangehörigkeit, es gibt keine tunesische Nationalität, es gibt nur Untertanen Seiner Hoheit des Beys von Tunis. Sie unterstehen in persönlichen und Familienangelegenheiten dem Urteil ihrer Religionsgemeinschaften, die Christen dem Bischof, die Mohammedaner dem Scheik-Islam und die Juden dem rabbinischen Tribunal.

Die Zahl der christlichen Untertanen ist sehr gering, und die „Officialité", der bischöfliche Gerichtshof, tagt selten. Gebäude und Prozeßordnung der „Châara" in der Rue du Divan sind bizarr; von einem Thronsessel für den Bey, der natürlich nie „besetzt" ist, verlaufen halbkreisförmig längs der Wand niedrige Sofas. Auf der einen Seite, rechts vom leeren Thronsessel, sitzt der Scheik-il-Islam, neben ihm drei Muftis und neben diesen der Kadi als Vertreter der Exekutivgewalt; vor ihnen stehen die Parteien von hanefitischem Ritus. Gleichzeitig wird auf der anderen Seite desselben Zimmers gegen Parteien von malekitischem Ritus verhandelt; dort, links vom Bey-Stuhl, hocken der Basch-Mufti und drei Muftis. Im Arkadenhof: eine winzige Loge, in der der Scheik-il-Islam für die Parteien zu sprechen ist.

Jenseits ein Gefängnis. Es ist einzigartig – nicht wegen der breiten Mauerbänke, nicht wegen der schlanken Säulen in der Gemeinschaftszelle und auch nicht deshalb, weil es darin stinkt, wie wenige Arrestlokale der Welt stinken; dies ist kein Wunder, denn außer einem Doppelgitter verschließt noch ein Deckel das Fenster des Schachtes, der in der Mitte der Zelle in die Welt des Lichtes führt. Also weshalb ist

dieses Gefängnis so eigenartig? Weil der Aufenthalt darin nicht entehren soll.

Ich traf in dem übelsten Geruch den heitersten Muselman an. Er ist schon sechs Tage eingekastelt, weil seine Frau sich beschwert hatte, daß er sie mißhandle. Scheidung gibt's nicht, der Ehemann kann die Gattin ihren Eltern zurückgeben, wenn sie ihm nicht mehr paßt. Unserem Freund aber paßte sie. Das paßt wieder dem Kadi nicht, der auf dem Standpunkt steht, eine Frau, die einem paßt, hat man nicht (allzusehr) zu prügeln, und eine Frau, die man prügelt, paßt einem nicht, und man hat sie den Erzeugern retourzusenden. Zwingen kann allerdings kein Kadi (in Familiensachen), und so sperrt er unseren Freund ein, damit er sich's überlege. Der hat sich's bereits überlegt! „Zurückgeben werde ich sie nicht, aber verhauen, daß sie ewig an mich denken wird." Die Verwirklichung dieses Entschlusses wird sicherlich noch einige Tage dauern, aber was stört den liebenden Ehe- und Muselman ein wenig Kerker mit viel Gestank?

Die Juden kommen in Angelegenheiten des Statut personnel, Erbrecht, Adoption, Paternitätsgeschichten, Alimentationen, Heiratsdingen vor das Rabbinatsgericht, den Bit-Eddine in der Rue de Tanneurs, wo gleichfalls ein leerer Thronsessel ist für den Oberrabbi und drei besetzte Lederstühle für die zu Richtern bestellten Rabbiner. In Sachen des öffentlichen Rechts ist für alle Eingeborenen das Wesirat, die Uzara, zuständig – wo die Muslemin meist recht, Christen und Juden meist unrecht bekommen.

Welches sind ihre Gesetze?

Die tunesischen Juden von Tunis richten sich nach dem Talmud, und nach diesem wird auch vor ihrem Tribunal Recht gesprochen. Nun sagte mir zwar ein Richter vom französischen Appellationsgericht, der seine freien Stunden dazu benutzt, um den Verhandlungen des Bit-Eddine beizuwohnen, und der Hebräisch und Arabisch gelernt hat, um den Prozessen folgen zu können, besagter Richter also behauptete, der Talmud sei das eindeutigste und logischeste aller Gesetzbücher, und da es nebenbei das älteste ist, so sei nicht

einzusehen, warum keine rechtshistorische Lehrkanzel sich mit dem Talmud befasse.

Weil der Talmud so alt ist und so unverändert geblieben, ist man verblüfft, ihn als staatlich geltendes Gesetzbuch in Kraft zu finden. Man muß sich zum Beispiel wundern, daß bei Juden des zwanzigsten Jahrhunderts, die zwar in Tunis leben, aber doch die gleiche Religion wie die des europäischen Westens haben, die Bigamie gestattet ist – bei kinderloser Ehe kann der Gatte eine zweite Frau heiraten, ohne die erste zu verlassen.

Den Begriff der Scheidung gibt es nicht; der Mann darf die Frau ohne Angabe von Gründen ihren Eltern zurückerstatten, die Frau jedoch kann den Wunsch, aus der Ehe entlassen zu werden, nicht vor Gericht vorbringen, da dieses nicht einmal einen so freundlichen Arrest der Mürbemachung besitzt wie das mohammedanische Tribunal.

Allerdings sehen sich die Eltern einer Braut rechtzeitig vor, daß ihnen die Tochter nicht nach einigen Jahren mies und alt retourniert wird: In der Ketuba, dem Heiratsvertrag, wird normiert, welchen Preis der Schwiegersohn als Abnutzungsgebühr zu bezahlen hat, wenn er einmal seine Frau heimsenden sollte; erlegt er diesen Betrag, ist er nicht mehr verheiratet, und am selben Tage kann er eine neue Ehe schließen.

Eine noch merkwürdigere Einrichtung ist die „Halitza", der zufolge beim Tode eines Ehemannes dessen jüngerer Bruder verpflichtet ist, die Witwe zu heiraten. Unterläßt er es, um ihre Hand anzuhalten, hat sie eine Reihe von Gemeindeältesten einzuladen und in deren Gegenwart an ihren Schwager die Frage zu richten, ob er die Halitza erfüllen will; lehnt er ab, so ist sie gehalten, ihren Schuh vom Fuß zu nehmen und dem Ungehorsam-Ungalanten ins Gesicht zu schlagen, ohne daß er sich wehren darf. Mit dieser materiellen und symbolischen Handlung ist der Geschlagene der öffentlichen Verachtung preisgegeben. Weshalb aber, wird man fragen, erscheint denn der Mann überhaupt zu seiner Verprügelung? Er muß erscheinen – widrigenfalls er von der Polizei des Beys geholt wird, die die Beschlüsse des rabbinischen Tribunals exekutiert.

Diese Urteile entscheiden oft über Millionenbeträge, zum

Beispiel ging vor kurzem nach dem Tode des reichsten tunesischen Bankiers dessen einziges Kind, die Tochter, leer aus, da nach dem Talmud Frauen nicht erbberechtigt sind.

Wer achtet sie?

Mit ihren Nachbarn leben die Tuansa in tiefstem Frieden, von dem Antisemitismus, den man bei den Söhnen Sems in den Saharadörfern beobachten kann, ist unter den Arabern im Grabbezirk des Sidi Mahrez nichts zu spüren, ja, es gibt sogar solche, die ihre Kinder in die Schule der Alliance Israélite, Rue Malta-Srira, schicken. Andererseits bemüht sich eine Mission der englischen Hochkirche um die Bekehrung der Juden und unterhält auf der Place des Potiers eine Schule. In ihren Suks nähen die Juden coram publico Burnusse und europäische Kleider, Gewölbe an Gewölbe, sie verfertigen auf einer Bühne ziselierten Schmuck, viele sind Zimmermaler, viele verkaufen Teppiche und Parfüms und Stickereien, viele sind Großhändler und reich, bei Araber und Christ geachtet.

Und wer verachtet sie?

Nicht aber bei den anderen Juden von Tunis, den Livornesern. Die leben gleichfalls seit vielen hundert Jahren in Tunis, aber sie sind nicht Untertanen des Beys, sondern haben die Staatsangehörigkeit des Landes behalten, aus dem ihre Ahnen eingewandert sind. Nicht alle stammen aus Livorno, obwohl selbst für die, die direkt aus Livorno stammen, in ihrer toskanischen Heimatstadt kein Platz mehr wäre, die Urheimat von vielen „Livornesern" (arabisch: „Grani") sind andere Länder der Mittelmeerküste; deren Gesetzen unterstehen sie, teils dem französischen, wenn sie Franzosen oder Korsen sind, teils dem englischen, wenn sie Malteser, teils dem italienischen, wenn sie Italiener, Sardinier oder Sizilianer, nicht aber, wenn sie Tripolitaner sind.

Auch die Livorneser sind Sephardim (aschkenasische Juden gibt es in Tunis nicht), auch sie betten ihre Toten in

sechs Kleidungsstücken und ohne Sarg in die Erd (so sprechen die Araber und die Tuansa das Wort Erez, das heißt Erde, aus). Auch in ihren Synagogen sind die Thorarollen in runden Kästchen aus Holz aufbewahrt, und von der Decke hängen mehr als hundert Votivampeln an Ketten und in Ringen, die den tunesischen Silberschmieden Ehre machen und oft das Meisterwerk eines Sohnes zum Andenken an seine verstorbene Mutter sind. Auch sie illustrieren – wie alle Araber und wie die Tuansa –, wenn sie einander die Hände reichen, die gegenseitige Adoration (Verehrung), indem sie nachher ihre eigene Hand zum Munde (ad orem) führen.

Was unterscheidet die Grani von den Tuansa?

Aber die Livorneser tragen nicht nur Sockenhalter, sondern auch europäische, kurfürstendammeske Kleidung, Alte und Junge, Herren und Damen. Im Kriege dienten sie in ihren respektiven Heimatländern, während die tunesischen Juden des ganzen Landes (und die Araber aus den fünf größten Städten Tunesiens) keine Dienstpflicht leisten müssen – dieses ewige Privileg haben sie vor grauen Jahren für irgendeine finanzielle Rettung erhalten, und es macht dem Protektor des Landes schweres Unbehagen, er möchte, gerade in diesem einen Punkte, eine volle Gleichstellung aller Kolonialvölker mit den Bürgern der französischen Republik herbeiführen!

Weshalb denn, wenn man fragen darf, hassen sie einander?

Die Grani, die zumeist Ärzte, Advokaten, Großkaufleute und Bankdirektoren sind, verachten die tunesischen Landsleute und Glaubensgenossen aus tiefster Seele, aus vollstem Herzen und mit aller Macht. Sie haben ihre eigenen Rabbiner, ihre eigenen Synagogen, ihre eigenen Wohlfahrtsinstitutionen und ihren eigenen Friedhof, und die Ehe eines der Ihren mit einer Tochter des Gettos, mag diese noch so reich und der Livorneser noch so arm sein, gilt als schimpfliche Mesalliance.

Ihnen erscheinen die Gettoleute als wilde, unzeitgemäße Gestalten. Sie werfen ihnen vor, daß sie sich bei der Beerdigung eines Rabbi so heftig um die Ehre prügelten, den Leichnam tragen zu dürfen, bis dieser zur Erde fiel, und seither die Polizei bei ihren Leichenbegängnissen ausrücken muß.

Sie werfen ihnen vor, in ihren Synagogen gehe es wie in Kaschemmen zu – ich aber sah noch niemals eine Kaschemme, in der ein solcher Lärm und ein solches Chaos geherrscht hätte wie in der Sla Kebira, der Großen Synagoge von Tunis, noch nie sah ich, daß Gäste eines Wirtshauses ihre Stühle auf den Schanktisch stellten, hier, in der Sla, saß man auf dem Podium kreuz und quer und brüllte fromme Worte.

Die Tuansa (Subjekt) hingegen verachten die Grani (Objekt), weil diese sich assimiliert haben, sich nicht schämen, Soldaten zu sein, sondern sich außerdem einreden lassen, es sei ehrenvoller, sich „Mario" zu nennen, wenn man Mordechai heißt, und vor allem, weil es weniger livornesische als tunesische Juden gibt und weil die Jugend der Tuansa den Livornesern nachahmt.

Des Tuansi Tochter will keinen Zuckerhut auf dem Kopfe tragen und zeigt die Hosen nur, wenn sie in ihren kurzen Röcken mit gekreuzten Beinen in der Straßenbahn sitzt, des Tuansi Sohn trägt zwar noch den Fez, aber er legt ihn ab, wenn er Fußball spielt oder Charleston tanzt.

POLIZEISCHIKANEN IN SARDINIEN

Daß die Bewohner der Insel Sardinien äußerst abergläubisch sind, ist sicher. Nicht sicher dagegen, ob sie, wie ihre Aber-Glaubensgenossen im Westen, eine vorbeigehende Nonne für ein Unglückszeichen ansehen, gegen das man sich schützt, indem man den untersten Knopf seines Rockes so lange festhält, bis ein Soldat des Weges kommt. Sollte dieser Aberglaube bei ihnen bestehen, dann sind die Bewohner von Cagliari, der Hauptstadt, in der unangenehmen Lage, immerfort nach dem Knopf greifen zu müssen, und in der angenehmen Lage, ihn bald wieder loslassen zu können.

Die Soldaten gehören meist dem Orden Carabinieri an, tragen Dreispitz auf dem Kopf und rote Lampassen an der Hose, die Offiziere silbergestickte Kragen, sternenbesäte Epauletten, posamentenverschnürte Waffenröcke mit Medaillengarnierung und sind braungebrannt und gutbezahnt.

Die Nonnen, größtenteils vom Regiment Mercedaires, haben einladende Gesichter, aber ausladende Flügel an ihren Hauben. Einstmals betrieben die Mercedaires Sammlungen für den Loskauf von Christensklaven aus türkischer Gefangenschaft. Das gibt es nicht mehr. Trotzdem wurden sie nicht demobilisiert, ebenso wie man es unterlassen hat, das Heer nach dem Weltkrieg zu säkularisieren.

Zwischen dem erfaßten und wieder losgelassenen Knopf, also nur einen Augenblick lang, denkt man, wie gut es wäre, wenn das Zölibat der Nonnen und Offiziere aufgehoben würde und gleichzeitig ihre Stammkörper, wie gut es beide Teile hätten, wie gut die Welt und vor allem die abergläubischen Passanten.

Wer fremd ist in Cagliari, kann den fest gefaßten Knopf auch beim Anblick der Polizisten loslassen, denn diese sehen gleichfalls martialisch drein, und damit sie verdoppelten Respekt einflößen, stehen und gehen sie meist paarweis.

Außerdem gibt es noch eine superfaschistische Polizei, die

dem Aberglauben huldigt, jeder nach Sardinien kommende Fremde werde den Faschismus von ganz Italien stürzen. Läßt sich gar aus dem Passe des besagten Fremden ersehen, daß er jemals in Rußland war, so ist er der Ermordung Mussolinis endgültig überführt. Von jedem Buch in seinem Koffer, von jedem Brief und jedem Zettel muß er eine lückenlose Übersetzung ins Italienische liefern und nachweisen: Alle diese Handschriften und Druckschriften seien nicht nur nicht antifaschistisch und nicht nur unfaschistisch, sondern sogar faschistisch. Dann erst darf er seinen Rundgang um die Insel Sardinien antreten, also keineswegs in bester Laune.

Dies ist aber gerade die richtige Laune, die Hauptstadt einer vergessenen Insel, einer ausgesprochen unglücklichen Insel zu besuchen. Wohl hat sie eine Rolle gespielt, jedoch in den zweitausend Jahren war sie immer Objekt, niemals Subjekt der Geschichte. Die Ägypter, die Phönizier, die Griechen, die Karthager, die Römer, die Sarazenen, die Pisaner, die Genuesen, die Spanier, die Österreicher und schließlich die Piemontesen haben das Land nur als Flottenstützpunkt und als Ausbeutungsgebiet betrachtet – es ist bezeichnend, daß die italienische Renaissance auf keinem Bauwerk Sardiniens eine Spur hinterließ.

Eine lokalpatriotisch eingestellte Archäologie hat versucht, dem Lande wenigstens eine prähistorische Vergangenheit als Residenz von Hirtenkönigen zuzubilligen, aber dieser Beweis mißlang; denn von den Nuraghi, den konischen Türmen aus Steinblöcken, die das Volk „domus de janas" (Hütte der Hexe) oder „Grab des Riesen" nannte und in denen jene Forscher Burgen oder Gräber der Hirtenkönige erblicken wollten, waren zu viele erhalten: Sechstausend Könige auf der kleinen Insel ist mehr, als der von Vaterlandsliebe verblendetste Professor zu vertreten vermag. Auch fand sich kein Skelett vor, und die Königsburgen, Sardiniens Stolz, entpuppten sich als befestigte Wohnhäuser aus der Urzeit.

Da ferner die Vendetta fast nicht mehr ausgeübt wird (der Weltkrieg hat die Ausrottung rachelüsterner und racheverdienender Familienmitglieder zu gründlich besorgt), da die sardinischen Nationalkostüme nicht mehr in Mode stehen und da es auch jene Herba sardonica nicht gibt, nach deren

Genuß man unter sardonischem Gelächter sterben muß – was bleibt von dem spärlichen Ruhm des Eilands?

Bleibt im Grunde nur die Sentimentalität der Geschichte, die man zur Genüge empfindet, wenn man auf der Prefettura stundenlang dafür büßt, nach Sardinien gekommen zu sein. Vielleicht besäßen die Hohenstaufen noch heute Macht über die Welt, hätte der junge Enzio nicht hierhergeheiratet; nun hat er es aber getan, die Hohenstaufen sind abgesägt, und Enzio starb so gründlich im Kerker, daß sein Name vergessen ist, obwohl er (und nicht Konradin!) der letzte Waibeling war.

Ähnlich sind auch die Familien der Guidici ausgestorben. Die haben unter der aragonischen und unter der pisanischen Oberhoheit in Sardinien Recht gesprochen, und ihr bedeutendster Mann war eine Frau, Eleonora von Arborea; sie hat einen Kodex verfaßt, in welchem unter anderem der Klatsch und die Indiskretionen bestraft wurden, und jeder, der einen Ehemann als Hahnrei beschimpfte, erhielt fünfundzwanzig Dublonen Geldstrafe, und wenn die Beschuldigung auf Wahrheit beruhte, fünfzig. Aus dieser trefflichen „Carta di Logu" ist nichts in andere Gesetzbücher übergegangen; zu einer Infanteriekaserne wurde Eleonorens Haus in Oristano, und ihren Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch, während ihren mächtigeren Zeitgenossinnen Margarete von Anjou, Philippine von England, Johanna von Neapel und Margarete von Dänemark der ewige Ruhm gesichert ist.

Große Männer werden hier weder geboren, noch sterben welche hier. Nur einmal tat einer aus dem Geschlechte der Unterdrücker, Martin von Aragonien, der Hauptstadt seiner sardinischen Provinz den Gefallen, hier an Intemperia – so hieß damals die Malaria – zu sterben und sich in der Kathedrale von Cagliari begraben zu lassen. Zwischen dem damaligen Erzbischof (das kleine Sardinien hat drei Erzbistümer und viele Bistümer) und seinen Nachfolgern begann nun ein Wettstreit um die Ausschmückung des Grabmals, das eine ganze Kirchenwand mit architektonischen Kinkerlitzchen und Marmorfiguren aller Stile bedeckt und einer senkrechten Siegesallee gleicht.

Die Pisaner haben in Cagliari zwei Türme erbaut, die älter

sind als ihr eigener und doch nicht geneigt, sich zu neigen: die Torra dell' Elefante und den Torrione di S. Pancrazio. Von ihren Plattformen aus beherrschte Pisa das Meer und die Stadt, und weil man die unteren Stockwerke der Türme nicht leer stehen lassen wollte, verwendete man sie als Gefängnis und warf die unbotmäßigen Elemente hinein. Sicherlich wäre damals ein aus Rußland kommender, also verdächtiger Fremdling hier eingekerkert worden; der Reisende von heute freut sich demnach, nur die Prefettura geschmeckt zu haben, und ist endlich gelaunt, den positiven Seiten der sardinischen Hauptstadt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Er bestätigt daher gerne von neuem, daß die Polizei imposant, die Nonnen und Soldaten schön und zahlreich und besonders der Aberglaube und der Glaube sehr stark sind. Sehr stark: Jedem vor einen Karren gespannten Eselchen ist ein silbernes Kreuz zwischen den Augen befestigt, und bei den Prozessionen zu Ehren Sancti Ephisii gehen die Ochsen mit geschmücktem Geweih vor dem Heiligen einher.

Aber das ist nicht alles. Schon P. Fuos, der anonyme Verfasser der zu Leipzig bei Siegfr. Leberecht Crusius 1780 erschienenen „Nachrichten aus Sardinien" (von ihm und dem Franzosen M. Valéry hat später der Jungdeutsche Alfred Meißner das romantische Material bezogen, als er von der für deutsche Dichter vorgeschriebenen Marschroute einer Italienischen Reise nach Sardinien abwich); schon Fuos also erzählt von seltsamen religiösen Gebräuchen, und die haben sich bis zum heutigen Tage erhalten. Stattet zum Beispiel ein Bildnis der Mutter Gottes einer anderen Kirche einen Besuch ab, so wird sie in einer Sänfte getragen und von einem Cavaliere Servente mit entblößtem Haupte begleitet; auch der vordere Träger muß die Mütze abnehmen, nicht aber der hinten, denn ihn kann die Madonna ja nicht sehen. Am Karsamstag begegnen einander Prozessionen mit dem Bildnis Christi und dem Bildnis Mariä, sie bleiben stehen, man neigt die Gestalten, Mutter und Sohn begrüßen sich mit vielen Komplimenten.

Das Schönste von Cagliari: wenn man, nach hochnotpeinlichem Verhör endlich aus der Prefettura entlassen, die frische Luft der Fischhalle atmen kann. Vor den kleinen Ständen der Einzelhändler und vor den großen des „Sindi-

cato fascista pescatori" sind die seltsamsten Polypen und Mollusken zu sehen, von denen man bisher geglaubt hat, daß sie nur in den Aquarien von Berlin, Neapel und Monaco gedeihen. Dieses Meeresgeziefer und anderes, besonders Seesterne, wird nicht bloß zum Verkaufe angeboten, sondern auch von den Bürgern frischweg in der Markthalle gegessen, als welches man mit Entsetzen erblickt. Beim Besuch des Berliner Aquariums würde einem Cagliareser das Wasser im Munde zusammenlaufen!

Von der Stadt ist noch zu sagen, daß sie außer den schönen und überflüssigen und doch gefährlichen Soldaten und schönen und überflüssigen und doch gefährlichen Nonnen, außer den doppelt auftretenden schönen und überflüssigen und doch gefährlichen Polizeidreispitzen und den fromm beschützten Eseln noch Denkmäler zu Ehren der Beherrscher aus dem jetzigen Königshause besitzt, Carlo Felice, Vittore Emanuele – Monumente, nicht so pompös wie das des Aragoniers in der Kirche, aber an Geschmacklosigkeit ihm mindestens ebenbürtig.

Herrlich ist das Terrazzo Umberto Primo und der Blick von den Bastionen, zu denen die Stadt aus dem Meer steigt, der Prospekt auf ebenes Wasser und hügeliges Land. Dort drinnen ist's voll von Malariabazillen und Orangenblütenduft, Kaktus und Lorbeer wohnen hart an hart, viele Hasen, Rebhühner, Wildkatzen und Eber sind da, allerdings nur halb so groß als in anderen Ländern, denn die Insel wird von der Natur ebenso stiefmütterlich behandelt wie von der Geschichte.

Vom Fremdenverkehr unberührt, ohne Hotels und ohne Villen sind Städte und Dörfer, man glaubt, daß Hexen und Riesen in den Nuraghi wohnen, man glaubt an den Bösen Blick und an die Wirkung der Blutrache auf die Seligkeit des Ermordeten. Wer herbe Jungfräulichkeit liebt, kann auf Sardinien sein Glück machen. Zu längerem billigem Aufenthalt ist die Mitnahme eines Passes mit russischem Visum zu empfehlen.

MEMOIREN EINES FILMSTATISTEN

Wie aber, fragt der Leser nicht ohne Berechtigung, wie aber sind Sie denn überhaupt nach Afrika gekommen?

Der Weg war so:

Ich saß im Kaffeehaus und dachte gerade nach, ob ich zu ihr nach Halensee fahren oder lieber das Fahrgeld sparen (einmal muß man doch mit dem Sparen anfangen) und mir dafür noch einen Kognak bestellen solle, als ein wildfremder Herr auf mich zutrat und mich fragte, ob ich für Januar frei sei. Dabei kniff er das linke Auge ein und musterte mich ziemlich unverschämt von rechts und links.

Ich verkniff gleichfalls ein Auge und mir eine beleidigende Antwort und erwiderte bloß, ich sei so frei, frei zu sein, für Januar und gegebenenfalls – für den halben Februar.

„Das trifft sich ausgezeichnet", sagte der wildfremde Herr, „da kannst du Mittwoch mit uns nach Afrika fahren."

Der wildfremde Herr, der mich duzte, zog sein Notizbuch hervor. Wie ich heiße. Ich nannte meinen Namen, worauf er sich gleichfalls vorstellte: „Garden."

„Was ist es denn diesmal für eine Sache?"

„Grätz hat im Atelier gespielt, und du wirst bei den Außenaufnahmen seine Konterfigur machen."

Garden bot mir außer den Reisespesen acht Mark pro Tag, aber er schien erwartet zu haben, daß ich zehn verlangen werde, denn als ich zehn verlangte, bewilligte er sie mir, gab mir einen Zettel, und morgen möge ich mich mit meinem Paß im Atelier einfinden, in Tempelhof.

Morgen fand ich mich im Atelier ein und wurde dem Regisseur vorgeschleift. Der stand gerade inmitten des Frauenhauses von Algier, das zwar aus Pappe, aber auch nicht von Pappe war, und brüllte die Paare aus dem Megaphon an: „Ihr benehmt euch ja wie auf einem Ball bei Kommerzienrats, vergeßt nicht, wo ihr seid!" Endlich benahmen sich die Paare so, wie es sich schickt für ein Frauenhaus in Algier, sie

drehten sich und wurden gedreht, und als alle fertig waren, hatte der Regisseur Zeit, beguckte mich von rechts und links und sah, daß ich gut war, nur die Nase gefiel ihm nicht. „Die Nase müssen wir etwas kaschieren", verfügte er zu Herrn Garden, „nehmen Sie jedenfalls alle Photos von Grätz mit."

Am Mittwoch, dem 26. Dezember 1926, um acht Uhr abends fuhr das Ensemble in afrikanischer Richtung ab, erster Klasse, Schlafwagen. In der dritten Klasse saß nur der junge Hilfsoperateur und ein als Typ für diesen Film engagierter Mann, dessen Namen weder das Ensemble noch das internationale Kinopublikum kannte, der aber bald von sich reden machen sollte.

In Marseille, bei der ersten Aufnahme („Einstellung", sagen die Filmleute), kam mein Rücken zu solchen Ehren, daß mein Gesicht vor Neid erblaßte. Monsieur Jean Bradin fuhr auf dem Quai des Forges im Auto vor, das nach Algier abgehende Schiff zu besteigen. (Dort ist er für die Dauer des Films als Staatsanwalt tätig und bekämpft den Mädchenhandel in – filmisch – wirkungsvoller Weise.) Da sein Auto hält, springt *ein Detektiv in Strohhut* und typischem Detektivmantel herbei, um dem Chef aus dem Wagen zu helfen und nach ihm das Fallreep zu erklimmen. Von dem Detektiv wird das Publikum der beiden Hemisphären nur die hintere Partie sehen und nicht ahnen, daß diese Partie die des demnächst berühmt werdenden Filmdarstellers E. E. K. ist.

Wer aber kommt kurz nach Jean Bradin durch Kisten und Fässer zur Landungsbrücke geschlichen? Mister Warwick Ward, derzeit mit Filmgage als Mädchenhändler und Lieferant der Frauenhäuser in Algier tätig! Er wird von einem Mann begleitet, der *gleichfalls ein Mädchenhirt*, aber nur sein Gehilfe ist und daher um einige tausend Mark weniger Monatsgage bezieht. Dieser Mann – *Filzhut*, Sakko – hat scharfe ausgeprägte Züge, man kann ihn, da er nur kurz am Apparat vorbeihuscht, ganz gut für Paul Grätz halten, jedoch es ist ein anderer – kein anderer als der demnächst berühmt werdende Filmdarsteller E. E. K.

Dem Kinopublikum bleibt selbstverständlich die Tatsache verborgen, daß der sympathische Rücken des Mädchenhandelbekämpferassistenten untrennbar zu dem unsympathi-

schen Gesicht des Frauenhausbelieferergehilfen gehört, und jedermann glaubt, zwischen dem Adjutanten des Engländers Warwick Ward und dem Adjutanten des Franzosen Jean Bradin werde sich bald ein Kampf bis aufs Messer entspinnen.

Ehrlich gesagt, dachte ich das auch und war neugierig auf das Resultat; denn wie Nestroys Holofernes hatte ich mich längst mit mir zusammenhetzen wollen, „um zu sehen, wer stärker ist: ich oder ich".

Warwick Ward rief mich wiederholt aus dem Innern des Schiffes zu sich, um mich auf ein Mädchen namens Amélie aufmerksam zu machen; die reist aus einem französischen Kloster zu ihrer Mutter und ist von Mister Ward zur Verschleppung in ein bestimmtes algerisches Frauenhaus ausersehen, weil er noch nicht ahnt, was sich im fünften Akt begeben wird: Die Besitzerin des Frauenhauses ist die Mutter von Amélie, und – mehr ahne ich selbst nicht, da ein Filmkomparse (auch der beste!) das Filmmanuskript nicht zu lesen bekommt und jene Szene im Frauenhaus von Algier bereits in den Bereich der Atelieraufnahmen fiel.

Also, wie gesagt, ich wurde gerufen, ich erschien – das heißt, nur meine Hand tauchte am Stiegengeländer auf, und mit meinem filzhutbedeckten Hinterkopf gab ich mimisch zu verstehen, daß ich den Auftrag begriffen habe und auf den Leckerbissen aufpassen wolle. Die Aufgabe war nicht ohne Gefahr, denn als strohhutgeschmückter Assistent des Herrn Staatsanwalts wurde ich kurz darauf von diesem auf mich aufmerksam gemacht und hatte vor mir auf der Hut zu sein, sozusagen mit dem Strohhut auf der Filzhut.

Der Operateur, der schon zweihundertachtzig Filme mit Tausenden von Komparsen gedreht hat, behauptete jedesmal, sobald ich vor seine Linse kam, ich sei ganz eigenartig, jemand wie ich sei ihm noch nie begegnet. Dies war nicht schmeichelhaft gemeint, denn er schloß seine Feststellung mit dem Ausruf: „Du selten dämlicher Hund", aber die Fehler, die ein Mädchenhändler begeht, sind keineswegs tragisch, wenn sich wenige Minuten später der ihn beobachtende Detektiv gleichfalls als selten dämlicher Hund erweist.

So verschwand ich beim Anlegen an der algerischen Mole

im Gewühl von Arabern und Negern über Ankertrossen, Fässer, Kisten und Ketten derart ausgezeichnet, daß ich, in meiner Eigenschaft als Detektiv mich verfolgend, trotz meines Scharfblicks keine Spur von mir entdecken konnte. Das kränkte mich nicht, aber achtlos an einem alten Araber vorbeigehen zu müssen kränkte mich, denn privat wußte ich genau, daß dieser alte Araber niemand anderer sei als der von mir offiziell gesuchte Warwick Ward im Burnus. Der Operateur kurbelte mein ahnungsloses Vorbeigehen, und obwohl er diesmal an mir nichts aussetzte, verdroß es mich, vor der Kinomenschheit als selten dämlicher Hund dazustehen.

Die nächsten Wochen verbrachte ich sozusagen auf dem Anstande. Jeden Morgen zog ich ein Kostüm an, zerlumpte Sandalen, zerlumpten Haïk, zerlumpte Hängehosen, zerlumpten Burnus und zerlumpten Turban, und sogar der Schminkkasten, mit dessen Inhalt ich mich braun und greisenhaft und orientalisch malte, war zerlumptes Zeug. Ich spielte einen arabischen Bettler – so glaubte ich, in Wirklichkeit war ich jedoch noch immer jener uns vom Schiff her bekannte Mädchenhändler, der nur seinen europäischen Anzug und seinen Filzhut mit dieser morgenländischen Gewandung vertauscht hatte.

Das wußte ich keineswegs, kannte ich doch meine Rolle nicht, hielt mich für einen erbeingesessenen Bettelmann, aber nach der Aufnahme sagte mir der Regisseur, ich hätte gerade die Verstellung wunderbar herausgebracht, trotz des arabischen Kostüms müsse jeder auf den ersten Blick erkennen, daß ich kein wirklicher Araber sei.

Vor diesem unverhofften Erfolg saß ich zwei Wochen auf der Kasbah, dem Elenden- und Prostituiertenviertel Algiers, geschminkt und kostümiert im Auto, harrte des Augenblicks, da man mich rufen werde. Vor dem schuß- und zielbereit aufgestellten Apparat wartete der Operateur auf seine allerprominenteste Mitarbeiterin: auf die Sonne. Die hatte Starlaunen, kam nicht.

Einmal nur in diesen endlosen vierzehn Tagen ertönte der Schrei nach mir, ich sprang herzu, nun fand man plötzlich, meine Runzeln, die morgens noch richtig gewesen waren, seien ganz verlöscht, schnell wurden sie nachgezogen, aber

inzwischen hatte sich die Sonne verkrochen, als sei sie über mich erschrocken.

Um so größeren Erfolg hatte ich bei der Straßenjugend, kein europäisch, also exotisch genug gekleideter Darsteller, kein kurzgeschnittenes Frauenköpfchen und kein kurzgeschnittenes Frauenröckchen erregten solches Hallo wie mein landesüblicher Habitus. Schreiend umgab mich all das, was von Berbern und Arabern Algiers in Gemeinschaft mit ihren je drei Frauen in den letzten vierzehn Jahren legitim gezeugt worden ist, und überdies die innerhalb dieser fruchtbaren Epoche geborenen Kinder der Mädchen aus den blaugetünchten Liebeshäusern.

Die Polizei schritt mit Gummiknüppeln ein, und das Auto, das mich, den Liebling des Volkes, barg, war so belagert, daß an Straßen-, Markt- oder sonstigen Verkehr nicht gedacht werden konnte und sich Geschäftsstörungen ergaben. Deshalb wurde ich, wenn die Sonne für den Rest des Tages gar keine Spiellaune zu äußern schien, nach Hause geschickt, ich entledigte mich der Lumpen, schminkte mich mehrere Stunden lang ab, setzte mich hungrig in den Speisesaal – um im selben Augenblick vom hereinstürmenden Hilfsoperateur zum Ankleiden und Anschminken und Antreten befohlen zu werden.

Endlich gelang es uns, während dieses Fangballspiels mit der natürlichen Jupiterlampe eine Runde zu gewinnen, ich saß an einem Felsenwinkel, im Hintergrund die Gesamtansicht von Afrika, ich und die Kurbel bewegten uns, Warwick Ward schlenderte unauffällig vorbei, gab mir einen Wink, ich verstand (nichts) und machte mich eilends auf, die schöne Amélie von ihrer dicken Begleiterin abzudrängen.

Eilends? Im Film wird vielleicht dem Erhalt meines Auftrages die Ausführung unmittelbar folgen. Aber diese zwei Sekunden entsprechen der Realität von mehr als einer Woche. Wir waren es müde, uns dem Geiz der Sonne und der Verschwendung des Regens zu unterwerfen, und fuhren über das Atlasgebirge, das der Kopf, durch El-Kantara, das der Mund der Wüste ist, dieser geradezu in den Bauch. In Alt-Biskra wurden bildhafte Partien ausbaldowert, man kurbelte Liebesszenen und Haßszenen, Passagen in der Sahara (die sich bei dieser Gelegenheit weniger wüstenecht erwies

als das Wüstenfilmgelände von Rehberge bei Berlin), den Überfall auf eine Karawane mit tödlicher Verwundung des Filmhelden und seine Transportierung in ein Zelt. (Dort war er lange vorher gestorben – schon bei der Atelieraufnahme in Tempelhof.)

Auch mein Stündchen schlug. An einer Stelle des Oasendorfs, wo sich die schmalen Häuserfronten aus Torf und Lehm zu einem kleinen Platz weiten, kam ich, der vor einer Filmsekunde an der Mittelmeerküste einen Befehl erhalten hatte, nach zehn Tagen in der Sahara herangeeilt. Ich wandte mich, als ich im Bilde war, noch einmal nach meinem Auftraggeber um und machte ihm ein Zeichen, daß ich ihm gleich Spielraum für seine Tätigkeit schaffen werde. Unter uns gesagt, sah ich Warwick Ward gar nicht, seine Partie war mit jener Szene auf der algerischen Kasbah beendet gewesen, unmittelbar darauf war er nach Nizza gereist. Ich winkte dem Abwesenden einverständnishaft zu und rannte zu einem maurischen Brunnen, kauerte mich an den Rand.

Jeder Zoll ein arabischer Bettler, wartete ich der Dinger, die da kommen sollten. Es waren Mademoiselle Amély und ihre korpulente Gesellschafterin, die letztere bettelte ich an, sie entnahm dem Handtäschchen eine Münze für mich – so glaubhaft schien ich ihr, aber, haha, ich war kein Bettler, ich war ein Mädchenhändler, der sich zum Schein als Räuber gebärdet, um das junge Mädchen von der Begleiterin zu trennen. Der dicken Gouvernante entriß ich die Tasche, Großaufnahme 50, und schoß mit der Beute davon, in unerhörter Schnelligkeit, aber natürlich hübsch langsam, damit der Operateur seinen Apparat auf eine schöne Perspektive mit Palmen und einem Minarett einstellen könne. Die korpulente Frau jagte mir nach, ich verschwand in einer Mauerlücke, sie schaute lange durch und sah mich nicht. Sie konnte mich nicht sehen – so gut hatte ich mich versteckt, einem plötzlichen, schlauen Einfall folgend!

Worin bestand nun mein plötzlicher, schlauer Einfall? Zwei Tage später sollte ich das erfahren. Ich war – eigentlich hatte ich nichts anderes von mir erwartet! – in eine Karawanserei gesprungen und hielt mich hinter dem Höcker eines liegenden Kamels verborgen. Während mich aber das Kinopublikum sehen wird, wenn ich vorsichtig hinter dem

Kamelrücken auftauche und mit mimisch meisterhaft ausgedrücktem Hohn die geraubte Handtasche schwinge, hat die dicke Gesellschafterin zu ihrer Schutzbefohlenen zurückzueilen versucht – zurück, du rettest Amély nicht mehr, sie ist bereits ins Frauenhaus verschleppt worden, mitten hinein in das wüste Treiben der Atelieraufnahme. Meine Szene in der Karawanserei war schwierig, da die Kamele, durchwegs bissig, nicht duldeten, daß ihnen ein Berliner Kinokomparse den Buckel entlangrutsche, ja auch nur hinter ihrem Buckel liege, noch dazu ohne besonderes Honorar. Nachdem viele Meter verdreht worden waren, fand sich doch ein Kamel, das sich phlegmatisch als Versteck eines Komödianten mißbrauchen ließ.

Damit war die Rolle des gutmütigen Kamels beendet, ich konnte nach Hause gehen, mich abschminken, mein Komparsenhonorar und das Geld für die Rückfahrkarte in Empfang nehmen – es reichte nur für die dritte Klasse. Das war zwar von vornherein ausgemacht, aber von vornherein konnte man meine filmische Begabung nicht kennen. Jetzt mußte ich es als Ungerechtigkeit empfinden.

DIE POLIZEI UND IHRE BEUTE

Vor dem Kriege ließ der Polizeipräsident Jagow, da es galt, eine Demonstration zu verhindern, an den Straßenecken anschlagen: „Die Straße dient dem Verkehr." Eine Demonstration, wollte er damit sagen, sei nicht ein Teil des Verkehrs, und gegen Trupps von Hungerleidern werde seine Polizei vorgehen. Jagow warnte Neugierige, auf daß sie bei diesem Einschreiten nicht zu Schaden kämen.

Noske war ehrlicher. Für ihn diente die Straße nicht mehr dem Verkehr, der Verkehr konnte seiner und seiner Freunde Macht nur abträglich sein; er sperrte die Straße, die zu einer Einschränkung seines Gebietes führen konnte, einfach mit Stacheldraht und stellte weißgardistische Offiziere mit Eierhandgranaten, Maschinengewehren, Revolvern und Flinten davor. „Wer weitergeht, wird erschossen." Das war das Manifest von Ebert, Scheidemann, Noske an die neue Republik.

Wer weitergeht, wird erschossen! Auf den Pilastern, die vor den Berliner Bahnhöfen zum Besuch der Großen Berliner Polizeiausstellung einladen, sollte, von Girlanden umschlungen, dieses Motto stehen; die Polizei hat es sich zu eigen gemacht, bevor sie es in den stürmischen Tagen von 1918 und 1919 öffentlich verkündete. Wer weitergeht, wird erschossen.

Ursprüngliche Aufgabe der Polizei war der Schutz der Gesellschaft vor Verkehrsunfällen und vor Verbrechen. Längst aber ist sie darüber hinaus zu einer Waffe geworden, angewendet wider alle, die aufzumucken wagen gegen Willkür des Unternehmers, gegen Dünkel des Bürokraten und gegen Mißbrauch der Gesetze. Die Polizei ist ausführendes Organ der Machthaber, und schrankenlos wütet sie in ihrem Wirkungsbereich.

Es gibt keine ethische Rechtfertigung für die Mittel, deren sie sich bedient. Auch die willfährigsten Staatsphilosophen könnten keine Entschuldigung dafür finden, daß ein Land

seine Ordnung aufrechterhält durch eine Armee von Lockspitzeln, welche Verbrechen in Vorschlag bringen, um sie für acht Groschen oder für eine Belobung oder für ein Avancement ihren Auftraggebern zu melden; es kann keine sittliche Begründung dafür ausgeklügelt werden, daß Hyänen vom Schlage Haarmanns mit der Legitimation eines Detektivs den Behörden als „wertvolle Mitarbeiter" helfen; es kann nicht glaubhaft gemacht werden, man vermöge Arrestanten, von hundert Leuten bewacht (sogar im Innern des Polizeipräsidiums, wie im Falle Sült), nur an der Flucht zu hindern, wenn man sie erschießt.

Die Foltermethoden, mit denen man von politischen Häftlingen Geständnisse erpressen will (zum Beispiel die aus dem Leipziger Tschekaprozeß bekannten „Verhöre zweiten Grades"), lassen alles hinter sich, was an Instrumenten der mittelalterlichen Inquisition bei der Polizeiausstellung zu dem Zwecke vorgeführt wird, daß das Heute im Gegensatz zu den vergangenen Zeiten als human erscheine.

In Staaten, wo man Widerstand des Volkes zu fürchten hatte, kann die Polizei keine Selbstherrschaft ausüben; in England schränkt die „Habeas Corpus Acte" zugunsten der Freiheit des Staatsbürgers die Freiheit der Polizei ein, indem sie eine willkürliche Verhaftung verbietet. Gegen dieses Gesetz ist oft in der Praxis gesündigt und in der Theorie angekämpft worden. Mirabeau hat schon vor der großen Revolution auf jeden Versuch, die Machtbefugnis der Polizei zu erweitern, eine Antwort gegeben, die in ihrer Schärfe gegen Polizeigeist und Polizeibegeisterung gerade in den Tagen, da das Bütteltum zum Feste lädt, Aktualität besitzt. Mirabeau sagt in seinem „Aufsatz über Steckbriefe und Staatsgefängnisse":

„Wenn das alleinige Ziel der Regierung nicht darin besteht, unsere Freiheit und unser Eigentum zu gewährleisten, dann kümmert uns herzlich wenig ihre schöne Polizei, kümmern uns ebensowenig die Vorzüge einer Gesellschaft, die nur als Vorwand für all die kleinen Ungerechtigkeiten dienen und um derentwillen wir die Rechte verlieren sollen, zu deren Erhaltung und Vermehrung wir uns mit unseresgleichen zusammengeschlossen haben. Ob wir durch einen Räuberhauptmann oder durch einen Steuerpächter

ausgeplündert werden – deswegen werden wir keine größere Freiheit besitzen. Und im zweiten Falle ist die Kränkung empfindlicher, größer, weil unser Vertrauen verraten wurde, weil uns die Scham bedrückt, unseren Bedrücker bezahlen zu müssen, der von uns selbst seine Macht erhielt, weil jede Notwehr uns dann als Verbrechen verboten ist. – Man sehe nur, wie heutzutage die Franzosen von ihren dreißig Polizeiinspektoren der Pariser Stadtviertel, von ihren fünfzig Polizeikommissaren, von ihren Hunderten von Polizeibeamten, von ihrer Unzahl Polizeispitzeln, von ihrer Legion an Polizeidienern und Hilfsdienern maßlos begeistert sind! Mit einem Wort: begeistert von einem ungeheuren Aufgebot einer höchst verwickelten, herrischen und kostspieligen Polizei, die so viele Schurken loben und so viele Narren bewundern. Dabei ist sie doch einzig und allein zu dem Zweck geschaffen worden, für die Reinigung und die Beleuchtung der Straße zu sorgen, die öffentliche Ruhe aufrechtzuerhalten und ein wachsames Auge auf die Spitzbuben zu haben. Trotzdem ist die Polizei aber eine richtige Inquisitionsbehörde geworden, der alle Bürger unterworfen sind, unter dem Vorwand, man sorge für ihre Sicherheit. Sie kostet den Staat unermeßliche Summen, um höfische Intrigen zu fördern oder in amüsanter Weise die Neugier einiger Herrschaften zu befriedigen. Wenn man – so behaupte ich – unsere Bewunderung für die prächtigen Machenschaften der Polizei sieht, muß man beinahe glauben, man könne überhaupt nur in Paris in Ruhe und Frieden leben, überall sonst in der Welt bringe man sich gegenseitig um, oder die Bewohner gerade dieser Stadt seien eine Horde von Schwerverbrechern. Aber ganz und gar nicht! In allen Ländern der Welt, so kann man – nach Fénelon – behaupten, bilden fast alle anständigen Menschen das Volk."

Was hätte Mirabeau erst gesagt, wenn er in den Tagen der Polizeiausstellung nach Berlin gekommen wäre und die Stadt gesehen hätte, „begeistert von dem ungeheuren Aufgebot einer höchst verwickelten, herrischen und kostspieligen Polizei, die so viele Schurken loben und so viele Narren bewundern"! Mit den Geldsummen, die die Erhaltung der Polizeikasernen und der Polizeiheimarbeiter, der Spitzel, kostet, könnte man Eigentumsverbrechen in ihren Wurzeln

bekämpfen, könnte man die Not, den Antrieb zu den meisten Eigentumsverbrechen, bedeutend mildern. Das hypertrophische Anwachsen der polizeilichen Institution, das die Ausstellung in Tabellen veranschaulicht, hat keineswegs die Zahl der Verbrechen zu verringern vermocht, im Gegenteil, die Züchtung von Denunziationen und die Schaffung überhitzter Atmosphären hat nur zur allgemeinen Unsicherheit beigetragen. Der Fortschritt der Kriminalwissenschaft, der in daktyloskopischen Registern, in Systemen der Tatbestandsphotographie, in Reformen des Steckbriefwesens und der Verbrecheralben, in Rekonstruktionen des Tatortes, in Erfindungen zur Spurensicherung, in Dressur von Polizeihunden, in Organisierung von Überfallkommandos und hundert anderen Dingen dem Publikum stolz vor Augen geführt wird, ändert nichts daran, daß weitaus der größte Teil aller Delikte unaufgeklärt bleibt.

Läßt man auch nur flüchtig die Bluttaten Revue passieren, die in der letzten Zeit die Öffentlichkeit erregt haben, so fragt man sich, wer die Bestien waren, die den Pagen Schäpel aus dem „Café Vaterland" ermordeten, so fragt man sich, wer es war, der den Ernst Straffke in Schöneberg mit Zyankali vergiftete, so fragt man sich, wer im Tegeler Forst den Fememord an Arnold Schwenke beging, so fragt man sich, wer im Wald der schußbereiten Herren von Kaehne den jungen Otto Laase erschoß, so fragt man sich, wer am Arnswalder Platz die Elisabeth Stangerski erwürgte und wer all die anderen Morde in Berlin verübte, von denen man in den Zeitungen las, ohne daß diesen Nachrichten die offizielle Siegesmeldung gefolgt wäre: „Es ist der Polizei gelungen ..."

Von der Provinz ganz zu schweigen, wo Denke in Freiheit wirken konnte, während ein Unschuldiger wegen dieser Massenmorde im Zuchthaus saß, und der arme Landstreicher Olivier in den Arrest geworfen wurde, weil er Denke beschuldigte; wo Haarmann jahrzehntelang die Achtung der Polizei genoß, wo man nicht einmal der Tiermenschen habhaft werden konnte, die die Kinder Fehse auf dem Weg zum Postamt umgebracht und den Eltern der Kinder deren Geschlechtsteile zugeschickt hatten. Diese Beispiele aus der letzten Zeit ließen sich um Hunderte vermehren, und auch der

Rest wäre unaufgeklärt geblieben, hätte nicht der Zufall mitgewirkt oder jemand aus der Bevölkerung die Anzeige gegen den Schuldigen erstattet.

Und schließlich werden auch, das weiß sogar das Sprichwort, nur die kleinen Diebe gehängt, und die großen laufen frei umher, trotzdem ihre Aktienbetrügereien, Inflationsschwindeleien, Beamtenbestechungen, Häuserschiebungen und Spekulationsgaunereien ziemlich unverschleiert die Presse aller Richtungen füllen. An hunderttausend Menschen wurden im Laufe der republikanischen acht Jahre in den Straßen von Hamburg, Essen, München, Leipzig und anderen Industriestädten erschossen, eingekerkert, mißhandelt, verfolgt und vernichtet. Noch sind die deutschen Zuchthäuser voll von politischen Häftlingen, zu denen freilich die Riesenorganisationen der Fememörder nicht gehören; noch heute wird von Polizeiknüppeln und Polizeirevolvern und Polizeiverboten das beseitigt, was für ein neues Sein einzutreten wagt. Alles soll bleiben, wie es war und mit blutigen Opfern wiederhergestellt ward, jeder hat in seiner Bedrückung zu verharren, und wer weitergeht, wird erschossen.

Schon die Tatsache, daß die Polizei es wagt, sich zur Schau zu stellen und sich als eine der Volksbegeisterung werte Einrichtung aufzuspielen, obwohl sie ein notwendiges Übel wie Abdecker oder Wanzenjäger darstellt, wäre selbst im absolutistischen Mittelalter, als Sbirren und Folterknechte herrschten, nicht möglich gewesen.

Die Wiener Polizei, das hemmungsloseste Reklameunternehmen Europas, bringt außer der Photographie ihres unersättlich eitlen Präsidenten bei Abnahme einer Parade noch einige Abbildungen von Wohltätigkeitsinstitutionen für Schutzleute, die direkt oder indirekt dem Busenfreunde Schobers, dem Kettenhändler, Kriegsgewinnler und Valutenschieber Bosel, zu verdanken sind. Außerdem ist ein neues Abformungsverfahren aus buntem Wachs zu sehen, dessen Produkte ins Schaufenster eines Modengeschäftes oder eines Friseurladens gehören, aber mit Kriminalistik wenig zu tun haben.

Admiral Horthy hat darauf verzichtet, die Holzknüppel auszustellen, mit denen die ungarischen Kommunistinnen mißhandelt wurden, nachdem sie geschändet worden waren;

Horthy hat darauf verzichtet, die Instrumente der Frankenfälscher vorzuführen, er begnügt sich mit Beweisstücken harmloserer Verbrechen, wie Jagdfrevel und Heiratsschwindel, und zeigt die sportlichen Leistungen seiner Polizisten. – Ägypten hatte seine Beteiligung an der Ausstellung zugesagt, und begeistert gab die Ausstellungsleitung im vorhinein eine riesige Koje. Leider kam Ägypten nur mit ein paar Photographien angerückt, und nun steht ein kleiner Ägypter weltverloren da, als hätte er sich mit seinem Guckkasten in der Wüste verirrt... Danzig naht mit falschen Spielmarken und mit Spielertricks aus dem Kasino Zoppot, hat jedoch nicht unterlassen, einen legalen Bakkaratschlitten auszustellen, um zu beweisen, daß auf diese Art gesetzlich Bauernfang und Spielschwindel betrieben wird.

Besondere Ideenarmut macht sich in der Historischen Abteilung breit. Die Polizei des Altertums ist durch die Wachsfiguren eines Cäsaren und zweier Liktoren und durch einige Fascesbündel dargestellt, was herzlich albern ist, wenn es nicht eine Huldigung für die modernen Faschisten bedeuten soll. Im Mittelalter finden wir alte Bekannte wieder: Folterinstrumente und Richtschwerter, die wir in Castans Panoptikum gruselnd betrachtet haben und die nach dessen Versteigerung in den Besitz der Polizei gelangten.

In der Abteilung „Neuzeit" ist von der Ansbacher Polizei ein Zimmer dem Andenken des armen Findlings Kaspar Hauser geweiht; man sieht seine Uhr, seine Kleider und Wäsche mit den Stichmarken des Mordinstrumentes und die ganze Literatur über diesen geheimnisvollen Unbekannten. Solcherart wäre die ganze Ausstellung zu arrangieren gewesen, ein Raum für das Attentat auf Kotzebue, eines für den Rastatter Gesandtenmord, ein paar Räume für die Demagogenverfolgungen und die Hochverratsprozesse – und die politische und Geistesgeschichte Deutschlands hätte in polizeilichen Einzeldarstellungen erstehen können. Davon aber findet sich außer einigen Vitrinen mit Zensurvermerken, beschlagnahmten Büchern und verbotenen Bühnenmanuskripten nirgends eine Spur.

Die politische Polizei vereinigt in einem Rahmen Bilder vom Überfall auf Walther Rathenau; die Leute, die das Auto und die Waffen beschafft und auch sonst für den Mord und

die Mörder vorgesorgt haben, fette Popogesichter mit Schmissen, haben fürchterliche Strafen erleiden müssen: zwei Monate Gefängnis, durch die Untersuchungshaft abgebüßt! Photographien von den Fememorden an Leutnant Sand, dem Bäcker Willi Legner in Elsgrund-Döberitz und einem Unbekannten aus Küstrin fehlen nicht; die Mörder des jungen Erich Pannier sind in effigie als Tableau angeordnet, doch ist die Glasplatte darüber mit schwarzen Papierstreifen derart beklebt, daß man den Beruf der Bravi nicht lesen kann – unter diesen Streifen stehen nämlich die Worte: „Hauptmann", „Oberleutnant", „Leutnant" und „Wachtmeister". Leider sind manchmal von Mördern nur die Uniformbilder zu beschaffen gewesen, und der Attentäter auf Maximilian Harden ist mit dem studentischen Stürmer abkonterfeit.

Die übrigen Objekte aus dem Tätigkeitsgebiet der politischen Polizei gelten den Kommunisten. Beschlagnahmte Literatur von Lenin, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Larissa Reißner und vielen anderen, Bilder vom Siegessäuleattentat, die Opfer des Leipziger Tschekaprozesses – ohne den angeblichen Hauptangeklagten, den Spitzel Felix Neumann.

Max Hölz ist in der Ausstellung überall zu sehen, Max Hölz mit Vollbart, Max Hölz mit Schnurrbart, Max Hölz glattrasiert, die rote Armbinde von Max Hölz, die Armbinde des Adjutanten von Max Hölz – die Festnahme von Max Hölz scheint überhaupt der Stolz der deutschen Polizei zu sein, und man vergißt, daß die Tschechoslowaken, als sie ihn nach dem Vogtländischen Aufstand verhafteten, ihn binnen kurzem wieder entlassen haben, indem sie ihm bescheinigten, er habe seine Taten nur aus politischer Überzeugung begangen.

In der Geschlossenen Abteilung, vor deren Tür sich Kämpfe der Einlaßheischenden entspinnen, sind vor allem jene pornographischen Zeitschriften gesammelt, die man an jedem Zeitungskiosk ausgehängt findet, und andere unzüchtige Literatur, meist auf photographischem Wege vergrößert.

Ein Salon, von einer Möbelfirma eingerichtet – sie empfiehlt sich mit vollem Namen und Adresse den p. t. Interessenten –, stellt die Wirkungsstätte einer Masochistin vom

Schlage der ermordeten Gräfin Strachwitz dar. Mit Ruten, Peitschen, gespornten Damenstiefeln, Maulkörben für Menschen und einem riesigen Nickelkäfig, in dem der zu Peinigende nackt hochgezogen wurde. Wer den Zweck eines oder des anderen Gegenstandes nicht begreifen sollte, kann aus einem Inventarverzeichnis von liebevoller Genauigkeit ersehen, Nummer 6 sei ein Keuschheitsgürtel und Nummer 8 eine Beischlafschürze mit Stacheln. Im besetzten Gebiet Deutschlands hatte ein Photograph seine Kundinnen mit gespreizten Beinen auf einen hohen Schemel setzen lassen und nicht nur deren Gesicht, sondern, mit einem auf dem Boden postierten Apparat, auch deren Körper photographiert; von seinen Bildern sind nahezu hundert ausgestellt.

An die erotischen Köstlichkeiten schließen sich verschiedene Neuerungen auf dem Gebiete des Fahndungswesens.

Besonders raffiniert erdacht ist eine Lauschzelle zwischen zwei Kerkerzellen, in denen sich je ein Komplize befindet; zwischen ihnen sitzt Tag und Nacht unbemerkt der Spitzel, der jedes Wort abhören kann.

In der Geheimen Abteilung sind auch die politischen Flugblätter in Mappen gesammelt. Einige fehlen, aber es wird auf einer großen Tafel verkündet: „Zahlreiche beschlagnahmte Druckschriften, insbesondere linksradikale Zersetzungsschriften zur Agitation in der Schutzpolizei und in der Reichswehr, können aus dienstlichen Gründen nicht ausgestellt werden."

Denn der politische Polizist darf niemals auf den Gedanken kommen, daß seine Gegner für eine Überzeugung eintreten, die auf wissenschaftlicher Lehre fußt und zur Besserung der Gesellschaftsordnung bestimmt ist!

Die Polizei nimmt es gerne in Kauf, daß bei ihrer Ausstellung die Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens viel weniger in Erscheinung treten als die Mittel der Verbrecher selbst und daß die Veranstaltung nicht nur zur Verherrlichung der Polizei, sondern in weit größerem Maße zur Verherrlichung des Verbrechens dient und einen Anschauungsunterricht für werdende Kriminelle bildet.

Die Polizei nimmt es gerne in Kauf, daß man sich vor den rekonstruierten Tatbeständen, den Reliquien von Massenmördern, vor den Andenken an Kinderschändungen und vor

dem Grünen Gewölbe mit der Juwelenbeute eines Fassadenkletterers berechtigt sagt, die Täter haben jahrelang, jahrzehntelang ihr Gewerbe ausgeübt, ohne erwischt worden zu sein, und sind meist durch Anzeige vom Komplizen, aber fast niemals durch kriminalistische Schliche und Schlauheiten ausgeforscht worden – wenn sie überhaupt ausgeforscht wurden. Die Polizei nimmt es ja auch in Kauf, daß der denkende Mensch mit Widerwillen die Namensnennung und Beweihräucherung von Kriminalbeamten in der Zeitung liest, die den Filmschauspielerinnen und Operettensängerinnen an Popularität den Rang ablaufen wollen.

Die Polizei nimmt all das gerne in Kauf, denn ihr gilt es nur für wichtig, von dem politischen Zweck ihrer Existenz abzulenken. An den wahrhaft ungeheuren, ziffernmäßig gar nicht zu erfassenden Spitzelapparat, der alle linksgerichteten Organisationen, alle Betriebe und alle Straßen durchsetzt, erinnert nichts in der großen Propagandaschau, nichts erinnert an die Eroberung der russischen Handelsvertretung in Berlin, nichts an die Salven gegen unbewaffnete Versammlungsteilnehmer in Halle, nichts an die polizeiliche Beteiligung bei den „Verrätermorden" in Bayern, und selbst in der Geschlossenen Abteilung wird nicht gezeigt, in welcher Art die Karikaturisten der neuen Zeit, Künstler wie George Grosz, Rudolf Schlichter, John Heartfield und Griffel, der Ansicht des Volkes über die Polizei Ausdruck geben.

Alles lenkt auch ab von dem Anblick der Verheerung, die das Häschertum im Schrifttum angerichtet.

Die Haftbefehle und Akten sollten von neuem ausgestellt werden, die gegen deutsche Dichter ausgestellt wurden, von Schubart, Kinkel und Reuter angefangen bis zu Mühsam, Toller, Becher; es müßten die Zensurverbote exponiert sein, kein Kunstwerk blieb verschont.

Eine Ausstellung des Verbrechens wäre von kulturellem Wert, veranschaulichte sie, wie Tat und Täter im Wechsel der Zeiten Motiv der Literatur gewesen, und wären die Erinnerungsstücke an Prozesse aufbewahrt, die den Dichtern Anlaß gaben zum Schrei nach Recht, die Verhaftung des Jean Calas, durch die Voltaire die Justiz der Welt revolutionierte, der Fall des Notars Peytel, an dem Balzac zerschellte, oder die Affäre Dreyfus, von Zola zur Affäre des Erdballs gemacht.

Hierher würden die höhnischen Denkschriften Beaumarchais' in seiner eigenen Gerichtssache passen, jene Mémoires, die in Zehntausenden von Exemplaren in Paris aufflatterten und die man noch heute nicht lesen kann ohne die Vorstellung, ihre Wirkung könnte sich anders äußern als in einer großen Revolution; um diese Zeit war es, daß ein Buch ganz anderer Art erschien, eine grande Reportage des ehemaligen Advokaten Linguet, das alle Verzweiflung und allen aufgestapelten Haß auf ein Ziel konzentrierte: die Bastille zu erstürmen und die Opfer des Polizeigeistes zu befreien.



KRIMINALISTISCHES REISEBUCH



ÖSTERREICHISCHE POLIZEI IN SERBIEN (1917)

Der nachstehende Bericht über den ersten Versuch einer Polizeiausstellung konnte nur infolge einiger Wendungen, die hier nicht einfach weggelassen, sondern in Klammern gesetzt werden, die Kriegszensur passieren.

Im Serbischen Pavillon der Wiener Kriegsausstellung stellt die k. u. k. Militärpolizei Belgrad ihr Licht nicht unter den Scheffel, sondern aus. Das war noch nicht da, selbst in Wien nicht, wo die Polizei (eine Zeitlang) nur arbeitet(e), um von sich reden zu machen, um gute Presse zu haben, und nicht begriff, daß die beste Polizei die ist, von der man am wenigsten spricht; wehe der Stadt oder dem Lande, deren Polizei nach täglicher Kritik giert, schlimm stünde es (hätte sie sonst nichts aufzuweisen) mit der k. u. k. Militärpolizei Belgrad, die ihre Rezensionsexemplare vor der Drucklegung, das heißt schon vor dem Friedensschluß, in den Erscheinungsort der hauptstädtischen Tageszeitungen schickt. Ein Kriminalmuseum als öffentlich zu erklären ist – auch wenn die Verbrechermethoden, wie hier die serbischen, keinen modernen Anschauungsunterricht geben – etwas Zweischneidiges: Der Besucher, der nicht gewillt ist, seine Sympathien der Polizei abzuliefern, wird sie ihren Gegnern widmen. Und mancher sieht manches, was an den Wänden und in den Vitrinen *nicht* zur Schau steht, und diese fehlenden Objekte ziehen seine ganze Aufmerksamkeit an sich.

Das Besondere an der österreichisch-ungarischen Militärpolizei Belgrad ist, daß sie keineswegs anhand klinischen Verbrechermaterials allmächtig geworden ist, daß ihre Entwicklung und Vervollkommnung nicht mit der Entwicklung und Vervollkommnung ihrer Klientel gleichen Schritt halten durfte, daß ihr der wichtigste Behelf aller Polizeien, das „polizeibekannte Individuum", fehlte und daß sie ihre Arbeit

ohne erbeingesessene Spitzel leisten mußte oder wenigstens nicht wußte, welcher Grad von Vertrauenswürdigkeit dem erbeingesessenen Spitzel beizumessen sei.

Plakate kündigen den Einzug wandernder Unternehmungen an. Wir sehen diese Anschläge in einem gebundenen Buche vereinigt – so groß gedruckte Bücher gibt es nicht viele; es sind dreisprachige Kundmachungen, sie fordern zu Ruhe und Ordnung auf und drohen den Tod an, sie verbieten das Waffentragen und drohen den Tod an, sie warnen vor politischer Betätigung und drohen den Tod an, sie raten von Vorschubleistung bei der Flucht von Kriegsgefangenen ab und drohen den Tod an. Nach und nach werden die Plakate ruhiger, ihre Natur wird administrativ, und zu den Bemerkungen über Nichtbefolgung läutet nicht mehr die Armesünderglocke; das allfällige Memento mori versteckt sich in den beiden verschmolzenen Fragezeichen des Paragraphen soundsoviel.

Bereits vor Ankunft der k. u. k. Polizeiverwaltung Belgrad war ein ständiges Unternehmen der gleichen Branche in der Stadt etabliert, seine Firmentafel ist zu sehen: „Kraljska srbska glavna Policija", und von seinem Fundus instructus ist vieles übernommen worden, denn die Falschmünzerwerkzeuge sind auf Prägung von Silberdinaren eingestellt und durchaus nicht auf das heute in Umlauf befindliche Geld – österreichisch-ungarische Papierkronen.

Der politische Hauptzweck jeder Polizei braucht auf der Kriegsausstellung nicht verschleiert zu werden, und der Laie darf sehen, was als Hochverrat gilt. Vor allem sind natürlich die Begriffe „Großserbische Propaganda" und „Vorbereitung zu Insurrektionen in Österreich-Ungarn" identifiziert und der nationalistische Verband „Narodna odbrana" als der Arrangeur von Thronfolger-Attentat und Weltkrieg. Damit ist freilich auch die Mitwirkung des serbischen Generalstabs inkludiert, denn in dessen Druckerei wurde ein Teil des Agitationsmaterials lithographiert. Die Sammelbüchse aus dem Vereinslokal der „Narodna odbrana" in der Resavskagasse ist ausgestellt, (–) als Corpus delicti, und ein Exemplar der in Syrmien verbreiteten Trinkfläschchen, der sogenannten „Cutoras", mit großserbischer Aufschrift. Auf der Herme des Kronprinzen Alexander, die aus der Freimaurer-

loge „Probratrim" hierhergebracht wurde, steht seine Devise: „Wer leben will, soll sterben, wer sterben will, soll leben."

Von Major Voja Tankosić, der beschuldigt wurde, den Sarajevoer Attentätern Prinzip und Gabrilović das Bombenwerfen beigebracht zu haben, hängt ein Säbel da. Major Tankosić ist tot. Hätte ihn Serbien vor drei Jahren ausgeliefert, vielleicht lebte er noch und viele andere auch, und es wäre keine Kriegsausstellung in Wien, in der sein Säbel hängt, der allerdings kein (überzeugendes) Beweisstück dafür ist, daß das folgenschwerste Verbrechen aller Zeiten auf Grund seiner Instruktionen verübt worden ist.

Eine Flugschrift, von den Anhängern der Obrenović nach dem Mord an König Alexander (1903) verbreitet, liegt auf dem Tisch. Es ist ein politisches Testament, und Fürst Alexander Karageorgiëvić, der die Palastrevolution gegen den regierenden Fürsten Michael Obrenović und dessen Ermordung im Cosutujaker Wildpark angezettelt hat, soll es an seinen Sohn, den gegenwärtigen König Peter, gerichtet haben: „Viel Geld opferte ich, um mit dem Sträfling Nenadanović und mit meinem Diener die Verschwörung zu organisieren." Und er gibt dem Sohn väterliche Ratschläge: „Mit Verschwörungen und mit Mord kann man alles erreichen." Sein Sohn hat wirklich alles so erreicht, der Enkel des einst Ermordeten wurde ermordet, Prinz Peter wurde König von Serbien und wäre, wenn das Attentat auf den österreichischen Thronfolger und die russische Intervention zum Verfall Österreichs geführt hätten, auch Herrscher über das Großserbische Reich mit Kroatien und Slawonien geworden. Daß es anders kam und er fern von Belgrad als befreundeter Souverän in Paris leben muß, widerlegt noch lange nicht die machiavellistische Weisheit des väterlichen Testaments, mit Verschwörung und mit Mord sei alles zu erreichen.

Eine Mappe aus Holz, Leder und Kupferbeschlag, in Buchform ausgestattet, hat die Größe von anderthalb Metern im Geviert, sie enthält die Lebensgeschichte des k. u. k. Militärkommandos Belgrad und die Tätigkeitsgebiete seiner Departements: Meldewesen, Fischereiwesen, Polizeihundestation, Vorschriften für Kündigungen, Lizitationen, Handel und Gewerbe, Organisation der Feuerwehr, Abdeckerei und Redaktion des „Belgrader Tagblatt", Maßnahmen gegen Bet-

telwesen, Strafvollzug und Schub, polizeiärztlichen Dienst und vor allem Sittenkontrolle – Photographien von Prostituierten, von solchen, die bodenständig sind, und solchen, die der Etappe folgen –, sicherlich fehlen die vielen, die unter der Obhut ritterlicher Beschützer sozusagen exterritorial wirken.

Und dann, merkwürdig, merkwürdig, Beweise einer Räuberromantik, die also existiert; in deutschen Landen hat es derlei im siebzehnten, achtzehnten Jahrhundert gegeben, wir wußten immer, daß es das auf dem Balkan noch heutzutage gibt, aber hier müssen wir es auch glauben. Rinaldo Rinaldinis Räuberhöhle ist photographiert, Fra Diavolos Dolche und die Pistolen von Lips Tullian drapieren die Wand, und auf plastischem Tisch, voll von Hügeln, Tälern, Terraineinschnitten, Hütten, Gärten und Wäldern, kann jedermann den Streifzug verfolgen, den Karl May mit seinen Getreuen in den Schluchten des Balkans zur Aushebung des Schut unternahm, statt des Wortes „Räuber" steht „Komitatschi" auf den Objekten, und zwar zum Zwecke der Begriffsverwirrung. Bald werden die Komitatschi, die Mitglieder des Komitees zur Landesverteidigung, als Freischärler angesehen, demnach als Patrioten, bald als Meuchelmörder, in den serbischen Armeebefehlen waren sie bezeichnet als Exekutivgewalt der Militärbehörden, als Hüter der Marschordnung, hier auf der Ausstellung präsentiert man gemeine Verbrecher mit den Namen Komitatschi. Sie haben keine Uniform, kein Abzeichen und keine einheitliche Organisation – wenigstens ist nicht einmal eine Sammelbüchse oder eine Drucksorte jenes Komitees, nach dem sie Komitas heißen, auf der Polizeiausstellung, ihr gemeinsames Merkmal scheint Hemmungslosigkeit zu sein, wilde Hingabe und eine Genügsamkeit, die ihresgleichen unter Menschen nicht hat, und eine triebhafte Ausnützung romantischer Schluchten und Höhlen. Die serbische Armee war längst nach Albanien abgedrängt, aber die k. u. k. Feldgendarmen hatten noch einen Guerillakrieg auszukämpfen. Das Kosowo polje, das Amselfeld, war die Operationsbasis der Komitatschibanden. Dieses zerklüftete Gebirgsmassiv bot ihnen Schlupfwinkel, nach denen das Landjägerkorps tagelang fahnden und sie dann wochenlang belagern mußte, bevor man der Räuber habhaft werden

konnte – denn solche müssen es gewesen sein, wäre sonst ihr Tableau auf der Polizeiausstellung?

Vor den Photographien des Komitatschinestes im Ripanjer Tunnel soll man Respekt für die Ausfindung und Aushebung bekommen, aber man bekommt (auch) Respekt vor den Männern, die sich dort verschanzten. Zwei Meter breit, fünf Meter lang und drei Meter hoch war die Lisavicaer Höhle, Waffen waren darin, Munition für jahrelange Kämpfe, Proviant und eine Bibliothek, eine gute Bibliothek mit serbischen und französischen Büchern und Goethes „Faust" in deutscher Sprache. – Ein Feldzug nach allen Regeln der Strategie war es, den die k. k. Streifkorpsabteilung 13/II gegen Mojmir-Kristian an der montenegrinischen Grenze zu führen hatte, wir haben das Panorama dieser beispiellosen Razzia an einem Terrainmodell vor uns, und die k. k. Straifuni erhielten ihre Weisungen und nachher ihre Orden, aber die Widerständler hatten keine Verbindung mit dem Armeekorps Serbiens, ihnen winkten keine Orden und Avancements, und doch kämpften sie.

Historische Waffen dominieren auf der ganzen Kriegsausstellung, barocke und goldene, skulptierte und gegossene, kein Zeughaus jedoch und keine fürstliche Rüstkammer hatte so zweckhaft ursprüngliches Material herzuleihen wie das, das die Seitenwände des serbischen Pavillons tapeziert, Räuberwaffen, schießende Stöcke, verkürzte Mausergewehre, kaschierte Stutzen, adaptierte Karabiner, selbstfabrizierte Flinten, unförmige Riesenrevolver, altertümliche Pistolen mit Perlmuttereinlage und mit Patronen voll gehacktem Blei. Auf weißen Kartonblättchen ist aufgeschrieben, wem diese Dinge gehörten, dem Raubmörder Ljuba Fedorović oder dem Häuptling der Komitas Duschan Milosavljević aus Groschnica. Oder dem Radovan Perović aus Sabojnica, welcher der Schrecken des Slepaker Bezirks gewesen, erst Dezember 1916, nach mehr als einem Jahr der Okkupation, konnte man sich seiner bemächtigen, Groschnicaer Feldgendarmerie umzingelte sein Haus, noch gab sich Perović nicht gefangen, er feuerte aus seinem Mannlicher gegen die Belagerer so lange, bis er selbst durchlöchert war.

Man schaut auf die Waffen, die echt sind, und auf die Modelle des Terrains, die wirklich wirken. Die Waffen sind

auf der Ausstellung, und die Schluchten sind ausgeräuchert, und es leben darin keine Räuber und keine Komitatschi mehr. Aber was lebt denn noch auf diesem Gebiet? Ist doch auch das unromantische und ehrliche Element verwüstet und verschreckt und vertrieben. Die von der Polizei geschaffene Ruhe und Ordnung ist keine Ruhe und Ordnung, die man wünschen kann, und so leicht für eine Polizeiausstellung gute Kritiken zu haben sind, so starken Zulauf ihr der Sensationshunger verschafft, man sollte dennoch keine Polizeiausstellung veranstalten, weil unter den Massen der Besucher auch nachdenkliche sein könnten, denen einfällt, daß (selbst) die (beste) Polizei nichts als die Symptome ausrottet und daß ihre Erfolge teuer bezahlt sind.

DAS VERLIES
DES GRAFEN VON MONTE CHRISTO

Wie sich der Leser wohl erinnert, wird Edmond Dantès, nachmals Graf Monte Christo, von einem ehrgeizigen Berufskollegen verleumdet, von einem eifersüchtigen Nebenbuhler angezeigt und von einem um seine Karriere besorgten Staatsanwalt eingekerkert in den Kasematten des Schlosses If bei Marseille, durch einen Gang, den ein Zellennachbar, der Abbé Faria, in jahrelanger Mühsal gräbt, erlangt Dantès das Geheimnis eines Schatzes und schließlich die Freiheit, indem er sich anstelle des verstorbenen Priesters in den Totensack einnähen und als Leichnam in das Meer werfen läßt.

Unwahr ist, daß es je einen Edmond Dantès, vulgo Monte Christo, gegeben, unwahr die ganze Denunziationsgeschichte, unwahr der Abbé Faria und der Schatz, unwahr (und kitschig) der ganze weitläufige Racheplan des Freigekommenen. Wahr aber, fürchterlich wahr die Kerkerhölle im Schlosse If, Alexandre Dumas hat schaudernd die Verliese gesehen und sich, ein Sohn der Bastillestürmer, die Tragödien ihrer Bewohner auszumalen vermocht; ein enges Loch, das zwei Zellen verbindet, war der Anlaß zu seinem Roman, dem gelesensten der Weltliteratur – das Scherzwort, man müsse, um eine Kanone herzustellen, ein Loch nehmen und mit einem Lauf umgeben, war allen Ernstes sein Rezept, um das Loch herum schrieb er sein Buch ... Angesichts dieses von einem Lebendigbegrabenen zum Leidensgefährten gebahnten Weges, angesichts einer kahlen Felseninsel von stöhnendem Kalk, angesichts erbarmungsloser Wälle und finsterer Wölbungen und vergitterter Luken, angesichts einer dreihundertjährigen Vergangenheit von Qualen geschichtsbekannter Kerkersträflinge begann er das Leben eines zu erzählen, der niemals gelebt ...

Um dieses Phantoms willen wallfahrten Menschen in Barkassen zu dem Eiland ihres Lieblings aus dem Roman und

dem Kino. Fröstelnd stehen sie in seiner Zelle, die es nie war, und nur nebenbei, da ja das Eintrittsgeld bereits bezahlt und die Kerze noch nicht niedergebrannt ist, schweifen sie in die anderen Räume und erfahren, daß Frankreich im Mittelmeer eine zweite Bastille besaß, ihrer Pariser Kollegin würdig.

Der Romanschreiber läßt seinen Helden nach vollbrachtem Rachewerk die ehemalige Zelle zwecks Reflexion besichtigen, denn seit 1830, der Julirevolution, ist der Kerker aufgehoben, und Neugierige können ihn anschauen kommen. Das aber ahnten Dumas-Vater und Monte Christo, der Sohn seiner wüsten Phantasie, nimmermehr, daß sich diese Schauderstätten wieder mit zwangsweiser Bewohnerschaft bevölkern und noch im *Jahre 1919* Menschen in den Festungswänden von Schloß If festgehalten würden. Während des Weltkrieges saßen deutsche und österreichische Zivilgefangene darin.

Dreieinhalb Jahrhunderte lang wurde hier ausgesetzt, wer gegen Kirche, König und Staat aufzumucken wagte, nur die Minderheit fand aus dem Felsengrab den Weg ins Leben zurück. Den ersten Häftling, den Wundertäter Alberto del Campo, holte das Ketzergericht selbst heraus, um dem Volk das Schauspiel eines Autodafés zu bieten: Am Weihnachtstage 1588 wurde in Aix der falsche Abbé verbrannt und seine Geliebte, Margarita Sachetti, nackt vom Henker ausgepeitscht. Einer seiner Nachfolger, der wegen oppositioneller Haltung gegen den Kardinal Richelieu eingekerkerte Marseiller Kaufmann Bernardot, ist in der Kriminalgeschichte als Urheber der verzweifeltesten und am meisten Energie erfordernden Methode zur Abkürzung der Haft bekannt: des *Hungerstreiks;* in den zehn Tagen seines freiwilligen qualvollen Fastens schrieb er mit einem Stück Kohle und mit Blut die Schilderung seiner Torturen an die Wand, und am elften Tage sank er tot zusammen.

Illustre Herren hatten im Laufe der Zeiten in den „Cachots" Wohnung zu beziehen, so *Prinz Kasimir von Polen,* der auf spanischer Seite Kriegsdienste nehmen wollte, trotzdem sein Bruder, König Ladislaus VII., mit Ludwig XIII.

ein Waffenbündnis abgeschlossen; durch Schiffskatastrophe zum Landen gezwungen, durch Verrat verhaftet, endete seine Absicht in der Kasematte im Mittelländischen Meer. Ein noch erlauchterer Bruder, der *Mann mit der eisernen Maske*, dessen Geheimnis seinen Tod überdauerte, kam, vom Gouverneur der Pariser Bastille, Herrn von Cinq-Mars, begleitet, 1686 hierher; seine Zelle im ersten Stock wölbt sich höher und geräumiger als die anderen, aber auch sie ist kalt und nackt und feucht, und im Louvre oder in Versailles ließ es sich besser wohnen – in den Schlössern, die ihm wohl gehörten.

Die Rache, die der phantasieentsprungene Graf von Monte Christo hier ausbrütet – ein wirklicher Häftling, ein wirklicher Graf hat sie wirklich genommen. Wegen leichtfertigen Schuldenmachens wurde am 23. August 1774 eingeliefert Gabriel Honoré de Riquetti, Comte de *Mirabeau*. Er hat später seine Leidensgenossen beschrieben, deren Verbrechen zumeist darin bestand, eine schöne Frau oder eine schöne Tochter zu besitzen, mit welcher der oder jener Machthaber ungestört leben wollte. Auf Château d'If verfaßte Mirabeau seinen „Essay über den Despotismus", eine der großen Werbeschriften für die große Revolution, die Mirabeau an ihrer Spitze sah und die die Türen auch dieser Verliese öffnete –

– um sie unter der Herrschaft Napoleons hinter neuen Opfern ins Schloß fallen zu lassen. Deserteure, Attentäter, Royalisten, Spione, Meuterer und Frondeure werden von Sbirren und Gendarmen hinübergerudert, der erste Tag der ersten Restauration macht sie frei, der erste Tag der Hundert Tage überliefert sie wieder dem Donjon au Château d'If, der erste Tag der zweiten Restauration füllt alle Löcher der Festung mit Bonapartisten. Das ist die ewige Raserei der Justiz, sie glaubt gerecht zu peitschen und wird selbst gepeitscht von der Politik, heut von dieser, morgen von jener, Macht geht vor Recht, ohnmächtig schlagen Fäuste gegen Eisentüren. Verschwörungen und Fluchtversuche der Häftlinge enden auf dem Galgen. Einer schlägt den Kerkermeister nieder und wird gehängt. Einer stürzt sich in die Zisterne, die unter den Meeresboden reicht, ins Gebiet des Süßwassers. Bei jedem Wellenschlag ächzen die porösen Felsen, als erwachten in ihnen die längst verhallten Seufzer.

Die Julirevolution hebt das Inselgefängnis auf, doch die Niederwerfung der Revolution von 1848 liefert ihm an einem Tage zweihunderteinundsechzig Personen, fast jede von ihnen hat ihren Namen auf eine Platte der Terrasse gemeißelt; der Staatsstreich vom 2. Dezember 1851 – „der 18. Brumaire des Louis Bonaparte" – stopft die Höhlen mit festgenommenen Republikanern voll, und nach der Commune von 1871 sind fünfhundertdreizehn Gefangene da, Frauen darunter, sie werden verurteilt, meist zum Tode (unter anderen stirbt Gaston Crémieux auf der Guillotine) oder zur Verbannung. Dann sind's Araber, die einen Aufstand in Algier unternahmen, und die deutschen und österreichischen „Zivilinternierten" von 1914 bis 1919 werden die ersten Nachfolger Monte Christos im zwanzigsten Jahrhundert und die letzten – bis jetzt.

DER EINBRUCH IN DIE AMSTERDAMER DIAMANTENBÖRSE

1. Die Tresore waren gut gesichert

Ich schlage Ihnen also einen Einbruch in die Safekammer der Amsterdamer Diamantenbörse vor und glaube auch, daß er lukrativ sein wird. Aber niedrig sind die Kosten nicht, das sage ich Ihnen gleich, Herr Generaldirektor, und die Sache ist auch schwer zu machen, das sage ich dir gleich, Charlie!

Der Raum ist durch ein Stahlgitter abgetrennt. Na, das ließe sich erledigen. Rings um die Kammer verläuft ein schmaler Gang. Tag und Nacht elektrisch beleuchtet, schräge Spiegel in jeder Ecke, in denen man dich sieht, hättest du dich hinten verborgen. Ein Wächter beobachtet. Gewiß, der könnte leicht beseitigt werden. Aber, Charlie, wenn du Wächter und Gittertüre absolviert hast, was tust du dann? Du stehst wie der Ochs vor der neuen Türe, die siebentausend Kilo wiegt. Zwei solcher Panzertüren sind da, auf Kugellagern beweglich. Die Schlüssel wären schließlich auch zu beschaffen: vorheriger Überfall auf den Kassendirektor. (Ein schmächtiger Herr.) Aber die Schlüssel helfen ja auch nichts, Teufel, Teufel, die Tür kann nur von drei Personen gleichzeitig geöffnet werden, die die Ziffernkombination kennen! Kopf hoch, Charlie – wozu haben wir die schöne Filmdiva, wenn sie nicht imstande wäre, dem Börsenpräsidenten, dem Pfennigmeister und dem schmächtigen Kassendirektor – ach so, der wird ja durch Überfall erledigt –, also zwei Personen innerhalb eines Aktes das Geheimnis der Ziffernkombination zu entlocken? Geht in Ordnung, sie bringt euch die Chiffren, dir, Charlie, und dem Intriganten Bill, der ein Auge auf die Filmdiva geworfen hat, eifersüchtig auf dich ist und dich anzeigen wird – wetten, Charlie?

II. David, ein junger Brillantenschleifer, liebte die Diva . . .

Aber das gehört nicht hierher, das gehört in den fünften Akt, vorläufig sind wir erst im ersten. Ihr habt David aufgesucht, der war vor vielen Jahren, als Junge in New York, im Vorspiel noch, beschuldigt worden, einen Ring gestohlen zu haben, um ihn der (zukünftigen) Filmdiva zu schenken, er flüchtete nach Europa, wurde Diamantenarbeiter und dann Besitzer einer kleinen Schleiferei in Amsterdam, ein ehrlicher Mensch; er lehnt es ab, euch als seine amerikanischen Geschäftsfreunde auf der „Beurs voor den Diamanthandel" einzuführen, trotzdem Bill droht, Davids Vergangenheit zu verraten Erst als die Diva ihn bittet – Vision: seine Kindheit, Titel: „David liebt sie noch immer . . ." –, leistet er in der Loge des diensthabenden Beamten für euch Bürgschaft . . .

III. Und so führt er Charlie und Bill als Börsengäste ein . . .

Du und Bill, ihr habt also die Gastkarte, ihr seid im Saale, der eigentlich kein Saal ist, sondern beinahe schon ein Filmatelier, Herr Generaldirektor, denn fünfzehn riesenhafte Fenster sind statt der Wände da, auf daß der Käufer bei untrügerischem Tageslicht erkenne, ob keines der winzigen Steinchen pikiert ist mit einem Punkt, ob sie keep sind oder bläulichweiß oder schön silberweiß, ob sie modern geschliffen sind, als Brillanten in Form zweier Pyramiden mit gemeinsamer Basis und sechsundfünfzig Schleifflächen oder als Rosen in Form einer abgeplatteten Pyramide.

IV. Und im Saale herrschte lebhaftes Treiben . . .

Ihr seht den Maklern zu, die auf und ab gehen oder an den Zeitungstischen Briefe schreiben oder sich aus der Loge des Sekretärs ihre Post holen, ihr werdet angesprochen und kommt in Unterhaltung, und vorausgesetzt, daß Herr Ge-

neraldirektor will, wird euch ein frühzeitig ergrauter, scheuer Mann mit rotgeränderten, tränenden Augen gezeigt, der unansehnlich durch den Saal schleicht und dessen Name vor fünfundvierzig Jahren der meistgenannte in Europa war, Moritz Scharf, der falsche Kronzeuge im Prozeß von Tisza-Eszlar, an dem sich Semaels Sendung vollstreckte – das interessiert sicher in Amerika, Herr Generaldirektor? (Der Alte fährt jedes Jahr nach Ungarn auf das Grab seiner Eltern, die er in den Tod getrieben, das läßt sich aber in unserem Film schwerlich verwerten.) Ja, also Charlie und Bill beobachten die Kommissionäre und die Makler, in deren Portefeuilles die Umschläge angeordnet sind wie das Besteck eines Arztes, ihr beobachtet, wie sie, an den Tischen beim Fenster sitzend, dem Käufer die Ware einzeln reichen, rohe Diamanten und Bort, den Diamantenabfall, den man zum Schleifen braucht, gespaltene und vielleicht auch geschnittene Steine.

V. Und plötzlich funkelte Bills Auge ...

Plötzlich funkelt Bills Auge, Großaufnahme, statt der Pupillen ein sechsundfünfzigfach geschliffener Riesendiamant! Bills Blick ruft deinen Blick in die Ecke des Saals, dort verkauft ein eleganter Herr einem würdigen Mijnheer die Edelsteine, die ihr sucht: *die Brillanten der Habsburger mit dem Florentiner.*

Der würdige Mijnheer wiegt verzückt den Kopf, legt den Schatz in seine Enveloppe, faltet sie sechsfach, klebt zu, schreibt seinen Namen auf den Verschluß und gibt den Umschlag dem Verkäufer zurück, dem eleganten Herrn, der nun rasch im Börsengewühl verschwindet – er eilt in die Telefonzelle, seinen Patron zu fragen, ob er zum angebotenen Preis abgeben darf. Da er wieder in den Saal kommt, empfängt ihn der würdige Mijnheer ungeduldig mit der Frage, Titel: „Heb ik Masl en Broche?" (Die Formel, die, vom Verkäufer ausgesprochen, den Handel perfekt macht.) Der elegante Herr bleibt einen Augenblick ruhig, weidet sich an Mijnheers Aufregung und überreicht ihm dann – Titel: „Ihr habt Masl en Broche" – das Cachet. An der

Karatwaage schreibt der würdige Mijnheer den Wechsel aus und geht zu den Panzertresoren hinab. Ihr beobachtet ihn von außen: Er legt den Schatz ins Safe Nr. 211, eines der größten der vierzehnhundert Fächer, in denen das unermeßliche Diamantkapital verwahrt ist und auf dreieinhalb Millionen Pfund Sterling versichert. Die vier Buchstaben, auf die er das Schloß stellt, da er es absperrt, sind unsichtbar.

VI. Und als der Börsensaal sich geleert hatte ...

Abgelaufen ist die Börsenzeit, der Saal leert sich, im Vorraum wird die neue Nummer des „Diamantblad" gekauft, das die Berichte der südafrikanischen Diamantfelder enthält und den vom Londoner Rohsyndikat festgesetzten Preis von Bort, bei Abnahme von je fünftausend Karat. Ihr versteckt euch hinter dem Pult des Optikerladens, wo Lupen, Karatwaagen, Gewichte, Gummiringe für die Portefeuilles und Pinzetten feilgeboten werden, dort wartet ihr. Aus ihren hundertzwanzig Büros fahren die Diamantaire im Paternosteraufzug herab, auch die Beamten der Inkassobank verlassen das Haus, und endlich verschließen die drei Schlüsselbewahrer den Raum, der Safedirektor, der schmächtige, verabschiedet sich – er muß noch den Lift abstellen. In diesem Augenblick stürzt Bill sich auf ihn, und ihr stoßt den Körper – geknebelt oder getötet, wie du willst, Charlie – in ein Abteil des Aufzuges, der weiterrollt ...

VII. Und am selben Abend ...

Inzwischen hat die Filmdiva dem Präsidenten und dem Kassier das Geheimnis entlockt und die Schlüssel geraubt, sie klettert von der Straße aus in den Saal, was leicht ist, da er sich im Hochparterre befindet – wie meinen Sie, Herr Generaldirektor, mindestens ins zwölfte Stockwerk muß sie emporgezogen werden? – nein, das geht nicht, das Haus hat bloß vier Stockwerke, und wir wollen ja dem Publikum kein X für ein U vormachen, wir wollen doch demonstrieren,

wie sich ein Einbruch in die Amsterdamer Diamantenbörse bewerkstelligen ließe, und das Börsenpalais auf dem Weesper Plein muß als Naturaufnahme gezeigt werden.

Bill, Charlie und die Diva gehen jetzt in den Kellerraum hinab – während der Paternoster mit dem Körper des Safedirektors unaufhaltsam weiterrollt –, sie überwältigen den Wächter, der hinter dem Eisengitter vor der Tresortüre sitzt, Revolver, Hände hoch – bitte, Herr Generaldirektor, Sie wollen keine Verbrechen, der Einbruch in die Diamantenbörse soll ein vornehmer Spielfilm sein und der Wächter ein Komplize?

VIII. Und der Wächter war Piet vom Gespenstersteg, der berüchtigte Einbrecher . . .

Einverstanden, der Wächter ist also ein Einbrecher und mit von der Partie, er war es auch, der die Ziffernkombination des überwältigten Safedirektors längst ausgekundschaftet hat, er stammt aus der Altstadt, die ist, besonders am Spooksteg, der Geisterbrücke, das pittoreskeste Verbrecherviertel des Erdballs, ich wollte das eigentlich erst im fünften Akt . . . nein, nein, Herr Generaldirektor, keinesfalls darf dieses Quartier im Atelier aufgebaut werden, diese Wirklichkeit läßt sich nicht übertreffen – gewiß, Ihre Bauten in allen Ehren, aber gerade wegen dieses Spelunkenviertels habe ich ja Amsterdam gewählt und nicht Antwerpen. Warum Antwerpen sonst besser ist? Na, dort sind zwar nicht so unvergleichlich schöne Steine, weil die Amsterdamer Industrie besser ist, der Umsatz von Antwerpen ist jedoch größer, die Löhne der Schleifer brauchen ja nur in belgischen Franken gezahlt zu werden und nicht in teuren holländischen Gulden . . .

IX. Happy-End

„Was", schreit der Generaldirektor, „das sagen Sie mir erst jetzt? Das Wichtigste! Selbstverständlich dreh ich den Film in Antwerpen, wo ich die Spesen in Franken bezahlen kann! Ich brauche Ihr Manuskript nicht, Herr Kisch, ich mache mir

den Film allein. Was? Ihre Idee? Auf *Sie* haben wir gewartet mit Ihrer Idee!! Wenn die Idee nicht in der Luft läge, würde man doch nicht solche Sicherungen in den Safes treffen. Übrigens haben Sie uns einen Film ‚Der Einbruch in die Amsterdamer Diamantenbörse' vorgeschlagen, und den machen wir nicht. Ich lehne hiermit dankend ab. Wir machen einen Film ‚Der Einbruch in die Antwerpener Diamantenbörse'. Kommen Sie, Herr Charlie!"

SPIELBERG –
„GRALSBURG REAKTIONÄRER WILLKÜR"

Die Kasematten des Brünner Spielbergs haben mit all ihrer Schrecknis die Inquisition lange überdauert und den Bastillesturm. Schaudernd schauten Napoleon und, wie in „Krieg und Frieden" erzählt wird, seine russischen Gegner vor der Schlacht bei Austerlitz auf das unerbittliche Gemäuer. Börne hatte recht, als er den Spielberg „die Gralsburg reaktionärer Willkür" nannte.

Tausendjährig ist diese Feste, hundertmal umgebaut und verändert, seit hier die Fürsten des Großmährischen Reiches saßen. Jetzt umgibt ein öffentlicher Park die Zitadelle, und in ihren Wänden wohnt das Ersatzbataillon eines Infanterieregimentes, eine Feldkanonenbatterie, eine Scheinwerferkolonne, eine Brieftaubenabteilung und – ein Garnisonarrest. Zur Zeit der mährischen Wojwoden und Markgrafen mag neben der Zugbrücke die Blechtafel noch nicht verkündet haben: „Prophylaxe se nachází na zdejši stražnici" – „Die Prophylaxe befindet sich hier auf der Wachstube".

Über den Wall führt eine Steinbrücke, deren Brüstung fossile Kanonenkugeln schmücken, Felsen und Backsteine sind die Festungswände, aus denen Sträucher wuchern und Gras und Moos. Vom Kasernenhof aus steigt man hinab. Auf der Bank im Graben sitzt eine Bäuerin, streichelt ihren Sohn, den Rekruten; der kaut mit vollem Munde einen böhmischen Kolatschen und nestelt an dem Ranzen, den die Mutter mitgebracht hat. Die Sonne strahlt, die Tür zu den Kasematten ist offen, unvoreingenommen tritt man ein, unpräparierten Gefühls sozusagen – aber schon wird man von Grauen geschüttelt. Von den Mauern eines stockdunklen Kellers weht feuchter Moder, hernieder klatschen von den Wölbungen unaufhörlich Wassertropfen in Pfützen, zu welchen sich ihre Vorgänger bereits vereinigt haben. Ein schmaler, nasser, finsterer Gang. Hier waren sie nicht untergebracht, die Feinde des Staates, hier hätten sie gehen können,

sich bewegen und miteinander sprechen, und das genügte nicht einer autoritären Energie, jenem Mut gegen Wehrlose, der die einzig verächtliche Art von Feigheit ist!

Rechts und links des üblen Korridors hatte man aus Balken und Blöcken vierunddreißig Käfige gezimmert, für je einen Häftling; dort, in einem Raum von zwei Kubikmetern, wurde er angeschmiedet, man stopfte ihm die durchlöcherte Eisenbirne in den Mund, aus deren Öffnung Pfeffer auf die Zunge des Durstigen sickerte, dort preßte man seine Finger in Daumschrauben, seine Arme in stachlige Stahlmanschetten, dort spannte man ihn auf die Geige oder zwickte ihn mit glühenden Zangen, und von der Decke fiel, wie heute, Wassertropfen auf Wassertropfen, immer auf die gleiche Körperstelle des Festgeschmiedeten, der oft nicht einmal vergebliche Schreie des Schmerzes ausstoßen konnte, da er geknebelt war.

Wer waren die grausamen Verbrecher, die man in so grausamer Haft halten mußte? Silvio Pellico aus Salluzo, der mädchenhaft zarte und fromme Dichter der „Francesca di Rimini", büßte hier acht Jahre lang seinen Freiheitstraum. Hier entzündete sich unter der Eisenfessel das Knie seines elegischen Freundes Pietro Marioncelli, man mußte das Bein amputieren, ohne daß Leinen, Binden oder Eis die Leiden der Operation gelindert hätten. Ein zweiter Freund und Carbonaro, der junge Graf Fortunato (sic!) Oroboni, starb gräßlich an Blutsturz; vor den Fenstern Pellicos, dessen Zelle der seinen so nahe gewesen, bestattete man ihn. Der französische Anhänger der Carbonari Alexandre Andryane erlebte hier die tragischeste Tragödie des Schriftstellers: Tag und Nacht, Jahr um Jahr hatte er sein Werk über das Wesen der Menschheit geschrieben, zum Teil mit abgezapftem Blut, und als die Zelle durchsucht wurde, fand man das Manuskript und verbrannte es; sein Leben, seine Lehre, seinen Ruhm, seine Hoffnung. Ein anderer Franzose kam durch Verrat hierher, ohne einer Tat beschuldigt zu sein, die unter die österreichische Gerichtsbarkeit fiel. Jean-Baptiste Drouet hatte freilich etwas getan, was Dynastien und Monarchien furchtbar rächen: Als Postmeister von Ménehould nahm er Ludwig XVI. im Sinne des erlassenen Regierungsdekrets fest und verhinderte dadurch, daß der König vom Ausland

aus Frankreich in neues Unheil stürze; zum Glück Drouets war ein Abkömmling der Habsburger in den Händen des Konvents, eine Enkelin Maria Theresias, die spätere Herzogin von Angoulême, gegen die er 1795 ausgetauscht wurde.

Man tritt von Zelle zu Zelle, das Licht der mitgebrachten Karbidlampen huscht scheu über abgebröckelte, feuchte Wände, die erbarmungslos schwiegen, wenn jahrhundertelang das Wehklagen der Verzweiflung sie beschwor, die herzlos aushielten, wenn knöchern gewordene Finger sie im Wahnwitz von der Stelle zu schieben versuchten. „Freiheit willst du?" ruft der Tyrann dem Rebellen entgegen. „Du sollst erfahren, daß du sie hattest!"

Und so saßen hier während des Dreißigjährigen Krieges jene Defensoren und Direktoren, denen habsburgische „Gnade" erspart hatte, gevierteilt, geköpft oder gehenkt zu werden, so saßen hier die frommen Mährischen Brüder und die jüdischen Opfer des Jesuitismus, so saß hier der kaiserliche Feldzeugmeister Graf Bonneval, den sein Rivale Prinz Eugen einkerkern ließ und der nach endlicher Freilassung zum sagenhaften türkischen Feldherrn Achmed Pascha wurde, hier schmachtete in Ketten der Kreishauptmann Karl Ritter von David, der im Erbfolgekrieg gegen Maria Theresia und für Kaiser Karl VII. (den Bayern) Partei ergriffen hatte, hier endete durch Gift der tolle Pandurenobrist Franz Freiherr von Trenck, seines Vetters würdiger Vetter, so starb hier, Dank vom Haus Österreich, der Feldmarschall Georg Olivier, Graf von Wallis, so siechten hier die italienischen Autonomisten dahin, die schlanke Contessa Filangièri, der beredte Pater Don Marco Fortini, der Markgraf Giorgio Guido Pallavicino und der Conte Federico Confalonieri, Hochverrat, Hochverrat. Und Feinde aus dem Ausland: der königlich-sächsische Hofkanzlist Menzel, der an Friedrich den Großen das Bündnis zwischen Österreich und Sachsen verraten und dadurch den Anlaß zum Siebenjährigen Krieg gegeben, der sächsische Marschall Schöning, der in vollem Einvernehmen mit seinem Kurfürsten ein Bündnis seines Landes mit Hannover und Frankreich gegen Österreich angestrebt hatte, während eines Badeaufenthaltes in Teplitz festgenommen (ähnlich wie in Karlsbad zu Beginn des Weltkrieges der serbische Generalstabschef Putnik) und mitsamt

seiner Gicht in die feuchten Höhlen des Brünner Felsens geworfen wurde.

Innere und auswärtige Politik, die Staatsminister für Justiz und die für Heerwesen, die für Kultus und Unterricht, die Kommissionen und Kammern und Prokuratoren aller Verwaltungszweige, die Herrscher mit den Beinamen „der Gütige" oder „der Glorreiche", der „aufgeklärte Absolutismus" und die konstitutionelle Demokratie – immer, immer hieß ihre Ultima ratio: Spielberg. Keine Revolution fand sich, o du mein Österreich, die diese Bastille gestürmt, ihre Wälle dem Boden gleichgemacht hätte.

Gehaßt war sie genug, und selbst uninteressanten Sträflingen, Kriminellen aus Gewinnsucht, stülpte das Volk den Glorienschein auf den Verbrecherschädel, weil sie hier saßen. Aus dem armseligen Einbrecher Babinsky machte die Folklore einen Rächer der Armen, man weinte über das Schicksal des Revierförsters Johann Anton, der angeblich unschuldig in Haft war, Volkslieder wurden auf den Schinderknecht Thomas Grasl gesungen, der doch nur ein willenloses Werkzeug seines hingerichteten Vetters Johann Georg Grasl gewesen war, den Banknotenfälscher Heinrich Henkel pries die Fama als uneigennützigen Förderer der Künste, und selbst der Fleischhauer Philipp Smutny, der sein Weib und seine drei Kinder geschlachtet hatte, um mit einer Dirne zusammen zu leben, wurde der Held eines sentimentalen Liebesromans, von dem man noch heute Exemplare in österreichischen Bauernhäusern findet.

Das Volk liebte die, die auf dem Spielberg Qualen litten, und die Monarchen mußten wohl oder übel diesen Sympathien Rechnung tragen. Kaiser Josef II. weilte am 3. August 1783 eine Stunde lang in einer Kerkerzelle und verkündete hernach seinem Gefolge und den Lesebüchern, er wünsche nicht, daß jemals wieder in diesem untersten Verlies ein Mensch eingekerkert werde; ein diesbezügliches schriftliches Verbot erging, aber noch fünfzig Jahre später faulten dort lebendige Leiber. Kaiser Franz ging in seiner Menschenfreundlichkeit noch weiter, er untersagte auch die Verwendung des nächsthöheren Stockwerks, ohne zu verhindern, daß während seiner ganzen Regierungszeit dort politische Häftlinge lagen. Im Jahre 1848 stopfte man die Löcher mit

deutschen Studenten voll, die unter dem schwarzrotgoldenen Banner die Vereinigung aller Deutschen erstrebten, und mit tschechischen Studenten, die die Freiheit ihres Landes wollten. Kaiser Franz Joseph verbot bald darauf die Benutzung des Spielbergs als Gefängnis, machte eine Kaserne und – einen Garnisonarrest daraus.

Trotzdem wurden in der Zeit des Weltkrieges Zivilisten und sogar Frauen hier interniert. Die unterirdischen Höhlen dienten als Museumsobjekt. Im Haus über den aufgehobenen Kasematten verblieb auch nach dem Umsturz der Garnisonarrest, in der republikanischen Aufnahmekanzlei liegt auf dem Tisch des Profossen noch immer das k. u. k. Dienstbuch D 6, „Vorschriften für k. u. k. Militärgefangenenhäuser", und auf dem Kleiderhaken rechts neben der Tür hängen, wie in den furchtbaren Felsengängen des Souterrains, vier eiserne Armklammern mit Schlössern und Ketten, aber, haha, es sind keine mittelalterlichen Folterinstrumente mehr, sondern die laut § 45 des k. u. k. Dienstbuches D 6 zulässigen Armspangen.

Man ist noch zu bedrückt von dem Entsetzen der Kellerräume, von der Vorstellung an die vergangenen Greuel, um für die heutigen Häftlinge des Spielbergs das erforderliche Mitgefühl aufzubringen. Dennoch staunt man, in der Gefängnisküche kein Herdfeuer zu sehen. Wird keine Mahlzeit für die Sträflinge gekocht? Man erfährt, am Freitag nach dem Fünfzehnten jedes Monats werde laut Dienstvorschrift Fasttag gehalten, daß also an diesem Tage die jungen Menschen, denen das Essen den einzigen Genuß und mehr als eine Notwendigkeit des Körpers bedeutet, streng nach dem Wortlaut des einst k. u. k. Paragraphen Hunger leiden müssen.

IDYLLE IM HAAG

Am Sonntagnachmittag (wenn es das Wetter nicht zuläßt, auf dem von valutastarken Millionären und trügerischen Nordseewellen, von fashionablen Karosserien und verwehendem Sand, von internationalen Hochstaplern und glänzenden, aber brüchigen Muscheln, von Pariser Kokotten und holländischen Fischerfrauen bevölkerten Grund und Boden von Scheveningen einen Jahrmarkt von Plundersweilen zu eröffnen),

am Sonntagnachmittag ist der Besuch des Gevangenpoort für die Haager Liebespaare obligatorisch. Aus den Gesandtschaften und Konsulaten, deren im Haag mehr sind als Staaten in der Welt, aus den Ministerien und Ämtern, deren im Haag mehr sind als Menschen in Holland einschließlich der Kolonien, und aus den Kontoren der Handelshäuser kommen Diener und kleine Gehilfen mit Kontoristinnen und Dienstmädchen, um sich im Gevangenpoort den Genuß des Gruselns zu verschaffen.

Gleich gelangt man nicht hinein, der sonntäglichen Liebespaare gibt's im Haag viele, der Ciceroni in dem Hause gibt's wenige; oft hat man eine halbe Stunde lang vor dem Tor des Tores zu warten. Endlich eingelassen, muß man zunächst in die Vorhölle, hier ist es jedoch immerhin angenehmer als draußen, wo man nur den Vijver sieht, einen feierlichen, von Schwänen durchschwebten und von uralten Palästen umkränzten Weiher mit einer boskettierten Insel.

Ja, weit idyllischer ist es, im Innern des Gevangenpoort zu harren (während sich auf der Straße erst die übernächste Gruppe konstituiert), ist man doch in einem Wartesaal besonderer Art: An der Wand hängen Richtschwerter, blutig, scharf und rostig, ein hölzernes ist dabei, mit dem der Büttel dem Malefikanten symbolisch auf den Nacken schlug, wenn im letzten Augenblick die Begnadigung ausgesprochen ward. Gegenstück ist die Kollektion von Henkerbeilen und ein

Richtblock, gut geschnitten, auf daß der arme Sünder sein Haupt darauf presse, gutwillig oder gezwungen. Die Leinenmasken des Scharfrichters und seiner Knechte. Eine Eisenstange mit graviertem Ende, das man glühend dem Sträfling in die Haut brannte. Ein Schandpfahl. Ein Block. Riesige Ketten mit riesigen Schlössern und riesigen Kugelgewichten, Hand- und Fußfesseln schmücken, angeordnet wie Girlanden, den Raum.

Das sind Werkzeuge des Strafvollzugs, und auch die des Strafprozesses fehlen nicht, die Daumschrauben, die Zangen, das Rad, die Folterbank. Ein hoher Kamin und einige Spinnräder vermöchten etwas Traulichkeit zu geben, wüßten wir nicht, daß sich an diesem Herd nur die Schergen wärmten, denn hier war das Wachtzimmer, und daß die Raspeln aus dem Spinnhause stammen, in dem die Frauen Zwangsarbeit leisteten.

Geprickelt befühlt Meisje die Schneide vom Henkerbeil oder Henkerschwert, preßt den Finger in die Daumschraube, während ihr Jonge gar eine Hacke vom Pflock nimmt und ein wenig schwingt. Am Pranger ist eine Winde befestigt, mit der man den Delinquenten hob, so daß er sich auf die Fußspitzen stellen mußte, und die Kurbel läßt sich heute noch knarrend drehen. Ist das Repertoire solcher Vorspiele erschöpft, setzt man sich auf das vielfach gegliederte Prokrustesbett in der Mitte des Zimmers oder steht schäkernd umher, da es sich für keinen verlohnt, aus dem Fenster auf den Weiher hinauszusehen, über dessen olivengrünes Wassermoos Schwäne gleiten.

Schließlich kommt der Führer, erklärt die Objekte, mit denen wir gespielt, jetzt erst werden sie wahrhaft sensationell: Mit jener Zange, glühend gemacht, wurden Gliedmaßen abgerissen, mit jenem Nagel blendete man den Hochverräter, so funktionierte der Mechanismus der Folterbank (die uns eben als Sitzgelegenheit diente), daß dem Leugnenden jeder Knochen einzeln gebrochen werden konnte.

Nach diesen liebevollen Erläuterungen verlassen wir den Saal – von den am Ufer des Schwanenteiches wartenden Menschen dürfen zwanzig (das sind: zehn andere sonntägliche Liebespaare aus dem Haag) an unsere Stelle –, und wir wandern durch die blutige Vergangenheit der Nieder-

lande, die sich aus der ziemlich selbstzufriedenen Gegenwart durchaus nicht schließen ließe.

Die Gäste des Gevangenpoort waren politische Verbrecher, wobei man selbstverständlich im Staate handeltreibender Bürger unter den Begriff der Staatsgefährlichkeit die zahlungsunfähigen Schuldner subsummierte. Allerdings sind die Namen der Schuldhäftlinge vergessen, während die Hochverräter auch der Nachwelt bekannt sind, wie zum Exempel die Brüder de Witt oder die Familie der Oldenbarnevelt, die – mag man sagen, was man will – nichts anderes gewesen sind als unverhohlene Republikaner, Gegner des Legitimitätsprinzips. Freilich, ob Cornelius de Witt dem Prinzen Wilhelm III. nach dem Leben getrachtet, ist zweifelhaft, und vor seiner Folterbank im unterirdischen Verlies wird uns erklärt, er habe hier ausgerufen: „Mögt ihr mir auch alle Eingeweide aus dem Körper reißen – nimmer könnt ihr hervorholen, was nicht darinnen ist." Nach solch negativem Ergebnis der Inquisition konnte man Cornelius nicht verurteilen, und der Prinz berief seinen zweiten Todfeind, den Ratspensionär Johan de Witt, er möge den Bruder aus der Kerkerzelle abholen. Und just als beide Brüder beisammen waren, brach „Erregung einer Volksmenge" gegen sie aus, merkwürdigerweise erfuhr die „aufrührerische" Gruppe, das republikanische Brüderpaar sei im Gevangenpoort, und dieser war zufällig nicht genügend bewacht, und die Menge stürmte geradeswegs ins erste Stockwerk und tötete Cornelius und Johan de Witt, dem Holland den Aufschwung seiner Seemacht verdankt, und man besudelte die Leichen und hängte sie kopfabwärts auf einen Galgen, so geschehen am 12. August 1672. Der neue Statthalter war dermaßen großmütig, keine Untersuchung über die Missetäter anzustellen, und seine Nachfolger schmückten im Lauf der Jahrhunderte die Zelle mit den Bildern der Erschlagenen, mit der Büste des Johan de Witt und einem geschnitzten Eichentisch und zwei Lederstühlen – kaum anzunehmen, erstens, daß sich schon damals bequeme Möbel im Zimmer eines zu marternden Hochverräters befanden, und zweitens, daß sie nicht zertrümmert worden wären bei diesem Bastillesturm mit umgekehrtem Vorzeichen.

Die Peripetie der Familie Oldenbarnevelt – Dingelstedts

dramatisiertes „Haus der Barneveldt" – hat sich gleichfalls im Gevangenpoort und im benachbarten Binnenhof abgespielt. 1619 ließ Statthalter Moritz von Oranien den Ratspensionär Johann von Oldenbarnevelt, einen zweiundsiebzigjährigen Greis, der den zwölfjährigen Waffenstillstand mit Spanien abgeschlossen hatte, und seine Freunde, die Gelehrten Hugo Grotius und Hoogerbeets, in einem Seitengemach der Ständeversammlung verhaften, Oldenbarnevelt wurde in den Gevangenpoort gesetzt, von einem parteiischen Gericht zum Tode verurteilt und im Binnenhof hingerichtet, obwohl er beteuerte, „stets aufrichtig und fromm als guter Patriot gehandelt zu haben". Seine Söhne Wilhelm und René versuchten ihn durch ein Attentat gegen den Statthalter zu rächen, es mißglückte, Wilhelm flüchtete, doch René erbte seines Vaters Schicksal: das Verlies im Gevangenpoort und das Schafott im Binnenhof.

Die dunkelste der Zellen, die man zeigt, ist die des Priesters Jan de Bekker, genannt Pistorius, der Luthers Lehre nach Holland verpflanzen wollte und dieses Beginnen als Häretiker auf dem Scheiterhaufen büßte; spätere Insassen haben die Wand mit Bildern bedeckt – Gemälde, entstanden in der Finsternis, einzige Farbe der Palette: Blut. Unter dem Schutz der vollkommenen Dunkelheit brachen Gefangene fluchtlüstern einige Backsteinziegel des Gemäuers los, um schließlich erkennen zu müssen, daß hinter den Ziegeln eine drei Ellen dicke Eichenholzwand den Fingernägeln und Zähnen hohnsprach.

Die Reste der Künstler- und Freiheitssehnsucht an den Wänden können von den sonntäglichen Liebespaaren des Haag bei voller Helle beschaut werden, es gibt im Gevangenpoort längst elektrisches Licht, auch in den dunkelsten Dunkelzellen, im Schuldturm und im Gefängnislazarett mit seinen Nischen, im Hungerkerker, in den man die Gerüche aus der gegenüberliegenden Küche lenkte, im Verlies für die letzte Nacht des zum Tode Verurteilten, in der Vrouwenkamer, wo man die Frauen mit dem Haar an den Pflock band, ihnen die Brüste ausriß und nachher den Kopf schor (was alles heutzutage nicht mehr möglich wäre), in der Zelle, in der dem Delinquenten Wasser auf den Kopf tropfte, so daß er innerhalb dreier Tage als Wahnsinniger starb, in der

Gerichtsstube, wo der Angeklagte nackten Fußes über einen glühenden Rost schreiten mußte, um seine Unschuld zu beweisen, in all den zwiefach vergitterten und mit eisernen Platten ausgeschlagenen Marterstätten, die noch so wirksam sind, den sonntäglichen Liebespaaren des Haag das Gruseln besser beizubringen als das Kino.

Als wäre man entsprungen, atmet man auf, da man das Haus verläßt, vor dem schon neue Besucher begierig harren.

Friedlich schwimmen die weißen Schwäne auf dem Wasser, Autos fahren und Radfahrerinnen mit freundlichen Kniekehlen, ein zufriedener Herr geht vorbei, er ist in Begleitung einer Dame, sein Gesicht kommt uns so bekannt vor, ja, sie sprechen Deutsch, woher kennt man dieses Gesicht ...

das ist gleichgültig, die Gedanken kehren zurück in die Gemächer des Hauses, das die Geschichte der Niederlande birgt wie der Tower die Englands und diesem auch in der düsteren Anlage und seiner gegenwärtigen Bestimmung als Museum ähnlich.

Die Herrscher wußten sich zu schützen und zu rächen, kein Kerker ist furchtbarer als das politische Staatsgefängnis, ob es Tower heißt oder Spielberg oder Bastille oder Engelsburg, nicht so schlimm hat es der Verbrecher, der dem Nebenmenschen nur an Leib und Gut will, der Mörder, der ...

und plötzlich erinnert man sich, wer der zufriedene Herr war, der mit der Dame ging, woher man sein Gesicht kannte:

es war Leutnant Vogel, der Mörder von Rosa Luxemburg.

DAS KRIMINALKABINETT VON LYON

Mit kriminalistischem Scharfsinn schließen wir gleich bei unserm Eintritt, daß dieses Relief da, eine plumpe und primitive Skulptur aus der Frühzeit des Menschengeschlechts, wahrscheinlich keine Skulptur aus der Frühzeit des Menschengeschlechts ist. Denn was hätte sie als solche im modernsten Kriminalmuseum der Welt zu suchen?

Und richtig, bei näherm Hinsehen erkennen wir es als Reliefbildnis eines Einbrechers von heute; mit der linken Hand hält er ein Einbruchswerkzeug, in Deutschland „Maulstange", im höflichen Frankreich „Pince-Monseigneur" genannt, mit der rechten einen Revolver, den wir als Browning agnoszieren.

Wozu aber ließ sich der Mann mit den Insignien seines Handwerks modellieren? Es geschah gegen seinen Willen. Bei einem Einbruch in der Nähe von Lyon überrascht, eilte er davon und stolperte über einen Sandhaufen, der Verfolger sah ihn fallen und schoß auf das liegende Ziel, aber schon war der Flüchtige wieder aufgesprungen und im Dunkel der Nacht entkommen ... Das einzige, dessen man habhaft wurde, war der Sandhaufen. Er wurde mit Gips ausgegossen, und man hatte nun in Basrelief den Mann, seine Waffe und sein Werkzeug und sogar die Kugel des Verfolgers, die sich ganz knapp neben der Kontur des Ziels in den Sand gebohrt. Als später irgendwo ein Einbrecher dingfest gemacht wurde, der das Original der Lyoner Plastik sein konnte, leugnete er diese Identität. Nicht aber konnte er die Identität seiner teils schadhaften, teils unregelmäßig angenähten Westenknöpfe mit denen des Gipsgusses leugnen.

Gelegentlich dieses Museumsstückes, so es auch einem Zufall sein Entstehen verdanken mag, können wir bereits den Unterschied anmerken zwischen dem verewigten Herrn Bertillon und dem jetzt als Großmeister der Kriminalistik geltenden Herrn Edmond Locard. Während das Lebenswerk jenes darin bestand, den rückfälligen Verbrecher immer

wieder zu agnoszieren, zielt Locard darauf ab, auf allen Tatorten aller Verbrechen alle Spuren zu sichern, um die Eigenart und dadurch die Person des Täters zu bestimmen, auch wenn er vorher noch nie seine Personalien bei einer Polizeibehörde abgeben mußte.

Und in diese Kategorie der Spurensicherung gehört jenes scheinbar aus der Frühzeit des Menschengeschlechts stammende Relief, von dem wir uns nicht täuschen ließen, da Fundstücke aus der Frühzeit des Menschengeschlechts unmöglich im Lyoner Kriminalmuseum einen Platz finden können. – Mais, merde alors, qu'est que cela? Das sind prähistorische Ziegel und Scherben mit prähistorischen Inschriften, sogar ein Idol der Bisexualität.

Zum Glück steht der Fundort über den Museumsstücken, „Glozel", und auf einer vergrößerten Photographie sehen wir Papillarlinien, die wir, als vom rechten Daumen des Herrn Claude Fradin stammend, mit unserm kriminalistischen Scharfblick erkennen, da dies unter der daktyloskopischen Aufnahme deutlich genug angegeben ist. Herr Claude Fradin aber war es, der dieses großartige Ruinenfeld entdeckt und auch hergestellt hat, was sich nicht zum letzten durch die vorliegende Fingerspur des vorgeschichtlichen Töpfers erwies, die mit der des Herrn Fradin identisch war.

Zwei literarhistorisch bemerkenswerte Tableaus wollen wir erwähnen: Das eine enthält die Fingerspuren eines Affen, den als Fassadenkletterer und Dieb glänzend auszubilden einem Mann in Lyon gelang. Wer denkt da nicht an Poes „Verbrechen in der Rue Morgue"? Wahrscheinlich der Affenbändiger. Dagegen steht die Bildung des Mannes, dessen Tätowierungen hier photographiert sind, außer Frage: Die drei Opfer der Gesellschaft, wie sie sich Lucien Descaves in seinem Unteroffiziersroman „Sous-offs" denkt: den Heiland, den Soldaten und die Prostituierte, ritzte sich der begeisterte Leser auf Lebenszeit in seine Haut.

Auf dem Rücken eines Verbrechers sieht man eine Guillotine tätowiert mit dem Text „Dernière étape". Ist diese Prophezeiung ausgesprochen, damit sie sich nicht erfülle?

Zwei vergrößerte Daktyloskopien, eine am Tatort vorgefunden und eine dem Verhafteten abgenommen, tragen die Aufschrift: „Die schönste Spur der Welt." Und wirklich, auch

ein Laie müßte auf den ersten Blick die Identität der Fingerabdrücke erkennen. Aber der Täter hatte sich keine Mühe gegeben, seine Täterschaft zu verdunkeln, er war im Affekt, und in diesem pflegt man die Folgen nicht zu erwägen. Er hieß Mayor und hatte im Lyoner Armenviertel La Guillotière eines der dortigen Mädchen, genannt „Coco la Chérie", zu einer Schäferstunde eingeladen. Sie verlangte dafür fünfunddreißig Centimes (in deutschem Geld: beinahe sechs Pfennig), er aber, er war nur zu einer Zahlung von fünfundzwanzig Centimes (über vier Pfennig) bereit. Vielleicht hatte er auch nicht mehr! Jedenfalls entspann sich wegen der zehn Centimes ein Streit, in dessen Verlauf er das Mädchen seiner Wahl buchstäblich zerfleischte: dreißig tödliche Messerstiche und die schönste Fingerspur der Welt fand man auf dem Leib von Coco la Chérie . . .

Diese Aufschrift „Le plus belle empreinte du monde" ist natürlich kein Siegesruf, sondern Galgenhumor des Kriminalisten. Der wünscht keine Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrigläßt – er ist ein Sportsmann – je schwerer das Weidwerk, desto schöner ist's – je gehetzter das Wild, desto froher das Halali . . . Sehen wir den Fall Pinard de Montélimard. Ein schlauer Bursche, dieser Pinard, kannte er die Schliche der Daktyloskopie aus dem Effeff. Nachdem er die Fensterscheibe ausgehoben hatte, stellte er sie an die Wand, und mit einer Kerze leuchtend, bepißte er fein säuberlich alle Stellen, die er berührt haben konnte. Solcherart die Fingerspuren abgewaschen und sein Diebstahlswerk vollendet habend, entfernte er sich. Nichts blieb als dort, wo er sich zu seiner kriminalistischen Notdurft geleuchtet hatte, ein Stearintropfen der Kerze. Und darauf sein Fingerabdruck. Man verhaftete ihn.

Heutzutage bedarf es nicht einmal eines Kerzentropfens. Durch Handschuhe hindurch lassen sich Fingerabdrücke konstatieren, und dort, wo eine Papillarlinie nicht zu haben ist, genügt die Spur von drei oder vier Poren, um den Täter zu überführen. (S. Edm. Locard: Identification des Criminels par les traces des Orifices sudoripares.) Der Dieb im Bäkkerladen, der in einen Kuchen biß, den liefert sein Gebiß der rächenden Nemesis aus; das Kind, das von der Butter naschte, kann nicht mehr leugnen, da es sieht, wie der Ab-

guß seiner Zähne in die Butterlücke paßt. Oh, wir leben in einer gerechten Welt!

Den Wert des Staubs für den Detektiv hat Conan Doyle entdeckt: Sein Sherlock Holmes erkennt aus Staubkörnern, welchen Stadtteil Londons der Verdächtige bewohnt. Herr Locard, der auch sonst im Kriminalroman manche fürs Polizeilaboratorium verwertbare Motive findet, schöpfte, wie er uns offen erklärt, auch diesen Trick aus der unwissenschaftlichen Quelle. Der Staubsauger zieht die Wahrheit aus Kleidern und Schuhwerk; du lügst, ausgesaugter Wanderer, nicht im Wald hast du genächtigt, sondern im Steinbruch von Sanary, wo der Totschlag geschah, Moleküle von Kalziumsulfat sind auf deiner Hose. Und dann bist du die Landstraße von Broux gewandert, denn woher sonst käme Bariumoxid auf deine Sohlen, he? Und Sie, mein Herr, der Sie mit der Herstellung der bei Ihnen gefundenen Münzen nichts zu tun haben wollen, wie erklären Sie diese Stäubchen von Antimonium und Blei in der Naht Ihrer Rocktasche?

Wir sehen die Präparate, vergrößert und photographiert, und sehen die Resultate chemischer Staubanalysen dargestellt. Graphometrie wird im Lyoner Kriminallaboratorium betrieben, und ein besonderes Spezialfach ist die Feststellung von ungenannt sein wollenden Briefschreibern, die Anonymographie. Strichproben verschiedener Sorten und Nummern von Bleistiften hängen an der Wand, darüber und darunter gefälschte Schriftstücke.

Damit sind wir auch schon bei den Corpora delicti, von denen wir nur solche notieren wollen, die nicht überall die Wände der Polizeimuseen tapezieren. So ist ein hohler Baumstrunk da, wie ihn die Bauern von Mittelfranken traditionell mit trockenem Kuhmist und Moos ausfüllen und im Wald anzünden, um durch Waldbrand neues Weideland zu gewinnen.

Ein Expriester, vor dem Krieg als Räuberhauptmann im Landbezirk von Lyon tätig, hatte ein eigentümliches Marterwerkzeug, um selbst den hartnäckigsten und geizigsten Bauern zum Verrat des Geldverstecks zu zwingen: Er schlug ihm mit diesem bleiernen Rosenkranz auf den Handrücken.

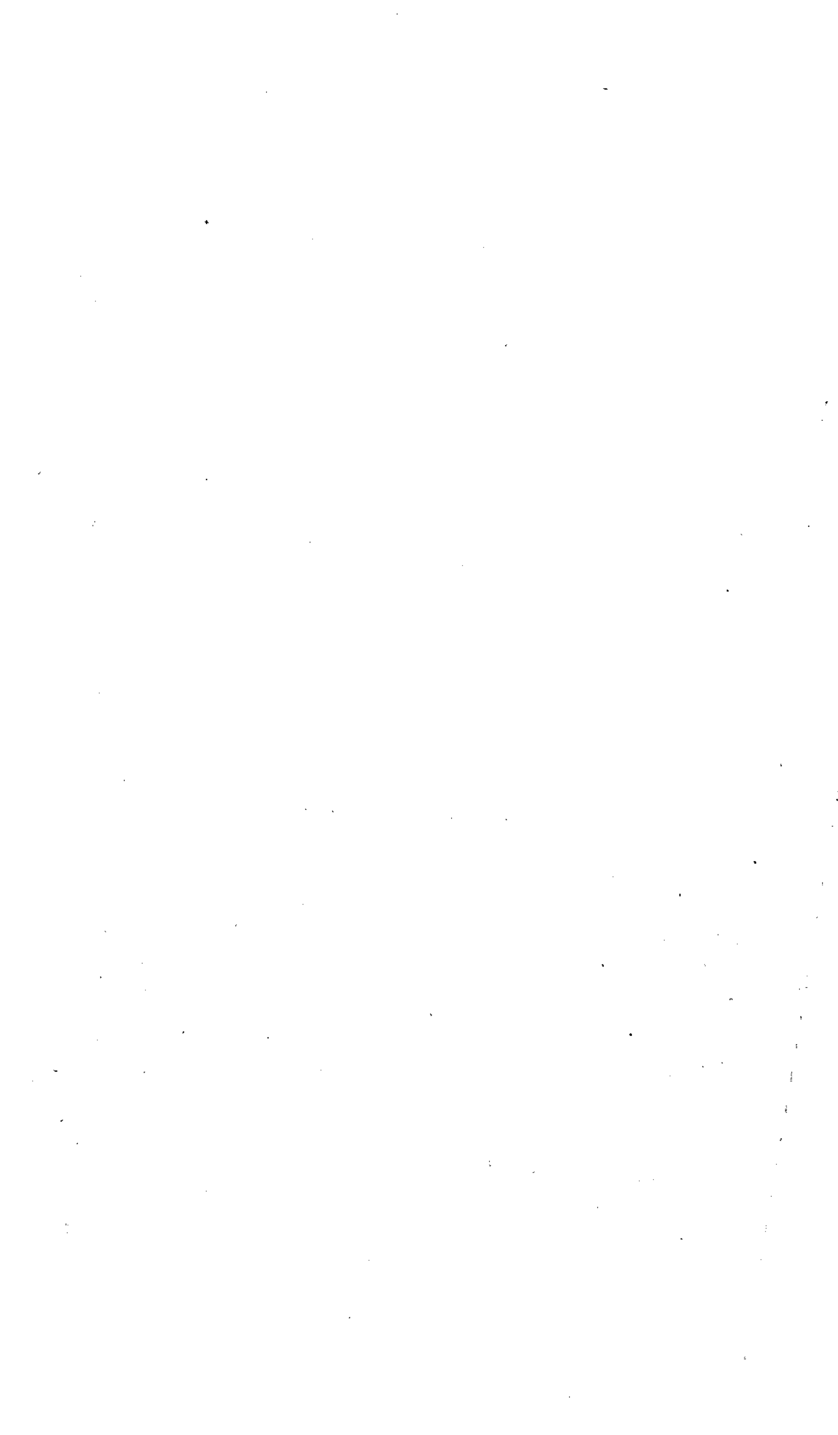
Das harmloseste Raubinstrument aber ist diese Stahlspirale, an deren Ende eine kleine Eisenkugel schwingt. Damit

schlägt man dem Mitpassagier im Eisenbahnabteil ganz schwach auf den Kopf und nachher – er ist sofort leicht betäubt – noch sechs- oder achtmal leise; keine Beule bleibt zurück, und nach fünf Minuten, in denen allerdings der Zug in einer Station gehalten hat, erwacht der Nachbar aus seiner Betäubung und vermißt Koffer und Kofferinhalt.

So reich Lyon an historischen Kriminalfällen ist, im Polizeimuseum ist für Andenken an sie kein Platz. Nichts erinnert an den mächtigsten und charakterlosesten Polizisten der Welt, an Fouché, der einst, in seiner bessern Jugend, nach Lyon gesandt war, um die reaktionäre Verschwörung zu liquidieren, und nichts erinnert an das von der offiziellen Geschichtsschreibung meist wohlwollend verschwiegene Massaker, das bald darauf, am 16. floréal III., der Monarchist Précy unter den Republikanern Lyons angerichtet. Nichts erinnert hier an General Monton-Duvernel, den die Österreicher feig erschossen, weil er sich dem aus Elba kommenden Napoleon angeschlossen hatte. Nichts erinnert an den edlen Feind Richelieus, den Chevalier Cinq-Mars, und seinen unschuldigen Freund de Thou, die auf der Place des Terreaux von Henkershand starben. Und wenn sich von der Lyoner Vesper kein Andenken finden ließ – von den Arbeitermorden, die 1831 und 1834 der Herzog von Orléans und Marschall Soult an den lohnfordernden Seidenwebern vollzogen, fand sich erst recht keines.

Dagegen sind Waffen und Geschäftskarte des Lyoner Automobilschlossers Bonnot vorrätig, der 1911 nach Paris fuhr, um dort mit seinen Freunden Garnier und Corony als Autobanditen Weltruhm zu erwerben. Von Vacher, dem Hirtenmörder, der an dreißig Knaben und Mädchen der Lyoner Umgebung getötet hat, ist ein Bild da, und eines von der schönen Gabriele Bompart, die ihre Liebhaber zu zerstükkeln und in Koffern auf dem Bahnhof zu deponieren pflegte.

Und ein Bild Caserios, der am 24. Juni 1894 mit einem im Blumenstrauß versteckten Dolch den Präsidenten der Republik erstach. Caserio gab keinen Komplizen an, und doch bin ich im Zusammenhang mit dieser Tat bestraft worden. Denn meine Mutter kam herein, als ich mich mit unserm Makartstrauß, darin ein Küchenmesser stak, meinem Bruder näherte, um Carnot und Caserio zu spielen.



NACHBEMERKUNG

Band V der Gesammelten Werke enthält vier Sammlungen von Reportagen, die Egon Erwin Kisch Mitte der zwanziger Jahre zusammengestellt hat. „Der rasende Reporter" erschien 1925 im Verlag Erich Reiß, Berlin; ihm folgte 1926 in demselben Verlag die „Hetzjagd durch die Zeit". 1927 veröffentlichte die Universum-Bücherei für alle, Berlin, die Sammlung „Wagnisse in aller Welt", und noch im gleichen Jahr kam im Verlag Die Schmiede, Berlin, das „Kriminalistische Reisebuch" heraus. Den „Rasenden Reporter" publizierte 1930 der Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin, in einer ungekürzten Neuausgabe. Ebenfalls unter diesem Titel erschien 1950 im Aufbau-Verlag, Berlin, eine Auswahl von Reportagen, die jedoch nur sechs Titel der ursprünglichen Sammlung berücksichtigt.

Auch in diesen vier Sammlungen griff Kisch wieder auf bereits erschienene Zusammenstellungen zurück, aus denen er Reportagen unverändert übernahm, zum Teil jedoch für die neue Ausgabe umarbeitete. Während die stärker bearbeiteten Reportagen in unserer Ausgabe ihren Platz fanden, wurde auf die nicht oder doch nur unwesentlich geänderten Reportagen verzichtet.

Im „Rasenden Reporter" fehlen daher fünf Texte. „Drei Wochen als Hopfenpflücker ins Saazer Land" ist unter dem Titel „Als Hopfenpflücker ins Saazer Land" bereits in Band II/1 der Gesammelten Werke enthalten. Die Reportage „Dem Golem auf der Spur" wird in der Sammlung „Geschichten aus sieben Gettos" (Band VI) erscheinen. „Buchstabe ‚n' und die Weltgeschichte" ist unter dem Titel „Perverses Vorspiel" und „Die Mutter des Mörders und ein Reporter" unter dem Titel „Die Mutter des Mörders" in „Marktplatz der Sensationen" (Band VII) aufgenommen. „Feldpost nach dem Sturm" ist als Abschnitt aus dem Kriegstagebuch „Schreib das auf, Kisch!" in Band I zu finden.

Aus der Sammlung „Hetzjagd durch die Zeit" entfallen die schon in Band I zusammengefaßten dramatischen Arbeiten „Die Hetzjagd" und „Die Himmelfahrt der Tonka Šibenice" sowie der dem Kriegstagebuch entnommene Abschnitt „Winterlager einer geschlagenen Armee". Zurückgestellt wurden „Die Messe des Jack Oplatka" und „Der tote Hund und der lebende Jude", da sie Kisch später in die „Geschichten aus sieben Gettos" übernahm. Diese Sammlung wird in Band VI unserer Ausgabe erscheinen.

Die „Wagnisse in aller Welt" sind ebenfalls um einige Texte gekürzt. „Massaker im Fluß" ist wiederum ein Abschnitt aus dem Kriegstagebuch. „Schwefelbad in Grusien" und „Ein Vormittag zwischen Persien und Rußland" gehören in die thematisch abgeschlossene Sammlung „Zaren, Popen, Bolschewiken" (Band III), wo sie unter den Titeln „Seltsames Gehaben eines türkischen Bademeisters" und „Bunter Bilderbogen eines Vormittags in Eriwan" zu finden sind. Für das „Kriminalistische Reisebuch" wurde die Reportage „Politischer Kerker und eine Begegnung" zurückgestellt, sie heißt dort „Idylle im Haag". Ebenso entfällt die hier abgedruckte Komödie „Die Himmelfahrt der Galgentoni", die bereits in Band I unserer Ausgabe enthalten ist.

In das „Kriminalistische Reisebuch" übernahm Kisch in besonders starkem Maße einzelne Reportagen aus anderen Sammlungen. So entfallen auch hier die unter anderen Titeln in „Zaren, Popen, Bolschewiken" enthaltenen Reportagen „Moskauer Frauengefängnis" und „Rußlands schwerster Kerker: Lefortowo" (zusammen unter dem Titel „Männer und Frauen im Gefängnis"), „Prozeß über historische Prozesse" („Henker in Haft, Opfer befreit") und „Scheinbar eine Gerichtsverhandlung" („Erziehung durch den ‚Geschlechtskranken'"). Ferner blieben zwei aus „Wagnisse in aller Welt" übernommene Texte unberücksichtigt: „Vor dem Kadi und vor dem Strafsenat in Algier" und „Die Berliner Polizei und ihre Schaustücke", deren Titel dort lauten: „Justiz gegen Eingeborene" und „Die Polizei und ihre Beute". Drei weitere Reportagen reihte Kisch später in den „Prager Pitaval" ein, wo sie auch in unserer Ausgabe (Band II/2) stehen: „Das Humanistengrab im Arrest" („Komensky im Kasernenarrest"), „Eine Frau harrt des Mörders" („Eine Frau, die

auf Hugo Schenk wartet") und „Aus den Erinnerungen eines Kriminalreporters" („Stille Nacht, Heilige Nacht"). Im Nachlaß Kischs fand sich noch die korrigierte Abschrift einer 1930 veröffentlichten Reportage: „Das Kriminalkabinett von Lyon", die in eine geplante tschechische Ausgabe des „Kriminalistischen Reisebuchs" aufgenommen werden sollte. Sie wurde unserer Ausgabe hinzugefügt.

Wir waren bemüht, Orthographie und Interpunktion des Textes behutsam dem heutigen Gebrauch anzupassen. Die Zusammenstellung dieses Bandes und die Bearbeitung des Textes besorgte Edelgarde Oehlandt, die auch die Anmerkungen verfaßte.

Der ersten Ausgabe des „Rasenden Reporters" von 1925 stellte Kisch folgendes „Vorwort" voran:

Einleitend darf dieses Buch Bedeutung für sich beanspruchen, ohne daß damit ein Lob des Autors ausgesagt wäre. Im Gegenteil: „Ganz gewöhnliche oder platte Menschen können vermöge des Stoffes sehr wichtige Bücher liefern, indem derselbe gerade nur ihnen zugänglich war, zum Beispiel Beschreibungen ferner Länder, seltener Naturerscheinungen, angestellter Versuche, Geschichte, deren Zeugen sie gewesen oder deren Quellen aufzusuchen oder speziell zu studieren sie sich Mühe und Zeit genommen haben."

Die spärlichen Versuche, die gemacht werden, die Gegenwart festzustellen, die Zeit zu zeigen, die wir leben, leiden vielleicht daran, daß ihre Autoren eben nicht die „ganz gewöhnlichen Menschen" im zitierten Schopenhauerschen Sinne sind. Ihre Memoiren sind Rechtfertigungen, ihre Artikel sind Tendenz, ihre Bücher sind von ihrem Standpunkt geschrieben – also von einem Standpunkt.

Der Reporter hat keine Tendenz, hat nichts zu rechtfertigen und hat keinen Standpunkt. Er hat unbefangen Zeuge zu sein und unbefangene Zeugenschaft zu liefern, so verläßlich, wie sich eine Aussage geben läßt – jedenfalls ist sie (für die Klarstellung) wichtiger als die geniale Rede des Staatsanwalts oder des Verteidigers.

Selbst der schlechte Reporter – der, der übertreibt oder unverläßlich ist – leistet werktätige Arbeit: denn er ist von

den Tatsachen abhängig, er hat sich Kenntnis von ihnen zu verschaffen, durch Augenschein, durch ein Gespräch, durch eine Beobachtung, eine Auskunft.

Der gute braucht Erlebnisfähigkeit zu seinem Gewerbe, das er liebt. Er würde auch erleben, wenn er nicht darüber berichten müßte. Aber er würde nicht schreiben, ohne zu erleben. Er ist kein Künstler, er ist kein Politiker, er ist kein Gelehrter – er ist vielleicht jener „platte Mensch" Schopenhauers, und doch ist sein Werk „vermöge des Stoffes sehr wichtig".

Die Orte und Erscheinungen, die er beschreibt, die Versuche, die er anstellt, die Geschichte, deren Zeuge er ist, und die Quellen, die er aufsucht, müssen gar nicht so fern, gar nicht so selten und gar nicht so mühselig erreichbar sein, wenn er in einer Welt, die von der Lüge unermeßlich überschwemmt ist, wenn er in einer Welt, die sich vergessen will und darum bloß auf Unwahrheit ausgeht, die Hingabe an sein Objekt hat. Nichts ist verblüffender als die einfache Wahrheit, nichts ist exotischer als unsere Umwelt, nichts ist phantasievoller als die Sachlichkeit.

Und nichts Sensationelleres gibt es in der Welt als die Zeit, in der man lebt!

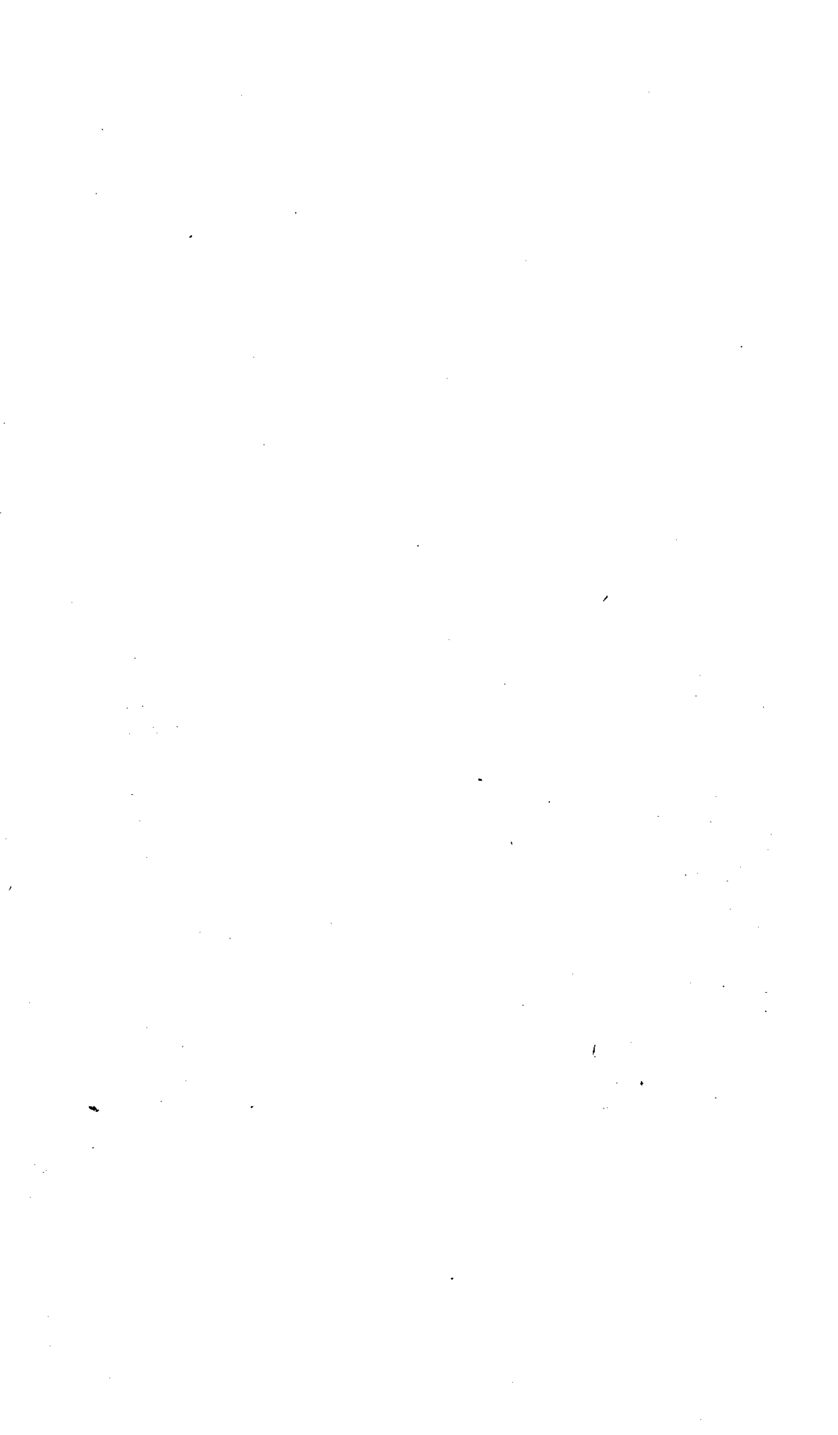
Der Reporter dient der Sensation – das liegt in dem Fremdwort, unter dem man sich den Berichterstatter amerikanischen Tempos denkt. Unamerikanisch ist vielleicht die Unabhängigkeit von der Augenblickswirkung, ist vielleicht der Wille zur Sachlichkeit, zur Wahrheit. Ist sie in diesem Buche gegeben?

Die nachstehenden Zeitaufnahmen sind nicht auf einmal gemacht worden. Subjekt und Objekt waren in verschiedensten Lebensaltern und in verschiedensten Stimmungen, als die Bilder entstanden, Stellung und Licht waren höchst ungleich. Trotzdem ist nichts zu retuschieren, da das Album heute vorgelegt wird.

Dieses Vorwort, am 1. Oktober 1924 in Berlin geschrieben, ist ein Dokument jenes Klärungs- und Wandlungsprozesses, den Kisch Mitte der zwanziger Jahre durchmachte. Daß sein theoretisches Bekenntnis zur Tendenzlosigkeit eines Reporters nichts gemein hatte mit einer unverbindlichen,

klassenindifferenten Beschreibung von Tatsachen und Ereignissen, dafür legt die überwiegende Mehrzahl der in diesem Band vereinigten Arbeiten aus nahezu zwei Jahrzehnten beredtes Zeugnis ab. Gleichwohl sind die hier vorgelegten Sammlungen Bücher des Übergangs. Das wird besonders deutlich an der unklaren kulturpolitischen Konzeption des Autors in der Mitte der zwanziger Jahre. Sie offenbart sich vor allem in einer argen Verzerrung des Goethe-Bildes. Von der entschiedenen Opposition gegen den spätbürgerlichen sterilen Goethekult ausgehend (er wird drastisch enthüllt im „Naturschutzpark der Geistigkeit"), läßt sich Kisch – aus der Perspektive des Schützengrabens „im vierten Weltkriegsjahr" – zu einem unsachlichen und völlig ungerechtfertigten Angriff auf Goethes Werk und Persönlichkeit hinreißen, zu einer Neuauflage jenes Zerrbildes vom „kriecherischen Fürstendiener", wie wir es seit Ludwig Börnes kleinbürgerlich-radikalen Attacken kennen.

Band V unserer Ausgabe bildet das entwicklungsgeschichtliche Bindeglied zwischen dem Früh- und dem Spätwerk des Autors. Während Kischs frühe Reportagen Not und Elend, Verbrechen und Prostitution als anklagende Symptome der kapitalistischen Gesellschaft signalisieren und sich auf das Milieu des Kleinbürgertums und des Lumpenproletariats beschränken, spürt er in den Kriegs- und Nachkriegsarbeiten stärker sozialen Zusammenhängen nach und widmet dem Industrieproletariat und dessen Lebensbedingungen immer häufiger seine Aufmerksamkeit. Kisch, der inzwischen an die Seite der Arbeiterbewegung gefunden hat, fixiert dabei sehr wohl seinen „Standpunkt" und spricht sein Engagement für das revolutionäre Proletariat unumwunden aus („Stahlwerk in Bochum, vom Hochofen aus gesehen"). Aus diesen Ansätzen, die sich allenthalben finden, erwächst dann Kischs Buch über die Sowjetunion: „Zaren, Popen, Bolschewiken", in dem sich seine marxistische Weltanschauung erstmals artikuliert und mit dem er Positionen des sozialistischen Reporters erreicht – Positionen, die sein Spätwerk bestimmen.



ANMERKUNGEN

Der rasende Reporter

7 *Embankment* – (engl.) Kai.
Lodging Houses – (engl.) Logierhäuser, Pensionen.
County Council – (engl.) Grafschaftsrat.
Casual Wards – (engl.) Obdachlosenasyle.
9 *Court* – (engl.) Gericht.
Farthing – (engl.) Kleinste englische Münze, $^1/_4$ Penny.
10 *Police Court* – (engl.) Polizeigericht.
Danny Rowlett ... – (engl.) Danny Rowlett bürgte für mich.
25 *A. Lanna 8* – In der Buchausgabe „Der rasende Reporter" von 1925 trägt das Schiff die Bezeichnung „A. Lanna 6".
27 *Lupanar* – (lat.) Bordell.
31 *Já byl* – (tschech.) Ich war.
pane – (tschech.) mein Herr.
33 *„ergriff mich die Flut und riß mich nach oben"* – „Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben, / Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben." (Schiller, „Der Taucher".)
c'est trop – (franz.) das ist die Höhe.
34 *Reknou tem parchentum ...* – (tschech.) Sagt den Bankerts, daß wir aus Manina sind, damit sie's wissen.
37 *hokynář* – (tschech.) Krämer.
39 *píchej vodu!* – (tschech.) stake!
40 *Nech' me* – (tschech.) Ach, laß.
41 *Jeanne Sebus, jeune fille de 17 ans* – (franz.) Johanna Sebus, ein junges Mädchen von 17 Jahren. – Goethe schrieb im Mai 1809 das Gedicht „Johanna Sebus" mit dem Untertitel „Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen Guten aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham Hülfe reichend unterging". Das Denkmal wurde 1811 enthüllt.
44 *Uz jó!* – (tschech.) Na ja!
Deláme vodu – (tschech.) Wir machen Wasser.
45 *General Headquarter, British Forces of the Rhine* – (engl.) Hauptquartier der britischen Rheinarmee.
46 *Rhine Forces Officers' Club* – (engl.) Offiziersklub der Rheinarmee.

46 *Church army* – (engl.) Kirchenarmee; 1882 gegründete Gesellschaft für Innere Mission innerhalb der anglikanischen Kirche.
Salvation army – (engl.) Heilsarmee.
To the Blue Lamp Houses – (engl.) Zu den Häusern mit blauen Lampen.
The British Rhine Army Dramatic Co. ... – (engl.) Die dramatische Gesellschaft der britischen Rheinarmee spielt „Pygmalion", ein Schauspiel in fünf Akten von G. B. Shaw; Mrs. Patrick Campbell als Eliza Doolittle.
47 *Cerevis* – Kneipmütze der Studenten.
48 *Pioupious* – (franz.) Umgangssprachlich für: französische Soldaten.
51 *munifizent* – freigebig.
Douceur – (franz.) Trinkgeld.
52 *ABOAG* – Allgemeine Berliner Omnibus-Aktien-Gesellschaft.
53 *dos à dos* – (franz.) Rücken an Rücken.
55 *marché aux puces* – (franz.) Flohmarkt.
Chiffonniers – (franz.) Lumpensammler.
56 *„Es ist sonderbar ..."* – Heinrich Heine, „Französische Zustände", Artikel VI (Paris, 19. April 1832).
Châtelet – Platz vor dem Pariser Gerichtshof.
„Der Generalmarsch erscholl ..." – Heinrich Heine, „Französische Zustände", ebenda.
Périer – Casimir Périer (1777–1832), französischer Staatsmann und Bankier.
57 *Myrmidonen* – Polizisten, Soldaten, die einem bestimmten Manne dienen. Ursprünglich Angehörige eines südthessalischen Volksstammes, der nach der griechischen Sage mit Achilles vor Troja kämpfte.
Rien ne se perd! – (franz.) Nichts geht verloren!
58 *Bouquinistes* – (franz.) Antiquare, die ihre Bücher vom Bücherkarren verkaufen.
Gambetta – Léon Gambetta (1838–1882), französischer Politiker.
Eh, mon vieux ... – (franz.) He, alter Junge, das sind Latschen, willst du welche? Nimm ein Paar davon; ich laß sie dir für sechs Sous.
Laisse-les moi pour vingt centimes – (franz.) Laß sie mir für zwanzig Centimes.
59 *Combien ça?* – (franz.) Wie teuer ist das?
Cette boîte de construction? Quatre sous – (franz.) Dieser Baukasten? Vier Sous.

59 *Dis ton prix alors!* – (franz.) Sag du nun deinen Preis!
Deux sous – (franz.) Zwei Sous.
Emporte la, va! – (franz.) Nimm ihn mit, meinetwegen!
60 *Brocante* – (franz.) Trödel.
Sale cochon ivre, va! – (franz.) Dreckiges, betrunkenes Schwein, du!
Wo wird einst des Wandermüden... – Heinrich Heine, „Wo?"; es heißt: „Unter Linden an dem Rhein?"
63 *Scali da Construzioni* – Scale da costruzione: (ital.) Schiffswerften.
64 *Mitrailleuse* – (franz.) Maschinengewehr.
66 *Laer mig, o Skov...* – (dän.) Lehre mich, o Wald, warum deine gelben Blätter im Herbste fröhlich verwelken: Ein besseres Frühjahr kommt!
67 *København Boldklubben* – Kopenhagener Fußballklub.
Goalman – (engl.) Torwart.
69 *Det er en Liden Tid...* – (dän.) Noch eine kleine Zeit, / So ist's gewonnen! / So ist der ganze Streit / Ins Nichts entronnen. (Übers. von E. Krüger und E. Geismer, in: E. Geismer, Sören Kierkegaard, Göttingen 1929.)
73 *enough* – (engl.) genug.
74 *in die la maing* – Verballhorntes Französisch: in die Hand.
75 *That's terrible!* – (engl.) Das ist fürchterlich!
76 *ich bin very sorry, that* – (engl.) es tut mir sehr leid, daß.
for really gentlemen – (engl.) für wirkliche Gentlemen.
Excuse me – (engl.) Entschuldigen Sie.
84 *Ludwig Kossuth* – Lajos Kossuth (1802–1894), Führer der demokratischen Unabhängigkeitsbewegung und der bürgerlichen Revolution 1848/49 in Ungarn.
Minbarkanzel – Predigerkanzel in den Moscheen.
Dschamih – Hauptmoschee.
85 *Rachatlokum* – Türkische Süßigkeit.
Dschihad akbar – (arab.) Feiertag des Heiligen Krieges der Mohammedaner.
Contre-Escarpen – Wallanlagen.
89 *Seamen* – (engl.) Seeleute.
93 *Cività vecchia* – (ital.) Altstadt.
Why do you want even this? – (engl.) Warum wollen Sie gerade das haben?
That's the picture of a murdered chinaman – (engl.) Das ist das Bild eines ermordeten Chinesen.
Chinese Seamen licensed Boarding House – (engl.) Behördlich zugelassene Pension für chinesische Seeleute.
Bric-à-brac – (franz.) Trödel.

94 *Firemen? You want firemen?* – (engl.) Heizer? Brauchen Sie Heizer?

95 *Dreadnought* – (engl.) Fürchte nichts. Name des ersten britischen Großkampfschiffes (1906); später auf andere Kriegsschiffe dieses Typs übertragen.

103 *Lombroso* – Cesare Lombroso (1836–1909), italienischer Irrenarzt.

Gall – Franz Joseph Gall (1758–1828), Anatom und Phrenologe.

105 *trepanieren* – den Schädel durch Bohrer (Trepan) öffnen.

107 *Shipping Exchange* – (engl.) Schiffahrtsbörse.

108 *Straits Settlements* – (engl.) Meerengen-Niederlassungen; von 1826 bis 1946 britische Kronkolonie auf der Malaiischen Halbinsel.

111 *Book of casualties* – (engl.) Buch der Verluste.

112 *Underwriters* – (engl.) Versicherungsbeamte.

Time Chartering – (engl.) Mieten eines Schiffes oder eines bestimmten Schiffsraums auf Zeit.

113 *Kommunistische Arbeiterpartei* – Linksradikale Abspaltung der KPD; bildete sich 1920 aus den auf dem III. Parteitag der KPD ausgeschlossenen kleinbürgerlichen, sektiererischen Elementen und den von ihnen vorübergehend beeinflußten Arbeitern. Von Lenin in der Schrift „Der ‚linke Radikalismus', die Kinderkrankheit im Kommunismus" kritisiert.

Allgemeine Arbeiterunion – Der Kommunistischen Arbeiterpartei nahestehende kleinbürgerliche, sektiererische Gewerkschaftsorganisation.

116 *Ballestrem* – Franz von Ballestrem (1834–1910), konservativer deutscher Politiker.

117 *Sarah Bernhardt* – Sarah Bernhardt (1844–1923), französische Schauspielerin.

119 *Vête citat po englicky?* – Vĕte čítat' po anglický?: (slowak.) Können Sie englisch lesen?

120 *Landingmoney* – (engl.) Einwanderungsgebühr.

Zupan – Gerichtsbeamter.

121 *Yvette Guilbert* – Yvette Guilbert (1867–1944), französische Chansonsängerin und Schriftstellerin.

Il était un roi d'Yvetot ... – Erste Strophe des Liedes „Le roi d'Yvetot" von Pierre-Jean de Béranger. Sie lautet in der Übertragung von Martin Remané: Einst war – es klingt wie eine Mär – / In Yvetot ein König, / Der konnte schlafen wie ein Bär, / Von Ruhmsucht hielt er wenig. / Man sagt, daß ihn gekrönt einst hätt / Mit einer Zipfelmütz im Bett

Jeanette ... (Pierre-Jean de Béranger, „Lieb war der König, oh-la-la!", Berlin 1959.)

122 *Ba ne* – (tschech.) I wo, keineswegs.

124 *Société Générale des Travailleurs du Bâtiment* – (franz.) Allgemeiner Gewerkschaftsverband der Bauarbeiter.

Vive la IIIième Internationale! – (franz.) Es lebe die III. Internationale!

Uprka – Joža Úprka (1861–1940), tschechischer Maler.

127 *Dortoirs* – (franz.) Schlafräume.

132 *Zivio-Ruf* – Hochruf.

133 *Skipetaren* – Albaner.

Arnauten – Türkische Bezeichnung für die Albaner.

Malissoren, Gegen, Tosken – Volksgruppen der Albaner.

Oh, je suis charmé ... – (franz.) Oh, ich bin entzückt, Herr Präsident! – Sie kennen mich?

König Nikita – Nikita I. (1841–1921), von 1860 bis 1910 Fürst, von 1910 bis 1918 König von Montenegro.

134 *Marié? Moi et marié! ...* – (franz.) Verheiratet? Ich und verheiratet! Nein, mein Herr, ganz und gar nicht!

Cochons – (franz.) Schweine.

Mais, que faire – (franz.) Aber, was tun.

135 *Gymnase* – (franz.) Sportplatz.

138 *Séance mystérieuse* – (franz.) Geheimnisvolle Sitzung.

Dreamland – (engl.) Traumland.

The greatest illusionist of the world – (engl.) Der größte Zauberkünstler der Welt.

139 *Prestidigitation* – Taschenspielkunst.

148 *Urgichte und Urteln* – Geständnisse und Urteile.

149 *optima fide* – (lat.) im besten Glauben.

153 *Hightories* – (engl.) Angehörige des Hochadels.

Breakfast – (engl.) Frühstück.

156 *Bertillonage* – Nach dem französischen Anthropologen Alphonse Bertillon (1853–1914) benanntes Verfahren zur Wiedererkennung rückfälliger Verbrecher und zur Identifizierung unbekannter Leichen.

160 *Notices to the mariners* – (engl.) Hinweise für Seeleute.

Avvisi ai naviganti – (ital.) Hinweise für Seeleute.

162 *habitant in fine oppidi Gyula* – (lat.) sie wohnen an der Grenze der Stadt Gyula.

169 *honorabilis dominus Johannes ...* – (lat.) ehrenwerter Herr Johannes, Pfarrer an der Kirche zum Heiligen Kreuz, in der Stadt Wardein ansässig.

170 *Brangwyn* – Frank Brangwyn (1867–1956), englischer Maler und Graphiker.

177 *Divide et impera* – (lat.) Teile und herrsche.
186 *Ralliierungsplatz* – Sammelplatz.
188 *Whitebait* – (engl.) Kleiner Weißfisch.
190 *Tube* – (engl.) Untergrundbahn.
191 *bacon and eggs* – (engl.) Speck und Eier.
192 *Mackintosh* – (engl.) Regenmantel.
193 *Four Pence Diningrooms* – (engl.) Vier-Pence-Speisegaststätten.
194 *Wharves* – (engl.) Lagerhäuser, Werften.
196 *the mistakes of Charles Marx* – (engl.) die Fehler von Karl Marx.
205 *Auferas malum e medio populi tui* – (lat.) Du schaffst das Böse aus der Mitte deines Volkes fort.
Fiat iustitia et pereat mundus – (lat.) Gerechtigkeit geschehe, und sollte die Welt dabei zugrunde gehen.
Geßler – Otto Geßler (1875–1955) war als Reichswehrminister (von 1920 bis 1928) wesentlich an der Wiederaufrüstung beteiligt.
207 *Cuno* – Wilhelm Cuno (1876–1933), Reichskanzler von 1922 bis 1923; gab durch Nichteinhaltung der Reparationsbestimmungen den französischen Imperialisten den Vorwand, 1923 das Ruhrgebiet zu besetzen.
210 *Au rendezvous de l'aviation* – (franz.) Zum Treffpunkt des Flugwesens.
L'aéronaute joyeux – (franz.) Der fröhliche Luftschiffer.
211 *Il se disait ...* – (franz.) Er sagte sich: Donnerwetter, so geht das kaum.
Messageries Aériennes – Französische Luftfrachtunternehmen.
212 *Arrivé* – (franz.) Ankunft.
Départ – (franz.) Abfahrt, Abflug.
214 *Pour maladie de mer* – (franz.) Für Seekrankheit.
219 *Ephialtes* – Verräter, nach dem Griechen Ephialtes, der den Persern 480 v. u. Z. den Weg gezeigt haben soll, auf dem sie den Griechen bei Thermopylä in den Rücken fielen.
inter seditionis turbas rapta – (lat.) während der Wirren des Aufstands geraubt.
220 *Maison de la dernière cartouche* – (franz.) Haus der letzten Patrone.
221 *Monsieur Meyer ...* – (franz.) Herr Meyer, ich frage Sie, haben Sie in diesem Hause gekämpft? – Nein, mein Herr, weil ich 1870 erst zehn Jahre alt war.
226 *Rough Riders* – (engl.) Verwegene Reiter.
Scouts – (engl.) Pfadfinder.

227 *Vis major* – (lat.) Höhere Gewalt.
230 *Patriae ac humanitate* – (lat.) Für Vaterland und Humanität.
231 *Hugo Schenk* – Vgl. „Eine Frau, die auf Hugo Schenk wartet" in der Sammlung „Prager Pitaval" (Band II/2, S. 34 ff.).
232 *Dr. Kramer* – Karel Kramař (1860–1937), tschechischer bürgerlicher Politiker, erster Ministerpräsident der ČSR.
233 *Friedrich Adler* – Friedrich Adler (1879–1960), revisionistischer Führer der österreichischen Sozialisten; verübte 1916 das Attentat auf den österreichischen Ministerpräsidenten Graf Stürgkh, wurde zum Tode verurteilt, später begnadigt.
235 *ein Stück von Georg Kaiser* – „Von morgens bis mitternachts" (1916).
243 *Ego fui – tu eris* – (lat.) Ich bin gewesen, auch du wirst es sein.
244 *Boul Mich* – Boulevard Michel.
245 *C'est sous votre puissante protection ...* – (franz.) Nur mit Eurer kräftigen Hilfe, o Unsere Liebe Frau von Sainte-Espérance, kann ich mein letztes Jahr bestehen.
Reconnaissance à St-Joseph ... – (franz.) Dem heiligen Joseph in Dankbarkeit für meine Prüfung im Zivilrecht. Ein Schüler des Lehrerseminars.
Saint-Joseph! Merci pour mon succès ... – (franz.) Heiliger Joseph! Dank für meinen Erfolg beim Examen in öffentlichem Recht. Ein Lizentiat der Rechte.
saxa loquuntur – (lat.) die Steine reden.
246 *Témoignage de reconnaissance à la Sainte-Vierge ...* – (franz.) Beweis der Dankbarkeit für die Heilige Jungfrau von einer Mutter für drei Söhne und Militärschüler.
247 *Corvé* – corvée: (franz.) Abkommandierung zur Arbeit, Fron.
248 *most honourable* – (engl.) höchst ehrenwert; Ehrentitel für die Söhne hoher Adeliger.
250 *Scoglien* – (ital.) Klippen.
Zattera – (ital.) Floß.
254 *Yoshiwara* – Vergnügungsviertel in Tokio.
256 *Lavater* – Johann Kaspar Lavater (1741–1801) schrieb „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" (1775–1778).
259 *La maison de Balzac* – (franz.) Das Haus von Balzac.
il m'a fallù ... – (franz.) es erschien mir nötig, daß ich sehr schnell auszog, um mich dort einzunisten, wo ich bin.
260 *Gozlon* – Léon Gozlan (1803–1866), französischer Schriftsteller.

261 *Imprimerie* – (franz.) Druckerei.
Ici un Rembrandt – (franz.) Hier ein Rembrandt.
267 *Zangwill* – Israel Zangwill (1864–1926), englischer Schriftsteller.
Buttonhole-Finisher – (engl.) Knopflochschneider.
vom „bidnen Arbeiter" – vom „unglücklichen Arbeiter".
horewanie – (jidd.) Arbeit.
Bocher – (jidd.) junger Mann, Talmudstudierender.
268 *Mackay* – John Henry Mackay (1864–1933) schrieb den Roman „Die Anarchisten" (1891).
Waiter – (engl.) Kellner.
273 *trefe* – treife: (jidd.) unrein.
277 *ut aliquid marktfieri videatur* – Wortspiel zu: ut aliquid fieri videatur: (lat.) damit es so aussieht, als ob etwas geschehe; hier etwa: damit es so aussieht, als ob Markt sei.

Hetzjagd durch die Zeit

282 *RMS* – Reichsmarineschiff.
W'haven – Wilhelmshaven.
302 *Prodeja pica i jediva* – Prodaja pića i jela: (serbokroatisch) Verkauf von Getränken und Speisen.
305 *Kr. C. Ministarstvo unutrašnich diela* – Kr. C. ministarstvo unutrašnjich djela: (serbokroatisch) Königliches Innenministerium. Kisch meint wahrscheinlich das Außenministerium.
Ministère royal des affaires étrangères – (franz.) Königliches Außenministerium.
306 *Novinar iz Praga* – (serbokroatisch) Journalist aus Prag.
d'accepter un recueil authentique de la situation – (franz.) einen authentischen Bericht über die Situation zu erhalten.
307 *Na zdar!* – Nazdar!: (tschech.) Heil!
312 *Kuća* – (serbokroatisch) Haus, Hütte.
335 *Anima* – (lat.) Atem, Seele, Leben.
340 *„Monna Vanna"* – Das historische Drama „Monna Vanna" des belgischen Dichters Maurice Maeterlinck (1862–1949) erschien 1902.
342 *Baon* – Bataillon.
343 *how lovely* – (engl.) wie entzückend.
346 *Vetterligewehre* – Magazingewehre, nach dem Schweizer Büchsenmacher und Waffenfabrikanten Friedrich Vetterli (1822–1882).
347 *you understand?* – (engl.) verstehen Sie?
Sangue di artisti – (ital.) Artistenblut.
grande tradizione – (ital.) große Tradition.

347 *quartiere di guerra* – (ital.) Kriegsquartier.
ma Napoleone è stato vinto – (ital.) aber Napoleon ist besiegt worden.
in the same week – (engl.) in derselben Woche.
n'est-ce pas? – (franz.) nicht wahr?
nevvero – (ital.) nicht wahr?
348 *O no, I don't know nothing more* – (engl.) O nein, ich weiß nichts mehr.
portato in prigione – (ital.) gefangengenommen.
for a fortnight – (engl.) vierzehn Tage lang.
that's my wife – (engl.) das ist meine Frau.
Yes, I've two children – girls – (engl.) Ja, ich habe zwei Kinder – Mädchen.
349 *cominciare a lavorare* – (ital.) beginnen zu arbeiten.
strada – (ital.) Straße.
Pas du tout! – (franz.) Nicht im geringsten!
In contrario! – (ital.) Im Gegenteil!
350 *Andrea, portami tre palle ...* – (ital.) Andrea, bring mir drei Bälle, den grünen, den gelben und den geblümten, und zwei Stäbe, aber schnell!
sulla scena, toccare i miei Instrumenten – (ital.) auf die Bühne, berühren meine Geräte.
quando – (ital.) wenn.
354 *Bujen* – Teil des Ankerkopfes, an dem die Kette befestigt wird.
355 *Bohlen sodann zum Bord ...* – Homer, Odyssee, Fünfter Gesang, 252–255.
356 *Bio* – Tschechische Bezeichnung für Kino.
Výčep – (tschech.) Ausschank.
360 *White Chapel* – (engl.) Weiße Kapelle.
361 *Outsider* – (engl.) Außenseiter, hier: Fremde, Auswärtige.
Sweated work – (engl.) Arbeit für Hungerlohn, unterbezahlte Arbeit.
362 *Jarmilkes* – (jidd.) Samtkäppchen, die unter dem Hut getragen werden.
367 *Maringotte* – (franz.) Zweirädriger Karren mit Geländer und Sitzbänken.
369 *die dazische Heerfahrt* – Unter dem römischen Kaiser Trajan (98–117) wurden die Daker, die das Land zwischen unterer Donau und Dnestr bewohnten, unterworfen.
371 *la recherche de paternité est ordonnée* – (franz.) die Ermittlung der Vaterschaft ist angeordnet.
372 *A ta pražská porodnice ...* – (tschech.) Und diese Prager Gebäranstalt – Die ist schön gebaut – Nein, geahnt hätt ich

das niemals – Daß ich dort gefangen sein werde – Ihrer hundert Doktoren standen dort – Dort an meinem Bett – Nein, geahnt hätt ich das niemals – Daß sie mich fangen werden.

374 *venae sectio* – (lat.) operative Freilegung und Eröffnung einer unter der Haut liegenden Vene.
heska holka – hezká holka: (tschech.) hübsches Mädchen.
Chlorose – Bleichsucht.

375 *Palimpseste* – Handschrift, über deren alten, abgeschabten Text ein neuer geschrieben wurde.

377 *Parturiunt chontes* – (lat. und jidd.) Sie gebären Dirnen.
Uterus bicornis – (lat.) zweihörnige Leibesfrucht.

379 *Cavete* – (lat.) Hütet euch.
Sospiro – (ital.) Seufzer.

380 *Maxixe* – Brasilianischer Tanz, vor dem ersten Weltkrieg in Europa verbreitet.

385 *Riefler* – Siegmund Riefler (1847–1912), Konstrukteur von Präzisionspendeluhren.

393 *Navigare necesse est, vivere non necesse est!* – (lat.) Seefahren ist notwendig, leben ist nicht notwendig!

394 *viribus unitis* – (lat.) mit vereinten Kräften; auf den Namen des Schiffes anspielend.

397 *SMS* – Seiner Majestät Schiff.

405 *Jamones de Praga* – (span.) Prager Schinken.
Prague Hams – (engl.) Prager Schinken.
Jambon de Mayence – (franz.) Mainzer Schinken.

408 *Jambon de Prague, cuit dans son propre jus* – (franz.) Prager Schinken, gekocht im eigenen Saft.
Prague hams cooked in their own juice – (engl.) Prager Schinken, gekocht im eigenen Saft.

411 *kreneliert* – mit Schießscharten versehen.

412 *Bon pour se rendre en France* – (franz.) Gültig für die Einreise nach Frankreich.
Petite – (franz.) Gemeinheit.

413 *Aérienne* – Französische Fluggesellschaft.
FRA – Franco-Roumaine Aérienne, Französisch-Rumänische Fluggesellschaft.

414 *jako by nic* – (tschech.) als ob nichts wäre.
avis – (lat.) Vogel.

415 *C'est le Rhin* – (franz.) Da ist der Rhein.
Vu à l'entrée en France par avion ... – (franz.) Eingesehen beim Betreten Frankreichs auf dem Luftwege; Strasbourg, den 1. August; der Inspektor der Sonderpolizei.

423 *Hubičku* – hubička: (tschech.) Kuß.

423 *igozán gyönöry* – igazán gyönörű: (ungar.) hübsch fürwahr.
425 *„Lettres de mon moulin"* – (franz.) „Briefe aus meiner Mühle", Titel eines Erzählungsbandes von Alphonse Daudet (1840–1897).
Toches – (jidd.) Hintern.
427 *Gilles de Rais* – Gilles de Rais (1396–1440), Baron de Machecoul, Marschall von Frankreich, Urbild des Ritters Blaubart.
Poppina Sabina – Kisch meint vermutlich Poppäa Sabina, Frau des römischen Kaisers Nero, der ihretwegen seine frühere Frau Octavia ermorden ließ.
428 *enigmatisch* – rätselhaft.
Mailcoachs – (engl.) Postkutschen, Reisebusse.
430 *Monde* – (franz.) Welt.
Bal apéritif du matin – (franz.) Appetitanregender Ball am Morgen.
432 *Trois* – (franz.) Drei.
Huit ... Pair – (franz.) Acht ... Gerade.
Ceinture – (franz.) Gürtel.
435 *tommer doch* – könntest du sagen. Jüdische Redensart, durch die erwartete Einwände des Partners von vornherein entkräftet werden.
436 *Anticipando* – Vorwegnehmend.
437 *Quart, Prim, Terz* – Bezeichnungen für Fechthiebe.
sic transit gloria mundi – (lat.) so vergeht der Ruhm der Welt.
450 *Platten* – Rowdies.
452 *Séjour* – (franz.) Aufenthalt.
YMCA – Young Men's Christian Association: (engl.) Christlicher Verein junger Männer.
455 *Grundtvig* – Nikolai Frederik Grundtvig (1783–1872), dänischer Theologe, Historiker und Dichter.
465 *Bottines* – (franz.) Halbstiefel.
467 *amasirum vel meretricum* – Bordelle oder Dirnen.
470 *Sodová voda dra Zátky* – (tschech.) Sodawasser.
473 *Virgo immatriculata* – (lat.) Eingeschriebene Jungfrau.
Virgo immaculata – (lat.) Unbefleckte Jungfrau.
Pánečku – (tschech.) mein Herr.
477 *three men on the bummel* – (engl.) Drei Männer auf dem Bummel. Titel eines 1900 erschienenen Romans des englischen Schriftstellers Jerome K. Jerome (1859–1927).
483 *ὀλύμπια δώματ ἔχοντες* – (griech.) Im Olymp wohnen die Mächtigen; hier Wortspiel mit chontes: (jidd.) Dirnen.

490 *Désert* – (franz.) Wüste.
Arbi – Araber.
491 *Haïk* – (arab.) Mantelartiger Überwurf.
Kaid – Statthalter, Steuerbeamter.
495 *Décret sur l'administration des biens beylicaux* – (franz.) Dekret über die Verwaltung des Vermögens der Beys.
496 *Suks* – (arab.) Geschäftsviertel.
497 *Millerand* – Étienne-Alexandre Millerand (1859–1943), französischer Politiker, von 1920 bis 1924 Staatspräsident.
500 *Bindwieden* – Weidenbänder.
509 *als trunkenes Schiff* – Anspielung auf Arthur Rimbauds (1854–1891) Gedichtsammlung „Le bateau ivre" (Das trunkene Schiff) von 1871.
Proeflokal, Tapperij, Slijterij – (niederl.) Ausschank, Schenke.
510 *Vergunning* – (niederl.) Schankkonzession.
513 *indigène* – (franz.) Eingeborener.
Cour correctionelle – (franz.) Gerichtshof, Besserungsanstalt.
514 *in contumaciam* – (lat.) wegen Nichterscheinens.
518 *Schlapak* – šlapák: (tschech.) alter Tanz, Schieber.
520 *Vizinalbahn* – Feldbahn.
521 *Reveillon* – (franz.) Neujahrsfest, Mitternachtsschmaus.
523 *Buon anno* – (ital.) Prosit Neujahr.
524 *Voyageurs voyeurs* – (franz.) Reisende Zuschauer.
526 *Maatschappij* – (niederl.) Gesellschaft.
530 *König Salomonis' Psalm* – Altes Testament, Die Sprüche Salomos, 11, 1: „Falsche Waage ist dem Herrn ein Greuel, aber völliges Gewicht ist sein Wohlgefallen."
Snapshots – (engl.) Schnappschüsse.
532 *Chinese and Japanese Seamen licensed Boardinghouse* – (engl.) Behördlich zugelassene Pension für chinesische und japanische Seeleute.
534 *That's a tea house?* – (engl.) Ist das ein Teehaus?
535 *Get ready!* – (engl.) Seid bereit!
541 *Rumi* – (arab.) Franzose.
Tirailleure – Schützen.
Zuaven – Ursprünglich aus Algeriern, seit Mitte des vorigen Jahrhunderts vorwiegend aus Europäern gebildete algerische Fußtruppe der französischen Kolonialarmee.
Trieder – Fernglas.
545 *École de filles* – (franz.) Mädchenschule.

545 *sage femme diplomée* – (franz.) staatlich geprüfte Hebamme.
Chocolat au lait – (franz.) Milchschokolade.
Café de glace – (franz.) Eiskaffee.
boches – caboche: (franz.) Quadratschädel, schwerfälliger Mensch. Während des ersten Weltkrieges in Frankreich aufgekommene verächtliche Bezeichnung für deutsche Soldaten.
Patisserie – (franz.) Konditorei.
Boulangerie et Charcuterie – (franz.) Bäckerei und Fleischerei.
Brasserie au Forêt de l'Argonne – (franz.) Brauerei „Argonnerwald".

546 *General Hoffmann* – Max Hoffmann (1869–1927), seit August 1916 Chef des Generalstabes Ober-Ost; vertrat bei den Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk (Dezember 1917 bis März 1918) die annexionistischen Forderungen der Obersten Heeresleitung.

547 *Ferme* – (franz.) Bauernhof, Farm.

548 *Mannlicher mit Mauser* – Gewehre, nach den Waffentechnikern und Waffenfabrikanten Mannlicher und Mauser.

550 *des Fürsten Leibpferd* ... – Goethe, „Kampagne in Frankreich", 23. August 1792.
der mir immer ein freundlicher gnädiger Herr gewesen – Ebenda, 30. August.
durch gefällige, wohlwollende Kuriere – Ebenda, 3. September.
niemals ohne Vorräte ... – Ebenda, 22. September.
unserer verehrten Herzogin Amalie – Ebenda, 24. Oktober.
wie die Preußen ... – Ebenda, 23. August.

568 *Neerlangebroek / Die schrale hoek!* ... – (niederl.) Neerlangebroek / Die dürre Ecke! / Dort wohnen nur Edelleute / und Bettelleute, / Ritter und Brotbitter, / Dort gibt es nichts als Schlösser und Nester / Sterkenburg ist das beste.
Schimmelpenninck – Rutger Jan Schimmelpenninck (1765 bis 1825), niederländischer Politiker; 1805 von Napoleon für kurze Zeit als Regent in den Niederlanden eingesetzt.

569 *dem jetzigen Besitzer* – Dem am 10. November 1918 in die Niederlande geflohenen deutschen Kaiser Wilhelm II.

576 *Honved* – (ungar.) Heimwehr; die 1848 von Lajos Kossuth organisierte revolutionäre ungarische Nationalarmee.

577 *Entrevue* – (franz.) Zusammenkunft.

584 *Si vis pacem, para bellum* – (lat.) Wenn du den Frieden willst, bereite den Krieg vor.

586 *viragiert* – gebrochen.
594 *hanefitisch, malekitisch* – Zwei der vier orthodoxen islamischen Schulrichtungen.
597 *aschkenasische Juden* – Nach Aschkenasim, dem Namen eines Volkes aus dem Alten Testament; Bezeichnung für die aus Deutschland bzw. aus Mittel- oder Osteuropa stammenden Juden.
602 *Prefettura* – (ital.) Präfektur.
604 *pescatori* – (ital.) Fischer.
618 *Max Hölz* – Max Hölz (1889–1933) organisierte 1920 den bewaffneten Kampf der Arbeiter im Vogtland gegen den Kapp-Putsch und war einer der Führer des mitteldeutschen Aufstands 1921. Durch sein anarchistisches Auftreten schadete er der revolutionären deutschen Arbeiterbewegung. Auf Grund einer fingierten Mordanklage wurde Hölz 1921 von einem Sondergericht zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Kisch setzte sich für seine Freilassung ein; er schrieb die Aufsätze „Der Gefangene Max Hölz" und „Sieben Jahre Justizskandal Max Hölz" und gab 1927 Hölz' „Briefe aus dem Zuchthaus" heraus.

Kriminalistisches Reisebuch

626 *Kraljska srbska glavna Policija* – Kraljevska srpska glavna policija: (serbokroatisch) Königlich serbische Hauptpolizei.
Fundus instructus – (lat.) Wohlgeordneter Bestand.
632 *Cachot* – (franz.) Gefängnis.
633 *Donjon* – (franz.) Festungsturm.
636 *Beurs voor den Diamanthandel* – (niederl.) Diamantenbörse.
keep – (niederl.) Kerbe, Einschnitt; hier: gekerbt, eingeschnitten.
637 *Cachet* – (franz.) Siegel.
642 *Pellico* – Silvio Pellico (1789–1854), italienischer Dichter und Publizist, kämpfte für die Einigung Italiens; die Jahre der Kerkerhaft schildert er in seinem 1832 erschienenen autobiographischen Werk „Le mie prigioni" (Meine Gefängnisse).
652 *Mais, merde alors, qu'est que cela?* – (franz.) Aber, Scheißdreck, was soll das?
Dernière étape – (franz.) Letzte Etappe.
653 *Identification des Criminels ...* – (franz.) Identifizierung von Verbrechern durch Spuren von Poren.

INHALT

Der rasende Reporter

Hetzjagd durch die Zeit

Wagnisse in aller Welt

Kriminalistisches Reisebuch

